3 1761 03622 5779

Abraham Geiger

Das Judentum

3-1

765

ARCHIVAL - DEPOT OFFENBACH A. M.

PURCHASED FOR THE

University of Toronto Library

FROM THE

Joseph and Gertie Schwartz
Memorial Library Fund

FOR THE SUPPORT OF

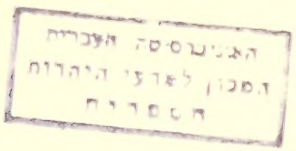
Jewish Studies

Das Judentum und seine Geschichte.

In vierunddreißig Vorlesungen

von

Abraham Geiger.



Unveränderter Abdruck der ersten Ausgabe.

BRESLAU 1910.
Verlag von Wilhelm Jacobsohn & Co.

NOV 15 1977
UNIV. OHIO

BM
155
G45
1910

Vorwort.

Zur hundertſten Wiederkehr des Geburtstags meines Vaters — 24. Mai 1910 — ſollen dieſe Vorleſungen eine Wiederbelebung erfahren. Sie waren urſprünglich in drei Bänden erſchienen: der erſte Band, Breslau 1864 (in 2. Auflage 1865), der zweite, daſelbſt 1865, der dritte 1871. Die in dem erſten Bande enthaltenen Vorleſungen waren im Winter 1863/64 in Frankfurt a. M., die in dem zweiten daſelbſt 1864/65, die in dem dritten zu Berlin 1870/71 gehalten. Dem erſten Bande war ein Anhang „ein Blick auf die neueſten Bearbeitungen des Lebens Jeſu (Renan und Strauß)", dem zweiten ein „offenes Sendſchreiben an Herrn Prof. Dr. H. J. Holtzmann", dem dritten gleichfalls ein Anhang unter dem Titel „Das Verhalten der Kirche gegen das Judentum in der neueren Zeit", nebſt einer Nachſchrift vom 30. April 1871, angefügt worden.

Dieſe Anhänge ſind bei dem Neudruck ausgelaſſen worden, teils, weil die Beigaben zum erſten und dritten Bande ſtreng genommen nicht in den Inhalt der Vorleſungen gehören, teils, weil die Aufnahme dieſer Beigaben den ſchon beträchtlichen Umfang des Bandes allzuſehr belaſtet hätte.

Sonſt entſpricht der Wiederabdruck durchaus der urſprünglichen Ausgabe. Ich hielt mich weder zu Verbeſſerungen etwaiger Irrtümer, noch zu Auslaſſungen oder Zuſätzen berechtigt. Nur offenbare Druckfehler wurden getilgt und einzelne kleine Zuſätze aus dem Handexemplar hinzugefügt.

Die Vorlesungen erfreuten sich bei dem Publikum, vor dem sie gehalten wurden, großen Anklangs, fanden auch, wie die zweite Auflage des ersten Bandes bekundet, bei den Lesern, nicht nur den jüdischen, außerordentlichen Beifall und übten eine nachhaltige Wirkung aus. Sie sind bei dem Verleger längst vergriffen, kommen in Antiquariatskatalogen selten vollständig und dann nur zu hohen Preisen vor. Da mir das Verlangen nach einer neuen Auflage wiederholt ausgesprochen wurde, so hielt ich mich für verpflichtet, diesen Neudruck als Festgabe zum Säkulartage zu veranstalten. Er möge dazu beitragen, das Andenken an den tiefgründigen Gelehrten, den mutigen Kämpfer, den feinsinnigen Darsteller zu erhalten und zu beleben.

Berlin, Juli 1909. Ludwig Geiger.

Inhaltsverzeichnis.

Erſte Abteilung: Bis zur Zerſtörung des zweiten Tempels.

Seite

1. Das Weſen der Religion 1
2. Die Religion im Altertume und die Religion im Judentum. 12
3. Die Offenbarung. 28
4. Nationalität. Sklaverei. Stellung der Frauen. . . . 38
4. Opferdienſt und Prieſtertum. Geteiltes Volkstum. . . 50
6. Exil und Rückkehr. Tradition. 66
7. Griechentum, Sadducäer und Phariſäer. 78
8. Sadducäer und Phariſäer. Zukünftige Welt. Hillel. . 93
9. Die Parteien. Entſtehung des Chriſtentums 109
10. Die Entwicklung des Chriſtentums 124
11. Das Chriſtentum als kirchliche Weltmacht. Der Bruch des jüdiſchen Volkstums 139
12. In der Zerſtreuung 150

Zweite Abteilung: Von der Zerſtörung des zweiten Tempels bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts.

13. Einleitung 167
14. Die Auflöſung des Staates und deren Folgen. Gottesdienſt. Volkstum und Glaube. Akiba 173
15. Akiba. Schriftdeutung. Miſchnah. Babyloniſche Gemara 189
16. Der Islam 209
17. Karäer. Erwachen der Wiſſenſchaft 224
18. Saadias 241
19. In Spanien 253
20. Erſte Hälfte des elften Jahrhunderts 270
21. Der Orient. Spanien von 1070—1140 288
22. Aben Eſra und Maimonides 305
23. In Deutſchland und Frankreich 330
24. Italien und Provence 347

Anmerkungen 363

Dritte Abteilung: von dem Anfange des dreizehnten bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

25. Das Judentum als historische geistige Macht. Rückblick und Ausblick 369
26. Die Neugeborenen 390
27. Der Kampf über Maimonides, seine Schriften und Lehren 403
28. Die Philosophie und ihre Gegner 421
29. Die Mystik 437
30. Beteiligung an der Volksliteratur 453
31. Stellung zum Christentum. Abfall und Abwehr . . . 467
32. Tieferes Sinken. Vorbereitung zur Heilung 489
33. Humanismus und Reformation 505
34. Das sechzehnte Jahrhundert 522

Erste Abteilung:

Bis zur Zerstörung des zweiten Tempels.

1.

Das Weſen der Religion.

Wenn ich mir Ihre Aufmerkſamkeit erbitte für eine Reihe von Vorträgen über Judentum, das tiefere Weſen desſelben, ſeine Ausbildung und Entwickelung, ſein Verhältnis zu anderen ähnlichen Erſcheinungen in der Geſchichte, die Aufgabe, die es zu erfüllen übernommen und wie es ſie erfüllt hat, die Aufgabe, die ihm noch weiter geblieben iſt, ſowohl für die Gegenwart, als auch für eine lange Zukunft, ſo darf wohl dieſer Gegenſtand als eine großartige weltgeſchichtliche Erſcheinung Teilnahme fordern. Eine großartige weltgeſchichtliche Erſcheinung, und zwar nicht blos in dem Sinne, daß das Judentum, wie ſo manche geſchichtliche Erſcheinung in die Welt eingetreten iſt für eine beſtimmte Zeit und während derſelben eine große Wirkſamkeit entfaltet hat, aber als ein Zeitliches der Zeit dann verfallen und zu bloß geſchichtlicher Betrachtung geworden iſt oder wird. Nicht in dieſem Sinne! Weltgeſchichtliche Erſcheinung dürfen wir es nennen, als eine Inſtitution, die hinaufragt in jene Zeit, von der an erſt geſchichtliches Bewußtſein in die Welt eingetreten iſt, als es nicht bloß Jahrtauſende hindurch ſeinen Beſtand bereits feiert und noch beſteht, ſondern indem es gewiſſermaßen als ewiger Wanderer durch die Geſchichte hindurch gezogen iſt, die Geſchichte immerfort begleitet, von ihren Uranfängen bis zur Gegenwart mitwirkt. Eine weltgeſchichtliche Erſcheinung, indem es aus ſich heraus ähnliche Erſcheinungen erzeugt hat, das Chriſtentum und den Islam, ſie als großartige Mächte in die Geſchichte hineingeworfen hat, die umgeſtaltend, belebend auf große Kreiſe wirkten, maßgebend in der ganzen Richtung des Geiſtes, in der ganzen Entwickelung der Verhältniſſe, und ſo auch das Judentum vermittelſt ihrer. Und trotzdem, daß das Juden-

tum eine solche weltgeschichtliche Erscheinung ist, eine solche großartige Bedeutung in Anspruch nehmen darf, trotzdem oder vielleicht gerade deshalb sind die Urteile darüber ungemein abweichend; ja es wird dem Judentume die Bedeutung überhaupt entweder ganz und gar oder doch bereits für eine lange Zeit oder wenigstens für die Gegenwart abgesprochen.

Das Judentum, so sagt man zunächst, ist Religion, ist eine der verschiedenen Arten, wie die Religion in dem Menschenleben, in der Geschichte auftritt; Religion selbst aber ist ein bereits überwundener Standpunkt. Ueber ein trübes, dunkles Glauben, über Annahmen, die nicht bewiesen werden können, nicht bewiesen werden sollen, deren sich der menschliche Geist nicht bemächtigt, die sich seiner bemächtigen und ihn untertänig zu machen suchen, über diese Vorstellungsart sind wir längst hinaus. Das mag für eine Zeit gegolten haben, als die Menschheit noch in den Anfängen lebte, noch in Versuchen umhertastete, sich die umgebende Welt klar zu machen, während ihr die Voraussetzungen fehlten, durch welche sie zur Erkenntnis gelangen konnte. Wir aber sind die Wissenden, sind bereits zu einer Stufe emporgeklommen, die uns gestattet, mit der vollsten Bestimmtheit unser Urteil abzugeben, so daß wir zu einem bloßen Glauben und uns Unterwerfen durchaus nicht mehr geeignet sind. Doch sei es auch, daß die Religion auch in unserer Zeit noch einige Berechtigung hat, daß sie höhere Wahrheiten umschließt, die der Mensch aus seinem Geist erzeugt, höhere Wahrheiten über Gott, den menschlichen Geist, die Freiheit des Willens, Unsterblichkeit, Tugend u.s.w., daß diese Wahrheiten wohl geordnet, zusammengefügt als ein System der Religion bezeichnet werden können; aber welche Geltung kann der Anspruch haben, den doch eigentlich das Judentum erhebt und nach ihm andere Religionen, der Anspruch auf Offenbarung, wonach diese Wahrheiten an den menschlichen Geist herangekommen sind, nicht aus ihm erzeugt, der Anspruch, daß auf eine ungewöhnliche Weise diese Wahrheiten in der Menschheit erschienen seien und so sich fortgeerbt haben, ohne von jedem Geschlecht neu erzeugt zu werden. Wir haben uns die Autonomie des Geistes erkämpft; alle gegen sie sich erhebenden Ansprüche, wie das Judentum sie erhebt, sind un-

berechtigt, um so mehr, wenn sich gar die trübe Beimischung der *Tradition* noch hinzugesellt, wenn auch diese als Wahrheit mit aufgenommen werden soll. Oder wirft das Judentum etwa Offenbarung und Tradition weg? Will es sich mit dem Ruhm begnügen, *zuerst* mit jenen hohen Wahrheiten aufgetreten zu sein, die ein Eigentum der Menschheit geworden sind, daß in ihm zuerst klar ausgesprochen wurden Gedanken, die für die ganze Menschheit bestimmt und in sie auch vollständig eingedrungen sind? Wohl! Mag es immerhin dieses Ruhmes sich erfreuen. Und dennoch kann ihm, so fährt man fort, auch dieser Ruhm nicht unverkümmert bleiben. *Unvollkommen* treten die Wahrheiten in ihm auf; erst andere spätere Religionen haben dieselben vertieft, sie in volle Klarheit gesetzt, auf der einen Seite die Lücken in großartiger Weise ausgefüllt und anderseits das Ueberflüssige beseitigt und das Irrige berichtigt. Das Judentum ist demnach *antiquiert*, ist eine Ruine, die sich erhalten hat für einen kleineren Kreis, die aber keineswegs eine bestimmende Macht mehr ist, sein geistiges Leben ist als ein verkümmertes zurückgeblieben, während die anderen Religionen hinausgeschritten sind und ihre Macht über die Welt verbreitet haben. Das Judentum ist einem kleinen Kreise verblieben, und so mag denn auch vielleicht, so fügt man hinzu, für diesen in einer gleichfalls bereits vergangenen Zeit, im Mittelalter, das Judentum noch seine Bedeutung gehabt haben, es war für seine Bekenner jedenfalls eine Trägerin geistigen und sittlichen Lebens. Zur Zeit, da Sonderungen in der Menschheit geltend waren, ein jeder kleinere Kreis sich abschloß und der Genosse eines solchen lediglich aus diesem Kreise seine Nahrung zog, hatte auch das Judentum seinen bestimmenden und seinen wohltätigen Einfluß. Darüber sind wir jedoch nun, namentlich die Denkenden, die eine höhere Stufe der Bildung einnehmen, weit hinweggeschritten; die Menschheit ist eine einige geworden, das geistige Leben, das Denken, Empfinden ist, wenn auch ein vielgestaltiges, dennoch seinem Wesen nach eines und dasselbe, die geistigen Schätze ein Gemeingut geworden der Menschheit, es genügt dem Einzelnen ein Mensch zu sein. Die Höherstehenden unter allen Parteien und Genossenschaften bilden eine Einheit; das Juden-

tum hat für die Gegenwart, für die, die auf der Höhe der Zeit stehen, seine Bedeutung eingebüßt.

Das sind mächtige und gewichtige Bedenken, die sich uns entgegenstellen. Treten wir näher an sie heran. Wohl soll der Denkende ohne Scheu den Zweifeln in das Auge blicken, sich nicht zaghaft vor ihnen verschließen, aber auch wenn die Zweifel entschieden als Behauptungen sich hinstellen, darf er nicht alsbald verzweifeln und sich ihnen gefangen geben.

Wir sind die Wissenden. Diesen Ausspruch stellt unsere Zeit in stolzem Bewußtsein gegenüber dem Ausspruche eines Weisen, von dem freilich gerühmt wird, daß er die Weisheit vom Himmel zur Erde gebracht habe, wenn er sprach, die höchste Stufe des Wissens sei, zu wissen, daß man nichts wisse. Wir sind in den zwei Jahrtausenden, seitdem dieser Spruch in die Welt gedrungen, mächtig vorgeschritten, und Erkenntnisse, die damals nicht geahnt wurden, sind gegenwärtig ein Gut, das bald allen angehört, bald jedenfalls denjenigen, die ernster der Forschung sich hingeben. Die Naturforschung hat Riesenschritte gemacht. Sie weiß nunmehr, was ehedem als unlösbare Stoffe betrachtet wurde, zu ersetzen, sie versteht es den Kräften nachzugehen, die da binden und lösen, sie weiß zu den flüchtigsten Bestandteilen vorzudringen, die Gesetze immer weiter zu verfolgen und auf höhere Gesetze zurückzuleiten. Wie weit sie noch kommen mag, wer kann es ahnen? Wie tief sie eindringen wird, wer will es ermessen? Sie hat die Geheimnisse belauscht, nach denen der Prozeß des Werdens und Vergehens vor sich geht, und hat sie nach Regeln und Gesetzen wohl geordnet. Und dennoch, wenn sie auch immer weiter vordringt, wie wir ihr durchaus Grenzen nicht setzen können, wird sie nicht an Einzelheiten gelangen, die sich nicht mehr auflösen lassen? wird sie nicht endlich bei einem Urstoffe anlangen, der immer Urstoff bleiben wird? zu einer Urkraft, die immer eine unfaßbare und unerklärliche bleibt? wird sie nicht immerdar Gesetze annehmen müssen, Anordnungen, die als bestehend vorausgesetzt werden müssen, ohne daß sie dieselben weiter zu begründen vermöchte? Ein Gesetz aber wird gesetzt, eine Ordnung wird angeordnet. Der menschliche Geist wird nicht bei der blinden Kraft

sich beruhigen, nicht sich damit befriedigen, daß er endlich, zu irgend einem Punkte gelangend, stille steht; er wird immer den ordnenden Geist, der es in solcher Weise hingestellt haben muß, ahnend durchblicken. Diesem Drange kann der Mensch, seiner eigenen Vernunft sich bewußt, nimmer widerstehen.

Die Natur zeigt sich uns in großer Mannigfaltigkeit von Wesen nach Ordnungen und Gattungen: sie sind von einander verschieden, greifen wohl in einander ein, gehen aber nicht in einander über. Die neuere Naturforschung hat kühne Schritte getan, zu ergründen, wie aus niederen Gattungen die höheren entstehen konnten, wie aus den unvollkommensten Organismen die höheren allmählich sich gestalten. Ob es ihr gelingen wird in dieses Geheimnis gleichfalls einzudringen, ob eine solche Erzeugung des einen aus dem andern als eine Wahrheit sich bekunden wird, — es ist das Amt der Naturkundigen, darüber jetzt oder in der Zukunft zu entscheiden. Allein soviel sehen wir, die Gattungen sind vorhanden, gehen nicht ineinander über, sie sind gesondert und bleiben gesondert. Dieselbe Kraft, die anfangs sie geschaffen, angeblich Eines aus dem Andern, sie müßte notwendig denselben Prozeß weiter verfolgen, müßte auch heute noch aus der Pflanze ein Tier erzeugen und immer weiter zu dem höheren Organismus vervollkommnen. Eine solche Erscheinung bietet uns die gegenwärtige Welt nicht dar, es bleibt vielmehr ein jedes innerhalb seiner bestimmten Grenzen, es bringt in seiner Art immer neue Einzelwesen hervor, aber in das andere geht keines über. Das ist demnach nicht eine notwendige forttreibende, das ist eine ordnende Kraft, die ein jedes nach seiner Eigentümlichkeit hinstellt und bewahrt, die nicht blind immer vorwärts stürmt, sondern welche die Natur als ein aus verschiedenartigen Teilen zusammengesetztes Ganzes erhält, so daß sie, eben so wie als Ganzes, so auch in ihrer Verschiedenartigkeit unwandelbar ist. Sie ist eben nach einem bestimmten *Willen*, nach einer *freiwaltenden Vernunft* geordnet und in dieser Ordnung erhalten, das ganze Universum ein Gefüge in seiner großen Mannigfaltigkeit dennoch vereinigt, verschiedenartige Teile und dennoch ein harmonisches Ganzes bildend. Das ist *Weisheit*, zweck- und planmäßige Anordnung, so daß

selbst zerstörende Kräfte als neubildende auftreten, um neue, edlere Schöpfungen entstehen zu lassen. Das ist ein Wirken der bewußten Vernunft, nimmermehr ein ohne Ziel hinaustreibendes. Es ist ein kühnes Wort, das einst ein großer Sternkundiger aussprach, als er sein Werk über den Himmel dem damals Höchststehenden überreichte. Auf des letzteren Befremden nämlich darüber, daß nirgends die Rede von Gott sei, sprach der Mann: Ich bedarf dieser Hypothese nicht. Allerdings hatte er nicht nötig, zur Erklärung der Gesetze und wie sie wirken, auch anzugeben, wie diese Gesetze entstanden sind und wer sie als ewige, unabänderliche hingestellt hat. Aber was der Mann des Faches bei Seite schieben kann, das kann der denkende Mensch nicht lassen, er muß eine höhere Ursache aufsuchen, die nach vernünftigen Gründen schafft.

Nicht die ihn umgebende Natur allein hat der Mensch zu erklären, er selbst muß miterklärt werden, er ist mit ein Stück der Natur, und in sich selbst einzudringen, bleibt eine Aufgabe, die er nicht von sich abweisen kann. Aber gerade sich selbst wird der Mensch das größte Rätsel, je mehr er über sich nachdenkt. Man hat zwar versucht, den Menschen ganz nahe hinanzurücken an ähnliche Wesen, man sprach von gewissen Affengattungen, die von den Menschen nur ein klein wenig entfernt seien. Da sei manche Affengattung, so sprach man, wie im Trübsinn befangen, als sei ein Sehnen in ihr, aus dieser beengten Befangenheit herauszukommen. Eine sinnige Betrachtung, wie ein Mensch sie in die Tierseele hineinlegt, aber auch wohl nur hineinlegt, wenn er die tierische Dumpfheit als Trübsinn auffaßt und darstellt. Die Entfernung zwischen den am vollkommensten organisierten Tieren und dem Menschen selbst bleibt eine Kluft, die durchaus unausfüllbar ist. Der Mensch, der trotz seiner nicht bedeutenden Kraft des Körpers, trotzdem daß er in körperlichen Beziehungen mannigfach nachsteht anderen Tieren, die gewaltiger und gewandter sind, der Mensch, der trotzdem der Herr der Erde, der ganzen Schöpfung geworden ist, der immer mehr und mehr sich alles untertan macht in der Natur und in der Tierwelt, der überall hin sich anschließt und alle Verhältnisse

sich zu unterwerfen weiß, — ihn nur im entferntesten in Parallele zu stellen mit irgend einem Tier, das abgeschlossen lebt, das immer auf derselben Stufe verbleibt, in eine bestimmte Weltgegend hingewiesen ist, das, ohne irgend wie einen Einfluß zu üben auf die übrige Gesamtschöpfung, dahingeht und keine Spur zurückläßt, — man muß bekennen, es sieht einem kindischen Trotze ähnlich, der seine eigenen Kostbarkeiten hinwegwirft und zertrümmert! Nein! der Mensch ist ein durchaus anders gearteter. Er, der an Raum und Zeit wie alles Körperliche und Irdische gebunden ist, der einzelne Mensch, der an einen bestimmten Boden geknüpft ist, der in einem kleinen Zeitteilchen sich bewegt, er überwindet dennoch wiederum Raum und Zeit in seinem Innern, er vermag sich in die entlegensten Gegenden zu versetzen, kann die Vergangenheit sich vorführen, die Zukunft ahnen, hat eine Vorstellung von dem, was die Gegenwart überragt. Das kann nicht am Körper haften. Der Körper ist räumlich, zeitlich, es kann aus ihm nichts hervorgehen, was Raum und Zeit überwindet. Der Mensch hat Erinnerung, er trägt in sich, was geschehen ist, vermag es sich zurückzurufen, aus seinem Gedächtnis die verschiedenartigsten Dinge hervorzuholen. Die Erkenntnis ist sein Eigentum geworden, er schreitet von der einen, die im sicheren Gewahrsam bei ihm ruht, zur andern fort. Aber wo, an welchem Teile seines Wesens haftet sie? Sprechen wir das Wort aus, das überhaupt nicht vorhanden wäre, wenn nicht das Ding vorhanden wäre: Geist. Der Mensch hat einen Geist, eine Fähigkeit in sich, die mit dem Körper wohl insofern zusammenhängt, als sie ihn bewegt, beseelt, die aber doch noch weit mehr ist, indem sie ihn zur vernünftigen Betrachtung hinführt, ihm einen Blick öffnet in Dinge, welche sein sinnlicher Blick nicht aufzufassen, nicht heranzubringen vermag. Es ist ein großes Wort eines Denkers, der die Gedankenreihe der neueren Zeit eröffnete: Ich denke, darum bin ich. Das Bewußtsein davon, daß ich denke, gibt mir die Bürgschaft dafür, daß ich überhaupt bin; ich könnte an allem, was mich umgibt, an mir selbst irre werden, meine sinnliche Wahrnehmung läßt sich sehr bezweifeln, sie bekommt erst Sicherheit durch mein Bewußtsein. Schaut ja der Mensch in der Tat alle Dinge,

die ihm von der Außenwelt zugetragen werden, verkehrt, wie sie sich nämlich in seiner Netzhaut abspiegeln; und wenn er die Dinge dennoch zu sehen glaubt, wie sie wirklich sind, so ist das ein Ergebnis des Denkens in uns, das mit unmerklicher Raschheit diese Umgestaltung vermittelt. Der Mensch sieht keine Entfernung; der Eindruck, den ein Gegenstand macht, vermittelt durch die Strahlen, prägt sich innerhalb seines Gesichtssinnes ab. Eines ist ihm so nahe wie das andere, gleichviel ob das eine ihm ferner, das andere ihm näher gerückt ist. Der Erblindete, der das Gesicht wieder erlangt, sieht deshalb auch anfangs nichts als fern von sich, alles dringt auf ihn, als wäre es in seiner unmittelbaren Nähe. Das Denken, die Gewohnheit lehrt erst den Menschen die Gegenstände abmessen, die doch in der Mitte liegen, und er schließt daraus, daß mancher Gegenstand nicht so nahe ist, wie er sich ihm in seinem Gesichtssinne abspiegelt, daß sie in verschiedenen Entfernungen sich befinden. Die Schälle dringen einer nach dem andern heran; die Verbindung wird uns nicht gegeben, erst durch unser Denken, durch unser Festhalten werden sie eine Einheit, die Harmonie liegt in uns, sie wird gewissermaßen bloß durch die aufeinander folgenden Laute in uns geweckt. Und so läßt es sich von allen Sinnen nachweisen. Das Denken gibt unserer sinnlichen Wahrnehmung erst Gestaltung, das Denken, das zugleich dem Menschen auch den Ausdruck verleiht für alle Empfindungen und Gedanken. Denn die Sprache, das treueste Abbild des Geistes, bildet den Uebergang aus der tiefsten Innerlichkeit zu der Außenwelt, die Sprache zeichnet den Menschen am bestimmtesten aus vor all den andern Wesen, die Sprache, die wie aus innerer Klarheit geboren, wiederum den Gedanken erst verständlich macht und ihm zur vollen und ganzen Klarheit verhilft. Und dennoch! dieses Wesen, dem das Gepräge der Herrschaft so scharf aufgedrückt ist, das mit seinem Geiste in das Universum, in die ganze Zeit den Blick tief hinein werfen kann, dieses Wesen fühlt sich zugleich beengt, stößt überall an Schranken, die ihm gesteckt sind in seinem Leben und in seinem Denken. Der Einzelne mag immerhin vorwärts dringen und bleibt doch nur ein einzelnes Stück der Menschheit, die Menschheit selbst

bloß ein Stück der Schöpfung, und diese wiederum aus einem größeren Geistesquell ausströmend. Diese Beengtheit haftet an ihm, er kann als ein Stück über den Urgrund des Ganzen, von dem er genommen, nicht zur vollen Erkenntnis gelangen; der Mensch muß so das Bewußtsein, daß er ein Bruchteil, ein Stückwerk ist, stets in sich tragen.

Der Mensch fühlt ferner, daß er noch anderweitig hoch emporgehoben ist. Er handelt nach Entschlüssen, Grundsätzen, die er selbst sich bildet, er verfährt nach seinem Willen, er wählt, er ist der Schöpfer seines eigenen Tuns, es ist nicht ein Zwang von außen her, der ihn treibt, er überlegt, urteilt und bestimmt sich danach, ein unendlicher Vorzug! Wenn er sich nur dessen so recht ruhig erfreuen könnte! Allein auch dagegen erhebt sich in ihm selbst ein mächtiger Widerspruch. Was ich wähle, wozu ich mich bestimme, geschieht aus bestimmten Gründen, diese hängen von Erkenntnissen ab, diese sind mir durch bestimmte Ursachen zugekommen, ja ich bin überhaupt ein Kind meiner Zeit, durch das was die Zeit als Wahrheit übergibt, lasse ich mich anregen und leiten, ich bin ein Kind meiner Umgebungen, ich bin nicht Schöpfer meiner selbst, meiner eigenen Taten. Das Verlangen, überall das Gesetz der Ursächlichkeit zu erkennen, verdrängt meine Freiheit, läßt eines aus dem andern mit einer gewissen Notwendigkeit folgen, bis ich auf außerhalb meiner liegende Ursachen komme. Und dennoch fühlt der Mensch im tiefsten Bewußtsein von sich selbst, daß er frei ist, daß sein Wille die Macht in sich trägt, allen Einflüssen entgegenzutreten, sie zu beherrschen. Ihn beschleicht Reue, wenn er als Unrecht erkennt, was er getan; aber nur im Blicke auf Vorgänge, die aus ihm selbst hervorgegangen sind, kann er sich Vorwürfe machen, nicht wenn er mit zwingender Macht getragen worden ist. Also frei, und dennoch wiederum gebunden! Und so erkennt er auch hier wieder seine Grenze, fühlt er, daß er nicht zu jenem Grade der Vollkommenheit gelangt ist, nach dem er sich sehnt, den er ahnt. Es ist eine Doppelnatur in ihm: das Bewußtsein seiner Größe und Erhabenheit und wieder das demütigende Gefühl seiner Unselbständigkeit, das Streben, sich zu jenem Quell zu erheben, aus dem

auch seine geistige Kraft, die keine selbstschöpferische, weil sie bedingt ist, hervorgeht, und dennoch auf der andern Seite das Unvermögen, vollkommen die hohe Stufe einzunehmen. Ist das nicht wahrhaft Religion? Das Bewußtsein von der Höhe und Niedrigkeit der Menschen, dieses Streben nach Vervollkommnung mit dem Gefühle, daß man zur höchsten Stufe sich nicht emporringen könne, dieses Ahnen des Höchsten, das als freiwaltender Wille vorhanden sein muß, der Weisheit, aus der auch unser Stücklein Weisheit hervorgeht, einer unendlich waltenden Freiheit, aus der auch unsere bedingte Freiheit erzeugt ist, dieses sich Emporsehnen, sich Erheben mit aller Kraft der Seele, ist dies nicht recht das Wesen der Religion? Religion ist nicht ein System von Wahrheiten, sie ist der Jubel der Seele, die sich ihrer Höhe bewußt ist, und zugleich wieder das demütige Bekenntnis der Endlichkeit und Begrenztheit; Religion ist der Schwung des Geistes nach dem Idealen hin, das Emporstreben nach dem höchsten Gedanken, das Verlangen im geistigen Leben zu reifen und immer mehr darin sich zu vertiefen, das Körperliche und Irdische zu bewältigen, und auf der andern Seite die nicht zu beseitigende Empfindung, daß man dennoch gebunden ist an das Endliche und Begrenzte; Religion ist der Schwung nach dem Höchsten hin, den man als die einzige, volle Wahrheit begreift, der Aufschwung nach der alles umfassenden Einheit, welche einmal der Mensch als ein ganzes nach der ganzen Natur seines Geistes in sich ahnt, als die Grundlage alles Seins und Werdens, als die Quelle alles irdischen und geistigen Lebens, die er, wenn er sie auch nicht vollkommen erkennt, doch als lebendigste Ueberzeugung in sich trägt. Das mag als alte Vorstellung bezeichnet werden, es bleibt bei dem Ahnen, dem Sehnen, bei Annahmen, die nicht vollkommen belegt werden können. Allein das ist das eigentliche Wesen des Menschen, seine Natur, und muß so sein, weil er ein Einzelwesen ist, ein losgerissenes Stück aus dem ganzen geistigen Leben, zu dem er sich emporgezogen fühlt, ohne es ganz und vollkommen in sich aufzunehmen. Das große Wort Lessings: „Wenn Gott in der einen Hand die vollkommene Wahrheit eingeschlossen hätte, in der anderen Hand das Streben nach der Wahrheit, und zu mir spräche: Mensch, wähle! ich würde

Gott bitten und sprechen: die volle Wahrheit ist nicht für mich, für mich ist das Streben nach der Wahrheit," — ist ein Wort der tiefsten und echtesten Religiosität. Ja! die Sehnsucht nach dem Höchsten und Besten, der Anschluß an die Gesamtheit, das Hinaufringen nach dem Unendlichen trotz der eigenen Endlichkeit und Beschränktheit, das ist Religion. Darin haben wir auch die Bürgschaft für das Höchste und Unendliche, weil wir zu ihm emporklimmen wollen, für die ewige Weisheit, für die Freiheit, die alles umfaßt und aus sich erzeugt, weil wir nach ihr streben, weil wir das Sehnen nach ihr in uns tragen. Das kann nicht ein Erdichtetes, aus uns Geborenes sein, es ist die edelste Wirklichkeit in uns. Die Religion ist keine Ausgeburt müßiger Priester, sie lebte und lebt in der Menschheit, und ein jedes gute und edle Streben, wenn sich der Mensch anschließt, in Liebe und Innigkeit seine abschließende Selbstsucht aufgibt, sich anschließt an das Vaterland und für dasselbe sein eigenes Leben und seine Wohlfahrt hingibt und gerne wirkt für die Gesamtheit und mit dem Streben nach dem Höheren sich erfüllt, das ist ein Werk der Religion. Mag sie nach ihrer Erscheinung verschieden auftreten, die Religion als solche ist ein Notwendiges, das Edelste in dem Menschen und wird nur mit dem Menschen aufhören, nicht unter dem Menschen. So lange der Schwung des Geistes zum Allgeiste bleibt, so lange dieser bleiben muß, so lange ist das religiöse Leben vorhanden. Die Religion ist ein Leben. Das ganze Tun des Menschen, insofern es von höheren Gesichtspunkten geleitet ist und nach ihnen hinstrebt, ist ein Werk der Religion, ist eine Errungenschaft derselben. Die Religion wird geläuterter, klarer werden, aber sie wird immer bleiben, weil das Sehnen und die Unvollkommenheit in dem Menschen immer bleiben wird. Je mehr er vorschreitet, um so mehr wird er den Abstand fühlen von dem Unendlichen und von der ewigen Weisheit, aber auch um so mehr mit voller Hingebung zu ihr emporblicken, an ihr saugen, vor ihr sich beugen in Innigkeit und Demut. Hat das Judentum als Religion gewirkt, wirkt es noch als solche, so ist es eine der edelsten Lebenskräfte in der Menschheit.

2.

Die Religion im Altertume und die Religion im Judentum.

Die vorgegangenen Erwägungen machten natürlich nicht den Anspruch, neue Grundlagen zu errichten und darauf Wahrheiten zu befestigen. Es wäre dies ganz dem Wesen der Religion entgegen, es würde sie ihrer Eigentümlichkeit, Erbgut der Menschheit zu sein, entkleiden. Sie ist eine ewige, sich fortleitende Kraft, nicht ein Gebrechliches, das bald zusammenstürzend, wiederum in anderer Weise auferbaut wird. Der Versuch trat noch weniger mit der Zumutung auf, neue zwingende Beweise für die Religion beizubringen und sie damit zu erhärten. Die Religion ist nicht Philosophie, nicht die langsam fortschreitende Denktätigkeit des Menschen, sie ist ein inneres Verlangen des ganzen Menschen, des Denkenden, Empfindenden, sittlich Wollenden. Es sollte nur der Prüfung nochmals empfohlen sein, ob die Wissenschaft, namentlich die Naturforschung, ferner die Erkenntnis des Menschen nunmehr so weit fortgeschritten sei, daß sie das Rätsel des Daseins des menschlichen Wesens so klar gelöst, die Widersprüche so vollkommen erklärt hat, daß ein Verlangen der Menschen, darüber hinauszugreifen, die Endlichkeit zu durchbrechen, sich Erklärungen zu suchen, die allerdings nicht mit der vollkommensten Beweiskraft ausgerüstet sind, aber dem innersten Bedürfnisse entsprechen, — daß, sage ich, ein solches Verlangen als ein törichtes, unnötiges abgewiesen werden müßte. Die Religion ist nicht Philosophie, sie ist vielmehr der Ausdruck der Anziehungskraft, die in der ganzen Natur verbreitet ist. Ueberall finden wir in den einzelnen Teilen des Naturlebens jenes Hindrängen nach dem andern, jene Empfindung, angezogen zu werden von den andern Teilen, das Zucken und

Sehnen eines Wesens nach dem andern hin. Dieselbe macht sich ebenso in dem Menschen geltend, nur daß sie in ihm auch zum Bewußtsein kommt, er fühlt das Verlangen sich anzuschließen, aus seiner Endlichkeit heraustretend an das Unendliche sich anzulehnen, mit aller Innigkeit seiner Seele liebend sich anzuschmiegen an den Quell aller Weisheit und aller Liebe. Die Philosophie ist, wie eine jede Wissenschaft, der mühsame Erwerb der Einzelnen, Höherbegabten. Die Religion ist ein Gemeingut der Menschheit, sie ist eine besondere Empfänglichkeit in ihm, die unwiderstehlich in ihm sich hervorbildet, die mit ihren Wahrheiten ihn bald klarer, bald minderklar erleuchtet. Die Religion ist daher von Ewigkeit her vorhanden und wird es auch weiter sein.

Während die Religion nun auf der einen Seite das Individuellste ist, das, was dem Menschen als sein Tiefstes, Innerstes erscheint, ihn als Einzelwesen bestimmt in seinem Glauben, in seinem Tun, als innerste Triebfeder seines ganzen Wesens, ist sie auf der anderen das Band der Gesamtheit, weil sie eben ein allgemein Menschliches ist, die Verbindung der Teile unter sich und mit dem Ganzen. Alles in dem Menschen trägt den Trieb zur Einigung aller in sich, die Menschheit hat den Drang in sich, daß alle Einzelnen bei aller Wahrung ihrer Selbständigkeit dennoch die schroffe Absonderung ablegen und ineinandergreifen als ein einiges Ganzes. Diese Mischung des Besonderen mit dem Allgemeinen tritt zuerst in Volkerindividualitäten auf; das Volk erscheint als eine Einheit gesondert von andern, und dennoch wieder als Zusammenschluß einer großen Anzahl sehr verschieden gearteter menschlicher Wesen. Auch die Religion tritt zuerst als Volksreligion auf, mit dem Triebe jedoch, der ganzen Menschheit sich zu bemächtigen, sie unter ihre Fahne zu sammeln. Ist dieser Trieb mächtig genug, tritt die Religion zwar zunächst als Volksreligion in die Erscheinung, überwindet aber diese Volkstümlichkeit; besteht sie fort auch nach dem Zerbrechen der Fesseln, die ihr das Volksleben angelegt hat, stirbt sie nicht, wenn auch das Volk, in dem sie gelebt hat, als solches wenigstens gestorben ist, so legt sie hiermit die Probe ab ihrer Zuverlässigkeit, ihrer

Wahrheit. Das Judentum hat sich als eine die Volkstümlichkeit überdauernde Macht bewährt und darf daher den Anspruch erheben auf besondere Beachtung. Doch nicht die zeitliche Dauer allein mag unser Urteil bestimmen, vielmehr kann nur die Prüfung des inneren Gehaltes der Maßstab unserer Wertschätzung sein. Ein Vergleich zwischen Judentum und den anderen Religionen, so lange dieselben nicht mit ihm in Berührung getreten, nicht von seinem Einflusse erfüllt worden sind, wird uns die sicherste Ueberzeugung geben von der Höhe des Judentums über den übrigen Religionen des Altertums.

Wohl das begabteste Volk des Altertums, das hervorragt in edler Bildung und tiefgreifenden Einfluß ausgeübt hat auf die Entwickelung der ganzen Menschheit, dessen Wissenschaft und Kunst so belebend und erfrischend alle Zeit gewirkt haben, daß, wenn sie, eine Zeit lang verschüttet, dann wieder ausgegraben, sie wie ein labender Quell erscheinen, aus dem die Menschheit gierig geschöpft hat, — ein solches Volk ist unstreitig das griechische Volk. Wie Pallas Athene hervortritt aus dem Haupte des Zeus, gewaffnet und gerüstet, so tritt auch das griechische Volk in die Geschichte ein, vollkommen ausgestattet mit der edelsten Rüstung des Geistes, mit den edelsten Blüten des inneren Lebens. Schon in seinen ersten Schriftstellern und Dichtern entfaltet es sein ganzes inneres Wesen, und wenn auch in der ersten Kindheit begriffen, noch nicht losgelöst vom Naturdasein, dennoch eine edle, in sich abgerundete Natur. Blieb ja als unerreichtes Muster für alle Zeiten der älteste Dichter, Homer! In ihm eine Phantasie, die kühn sich emporschwingt und dennoch nicht zügellos, ein Sinn für das Schöne, Ebenmäßige, in dem edelsten Wohlklange sich ausprägend! Wie werden wir erquickt durch die schönen, edlen Gestalten, welche uns da begegnen! Menschen voll hoher Kraft und dennoch gehalten, gesittigt durch ein inneres Gefühl für das Ziemliche, Gestalten, die hoch und erhaben und wieder durch kindliche Züge uns erschüttern und ergreifen. Nausikaa in ihrer jungfräulichen Schamhaftigkeit, Penelope's rührende Treue, der gewaltige, kühne Hector in ergreifendem Abschiede von seinem Weibe und spielend mit seinem Kinde, — das sind ewige edle

Menschenbilder, zu denen wir immer mit innerer Erquickung zurückkehren. Und dieses herrlich begabte Volk, welch eine seltsame religiöse Anschauung gebar es doch aus sich! Sein Glaube in Beziehung auf das Göttliche, seine Götterlehre, wie unvollkommen und kindisch! Die Götter — denn von einem einzigen Gotte ist nicht die Rede — sind eine mächtige turbulente Aristokratie, der ein Gewaltigerer vorsteht. Ein Gewaltigerer, aber keineswegs der Allgewaltige, denn seine Macht greift kaum überall ein, vermag kaum das auszuführen, was der Wille in ihm beschlossen hat. Haben ja selbst die andern Götter einmal den Versuch gewagt, ihn zu binden; daran erinnert ihn einst Thetis, wie sie ihn gerettet:

Als vordem ihn zu binden die andern Olympier drohten,

sie aber den Briareus zu Hilfe gerufen:

. . . . Denn er raget an Kraft vor dem eigenen Vater.

Ist nun seine Macht eine beschränkte, um so mehr die der anderen Götter, die allerdings über den Menschen hervorragen, aber doch eigentlich nur größere, höhere Menschen sind, denen selbst auch der Sterbliche Widerstand zu leisten vermag, die auch sogar von kühnen Helden verwundet werden. Wird ja Kypris und Ares, er, der Kriegsgott, verwundet von dem dahinstürmenden Diomedes! Und als Venus ihre Schmach klagt, erwidert ihr tröstend die Mutter:

Viele der Unirigen schon, die olympische Häuser bewohnen,
Duldeten Gram von den Menschen. . . .

Ueber den Göttern steht eine dunkle Macht, eine unbezwingbare, vor der auch die Götter sich beugen müssen. Ate, die Betörung, berückt sie, so daß Agamemnon, auf sie sich berufend, die Verantwortlichkeit von sich abwälzend spricht:

Aber, was konnt' ich tun? Die Göttin wirkt ja zu allem,
Zeus' ehrwürdige Tochter, die Schuld, die alle betöret.
Reizend die Menschen zum Fehl und wenigsten einen verstrickt sie.
Ihn ja selber einmal, Zeus, irrte sie, der an Gewalt doch
Weit vor Menschen und Göttern emporragt. . . .

Er erzählt dann, wie sie ihn getäuscht:

. . . . . Zeus argwöhnte nicht des Betruges,
Sondern schwur ihr den Eid und büßte darauf die Verblendung.

Nicht vermag Zeus der unentrinnbaren Macht des Geschickes, der Moira, zu gebieten, und er bricht in die Klage aus:

Weh' mir, weh'! nun gebeut das Geschick, daß Sarpedon, der Menschen Teuerster, mir von Patroclos, Mönotis' Sohne, gefällt wird.

Dieselbe Lehre ertönt nach Jahrhunderten wieder bei Sophokles:

Streng waltet gewiß hoher Geschicke Obmacht
Noch mag ihr Ares, noch der Trotz,
Noch Türme, noch das dunkle Schiff,
Von Meerflut rings umrauscht, enteilen.

So muß auch Ares, der Kriegsgott, sich unter diese dunkle Macht beugen.

Daß von Allwissenheit der Götter, oder des höchsten Gottes, nicht die Rede sein kann, darüber belehrt uns schon das Eine, daß sie der Ate untertan sind, von ihr betört und durch Unkenntnis dessen, was geschehen soll, getäuscht werden. Da mag es uns nicht wundern, wenn wir gar seltsame, naive Aeußerungen hören über das Leben der Götter, wie sie behaglich sich dem Schlafe hingeben:

Alle nunmehr, so Götter wie gaulgerüstete Männer,
Schliefen die ganze Nacht, nur Zeus nicht labte der Schlummer,
Sondern er sann unruhig im Geist nur . . . . .

Der Schlaf war von ihm gewichen, nicht weil er überhaupt nicht schläft, sondern weil er einem Gedanken nachhing, der ihn in seinem Schlummer störte. Diese Unvollkommenheiten, diese Gottes unwürdigen Begriffe haben jedoch ihre tiefste Wurzel in sittlichen Gebrechen, wie sie den Göttern anhaften, in den Schäden, die mit der nacktesten Naivität hervortreten. Wir haben bereits gehört, daß die Ate sie verblendet und zur unrechten Tat verleitet; aber überhaupt schwelgen sie beim Mahle, geben sich den sinnlichsten Vergnügungen hin, üben Untreue, begehen Buhlerei, hadern und streiten auf die unerträglichste Weise, so daß auch Zeus zur Thetis es aussprechen muß:

Heillos, traun! ist solches, daß Zank mit Here und Feindschaft
Du mir erregst, wenn jene durch schmähende Worte mich aufreizt.
Zanket sie doch schon so im Kreis der unsterblichen Götter
Stets mit mir. . . . . .

Sie sind grausam, willkürlich, neidisch gegen das Glück, gegen die Wohlfahrt der Menschen, und wenn sie hie und da das Rechte beschützen, so ist es gleichfalls ein augenblickliches Belieben, das zu einer andern Zeit durchkreuzt wird von den verschiedenartigen Ursachen.

Sind nun die Götter solche, so streben natürlich auch die Menschen, die ein solches Götterideal aus sich herausgeboren haben und zu ihm emporschauen, gleichfalls nicht nach wahrer Vollkommenheit. Der Mensch ist allerdings oft besser als seine Grundsätze und die Griechen mögen auch besser gewesen sein, als ihr Götterglaube uns lehrt, und dennoch ist der Zusammenhang zwischen dem göttlichen Ideale über uns und dem sittlichen Ideale in uns zu eng, als daß nicht die Mängel von jenem sich in diesem ausprägen sollten. Betrachten wir dieses, wie es im Griechentum erscheint! Es schärft die Endlichkeit und Beschränktheit des Menschen nachdrücklich ein: Alle müssen sterben und sind vergänglich, der Mensch hat nicht die Macht gegen die Götter anzukämpfen, und kämpft er einmal an, so trifft ihn Schuld und grauses Verderben verfolgt ihn. Der Mensch soll daher den Hochmut ablegen, nicht zu kühn streben, die rechte Grenze einhalten. Die Maßhaltung, die Sophrosyne, ist die wahre Tugend, der Sinn für das Schickliche, für das harmonische Gestalten, das Verständnis abzugrenzen und abzuwägen; die Tugend ist der Mittelweg, vermittelnd zwischen den äußersten Seiten, so daß er nach keiner hin zu weit ausschreitet. Sie ist dem Griechen eben das Nützliche, Wohltuende; doch das innere Streben nach höherer Reinigung, das Verlangen, die menschlichen, sittlichen Gebrechen abzulegen und sich anzulehnen an das Göttliche als den Quell aller Reinheit, war in den Griechen nicht mit voller Klarheit erwacht. Das Bewußtsein der Sündhaftigkeit, das heißt der Naturanlage, welche auch in Beziehung auf Reinheit an Endlichkeit und Beschränktheit leidet, das Bewußtsein von dem fortwährenden Kampfe, welchen wir mit der Sinnlichkeit zu bestehen haben, um dem Guten, dem Drange nach Vollendung folgen zu können, einem Kampfe, der aber den Menschen auch veredelt und erhöht, der selbst durch die

Reue zu edlem Siege hinführt, dieses Bewußtsein ist den Griechen fast ganz und gar verhüllt. Wenn die späteren Dichter, die aus dem Edelsten der griechischen Natur hervorschöpften, wenn die Tragiker ganz besonders die Schuld hervorheben als die Ursache der schwierigsten Verwicklungen innerhalb des Menschendaseins, so ist diese Schuld fast immer eine übertragene, nicht aus dem leidenden Menschen selbst entstehende, sie erbt sich vielmehr von Ahnen fort auf spätere Geschlechter. Weil jene die Götter nicht geehrt, sie verhöhnt, mit ihnen in einen unziemlichen Kampf getreten, durch große Schuld sich selbst entweiht haben, so trägt sich auf das künftige Geschlecht die Schuld hinüber, an ihr leidet es, an ihr geht es zu Grunde, ohne selbst daran teil zu nehmen; es ist kein eigener sittlicher Kampf, keine Schuld, von der der Mensch sich selbst zu reinigen hat; es ist das blinde Schicksal, das die Sünde zuwirft, von dem grausamen Verhängnisse alter Schuld sind die Späteren gefesselt. Allerdings ergreift uns der Anblick eines solchen Kampfes, wenn eine große Kraft an ihren Fesseln rüttelt, und das Gefühl der Ohnmacht, ehrfurchtsvollen Beugens wird genährt, es ist, wie Aristoteles es ausspricht, eine Bändigung der Leidenschaften, aber nicht eine Erhebung. Wie anders, wenn der Mensch durch sein sittliches Streben, durch seinen Kampf selbst gegen äußere Widerwärtigkeiten auch unterliegend, dennoch in seinem Innern als Sieger hervorgeht, wenn der edle Gedanke ihn aufrecht zu erhalten weiß, wenn die tieferen Ideen zum Bewußtsein kommen gegenüber der Wirklichkeit, die sie nicht aufkommen läßt, der einzelne Mensch als Träger eines höheren Gedankens sich zwar beugen muß und dennoch als Held, als Sieger dasteht. Diese höhere Auffassung finden wir im Griechentume wenig vertreten.

Die griechische Philosophie ist nicht blind für diese Mängel und Gebrechen, mit wachem Auge hat sie sich nicht gescheut ihren Tadel offen auszusprechen. Schon Xenophanes, der Gründer der Eleatenschule im sechsten vorchristlichen Jahrhundert, spricht sich mit scharfem Tadel gegen den Götterglauben aus. Die Vielheit ist ihm ein Anstoß; nur eine Einheit verträgt sich mit dem wahren Begriffe der Gottheit. Auch die Annahme, die

Götter seien zwar nicht der Sterblichkeit ausgesetzt, wohl aber seien sie irgend einmal entstanden, tadelt er: „als ob es nicht gleich gottlos wäre, sie für geworden, als sie für sterblich auszugeben."

Wenn gar der Leukothea, der Meeresgöttin, Opfer und Totenklage dargebracht werden, rügt er diesen Widerspruch:

Halte man sie für eine Sterbliche, so solle man ihr nicht opfern;
halte man sie für eine Gottheit, solle man sie nicht betrauern.

So bekämpft er den räumlichen Aufenthalt, der den Göttern angewiesen, die Gestalt, die ihnen beigelegt wird, und namentlich auch die sinnlichen Eigenschaften, die ihnen ohne Scham zugesprochen werden:

Alles legen den Göttern Hesiodos bei und Homeros,
Was zur Schande bei Menschen gereicht und Tadel hervorruft,
Diebstahl, Ehebruch und daß sie einander betrügen.

Das ist ein volles und klares Bewußtsein über die Mangelhaftigkeit des Götterbegriffes innerhalb des Griechentums, ein scharfer Tadel, der von einem der älteren Philosophen innerhalb dieses Volkes ausgesprochen wird, wie er sich jedoch kaum mit solch einschneidender Kraft wiederholt. Auch spätere Philosophen haben zwar ihren Tadel nicht zurückgehalten, doch gingen sie mehr darauf aus, zu vergeistigen, lauterere Begriffe von der Gottheit und dem Verhalten zu ihr darzulegen, ohne einen solchen scharfen Kampf zu unternehmen. Das geschieht wohl weniger aus Scheu vor dem Kampfe der inneren Ueberzeugung gegen die Lüge, es ist vielmehr, als wenn sie empfunden hätten, dieser Kampf richte sich gegen die ganze Eigentümlichkeit des Volkes, sie würden den Nerv des Volkslebens vollkommen durchschneiden, wenn sie mit aller Offenheit gegen seine Götterlehre aufträten. Sie haben sich mehr oder weniger mit dem Glauben zu vertragen gesucht, entweder ihn ignorierend, oder bemüht, ihn zu erklären. Wenn dennoch ein kühnes Wort hie und da ins Volk drang, so traf dasselbe auch so scharfer Widerspruch, daß der Tadler verstummen mußte. Anaxagoras und Protagoras mußten in die Verbannung gehen, Sokrates, der mit großer Rücksicht gegen den im Volke herrschenden Glauben verfuhr, mußte den Giftbecher trinken. Der griechische Volksglaube war einer Umgestaltung,

einer Reform nicht fähig, er mußte bleiben wie er war, oder er mußte aufhören. Eine Religion, die eine mächtigere Idee in sich trägt, als sie diese in der zeitlichen Unvollkommenheit darlegen kann, kann in ihrer Entwickelung manches Beiwerk ablegen, manchen ehemaligen Ausdruck verwischen und durch ihre schöpferische Fähigkeit neue erzeugen; eine Religion jedoch, die sich vollkommen erschöpft hat mit ihrem Auftreten, deren Stamm, Blüte und Frucht vollkommen der Wurzel entspricht, sie ganz und gar in sich aufgesogen hat, wird, wenn Blüte und Frucht verletzt wird, in ihrer Wurzel gleichfalls zerstört. So erging es dem Griechentum.

Wenn eines der begabtesten Völker des Altertums in dieser Weise doch sehr niedrige religiöse Begriffe entfaltete, haben wir kaum einen prüfenden Blick auf die Masse anderer Völker zu werfen, die ohne Spur höherer Bildung dahingegangen sind; Völker, die in Roheit dahinlebten, hatten natürlich auch rohe Begriffe von der Gottheit und dem Verhalten zu ihr. Betrachten wir nun gar die Völkergruppen, welche das jüdische umgaben, sie, die an Macht das kleine Völkchen überragten und es umschlossen, von denen manche eine Zeit lang sehr bestimmend in die allgemeinen Geschicke eingriffen, so werden wir ein Grauen empfinden vor dem wilden Götterkultus, der unter jenen herrschte, vor jener Ausschweifung, die Gottesdienst sein sollte. Menschenopfer, dem Moloch dargebracht, der, die Kinder den Eltern entreißend, sie in seiner glühenden Umarmung verzehrte, entartete sinnliche Buhlerei als wohlgefällig den Göttern! Der stehende Ausdruck der Bibel „Nachbuhlen den Göttern der Völker" darf in wörtlichster Bedeutung genommen werden. Ein schauerliches Bild!

Innerhalb dieser Umgebung nun tritt das Judentum auf, und wir dürfen es wohl aussprechen, wie das Weib von Endor beim Anblicke Samuels: Ich sehe Gott emporsteigen aus der Erde, aus jener entweihten, ganz der Sinnlichkeit hingegebenen, zur Gemeinheit entwürdigten Erde sehe ich das Göttliche in seiner Reinheit hervorstrahlen. Der Name, der Gott eigen ist im Judentume, ist später sehr bezeichnend als unaussprechlich be-

trachtet worden, weil kein Name ihn umfassen, keiner ihm entsprechend sein könne: es wurden die Laute vergessen, und wir können ihn heute wirklich nicht mehr aussprechen. Seine Bedeutung aber ist sicher! „Er ist", so lautete er; wie Gott von sich selbst sprechend in der heiligen Schrift sagt: „ich bin, der ich bin", so sagt der Mensch von ihm: er ist! das einzige Sein, das Allumfassende für Natur wie für Menschenleben. „Er ist" und als solches allumfassendes Sein natürlich auch absolute Einheit. Dieses Wort der Einheit schallt durch alle Schriften des Judentums, und das Grundwort Israels ist: „Höre, Israel, „er ist" ist unser Gott, „er ist" ist einzig". Dieses Sein, das Alles umfaßt, ist die einzige, volle lebendige Persönlichkeit, zugleich aber als das Allgemeinste nicht zu erschauen: Ihr habet keine Gestalt erschaut, nur Aeußerungen, den Lichtglanz bemerkt von ihm ausstrahlend, den Schall von ihm ertönend, das sind die Wirkungen, aber ein Bild von ihm hat das Judentum als das Ungeheuerlichste, als den größten Greuel gemieden. Für diese Unbildlichkeit haben die Juden zu allen Zeiten ihr Leben hingegeben. Das war es, was zuerst dem Heidentum als ein Wunderliches in die Augen fiel, eine Religion ohne Götterbild. Spricht doch noch Juvenal es aus:

Nil praeter nubes et coeli numen adorant.

Nichts sonst beten sie an als Wolken und Gottheit des Himmels.

Kein Bild, spottet Tacitus, in der Juden Tempel, eine seltsame Religion ohne sinnliche Darstellung! Und das war grade der Kernpunkt, das Bewußtsein von dem Allumfassenden: Die Fülle der ganzen Erde ist seine Herrlichkeit. Mit dieser Einheit, dem Begriffe des Allumfassenden, ist natürlich auch verbunden die Allmacht: Sollte etwas Gott unmöglich sein? Ist die Hand Gottes kurz geworden? Nicht minder erfüllt der Begriff der Allweisheit alle Blätter des Judentums, die Weisheit, die alles durchdringt und durchforscht, die Augen Gottes, die in alles hineinschauen, nicht bloß nach dem Aeußeren, sondern in das Herz, in die innersten Tiefen der Menschen. Kein Mensch vermag die wahre Weisheit, die so hoch erhaben, ganz zu erfassen, sie ist allein bei Gott zu finden. So lehrt Hiob im schönen Vergleiche mit dem Bergbau:

Es hat das Silber seinen Fundort, dem Golde ist die Läuterungsstätte, Eisen wird aus dem Staube genommen, der Stein als Erz gegossen. So macht der Mensch der Finsternis ein Ende, durchwühlet bis zum Grunde hin, bis zu des dichten Dunkels Gestein. Der Strom bricht hervor vor ihm, der dort umherirrt, vergessen von wanderndem Fuße, entrückt der menschlichen Berührung. Dieselbe Erde, aus der das Brot hervorkommt, ist unten unterwühlt wie von Feuersglut. Dort ist des Saphirs Stätte, der Ort der Edelsteine; da birgt sie Goldstaub. Den Pfad kennt nicht Raubvogel, ihn schaut das Auge nicht des Geiers ... Doch bricht der Mensch durch Felsen Ströme, sein Auge schauet alle Herrlichkeit ... Doch die Weisheit, woher wird sie gefunden? wo ist die Stätte der Vernunft? Nicht kennt der Mensch den Wert derselben, sie wird im Land des Lebens nicht gefunden. Der Abgrund spricht: ist nicht in mir, das Meer: auch nicht bei mir ... Vernichtung, Tod, sie sagen: wir haben ihr Gerücht vernommen. Gott allein erkennet ihren Weg, er weiß von ihrer Stätte!

Eine großartige Darstellung der Weisheit, wie sie verdeckt ist vor den Augen der Menschen, allein von Gott durchschaut!

Alles aber überragt das Bewußtsein von der Heiligkeit Gottes, von der Reinheit, die nicht schauen kann das Böse, der das Unrecht unerträglich ist. „Rein an Augen, so daß er das Böse nicht sehen kann, nicht blicken mag auf Unrecht".

Gott ist rein, heilig, er allein und kein anderes Wesen neben ihm. Er ist in seiner Heiligkeit allgütig, barmherzig, gnädig: „Gott, allmächtig, gnädig und barmherzig, langmütig, groß an Gnade und Treue", das ist der Grundton, der alle Lehren und Ueberzeugungen des Judentums durchzieht, er der Liebende, der allerdings auch straft, der aber, wie er überhaupt seiner Werke sich erfreut, ihnen mit Liebe sich hingiebt, so auch den Reuigen liebt und ihm die Hand reicht, damit er vom Bösen zurückkehre.

Die Schuld ist nicht Verhängnis, das unauslöschlich sich an den Menschen kettet: „Verlange ich denn den Tod des Sünders, vielmehr daß er von seinen Wegen umkehre und lebe", zu dem wahrhaften und reinen, höheren Leben gelangt. Die Gewißheit

von seiner Gerechtigkeit, von seiner Alliebe zu den Menschen ist eine so unerschütterliche innerhalb des Judentums, daß auch die trübsten Erfahrungen diese Ueberzeugung nicht wankend machen konnten; es klagen die Sänger und Propheten über Leid und Prüfung, auch sie stellen die Rätsel hin in der Menschheit, auch sie begreifen nicht, wie so mancher gegen sein Verhalten ein gutes oder schlimmes Geschick auf Erden habe, sie bekennen, daß sie die vollkommene Erklärung davon nicht finden können. Doch sind sie weit entfernt deshalb einen Zweifel auszudrücken an der Gerechtigkeit Gottes, die Ueberzeugung bleibt unerschüttert, daß dennoch auf die vollste Gerechtigkeit das Verfahren gegründet ist.

Das Verhältnis der Menschen zu Gott und untereinander strebt nun gleichfalls nach diesem Ideal. Der Mensch ist ein endliches, begrenztes, bedingtes Wesen: das wird im Judentum auch oft wiederholt, die Klage darüber ist aber keineswegs so vorherrschend wie im Griechentume. Es wird hingenommen mit ruhiger Ergebung, zugleich aber mit dem Bewußtsein von der Höhe des Menschen, und dieses Bewußtsein bricht überall wie mit einem Jubel hervor. Von vorn herein heißt es: „Wir wollen den Menschen machen nach unserm Ebenbilde, nach unserer Gestalt", eine Ebenbildlichkeit Gottes, die bald als in geistigem Sinne gemeint erklärt wird: Er hauchte ihm einen Odem des Lebens ein. Mit dieser Ebenbildlichkeit wird der Mensch alsbald in seiner Größe dargestellt: „Du hast den Menschen, der so unbedeutend und so gering ist, spricht der Psalmist, so herrlich ausgestattet, mit Ehre und Glanz geschmückt, ihn zum Herrscher eingesetzt über Deiner Hände Werk!" Ueberall tritt der Mensch uns entgegen in dieser seiner Erhabenheit, die ihm eben den Schwung verleiht, daß er auch zu größerer Erhabenheit sich entfalte, nach ihr strebe. Denn der Mensch hat diese Fähigkeit der Entwickelung zum Höhern hin:

Ja, ein Geist ist in dem Menschen, und der Hauch des Allmächtigen gibt ihm Einsicht.

Die Vernunft, als ein Strahl aus der göttlichen Vernunft, adelt den Menschen, erweckt in ihm das Sehnen, zu der Allvernunft mehr und mehr sich zu erheben. Das Wesentlichste ist aber

wiederum in ihm das Bewußtsein der sittlichen Kraft, die dem Menschen innewohnt und seinen wahrhaften Adel begründet, seiner sittlichen Kraft, die, grade weil sie das Streben nach voller Reinheit weckt, ihn auch umsomehr wieder die Endlichkeit auch in dieser Beziehung, die Schranken im sittlichen Leben empfinden läßt. Er fühlt, daß die Sinnlichkeit von Jugend auf ihn begleitet, daß sie zu seinem Grundwesen gehört, so daß ein Kampf erzeugt wird zwischen dem Sinnlichen und den geistigen Idealen: „der Trieb des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf". Das drückt die Mangelhaftigkeit aus, die auch im sittlichen Leben sich kundgibt, eine Begehrlichkeit, deren Anreizungen zu widerstehen wir doch die Kraft haben. Vor Alters wurde die Frage aufgeworfen, warum denn die heilige Schrift beginne mit der Erzählung der ersten Zeit und nicht mit den ersten Geboten? Wozu denn das frühere? Die Antwort lautete: Die Kraft seiner Werke verkündete er seinem Volke, und wenn auch nicht Gebote an der ersten Stelle stehen, so liegen Betrachtungen vor, die gleichfalls ein religiöses Element in sich tragen. Die Frage ist aufgeworfen von einem engen äußerlichen Standpunkte aus, und wenn wir diesen Anfang der Bibel lesen, so finden wir den tiefen Sinn in der naiven und volkstümlichen Darstellung, die uns heute nicht nur noch anzieht, sondern auch Stoff zum Nachdenken gibt. Nicht nur, daß die Schöpfung dargestellt ist in ihrer wohlgefügten Ordnung, so tritt uns denn auch alsbald der Kampf des Menschen in seinem Innern entgegen. Der Mensch noch zuerst in seiner Unschuld, aber dann alsbald im Kampfe mit dem sinnlichen Genusse, der nun einmal zu seinem Wesen gehört; er soll ihn bekämpfen, wenn er nicht der Sünde verfallen will. Die Sinnlichkeit reizt nicht nur den ersten Menschen, sie gehört zum Wesen aller Menschen und ist so freilich die Mutter der Sünde, die nicht unwillkürlich vererbt ist von Vater auf Sohn, sondern die von einem jeden selbst erzeugt wird. Aber sie wird auch von der Selbstsucht, von der engen Abschließung des Menschen gegen seinen Mitmenschen erzeugt, sie ist die Frucht des Neides, äußert sich als Zwietracht; Kain erfüllt Mißgunst gegen seinen Bruder. Da tritt das große Wort uns entgegen.

An der Türe lauert die Sünde, nach Dir ist ihr Begehr;
Du aber kannst sie beherrschen.

Ja, am Eingang in die Außenwelt, in der Verbindung mit ihr lauert die Sünde; Du aber bist doch ein Mensch, mit der hohen Willenskraft ausgerüstet, der der Sünde nicht unterliegen muß, dem die Sünde nicht eine äußerlich entgegenstehende unbezwingliche Macht ist, sondern ein inneres Regen, das durch die höhere Kraft niedergehalten werden kann. Die Lehre von dem Streben nach Selbstveredlung, von dem Kampfe, aus dem er als Sieger hervorgehen kann und soll, tritt uns überall entgegen. In diesem sittlichen Bewußtsein, das verbunden ist mit dem Gefühle seiner Beschränktheit auch in diesem Punkte, legt er sich an die ewige Reinheit und lehnt sich an sie in liebender Hingebung. Die Liebe zu Gott ist ein Begriff, den das Heidentum nicht kannte, den das Judentum wiederholt mit einer hohen Einfachheit hinstellt, als verstünde er sich ganz von selbst: Du sollst lieben Gott Deinen Herrn mit ganzem Herzen, ganzer Seele, aller Kraft.

Und geht zu Grunde auch mein Fleisch und mein Herz,
Fels meines Herzens, Anteil mir bleibt Gott doch immer.

Die Nähe Gottes ist mir das höchste Gut.

Was ist mir im Himmel? Neben Dir begehr' ich nichts auf Erden.

Das sind Ausdrücke, wie sie aus der Fülle nur hervorgegriffen zu werden brauchen. Die volle Hingebung, die Innigkeit, mit der der sittliche Mensch der höchsten sittlichen Reinheit, der Heiligkeit Gottes sich anschließt, die Aeußerung einer solchen tiefen Beziehung zu dem höchsten Wesen ordnet auch das Verhältnis der Menschen untereinander, erzeugt den gegenseitigen Anschluß der Menschen in Liebe: „Du sollst lieben Deinen Nächsten wie Dich selbst" ist gleichfalls eine Mahnung, die als eine sich von selbst verstehende gar nicht mit besonderem Nachdrucke betont wird, sie hat den Nachdruck in sich, weil sie durch das ganze Gesetz hindurchgeht, das von Liebe durchdrungen ist in allen seinen Aeußerungen. Ich weise bloß auf eine edle

sittliche Blüte hin, wie sie in den Gesetzbüchern vielleicht als einzig aufgefunden wird:

Du sollst den Armen nicht bevorzugen in seinem Streite.

Daß der Reiche und Angesehene nicht bevorzugt werde, wird wohl auch eingeschärft und eine solche Ermahnung erscheint uns natürlich gegenüber der Verlockung, dem Reichen wegen der Vorteile, die seine Gunst bieten kann, zu willfahren, vor dem Angesehenen wegen seiner Macht das Recht zu beugen. Das Judentum jedoch setzt auch das Mitleid, die Teilnahme am Mißgeschicke als einen so tiefen Grundzug voraus, daß es die Befürchtung hegt, man könne in dem Streite des Armen zu dessen gunsten das Recht beugen, ihm die Hand reichen, trotz seines Unrechtes, gerade weil er gedrückt ist. Tue auch dies nicht! Freilich ist Mitleid und Erbarmen ein Gefühl, dem Du folgen sollst, aber auch diese edle Empfindung muß vor der Gerechtigkeit schweigen. In diesem Schriftworte liegt eine Höhe der Auffassung, eine Erhabenheit sittlicher Anschauung, die uns wahrhaft Ehrfurcht einflößt.

Diese Religion hat nun auch den innersten Trieb als Religion der Menschheit allen ihre Segnungen entgegenzubringen. Das ist ein Jubel, der aus allen Propheten und Sängern hervorbricht in dem Gedanken, daß über alle Welt die Anerkennung Gottes sich ausbreiten wird; nicht die beengte Volkstümlichkeit, die ganze Menschheit soll es sein, weil Gott der einzige Vater aller Menschen ist, weil die Liebe allen Menschen sich zuwendet und allen ihre Weihe und tiefere Erquickung entgegenbringen soll:

Ja einst wird Gott König sein der ganzen Erde, an jenem Tage ist er nur Einer und sein Name nur einer.

Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Lanzen zu Rebemessern abstumpfen, nicht wird ein Volk gegen das andere das Schwert erheben und nicht werden sie die Kriegskunst erlernen. Und ferner:

Es wird einst die Zeit kommen, wo die ganze Natur sich umgestaltet, wo die wilden Tiere ihre Grausamkeit ablegen werden, der Säugling spielt an der Höhle der Otter, das entwöhnte Kind sein Händchen ausstreckt am Aufenthaltsorte

des Basilisken, sie werden nicht Uebels tun, nicht verwüsten auf meinem heiligen Berge, denn voll wird sein die Erde der Erkenntnis Gottes, wie das Wasser den Meeresgrund bedeckt.

Ja ein Licht der Völker soll die Religion sein allen: Mein Haus soll ein Haus des Gebetes genannt werden für alle Völker. Wenn Salomo den Tempel einweiht, so spricht er das Gebet aus auch für den Fremden, der herankommt, auf daß Du, o Gott, ihn hörest im Himmel und ihm seine Wünsche erfüllest. Das ist ein großartiger Blick über sich hinaus, über die eigene Schranke hinweg, ein Streben, das kundgibt, daß die Idee im Judentume mächtiger ist, als das Gefäß, in dem sie zuerst eingehüllt ist: es ist, als töne überall hindurch das Wort der alten Lehrer: zerbrich das Gefäß und wahre den köstlichen Inhalt, ihn, der nicht umschlossen werden kann durch das sinnliche, äußere Gefäß.

In solcher Weise tritt das Judentum uns entgegen, und in seiner Einfachheit und Ursprünglichkeit bekundet sich seine unerschöpfliche Herrlichkeit. Schon aus den gegebenen kurzen Umrissen ergibt sich, wie ganz anders gestaltet diese Religion in die Welt getreten ist, wie einzig in ihrer Art zu der alten Zeit. Noch dazu unter einem Volke, das die Denktätigkeit nicht in geschlossener, geordneter Weise entfaltete, nicht hervorragt durch Werke sonstiger Wissenschaft und Kunst, aber wie durch innere Kraft getrieben diese Anschauungen aus sich geboren. Wie kommt dieses kleine Volk, das umschlossen von so vielen mächtigeren Völkern, dem der Blick für die großen Weltbegebenheiten nicht so verschlossen sein konnte, das um sein nacktes Dasein viele Kämpfe zu führen hatte, auf ein mäßiges Gebiet beschränkt war und alle Kräfte aufbieten mußte, um sich gegen die mächtigen Feinde zu verteidigen, wie kommt dieses Volk zu dieser Erhabenheit der Anschauungen? Ein Rätsel in der Weltgeschichte! Wer gibt uns die vollständige Lösung?

3.

Die Offenbarung.

Es gibt Tatsachen von so überwältigender Macht, daß auch das widerstrebendste Urteil sich unter sie beugen muß. Eine solche Tatsache ist das Auftreten des Judentums inmitten einer wüsten Umgebung, wie eine kräftige Wurzel aus dürrem Boden. In dem Vergleiche, welchen wir mit einzelnen Zügen zu zeichnen gesucht zwischen jenen Ueberzeugungen, Ahnungen, Behauptungen, welche überhaupt im Altertume herrschend waren, und denen, welche das Judentum uns entgegenführt, selbst in diesem kargen Schattenrisse dringt es sich dem unbefangenen Blicke auf, daß wir es hier mit einer ursprünglichen Kraft zu tun haben, die für alle Zeiten ihre Bedeutung erhält, als eine schöpferische Macht sich erwiesen hat. Lassen Sie uns noch einige Augenblicke bei den bevorzugten Trägern, den Organen dieser Religionsidee, verweilen, bei den Propheten. Es treten uns hier Persönlichkeiten entgegen von einer stillen Größe, einer einfachen Erhabenheit, einer Glut und zugleich Besonnenheit, einer Kühnheit und zugleich demütigen Unterwerfung, die uns imponiert, die uns das Wehen eines höheren Geistes in ihnen erkennen läßt. Schon die alten Lehrer sagen: Nicht zwei Propheten sprechen das prophetische Wort mit demselben Gepräge, ein jeder ein ganzer, vollständig in sich abgerundeter Mensch, eine geschlossene eigentümliche Persönlichkeit, und dennoch alle von einem allgemeinen Charakter, von einer großen Idee getragen. Jesajas, kühn, edel, mit strengem Ernste, und dennoch so lieblich sich anschmiegend an die frohesten und glänzendsten Hoffnungen voll der freudigsten Zuversicht, daher überspringend aus trüben Verkündigungen, scharfen Strafandrohungen in die Darstellung einer leuchtenden Zukunft; Jeremias, weich, trübe hineinschauend in die verworrensten, verzweifeltsten Verhältnisse, daher auch wohl klagend, seine Zeitgenossen oft mit bitterer Strenge tadelnd und

dennoch nimmermehr verzagend, dennoch voll freudigen Bewußtseins, es muß die Idee, die er verkündigt, durchdringen, und wenn auch nicht jetzt, so doch in Zukunft; Ezechiel, wie überwältigt von der Idee, die in ihm lebendig ist, wie geblendet von dem Strahl, der ihn umglänzt, ergeht sich in kühnen Bildern, um das, was er geschaut, die Herrlichkeit, die ihn umgeben, nur darstellen zu können, dennoch aber mit dem klarsten und vollsten Bewußtsein, wo es gilt die sittlichen Anordnungen in ihrer Schärfe hervorzuheben, dennoch mit jenem klaren, tiefen Blicke, der in das Innere des Menschen hineinschaut und auf seine Fehler wie auf seine Vorzüge aufmerksam macht. Jesajas dünkt uns, wie die alten Lehrer sinnreich sagen, wie ein Mann aus der Residenz, der, bekannt mit der Sitte und dem Glanze des Hofes, des göttlichen Haushalts, nur von seiner Erhabenheit im allgemeinen spricht, selbst auf hoher Stufe, das Hohe in eigene Höhe ziehend; Ezechiel erscheint uns wie ein Mann vom Dorfe, der mit einem Male hingeführt in das glänzende Stadtleben, nun angeregt sich nicht genug tun kann, das einzelne wie das ganze in ausmalenden Bildern darzustellen. So sind sie unter sich verschieden, aber doch alle einer großen Idee huldigend, von einem und demselben höheren Geiste getragen.

Sie lieben ihr Vaterland mit tiefer Glut, ihre Reden, ihre Ermahnungen sind eben an das Volk gerichtet zu den verschiedensten Zeiten, um es aufzurichten, um ihm Kraft und Mut zu verleihen, um das Vaterland und das Volksleben zu stützen und zu heben; sie lieben ihr Vaterland, schildern es gern und freudig als ein Land, das von Milch und Honig fließt, in dem man nicht in Dürftigkeit sein Brot essen müsse, dessen Steine Eisen seien, aus dessen Gebirgen du das Erz haueit; sie schildern es freudig als ein Land, das von Gott gar mannigfach ausgestattet ist; aber das Wesentlichste bleibt ihnen immer:

Denn von Zion geht die Lehre aus und das Wort Gottes von Jerusalem. — Jerusalem, Berge rings um es her, Gott aber rings um sein Volk!

Und mit einer Naivität und Innigkeit wird uns das Verhältnis zwischen diesem Lande und Aegypten dargestellt:

Das Land, wohin ihr gehet, um es einzunehmen, ist nicht, so heißt es, wie das ägyptische Land, aus dem ihr ausgezogen

seid; da habt ihr die Saat gesäet und den Boden dann bewässert mit eigener Tätigkeit, wie einen Gemüsegarten. Das Land aber, in das ihr nun einzieht, das ist ein Land von Bergen und Tälern, das trinkt Wasser vom Regen des Himmels, das erforscht Gott immerdar, seine Augen sind immer auf es gerichtet, vom Anfange bis zum Ende des Jahres.

Aegypten ist allerdings ein Garten Gottes, so erscheint es den Israeliten, ein Land, das durch die jährliche Ueberschwemmung des Nil, durch die Kanalisierung überall hin seine Wasser trägt, das mit sicherer Tätigkeit angebaut werden kann und seine Fruchtbarkeit Jahr für Jahr mit seltenen Ausnahmen entfaltet, seine reichen Schätze in großer Ergiebigkeit darbietet. Allein darum steht doch Palästina höher: Ein Land von Bergen und Tälern, es bedarf des Regens, es ist abhängig von den Naturerscheinungen, so daß Gottes Auge immer darauf ruhen muß vom Anfang bis zum Ende des Jahres; das ist der Ruhm, die Herrlichkeit des Landes.

Sie rühmen dieses Land als ein ganz besonders bevorzugtes und begabtes, und dennoch auch dann, wenn es dahinschwindet, wenn es ihnen entrissen worden, ist ihre Kraft nicht gebrochen, sie wurzeln dennoch nicht am Boden, die Liebe zum irdischen Vaterlande beruht in der Liebe zu einem höheren, aus dem ein Strahl sich niedersenkt zu dem niederen Vaterlande. Nachdem der Dichter geklagt, daß die Stadt zerstört, daß die Bewohner in die Verbannung geschickt worden, nachdem er seine Klagen reichlich hat ausgeschüttet, spricht er es dann aus: Doch du, o Gott, dauerst ewig, dein Thron für Geschlecht und Geschlecht. Ein Gedanke, der durch die Jahrtausende hindurchgeht, wenn auch das Volksleben geschwunden ist. Ist es ein Wunder, daß eine solche frohe Zuversicht auch auf die spätere Zeit mächtig eingewirkt hat? Dies Wort hören Sie wieder lange Jahrhunderte nachher. Wiederum war ein zweites Mal das Staatsleben zerbrochen, alle Hoffnung geknickt, das letzte Aufflackern, das unter Benkosiba stattfand, war ausgelöscht, und der Druck der Römer lastete schwer auf dem jüdischen Volke. Da war einst Akiba mit seinen Freunden in Jerusalem, sie sahen einen Schakal herauskommen aus der Stätte, wo ehedem das Allerheiligste war. Die Genossen Akibas weinten,

zerriſſen die Kleider; Akiba blieb in ſtiller, faſt fröhlicher Stimmung. „Wie?“ ſagten die Freunde zu ihm, „ſeit wann biſt du denn ſo teilnamslos an dem Geſchick unſeres Volkes? Siehſt du denn nicht zum zweiten Male das Wort erfüllt: Ja, darüber weinen wir, über den Berg Zion, der verwüſtet, Schakale wandern darin umher.“ „Nun, meine Freunde“, erwiderte Akiba, „ja, das Wort hat ſich nochmals bewahrheitet, das andere Wort bewährt ſich auch: Du, o Gott, dauerſt ewig, dein Thron für Geſchlecht und Geſchlecht! Ich lebe in ſtiller, ruhiger Zuverſicht.“

Daß die Propheten ihre eigene Perſönlichkeit aufgaben, wenn es galt dem großen Ganzen ſich hinzugeben, daß ſie in Selbſtloſigkeit wirkten, nicht denkend an Anerkennung, an Ruhm und die Verkündung des eigenen Preiſes, ein jedes Wort von ihnen gibt ein Zeugnis dafür. Es iſt, als ſchallte es durch alle Propheten, das Wort, das von einem unter ihnen ausgeſprochen wird:

> Meinen Rücken gab ich den Schlägern, meine Wangen denen, die ſie rauften, mein Antlitz barg ich nicht vor Schmach und Anſpucken. Doch ſteht Gott, der Herr, mir bei, darum mache ich mein Antlitz zum Kieſel; ich weiß, ich werde nicht zu ſchanden werden.

Und wenn auch von verſchiedenen Seiten ihnen zugerufen wurde: Laßt uns mit der Erhebung, verkündet uns von Wein und berauſchenden Getränken; wenn das Wort ihnen auch entgegenſchallte: Töricht iſt der Prophet, es raſ't der Mann des Geiſtes, ſie beugten ſich nicht, ſie entweihten nicht die Lippe, ſie verſchloſſen nicht den Mund; Gott, der Herr, ſpricht: wer ſollte nicht das prophetiſche Wort verkünden? Es war eine höhere Kraft, die ſie anregte, die ſie nicht ſchweigen, nicht das Wort vertrocknen ließ, es war eine ſittliche, geiſtige Erhebung, die ſie auf eine Höhe hinſtellte, zu der wir auch in ſpäterer Zeit immer noch emporſchauen müſſen.

So iſt das Judentum eine großartige Erſcheinung des Altertums, ſo ſind die Träger und Organe desſelben Männer von einer Würde und Geiſtesgröße, daß wir unſere Bewunderung ihnen zollen müſſen. Sie traten auf ohne Ermunterung, ohne Vorbild, im Gegenteile in einer Umgebung, die davon abſchreckte, unter Völkern,

die dem Götzendienste verfallen waren, unter Priestern und Verkündern anderer Völker, die der Sinnlichkeit huldigten, die menschliche Natur entwürdigten. Woher nun diese Kraft, die als ein so Urplötzliches auftritt? Wir gelangen hier an den tiefen Grund der menschlichen Seele, über den hinaus wir nicht können, an eine Urkraft, die schöpferisch aus sich selbst wirkt, ohne daß sie von einem äußeren Antriebe getragen würde.

Wir unterscheiden im allgemeinen bei dem Menschen ein doppeltes geistiges Wirken, eine zwiefache bevorzugende Begabung: wir unterscheiden das Talent und das Genie, die einander zwar vielfach berühren, zwischen denen die Grenzlinie nicht so scharf gezogen werden kann, und die dennoch in ihrer ganz entschiedenen Besonderheit bleiben, die sich nicht bloß gradweise von einander trennen, sondern auch in ihrer ganzen Art, in ihrer tieferen Wurzel. Das Talent ist die Begabung, leicht und rasch aufzunehmen, in sich zu verarbeiten, mit Geschick und Gewandtheit es wiederzugeben; es lehnt sich jedoch an das, was bereits vorhanden ist, an die Leistungen, die vorliegen, an die Schätze, die bereits erworben sind, es schafft nichts Neues. Anders das Genie. Es lehnt sich nicht an, es schafft, es entdeckt Wahrheiten, die bis dahin noch verborgen waren, es enthüllt Gesetze, die bis dahin noch nicht bekannt waren; es ist, als wenn sich ihm die Kräfte, welche in der Natur tief unten arbeiten, in ihrem Zusammenhange, nach ihrem gesetzmäßigen Ineinanderwirken in höherer Klarheit enthüllten, als wenn sie greifbar vor es hinträten, als wenn die geistigen Bewegungen in dem Einzelnen wie in der Gesamtheit der Menschen ihren Schleier vor ihm hinwegzögen, damit er hineinzuschauen vermöge in den tiefsten Urgrund der Seele und dort die Triebfedern und Beweggründe sich loszulösen verstände. Das Talent kann geübt, durch mühsamen Fleiß erworben werden; das Genie ist eine freie Gabe, ein Gnadengeschenk, ein Mal der Weihe, das eingeprägt ist dem Menschen, das nimmermehr erworben werden kann, wenn es nicht in dem Menschen vorhanden ist. Das Talent kann daher Hindernissen und Schwierigkeiten unterliegen, wenn sie übermächtig gegen es auftreten, es kann nicht gedeihen unter ungünstigen Umständen; das Genie dagegen tritt mit siegreicher

Macht gegen die härtesten Widerwärtigkeiten auf, es bricht sich Bahn, es muß seine Kraft entfalten, denn es ist ein lebendiger Drang, eine Macht, die stärker ist als der Träger, eine Berührung mit der in der Natur zerstreuten Kraft, die gesammelt sich auf ihn niederläßt mit dem Allgeiste, die in höherer Erleuchtung sich ihm kundgibt. Das Talent verbreitet das aufgespeicherte Wissen, vervollkommnet es auch hier und da, macht es zum Gemeingute: das Genie bereichert die Menschheit mit neuen Wahrheiten und Erkenntnissen, es gibt den Anstoß zu allem Großen, was in der Welt geschieht, sich ereignet hat und ereignet.

Wenn Columbus eine neue Welt uns entdeckt hat, so war er nicht vor anderen besonders dazu vorbereitet, nicht befähigt durch größere geographische Kenntnisse, durch reichere Erfahrung, die er auf seinen Fahrten gemacht; sie konnten ihn auch nicht berechtigen zu dem Schlusse, daß ein neuer Kontinent vorhanden sein müsse. Es war ein genialer Blick, der ihm gewissermaßen die Oberfläche der Erde erschloß, es war ihm vergönnt hineinzuschauen in das Wesen der Erde und zu ahnen, es müsse hier eine solche Welt noch vorhanden sein, und so gestaltete sich in ihm, was als Wissen unvollkommen war, dennoch zur tiefen lebendigen Ueberzeugung, deren Wahrheit nachzuweisen er alles aufbot. Copernicus war nicht etwa der größte Astronom seiner Zeit, es mögen andere genauere Berechnungen angestellt und weit über ihm gestanden haben, aber es war, wie wenn vor seinem Blicke das ganze Getriebe der Kräfte, die einander ziehen und drängen, die ganze Bewegung der Welt sich offenbarte, wie wenn der Schleier, welchen trübe Traditionen verdichtet, vor ihm hinweggezogen worden wäre, er mit kühnem Blicke in den Gang des Universums hineingeschaut und, was er entdeckt, festgehalten hätte als eine rasch aufgefaßte Wahrheit, die er nachher zu begründen versuchte — nicht genügend, da sie viel fester, genauer erklärt, begründet werden mußte, als er es vermochte, und doch mit tiefster Erkenntnis. Newton soll, unter einem Apfelbaum sitzend, durch den Fall eines Apfels darauf gekommen sein, das Gesetz der Gravitation aufzustellen. Einen Apfelfall beobachteten viele vor ihm, aber nicht mit dem Auge des Genies. Dieses sieht

eben in der einzelnen Erscheinung das große, umfassende Gesetz, das diese Erscheinung als eine einzelne aus sich entstehen läßt, es schaut durch diese Aeußerlichkeit in das innere Weben, aus dem alles hervorgeht. Und so ließen sich die Beispiele aus einem jeden Gebiete häufen. Den Geschichtsforscher, dem die Weihe aufgeprägt ist, macht nicht die Gründlichkeit, die Sorgsamkeit der Forschung sondern das reiche Wissen aller Einzelheiten aus, er muß vielleicht sehr oft eine Masse Stoffes, die ihn belästigt, von sich abweisen, um nicht verwirrt, von den Einzelheiten erdrückt zu werden. Was ihm seine besondere Bevorzugung gibt, das ist, daß sein Blick mehr geschärft ist, um hineinzuschauen in den Charakter der Zeit, daß das ganze Räderwerk der Ideen, welche die Zeit tief innerlich bewegen, vor ihm sich aufrollt. Es ist, als stände die Zeit in ihrer Einheit, aufgedeckt in ihren tiefsten Gründen, vor seinem geistigen Auge, als habe er die bewegenden Persönlichkeiten in ihren geheimsten Absichten belauscht. So erhält das auch schon Bekannte erst seine richtige Stelle, weil der Zusammenhang der Dinge und der Persönlichkeiten erst vollkommen klar geworden. Sie nennen dies vielleicht Scharfsinn, glückliche Kombinationsgabe. Wenn der scharfsinnige Denker nicht irre geht, wenn die Kombination die rechten Glieder zu verbinden weiß, da ist es Genialität. Und was ist es, was den Dichter befähigt so tief in die Seele hineinzuschauen, daß er den Charakter, die Begierden, die Leidenschaften mit der vollsten Klarheit erkennt, als wären die Kammern des Herzens ihm vollkommen eröffnet? Was befähigt ihn, alle Verschlingungen und Verkettungen in den verschiedensten Beziehungen und Verhältnissen, wie sie auch sich verwickeln und dem gewöhnlichen Blicke sich verstecken, den Charakter in seiner Ganzheit zu erfassen und darzustellen? Ist es die reichere Erfahrung, die ihm zu teil wird? Ist es, daß er selbst etwa alles erlebt? Sicherlich nicht! Es ist der Blick, der sicherer und geschärfter aus der einzelnen Erscheinung das ganze Leben der menschlichen Seele in sich aufnimmt und es wiederzugeben weiß. Ja nur die Genialität befähigt den einzelnen, daß er mächtig eingreift in die Bewegungen des Geistes und sie Jahrhunderte hinaus fördert und wie den einzelnen, so auch ganze Völker.

Die Griechen rühmten sich, Autochthonen, aus und auf dem eigenen Boden geboren zu sein. Ob dieser Anspruch ein berechtigter ist, mag dahingestellt bleiben; aber ein anderer Anspruch, der vielleicht der tiefere Sinn davon ist, wird sicherlich zugegeben werden, nämlich das Autochthonentum des Geistes, die Ursprünglichkeit ihrer besonderen Volksanlage. Die Griechen hatten nicht Vorbild und Lehrer in Kunst und Wissenschaft, sie waren sich selbst Lehrer und Meister, sie traten alsbald mit einer Vollendung auf, die sie zu Lehrern der Menschheit fast für alle Zeiten macht. Es ist, als wenn dem Volke eingeboren wäre der höhere lebendige Sinn für das Schöne, Harmonische, Wohlgefügte und lieblich Gestaltete, es ist eine Volksgenialität, die es befähigte, daß aus ihm Meister in jeglicher Kunst und Wissenschaft hervortraten. Darum lauschten auch die späteren Jahrhunderte gerne den Worten dieses Volkes, eilten dahin, wo sie die Werke der bildenden Kunst erschauen konnten, sich gewissermaßen wieder jung badeten in dem geistigen Quelle, der von ihm ausgeht und durch die Jahrhunderte hinrauscht. Hat nicht das jüdische Volk gleichfalls eine solche Genialität, eine religiöse Genialität? Ist es nicht gleichfalls eine ursprüngliche Kraft, die ihm die Augen erleuchtete, daß sie tiefer hineinschauten in das höhere Geistesleben, die enge Beziehung zwischen dem Menschengeiste und dem Allgeiste lebendiger erkannten, inniger empfanden, die höhere Anforderung des menschlichen Lebens, die tiefere Natur des Sittlichen im Menschen mit einer größeren Kraft und Klarheit erschauten und als Erkenntnis aus sich heraus gebaren? Ist es also, so ist dies die innigere Berührung des Einzelgeistes mit dem Allgeist, das Hineinleuchten der alles erfüllenden Kraft in die einzelnen Geister, so daß sie ihre endliche Schranke durchbrachen, das ist, scheuen wir doch das Wort nicht, Offenbarung, und zwar wie sie im ganzen Volke sich kundgab. Auch die Griechen waren nicht alle Künstler, nicht alle Phidias oder Praxiteles, aber dennoch war das griechische Volk allein befähigt, daß aus seiner Mitte große Meister entstanden. In ähnlicher Weise war es im Judentume. Nicht alle Juden waren sicherlich Propheten und das Wort: Wer wollte, es wäre das ganze Volk Propheten, war ein frommer Wunsch; das andere: Ich werde meinen Geist ausgießen

über alles Fleisch, ist eine Verheißung, zur Wirklichkeit war sie nicht geworden. Aber dennoch ist es das Volk der Offenbarung, aus dem dann die bevorzugten Organe derselben hervorgegangen sind; es ist, als wenn die Lichtfunken zerstreut gewesen wären, die dann von den höher Bevorzugten zusammen in eine Flamme gesammelt wurden. Auf dem Dornstrauch erwächst keine Rebe, aus einem verwahrlosten Volke gehen keine Propheten hervor, wie im Volke Judäas. Die geschichtlichen Bücher der Bibel sprechen zwar meistens tadelnd über die Sitten, über die Versunkenheit, in der sich Israel befand in der Zeit der Könige, sie wollen uns vorbereiten auf die Verwüstung, die als Strafgericht über die Sündhaftigkeit eingebrochen ist; aber in diesem Volke müssen edle Kräfte in reicher Anzahl vorhanden gewesen sein, es muß die Anlage dagewesen sein, wenn solche bedeutende Männer aus ihm entstehen, aus ihm sich entwickeln konnten. Das Judentum ist nicht ein bloßer Prediger in der Wüste gewesen, und war es nicht ganz durchgedrungen, so war es doch eine Kraft, die in vielen zwar schwächer, aber dennoch in dem Maße vorhanden war, daß sie, in den einzelnen sich konzentrierend, solche Geisteshelden zu erzeugen vermochte. Das Judentum will auch keineswegs ein Werk einzelner sein, sondern das der Gesamtheit. Es wird nicht gesprochen von dem Gotte Mosis oder von dem Gotte der Propheten, sondern von dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jacobs, von dem Gotte des ganzen Stammes, der Urväter, in denen sich gleichfalls diese Anlage, der hineinschauende Blick vorfand; es ist die Offenbarung, die in der Gesamtheit verborgen lebte und in einzelnen den vereinigenden Mittelpunkt fand. Es ist eine große Wahrheit, daß selbst der größte Prophet sein Werk unvollendet ließ: er soll nicht dastehen als der Atlas, der die Welt auf seinen Schultern trägt, der ein Werk vollführt ohne Mitwirkung, Anreger und zugleich Vollbringer. Man weiß nicht, wo er begraben ist, und die alten Lehrer sagen: „Es sollte sein Grab nicht als Wallfahrtsstätte dienen, wohin man zieht, um den einzigen zu verehren, der über das Menschenmaß hinausgehoben würde." Moses wirkte nach seinem großen Maße als einer in der Gesamtheit. Ja, das Judentum ist entstanden in dem Volke der Offenbarung. Und warum sollten wir das Wort denn nicht gebrauchen dürfen, da wo

wir auf den Urgrund stoßen, auf eine Erleuchtung, die von dem höheren Geiste ausgeht, die nicht erklärt werden kann, in ihrem Ursprunge nicht aus einer Entwickelung sich zusammensetzt, wenn sie auch dann weiter entwickelt wird, die schon von vorn herein als ein Ganzes da ist, wie eine jegliche neue Schöpfung, die aus dem Urgeiste hervorgeht. Wir wollen das Wort nicht in dogmatischer Weise beengen und begrenzen; es mag verschieden aufgefaßt werden, aber in seinem inneren Wesen bleibt es dasselbe, die Berührung der menschlichen Vernunft mit dem tiefen Urgrund aller Dinge. So hoch die alten Lehrer die Offenbarung emporgehoben haben, so haben sie niemals in Abrede gestellt, daß sie mit einer menschlichen Begabung zusammenhängt. Der Gottesgeist ruht nur, so lehrt der Talmud, auf einem Weisen, auf einem Manne von sittlicher Kraft, der unabhängig ist, weil genügsam durch Besiegung aller Ehrsucht, aller Lust; ein Mensch von innerer Bedeutung, in sich das Göttliche verspürend, er nur ist fähig das Göttliche in sich aufzunehmen, nicht ein bloßes Sprachrohr, durch das hindurchzieht das Wort, welches gesprochen wird, ohne daß selbst er sich dessen bewußt wäre, nein, ein Mensch im wahren Sinne des Wortes berührend das Göttliche und daher für dasselbe empfänglich. Ein ebenso tiefer Denker wie inniger Dichter im Mittelalter, Jehuda ha-Levi, bezeichnete die Offenbarung mit Bestimmtheit als eine Anlage, die in dem ganzen Volke lebendig war. Israel, sagt er, ist das religiöse Herz der Menschheit, das in seiner Gesamtheit die größere Empfänglichkeit stets bewahrte, und die einzelnen bedeutenderen Männer waren die Herzen dieses Herzens. Maimonides sprach von der blitzartigen Erleuchtung, als welche die Offenbarung zu betrachten sei; dem einen sei die Erleuchtung bloß für eine kurze Zeit vergönnt, dem andern wiederhole sie sich, und wiederum bei Moses sei sie eine andauernde gewesen, eine Erleuchtung, die die Dunkelheiten erhellt, den Menschen in die Verborgenheiten einen Blick tun läßt, der ihm enthüllt, was anderen verdeckt geblieben. Das Judentum ist eine solche Religion der Offenbarung, die aus solchen göttlichen Blicken erstanden und das Geschaute zu einem Ganzen verbunden hat; es ist eine Religion der Wahrheit, weil der Blick in das Wesen der Dinge ein untrüglicher ist, das Unveränderliche und Ewige schaut: Das ist sein ewiger Inhalt.

4.

Nationalität. Sklaverei. Stellung der Frauen.

Eine jede Neugeburt tritt mit Schmerz in das Dasein, einen jeden neuen Gedanken, der schöpferisch, weltumgestaltend in die geistige Welt eintritt, erwartet ein schwerer und hartnäckiger Kampf mit all jenen geistigen Mächten, die auf ihr Gewohnheitsrecht trotzen und die es wohl fühlen, daß ihnen durch eine mächtigere Kraft der Untergang droht; sie treten gegen ihn auf mit der ganzen Plumpheit und Derbheit des trägen Besitzes, mit der ganzen heftigen Anmaßung geistiger Hohlheit, die sich so leicht zu herber Schärfe aufstachelt. Die Idee, die ein neues geistiges Leben zu schaffen bemüht ist, will allerdings mit geistigen Waffen kämpfen, sie trägt in sich die Bürgschaft eines sicheren Sieges, es ist ein Unvergängliches in ihr, das allen Schwierigkeiten gewachsen ist, allen gefährlichen Hindernissen Trotz zu bieten vermag; aber wenn sie auch leicht beschwingt in die geistige Welt eintritt, wird sie dennoch durch den fortwährenden Kampf genötigt, auch gröbere, stoffliche Wehr und Rüstung anzulegen, um nicht von vorn herein erdrückt zu werden. Der junge David tritt einen ruhmreichen Kampf an, er vollführt ihn auch siegend, da will ihm Saul, der von seinem kühnen Unterfangen hört, Helm, Harnisch und Panzer umlegen; David versucht es, aber er wehrt es dann wieder ab und spricht: Ich bin nicht gewohnt darin zu gehen. Er geht den Kampf ein gegen Goliath, bewaffnet mit seiner Hirtentasche und Feldsteinen — und er siegt. Es ist die Zuversicht des kühnen Jünglings, der den Zwang scheut und den freien Leib nicht in Fesseln schlagen will; es ist die Siegesgewißheit, die in dem Hirtenknaben sich ausprägt, dessen Sinn erwachsen ist und erstarkt in der freien Natur. Aber glauben Sie, daß David, als er dann in den Ernst des Lebens eingeht, es gleichfalls abgelehnt hat, Panzer und Helm zu tragen? Wie er tiefer in den Kampf des Lebens eintritt, da

muß er auch den Brauch des Lebens annehmen, wenn er auch des kühnen, jugendlichen Geistes voll ist. Und so geht es auch der Idee, wenn sie lebendig werden soll, daß sie, trotz des geistigen Lebens, das sie in sich fühlt, auch die Waffen führen und in den blutigen Kampf eingehen muß, der ihr von allen Seiten entgegensteht.

Der Offenbarungslehre des Judentums ist der Kampf nicht erspart worden. Im Kampfe erstarkt der einzelne Mensch, er bedarf eines solchen, er wird jedoch von ihm hie und da bestäubt werden. Auch das Judentum bedurfte eines solchen Kampfes der Welt gegenüber, und so hat sich auch mancher Erdenstaub dadurch ihm angesetzt. Einer ganzen Welt, die in andern Anschauungen befangen war, trat ein kleines Nomadenvölkchen entgegen, das eben erst aus einem großen, dem Götzendienste huldigenden Reiche kam. Es mußte eng zusammenhalten, wenn es nicht der Wucht der Außenwelt unterliegen sollte. Es wollte mit dem Gottesgeiste, der in ihm lebendig angefacht war, einen neuen Glauben verkündigen, ihn aufrecht erhalten und siegreich machen für die ganze Welt. Eine schöne, große, erhabene, aber auch schwere Aufgabe! Eine jede Berührung mit der Außenwelt war ein Fallstrick, ein jedes Wort, das gewechselt wurde mit einem außerhalb Stehenden, eine Verführung; ein jedes freundliche Zusammenkommen, ein jedes Mahl, genossen mit ihm, war eine Entweihung, denn es war den Götzen geweiht. So war eine jede engere Berührung ein Frevel, ein Kampf, der ihnen dargeboten wurde von der Außenwelt. Und konnte es im Innern Israels fehlen, daß manche begierig hinschauten nach dem, was Glänzendes sie überall umgab? Allerdings, ein lebendiger Geist war in dem ganzen Volke, nicht bloß in den einzelnen bevorzugten Trägern, die ein Rüstzeug waren, um siegreich die neuen Gedanken in dem entsprechenden Ausdrucke zu befestigen und auszuprägen, er war im ganzen Volke, wenn auch in minderem und schwächerem Grade; aber sollten nicht auch sehr viele gewesen sein, die sich von dem sinnlichen Gepränge, von der Uebermacht, die sie bestach, verführen ließen? Die ganze Geschichte Israels während der Zeit des ersten Tempels, also während der eigentlichen Gründung des Glaubens, bietet uns eine unzählige Masse von Beispielen des Abfalls, des energischen

Kampfes, welchen die wahrhaft Begeisterten, die großen Männer, gegen die Versunkenen führen mußten.

Je mehr nun die Verführung in Israel selbst eintrat, je mehr die Gefahr drohte, daß der Wurm auch den eigenen gesunden Stamm zernagen werde, um so glühender mußte der Eifer der Besseren werden, um diese Gefahr fernzuhalten; sie mußten mit aller Entschiedenheit, mit einem Feuereifer, der nicht bloß erwärmte, sondern das Böse verzehrte, gegen alle Verderbnis, gegen das Einfressen des Uebels auftreten. Dürfen wir uns nun bei einem solchen Verhältnis wundern, wenn wir hie und da einen schroffen, harten Ausdruck gegen andere Völker finden, wenn da auch unerbittliche Entschiedenheit gegen sie gepredigt und auch geübt wird? Darf es uns wundern, daß da, wo die Würfel nicht fallen um ein Land, um irgend ein irdisches Gut, sondern wo eine Idee verteidigt wird, die sie als ihr höchstes Gut ehren, die sie über die Völker erhebt, die bestimmt ist von dem dazu erwählten Volke über die ganze Erde verbreitet zu werden, darf es uns wundern, wenn mächtig das Feuer in ihnen lodert, sie in Glut versetzt, wenn sie auch mit Gesinnungen auftreten, die nicht immer das reinste Wohlwollen, die freundlichste Anerkennung gegen diejenigen ausdrücken, die als Verführer das Wertvollste ihnen rauben wollen? Man versetzt sich gar nicht in die Zeit und Lage hinein, wenn man mit der weitherzigen Toleranzidee, die dort berechtigt ist, wo besonnene gegenseitige Anerkennung und Prüfung herrscht, eine Zeit mißt, in der einmal zwei Gegensätze sich auf Tod und Leben bekämpfen, wenn man mit vornehmer Weichmütigkeit ein jedes schroffe Wort beurteilen will, von feindlicher Nationalität und Nationalstolz spricht (die übrigens noch jetzt für bedeutend weniger wertvolle Güter auftreten), während es keineswegs lediglich Volkstümliches gilt, sondern Geistesfreiheit zu erhalten, die Wurzel der Wahrheit zu schützen und alle giftigen Einflüsse unschädlich zu machen. Nein, es darf uns nicht befremden, wenn uns mancher gehässige Ausdruck, manche gehässige Vorschrift entgegentreten; beachtenswert bleibt vielmehr die Frucht wahrhaft geistiger Kraft, die dem Volke innewohnte, daß unter jenen Kämpfen dennoch das Bewußtsein, die Menschheit zu umfassen und für sie zu arbeiten,

nicht aus Israel geschwunden ist, daß bei diesem feindseligen Bestreben, das gegenseitig herrschen mußte, das Wort immer gilt: daß für die Welt dieser Glaube entstanden sei, daß die ganze Erde von ihm umfaßt werden solle. Es zeugt von dem tiefen geistigen Leben des Judentums, daß diese Reinheit und Klarheit des Blickes nicht völlig getrübt sind. So erhebt es uns, wenn wir trotz Ausbrüchen der Kampfesbegierde doch wieder jene erquickende geistige Luft einatmen, wie sie von den Worten der Propheten ausströmt: Es spreche nicht der Sohn der Fremde, der sich Gott zugesellt: Mich hält ja doch Gott fern und sondert mich ab von seinem Volke, und nicht spreche der Entmannte (wir haben hier an die Eunuchen des persischen Hofes zu denken): Bin ich ja ein ausgedorrter Stamm. Denn so spricht der Herr zu den Entmannten, die meine Feste hüten, wählen, was ich begehre, und an meinem Bunde festhalten: Ich gebe ihnen in meinem Haus und meinen Mauern Denkmal und Namen, besser als Söhne und Töchter, ewigen Namen, der nicht vergeht. Und die Söhne der Fremde, die Gott sich zugesellen, ihm zu dienen und seinen Namen zu lieben, die Feste hüten, sie nicht entweihen, an meinem Bunde festhalten: Ich bringe sie auf meine heilige Höhe, erfreue sie in meinem Hause des Gebetes, auch ihre Opfer wohlgefällig auf meinem Altar, denn mein Haus wird ein Haus des Gebetes genannt werden allen Völkern. Es genügt mir nicht, heißt es anderswo, daß du allein mir treuer Diener seist, so mach' ich dich zum Lichte für die Völker. Auch von ihnen, heißt es dann wiederum, werde ich selbst zu Priestern und Leviten nehmen. Die ganze Menschheit soll von der einen Wahrheit umfaßt werden.

Es ist töricht, wenn man spricht, das Judentum lehre einen Nationalgott, einen Gott, der bloß dem einzigen Volke angehöre. Solchen Aussprüchen gegenüber, bei der sich so oft wiederholenden Aussicht in die Zukunft, wo Gott wird einer sein und sein Name nur einer, ist eine derartige Behauptung kindisch. Wohl mag hie und da ein Ausdruck erscheinen, als wäre den Götzen einige Bedeutung beigelegt: Größer ist unser Herr als alle Götter, und ähnliche. Aber wie bezeichnet der Prophet diese so oft? Ein Hauch und ist nichts nütze an ihnen. Und mit welcher feinen Ironie

zeigt er, wie die Götter gemacht werden, wie die Arbeiter hämmern und einer dem andern die Hand reicht, und wie der eine Teil des Stoffes gebraucht wird, um die Speise darauf zu kochen, und der andere, um einen Gott daraus zu verfertigen! Wie kann da von einem Nationalgotte die Rede sein? Ja, von Gott, der zuerst erkannt worden in diesem Volke, allein von ihm erkannt worden, der aber Gott der ganzen Welt ist, dessen Thron der Himmel, dessen Fußschemel die Erde ist. Das ist der Gott der Welt, der Gott, der geistig und räumlich alles durchdringt und erfüllt, der Gott, der dann anerkannt werden wird von allen Völkern. Wir nehmen hier einen Kampf wahr, bei dem freilich manche Aeußerungen vorkommen müssen, die nicht ganz und vollkommen der geistigen Höhe entsprechen, und doch ringt sich's allmählich zu lichter Klarheit durch. Wir schauen den alten Jakob, wie er, von Nacht umringt, kämpfen muß, und es bestäubt sich ein Mann mit ihm und er hinkt an der Hüfte, er wird verletzt, aber er siegt doch, er siegt menschlich und göttlich und er wird zum Segen des Alls.

Allein das Judentum sollte nicht bloß einen neuen Gottesgedanken in die Welt bringen, es sollte auch alle menschlichen Verhältnisse verklären und veredeln. Die Männer, die es aussprachen in der alten Zeit: Der eigentliche Grund und Nerv der Lehre ist: Was dir mißfällt, das tue auch deinem Nächsten nicht, das ist der Grund und die Wurzel der Lehre, das übrige ist die Erklärung: Gehe hin und lerne sie, oder der Spruch: Du sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst, das ist der große umfassende Grundsatz der Lehre, oder der andere: Dies ist das Buch der Zeugungen des Menschen, das ist noch ein größerer Grundsatz, Mensch sein und überall den Menschen erkennen und alle Nachkommen gleich und ebenbürtig, — die Hillel, Akiba und Ben Soma, die solches aussprachen, sie sind die Säulen und Träger des Judentums und wir müssen ihr Wort wohl beherzigen. Das Judentum also, sage ich, ist nicht bloß in die Welt eingetreten, um einen neuen Gottesbegriff ihr zu schenken, sondern die menschlichen Verhältnisse, die Erkenntnis und Würdigung des Menschen zu verklären. Aber gerade bei der Beziehung zwischen Mensch und Mensch wird es desto mehr zutreffen, daß die Idee sich zuerst hie und

da beschränken, eingehen muß in die verschiedenen Verhältnisse, wenn sie irgend einen Erfolg haben soll. Auch des einzelnen Menschen Wirksamkeit wird, wenn er durch seine Höhe losgerissen von seinen Genossen steht, nicht eingeht in ihr Treiben, nicht Anteil nimmt an ihrem Streben, sich nicht als eingreifend erweisen, mag er noch so bedeutend sein; die Menschen mögen wohl zu ihm hinaufschauen in Ehrerbietung, aber sie werden nicht von ihm beeinflußt. Will der Mensch wirken, so muß er eingehen in die bestehenden Verhältnisse, es muß ein gegenseitiges Anbequemen stattfinden. Bei dem Gottesgedanken freilich, da gibt es keine Vermittelung, keine Nachgiebigkeit, der reine Geist und die Sinnlichkeit lassen sich nicht vermitteln; wo es das Höchste gilt, konnte das Judentum nicht mit Nachgiebigkeit auftreten, es mußte mit Entschiedenheit der Gegensatz bekämpft werden. Anders bei den Beziehungen unter den Menschen selbst, da darf, da muß der Gedanke allmählich verklärend, lösend wirken, bis dann die harte Rinde zerbröckelt, abfällt.

Die Völker des Altertums glaubten kaum bestehen zu können, ohne daß das Sklavenwesen unter ihnen fest gegründet war als ein unumstößlich Recht. Der freie Bürger sollte nicht Arbeit verrichten, sie war den Sklaven übertragen: der Sklave war ein Eigentum seines Herrn, eine Ware, ein Ding, das vollständig dem Belieben seines Herrn übergeben war. Das Judentum tritt mit dem Gedanken auf, daß jeder Mensch berufen sei zur Arbeit: es setzt Gott den ersten Menschen zwar zuerst ins Paradies, in den Garten Eden, aber auch dort, um zu arbeiten und zu hüten. Doch alsbald tritt er in nüchterne Verhältnisse ein und es wird ihm gesagt: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen. Die Menschheit insgesamt aber ist geschaffen im Ebenbilde Gottes, nicht bloß der Stammvater dieses oder jenes Volkes, sondern der Stammvater aller, der auch die ganze Menschheit aus sich hervorgehen läßt als eine gleich berechtigte. Freilich, daß das Judentum ganz die Sklaverei breche, sie mit seinem ersten Eintreten in die Weltgeschichte gänzlich vertilge, wäre der Natur und der geschichtlichen Entwickelung der menschlichen Verhältnisse ganz widersprechend gewesen, ein Beginnen, das im Volke selbst und für die Menschheit, welche erzogen und nicht

mit einem Male umgeformt werden kann, nicht die beabsichtigten heilsamen Erfolge gehabt hätte. Die Sklaverei wurde also nicht ganz aufgehoben, aber sie bestand eigentlich bloß dem Namen nach ohne den wesentlichen Gehalt; der neue Wein, der in den alten Schlauch gegossen, diesen schon zerstören mußte. Im Stamme, im Volke selbst kann von eigentlicher Sklaverei nicht die Rede sein, denn der Sklave diente bloß sechs Jahre oder ward schon früher frei, wenn das Jubeljahr eintrat; er trat dann in seine bürgerlichen Verhältnisse wieder ein als vollgültig und ebenbürtig. Aber auch die fremden Sklaven, die wohl geduldet wurden, wie wurden sie behandelt? Die kleinste Beschädigung am Körper des Sklaven, das Ausschlagen eines Zahnes wurde nicht etwa als bloßer Nachteil betrachtet, den der Eigentümer sich selbst, seiner Ware zufügte, nein, der Sklave ging frei aus. Und wurde gar der Sklave erschlagen, so wurde Strafe geübt an dem Herrn; und welch' ein schönes Wort ist es, das die Sklaverei in ihrer Härte ganz und gar aufhebt: Du sollst den Sklaven nicht ausliefern seinem Herrn, wenn er vor ihm bei dir sich rettet; bei dir weile er in einer deiner Städte, welche er sich erwählt. Täusche ihn nicht!

Mit diesen Worten ist eine Frage gelöst worden vor Jahrtausenden, die heutigen Tages sich blutig eingräbt in einen ganzen Weltteil und ihn zerfleischt, und die Bewohner dieses Weltteils sind Bekenner der herrschenden Religion, von denen die einen den Glauben umfassen, welcher den Anspruch macht, daß nur in ihm, sonst in keinem anderen Heil gefunden werde, die andern an der zähen puritanischen Form mit missionssüchtiger Propaganda haften. Der Kampf, der dort entbrannt ist, ist nicht einmal etwa um das Wesen der Sklaverei, ob dieselbe stattfinden dürfe; es haben wohl die einen sie verworfen für sich, aber sie fanden es bisher ganz in der Ordnung, daß sie für einen Teil des großen Staates als Grundgesetz aufrechterhalten werde. Die ganze Frage besteht darin, ob der Sklave, der entflohen ist in jene Gegend, ausgeliefert werden müsse, ob es nicht Diebstahl sei, wenn man ihm einen Aufenthalt gestatte außerhalb, ob da nicht das Recht gekränkt, die Begriffe der Gerechtigkeit erschüttert werden. Diese Frage einer peinlichen religionslosen Gewissenhaftigkeit hat das Judentum vor drei Jahrtausenden

gelöst, und wenn es durchgedrungen, sein Geist überall ein lebendiger sein wird, der Geist, der aus ihm sich verbreitet, ganz und ungeschwächt übergegangen sein wird, dann wird die Frage entschieden sein, die Wahrheit und das echte Recht die Menschlichkeit und die Anerkennung eines jeglichen in seinem menschlichen Werte werden dann und erst dann siegen über jene Schein-Gerechtigkeit, die sich um so mehr brüstet, je hohler sie ist.

Ein Höheres ist noch, wie das Familienleben betrachtet wird innerhalb eines Volkes. Es liegt ein großer Schatten auf dem so schön begabten und so herrlich entwickelten griechischen Volke, daß die Weihe des ehelichen Lebens so wenig in den Vordergrund tritt, daß die Innigkeit in der Familie so wenig ausgeprägt ist; der Wert des Weibes ist seinem wahren Wesen nach im Griechentum nicht nach Gebühr hervorgehoben worden. Wie anders ist dieses im Judentume! Von vorn herein tritt der Gedanke uns entgegen: Es verläßt der Mann seinen Vater und seine Mutter und verbindet sich mit seinem Weibe und sie werden zu einem Fleische, zu einer wesentlichen Einheit. Die Ehrerbietung gegen die Eltern, so tief eingepflanzt, so innig genährt und gepflegt, tritt zurück gegen die Innigkeit, die im Hause Mann und Weib mit einander verbinden soll. Das Weib soll dem Manne folgen: Nach ihm ist dein Begehr und er soll über dich herrschen, aber dennoch in voller Ebenbürtigkeit; er verbindet sich mit seinem Weibe, sie werden zu einem Wesen.

Und welche edle Frauengestalten treten uns innerhalb des jüdischen Schrifttums entgegen! Welch ein edles Verhältnis innerhalb der Familien, so schlicht, so anspruchslos, aber doch so groß und herzerquickend! Die Erzmütter stehen fast auf derselben Stufe wie die Erzväter; auf sie schaut die spätere Zeit zurück, gerade wie auf die Erzväter. Und welch ein Leben begegnet uns da! Schauen wir hin auf Rebekka, wie sie zuerst erscheint in unbefangener Jungfräulichkeit, freundlich und wohlwollend auch dem fremden Manne, wie sie auf seine Bitte bereitwillig für ihn schöpft und auch für die Kamele sorgt! Sie tritt mit ihm in das Haus der Ihrigen, und siehe da! er ist hergesendet von dem hochgeachteten Verwandten aus der Ferne, er soll um die Tochter freien. Man

fragt Rebekka, sie hat die volle freie Wahl: Willst du ziehen? Das Herz sagt ihr, daß dort die Stätte sei wo sie zu gedeihlichem Entfalten gelangen werde, und sie spricht: „Ja, ich gehe." Sie tritt die Reise an, unbefangen schaut sie sich überall um; da tritt der ihr entgegen, dem sie bestimmt ist, ihn das Leben hindurch zu begleiten, und sie fragt: Wer ist der Mann? Der Knecht erwidert: Das ist der Sohn meines Herrn, Isaak, der dein Lebensgefährte sein soll. Züchtige Röte umzieht ihrer Wangen und sie bedeckt sich mit dem Schleier. „Er führt sie in das Zelt der Mutter und er liebte sie." Und Jakob führte sein Weib Rahel heim, denn er liebte sie, er diente um sie, und die sieben Jahre waren in seinen Augen „wie einige Tage". Wir treten weiter vor, die Geschichte des großen Retters wird uns erzählt, seine Jugend ist umgeben von ernsten Gefahren; Moses wird geboren unter drohenden Wolken, die über Israel heraufzogen. Er wird in einem Kästchen ins Schilfmeer gelegt, die Schwester Miriam duldet es nicht daheim, sie eilt in die Nähe, um zu erfahren, was mit dem Bruder geschehe. Die Königstochter kommt vorbei, um zu baden, sie bemerkt das Kästchen, öffnet es und sieht einen Knaben. Das Mädchen, sonst schüchtern und befangen, doch jetzt, wo es die Rettung des Bruders gilt, tritt mutig heran und sagt: Soll ich dir eine Säugerin holen von den hebräischen Frauen? Miriam, die in ihrer ersten Kindheit mit solch hingebendem Mute auftritt, es befremdet uns nicht, daß sie dann eine Prophetin ist, und die alten Lehrer sagen von ihr sicherlich schön und wahr: Miriam war für Israel wie ein frischer Brunnquell, der sich labend ergoß; sie verband die glühende Begeisterung für die Wahrheit mit der Innigkeit des weiblichen Gemütes. Wiederum sagen die alten Lehrer tief erfassend: Durch das Verdienst der Frauen sind die Israeliten aus Aegypten erlöst worden. Die Männer waren dem Drucke hingegeben, sie mußten die schwere Arbeit verrichten; wer wahrte das Haus, wer hielt den reinen Sinn aufrecht unter den Kindern, wer hütete das Feuer der Sittlichkeit? Es waren die Mütter, die dafür wirksam waren, und ihr Verdienst war es, daß Israel sich würdig machte erlöst zu werden aus den Gefahren, die es umgaben. Wir gehen weiter, in die Zeit hinein, die eine trübe, ver-

wirrte Heroenzeit zu werden schien, in die Zeit der Richter, wo die Gesamtheit sich auflöste und dem Anscheine nach zerbröckelte. Bald hier, bald dort trat ein Richter auf, ward das Lichtlein angezündet; da tritt uns wiederum eine schöne Gestalt entgegen, Deborah, die Prophetin und Richterin, ein mutiges kühnes Weib, eine begeisterte Anführerin, und dennoch mit dem vollen Bewußtsein des Weibes. Sie will nicht amazonenmäßig in den Krieg hineinziehen, sie sagt es dem Barak: Es wird dein Ruhm nicht sein, daß durch die Hand eines Weibes Gott den Sieg verschafft. Doch, wie er den Kampf nicht ohne sie unternehmen will, nun dann zieht sie mit und gewinnt den Sieg, und in begeisterten Worten verkündet sie es dann, strafend, lobend, als echte Prophetin Gottes. Und später, als diese Zeit um war und ruhigere Verhältnisse sich gestalten wollten, an der Schwelle dieser Epoche begegnet uns wieder ein Weib, vor der wir in Ehrerbietung stehen. Es ist Hanna, die Mutter Samuels. Mit der ganzen weiblichen Sehnsucht beklagt sie es, daß ihr Kinder versagt seien, und sie fleht in Innigkeit und betet aus der Tiefe des Herzens: „Denn ich bin ein Weib beschwerten Gemütes". Und Elkana, ihr Mann, tröstet sie: Hanna, warum weinst du, und warum ist dein Herz betrübt? Bin ich dir nicht mehr wert als zehn Kinder? Welch eine Innigkeit in diesen kurzen Worten! Und Ruth, welch eine liebliche Gestalt! Es ist ein Judäer hingezogen in die Fremde, dort schließen sich seinen beiden Söhnen zwei Schwiegertöchter an; aber der Mann stirbt, die Söhne sterben auch und kein Kind bleibt ihnen. Die Mutter Naomi kehrt zurück, und die zweite Schwiegertochter, — die eine, Orpah, ist zu sehr Moabiterin, als daß sie mit ihr ziehe, sie verläßt sie, als sie fortzieht — Ruth schließt sich an Naomi an: Nein, wo du übernachtest, da übernachte auch ich, dein Volk ist das meine, dein Gott ist mein Gott, und sie folgt ihr als ein gehorsames Kind, bleibt ihre Tochter, sorgt freundlich für ihr Alter, ist ihr liebevolle Begleiterin; ist sie nicht würdig, die Ahnmutter des David zu sein?

Dies alles wird so kindlich ohne Prunk dargestellt, weil es so tief in der Natur Israels liegt; es muß hervortreten, und oft erfahren wir es bloß als unscheinbaren Nebenzug. Darf es uns

wundern, wenn in diesem Volke, in dem — ein seltenes Beispiel des Altertums — das Weib nicht geringschätzig behandelt wurde, sondern sein wahrer Wert anerkannt worden ist, darf es uns wundern, wenn im diesem Volke bei einem kargen Schrifttume, in dem lediglich dem religiösen Leben oder der Geschichtserzählung gewidmeten Schriftganzen dennoch sich ein Büchlein findet, das als Lieder der Liebe bezeichnet wird? Zu einer Zeit, die von außen her drückend beeinflußt war, wo nicht die Weihe der Sinne, sondern die Unterdrückung derselben, nicht die Verklärung des natürlichen Lebens, sondern dessen Abtötung als Frömmigkeit betrachtet wurde, da konnte man sich nicht hineindenken, daß dieses Büchlein, seinem natürlichen Sinne nach, eine schöne, reine Liebe feiern solle. Gesetzt auch, es trüge noch einen sogenannten tieferen Gedanken in sich, so viel bleibt sicher: auch das Bild muß eine Wahrheit haben, wenn es ein höheres Verhältnis abspiegeln soll. Jedoch, wie ein neuerer geistvoller Forscher sagt, als der Dichter sang, da war die Sprache noch nicht den schmerzhaften Tod der Heiligen gestorben da war noch frische Lebendigkeit in ihr, da quoll auch aus des Dichters Brust noch der Gesang, der die Liebe verherrlicht. Und so finden wir in diesem Büchlein allerdings manche sinnliche Ausschmückung, aber wie tief wird das höhere edle Verhältnis der Liebe dargestellt, welche Innigkeit liegt nur in den wenigen Worten: Ich schlafe und mein Herz wacht! Da ist eine Welt von Empfindungen ausgedrückt, und ohne hier weiter einzugehen in die Darstellung des Buches, — wer es mit reinem Sinne liest, findet, daß tiefe Empfindungen edel in ihm ausgedrückt werden. Natürlich auch, daß der spätere Spruchdichter eingeht auf die Betrachtung des wackeren Weibes, und der Schluß der Weisheitslehren ist zu seiner Verherrlichung bestimmt: Ein wackeres Weib, wer findet es? Höher denn Perlen ist sein Wert. Wer findet es? Das will nicht bedeuten, es sei kaum irgendwo aufzuspüren, nein, er beschreibt es mit vollem Anteil, aber wer es findet, der hat ein köstliches Gut gefunden. Und so schließt er dann: Es erheben sich ihre Söhne und preisen sie, ihr Mann und rühmet sie: Trügerisch ist die Anmut, vergänglich Schönheit, ein gottesfürchtig Weib, es wird gerühmt. Nur der

grübelnde, trübsinnige Kohelet, der unter tausend Männern kaum einen einzigen erträglichen findet, er findet allerdings unter tausend Frauen auch nicht eine, die ohne Fallstrick und List wäre. Aber im allgemeinen ist das nicht der Gedanke, der das Judentum durchzieht, und wenn auch einzelne orientalische Anschauungen sich einmischen, so bleibt doch die reine Wertschätzung des Weibes, die sittliche Höhe des ehelichen Lebens der Grundgedanke.

Das Judentum lehrt die Ehe des einen Weibes mit einem Manne, die Monogamie. Wenn auch hie und da Ausnahmen erscheinen, so sind es eben Ausnahmen, so ist es eben, daß das Gesetz nicht geradezu einschreitend eingreifen mag zu einer Zeit, wo rings umher die entgegenstehende Sitte herrschend war; aber dem tieferen Wesen des Judentums entspricht allein die Monogamie, entspricht allein die Innigkeit zwischen Mann und Weib. Es ist daher ganz natürlich, daß in der späteren Zeit, als auch die äußeren Einflüsse anders wurden, in Europa ein Lehrer auftrat, der den Bann aussprach gegen jeden, der das Naturgesetz des Judentums verletzen wollte. Und in solchen Ländern, wo die Polygamie herrscht, hat das Judentum sie dennoch schwinden lassen, und wenn es sie auch nicht gerade durch das Gesetz untersagte, die Sitte, der lebendige Geist, wie er stets im Judentum herrschend war, hatte längst das gesetzlich gestattete untersagt. In solchen Früchten zeigt sich der tiefere Kern des Judentums, und so ist allezeit in ihm ein edles Familienleben gepflegt worden. Freilich, einen Liebeshof, ein Spielen mit der Minne kannte das Judentum nicht, ebensowenig wie es sich in ein Mysterium der unbewußten Jungfräulichkeit, die dennoch mütterliche Gefühle in sich trägt, versenkt. Gesund und urkräftig, rein und frisch sprudelte immer jener reine Quell, der aus dem Hause über alle Lebensverhältnisse sich ergießt; das reine Familienleben hat Israel zu aller Zeit frisch und kräftig erhalten. Hat dieses im Drucke es emporgehoben, so wird es ihm auch zu besseren Zeiten nicht entgehen, und das Wort wird eine Wahrheit bleiben, wie Bileam es aussprach, als er Israel sah nach seinen Stämmen gelagert: Wie schön sind deine Zelte, Jakob, deine Wohnungen, Israel!

5.

Opferdienst und Priestertum. Geteiltes Volkstum.

Der Gottesbegriff eines Volkes ist zugleich der Maßstab für seine sittliche Anschauung und ebenso umgekehrt. Die höhere oder niedrigere sittliche Bildung eines Volkes ist die Besiegelung seines mehr oder minder geläuterten religiösen Bewußtseins. Wie der einzelne rohe Mensch, so ehrt auch das minder gebildete Naturvolk bloß die stärkere Macht. In der Gewalt, die es entweder über andere hat oder die andere ihm gegenüber geltend machen können, liegt die Wertschätzung, die es für sich selbst in Anspruch nimmt oder anderen beweist. Nicht das Recht, nicht die sittliche Würde, nicht die Reinheit der Gesinnung hat bei ihm eine Geltung, es ist vorzüglich und wesentlich die rohe Gewalt, die irdische Macht. Der ungebildete Mensch, wie das Naturvolk, beugt sich tief vor demjenigen, der über ihm steht, der seine Macht ihn oder es fühlen lassen kann, und andererseits sind sie auch wiederum hart, tyrannisch gegen diejenigen, welche unter ihnen stehen. Das Volk, das bloß noch zuerst einen religiösen Instinkt hat und nicht zu religiöser Klarheit sich emporgearbeitet hat, nicht von einer höheren Idee durchweht ist, erkennt in Gott zunächst den Mächtigen, es fürchtet sich vor der Gewalt, die sich über ihm zeigt, die es niederdrücken kann; vor dieser Macht beugt es sich, gerade wie auch vor dem höherstehenden Menschen, aber es zeigt auch andererseits in seiner Behandlung derjenigen, welche es als sich Untergeordnete betrachtet, wie tief es noch in sittlicher Beziehung dasteht. Darum zeigt sich uns in dem Verhältnis zum Sklaventume, zu dem schwächeren Geschlechte gerade die Höhe oder Niedrigkeit des religiösen Bewußtseins. Das Judentum, — das war der Zweck der Erörterungen, die vorangegangen sind — das Judentum bewährt sich als eine Religion, die in Gott den Heiligen, das Ideal der sittlichen Reinheit verehrt, dadurch, daß

es auch in seinen menschlichen Verhältnissen immer den sittlichen Wert hervorhebt, daß es nicht bloß den Mächtigeren als den allein Berechtigten anerkennt, sondern ihm nur soweit die Macht gewährt, als er das Recht dazu hat. Das Recht, die reine, gegenseitige sittliche Beziehung, sie sind ihm das Höchste, der Maßstab, nach dem es seine Verhältnisse abmißt.

Diese Verschiedenheit der Stufe, auf welcher die Völker sich befinden, muß sich namentlich kundgeben in der Gottesverehrung: in der Art, wie man Gott naht, muß es sich entscheiden, ob man in Gott nur die höhere Macht ahnt, vor ihr zittert, sie zu versöhnen versucht, oder den Heiligen ehrt, zu ihm emporblickt, als zu dem Vorbilde der höchsten Sittlichkeit, dem reinsten Ausdrucke des Erbarmens und des Wohlwollens. Wo in Gott zunächst die Macht anerkannt wird, ist das Streben vorherrschend, ihn sich wohlgeneigt zu machen; man beugt sich vor ihm, damit er nicht seinen Zorn ergieße, man versucht, sich solche freundliche Gesinnung zuzuwenden mit irgend welcher äußerlichen Tat, ihn durch Geschenke, die man ihm darbringt und die mit Entbehrungen verknüpft sind, sich geneigt zu machen, das Uebelwollen von sich abzuwenden. Das ist der Ursprung des Opferdienstes. Das Opfer ist das Bestreben, durch irgend etwas, was man sich entzieht, und sei es auch das Liebste, den etwaigen Zorn des Gottes zu dämpfen oder ihm doch jedenfalls zu zeigen, wie man ihm tief unterwürfig ist, da man ja alles hingibt, wenn es ihm ein Wohlgefallen ist. Der roheste Ausdruck eines solchen Gefühls, das auf der untersten Stufe des religiösen Lebens sich entfaltet, ist das Menschenopfer, und zwar dann derjenigen Menschen, die uns am nächsten stehen, am liebsten sind. Das rohe Heidentum opferte den Göttern die Kinder. Das Liebste und Werteste, was ich habe, — das drückt das Opfer aus, — bringe ich meinem Gotte dar, und er wird Wohlgefallen daran finden, da ich nicht anstehe, wegen seiner eine jede Regung und Empfindung in mir abzutöten, zu seinem Wohlgefallen das Teuerste mir zu entziehen. Dieses niedrigste religiöse Gefühl ist eine vollständige Verkennung des göttlichen Wesens, das versöhnt werden muß durch knechtische Entwürdigung, auferlegte Härte; man fürchtet in der Gottheit das Grausame und Willkürliche und nährt dadurch

auch Grausamkeit und Willkür in dem Menschen. Das war die Religion, die Israel umgab, die Gottesverehrung oder Götterverehrung unter jenen Völkern, welche zuweilen über Israel herrschten, immer aber doch so nahe es begrenzten, daß notwendig diese Gesinnung hier bekannt wurde und auch hie und da Einfluß auf es ausübte. Der Molochdienst war bekanntlich ein solcher Dienst, der Menschenopfer verlangte; im Feuer seine Kinder verbrennen war der schreckliche Opferdienst, wie er als Gottesverehrung bezeichnet wurde.

Das Judentum führt einen energischen Kampf gegen diese Herabwürdigung des göttlichen Wesens; gegen diese Art des Opferdienstes kennt es kein Erbarmen. Allerdings, es sind auch die Spuren davon in seine Geschichte eingegraben, er ist nicht ohne Einfluß geblieben auf die schwachen Gemüter innerhalb Israels, die in dieser Selbstbekämpfung der zärtlichsten Gefühle einen Akt der Hingebung an Gott zu sehen glaubten; aber mit welcher Entrüstung kämpfen die Propheten gegen diesen wildesten Ausbruch des rohesten Heidentums! Schon an der Schwelle des Judentums läßt es im Innern des einzelnen Stammvaters diesen Kampf führen und siegreich überwinden. „Elohim versuchte den Abraham." Verschiedene Gottesnamen sind in der heiligen Schrift gebräuchlich, und die alten Lehrer geben uns dafür eine sinnige Erklärung: Elohim heißt Gott als der Mächtige, der Strenge, der gleichfalls in Gott verehrt wird, wie auch die andern Völker dies in ihm in irgend einer Weise anerkennen; aber der andere Namen „Er ist", wie wir früher schon ihn kennen gelernt, der Unaussprechliche, das ewige Sein, das allem irdischen und geistigen Sein zu Grunde liegt, „der Gott der Geister für alles Fleisch", er ist der Gott des Erbarmens, des Wohlwollens, der innigen Liebe und Güte gegen die Menschen. Elohim nun versuchte den Abraham. Der alte Gottesbegriff, wie er damals herrschte, war auch in Abraham mächtig, die Anerkennung dieser göttlichen Macht ist in ihm so lebendig, daß er als deren treuer Diener sich beweisen will. „Opfere deinen einzigen lieben Sohn!" Was hast du Höheres empfangen, womit kannst du deine Unterwürfigkeit besser an den Tag legen? Er ist bereit dazu, alles ist dafür gerüstet; da ruft der Bote des

Gottes „Er ist“ vom Himmel hernieder: „Strecke Deine Hand nicht aus gegen den Knaben.“ Die höhere Gotteserkenntnis regt sich nun in ihm: Wie, Gott ist mächtig, aber ist er nicht auch allgütig? Gott ist allmächtig, aber ist diese Macht eine tyrannische? Verlangt sie von dem Menschen, daß er seine Gefühle nicht veredle, sondern daß er sie hinschlachte? Ist Gottesdienst die eigene Verstümmelung oder die Verstümmelung des einzigen, was Dir gehört? Nein! Strecke deine Hand nicht aus gegen den Knaben; das ist wahre Verehrung des Allerbarmenden, und Abraham opferte den Knaben nicht. Nicht die Bereitwilligkeit zum Opfer ist die wahre Frömmigkeit Abrahams, sondern die Unterlassung desselben, nicht daß er sein Kind darbringt, sondern daß er es bewahrt, nicht daß er sich blind der göttlichen Macht unterwirft, um das Kind von sich loszureißen, sondern daß er Gott in seiner höheren und wahren Würde erkennt, ist seine wahre geläuterte Frömmigkeit. Darum ist es nicht wohlgetan, auf den Willen zur Opferung immer hinzuweisen als Akt der höchsten Frömmigkeit Abrahams; er war und ist vielmehr ein Vorbild dadurch, daß er es unterlassen.

So wird uns gleich von vorn herein dieser Kampf dargestellt und zugleich der Sieg des reineren sittlichen Bewußtseins, und dieser Sieg geht durch das ganze Judentum hindurch. Der Molochdienst wird als ein Greuel verabscheut, den Gott verwirft, der uns tief entwürdigt, und wenn von einem grauenhaften Opfer die Rede ist, da wird das Tal Hinnom als solches bezeichnet, wo dem Moloch geopfert wurde. „Ge Hinnom“, das Tal Hinnom, Gehinnom, Geenna ist später die Bezeichnung des Ortes geworden, wo das Böse zusammengehäuft ist, wo die Strafe ihren schärfsten Ausdruck findet, wo die Verdammnis weilt: es ist die Hölle. So ist das Menschenopfer im Judentume mit aller Energie bekämpft worden, da gab es keine Vermittelung.

Allein auch das tierische Opfer ist nicht minder der Ausdruck eines niedrigen religiösen Bewußtseins, auch das tierische Opfer ist das Bestreben, wohlgefällig zu werden durch die Entäußerung irgend eines Eigentums, ohne daß damit eine sittliche Umwandlung bezweckt, die Veredelung gefördert werde. Auch das tierische Opfer ist nicht der Wurzel des Judentums entsprossen, es ist geduldet

worden, aber auch bloß geduldet, bekämpft immer von den Edelsten und Besten in Israel, seinen Propheten, die es mit den schärfsten Worten in seiner Niedrigkeit bezeichnen. „Womit", so spricht der Prophet Micha, „womit soll ich Gott entgegenkommen, mich beugen vor dem Gotte der Höhe? Soll ich ihm entgegenkommen mit Brandopfern, mit jährigen Kälbern?" Hat der Herr denn Wohlgefallen an Tausenden von Widdern, an Myriaden von Oelströmen? „Nun, dann soll ich Ihm wohl meinen Erstgeborenen für meinen Frevel darbringen, die Frucht meines Leibes zur Sühne meiner Seele?" Er hat dir verkündet, o Mensch, was gut ist und was Gott von dir verlangt: Gerechtigkeit üben, Milde und Wohltun lieben und bescheiden wandeln vor und mit deinem Gotte! Das ist das Manifest des Prophetentums gegen das Opfer, und dieses Manifest wiederholt sich vielfach, wird überall mit andern Ausdrücken in ähnlicher Weise bezeugt. Wozu mir, spricht der Herr, die Fülle eurer Opfer, ich bin übersatt der Brandopfer von Widdern, des Fettes der Gemästeten, begehre nicht Blut der Stiere, Lämmer, Böcke! Willst du mir Opfer darbringen, spricht der Psalmist, hung're ich? Und hungerte ich, brauche ich es dir zu sagen? Ist mein nicht das Getier auf tausend Bergen? Weg mit den Opfern! Und Jeremias spricht mit trockener Nüchternheit, aber wahrlich mit einer fast auffallenden Entschiedenheit aus: Ich habe nicht geredet, spricht der Herr und nicht befohlen euren Vorfahren, da ich sie herauszog aus dem Lande Aegypten, in betreff des Brandopfers und Schlachtopfers. Klarer, entschiedener kann es nicht ausgesprochen werden. Freilich, das Opfer war in der alten Zeit so tief in das allgemeine Bewußtsein eingegangen, so der entsprechende Ausdruck des bloß natürlichen religiösen Bewußtseins, daß es auch in Israel Eingang fand, und wie alles Leibliche einen großen Raum einnimmt, das Geistige aber ein Flüchtiges, im Raume in sich nicht sichtbar macht, so mag freilich die Gesetzgebung über die Opfer einen sehr großen Raum einnehmen, aber dennoch ist sie nur der Ausdruck eines Geduldeten. Und wollen Sie noch einen starken Beweis dafür, so sehen Sie, wie da, wo die Gebote wiederholt werden, im 5. Buche Mosis, die Vorschriften über das Opfer eingeschrumpft sind, nur kurz angedeutet, als etwas Gebräuchliches, aber nicht mit der

Umständlichkeit, den ein solch wichtiger Teil des Gottesdienstes, wenn er ein gebotener wäre, zu beanspruchen berechtigt ist. Das Opfer ist ein geduldetes im Judentume gewesen, und wie bald schwindet es auch dahin! In der Zeit des zweiten Tempels erheben sich die Häuser des Gebetes mächtig, mit einer siegenden nebenbuhlerischen Kraft neben dem Tempel zu Jerusalem, der den Opferdienst beibehielt, und der als das Symbol des einheitlichen Staates seine Bedeutung sich wahrte, während die eigentlichen Gotteshäuser sich zur geistigen Bedeutung über diesen Tempel erhoben. Und als dieser zerstört wurde, ward unter seinem Schutte auch der Opferdienst begraben. Schon früher ist der Gedanke betont worden: Was in einer Religion wahrhaft wurzelt, das läßt sich ihr nicht nehmen; mögen auch die Umstände noch so ungünstig sein, es kämpft der ganze innere Geist dagegen und sucht es zu erhalten, und kann er es nicht in der alten Weise, so sucht er es in einer Umgestaltung zu wahren. Es ist, als ob die ganze Wurzel beschädigt werde, und da heißt es: Entweder ganze Auflösung oder Bewahrung mit seinen naturgemäßen Aeußerungen. Als das Heidentum fiel in seiner Aeußerung, da fiel es auch in seiner ganzen inneren Ideenbegründung. Wäre das Opfertum nun ein notwendiges im Judentum gewesen, so würde es sich sicherlich, als der Tempel sank, erhalten haben, und Versuche wurden auch gemacht. Aber der Gedanke war vollständig erschöpft, das Opfer hatte seine Bedeutung im Innern der Gemüter schon längst verloren, es war eine Gewohnheit, die sich forterbte, eine Einrichtung, an die manche stattliche Institution sich anlehnte, mit der so viele Träger ihr Ansehn verknüpft hatten, die daher nicht mit einem Male gestürzt werden konnte. Aber wie der Sturm hereinbrach, da war der entwurzelte Stamm ein Spiel der Winde, und das Opfer ist in Israel geschwunden und bleibt geschwunden. Eine jede Begründung der Religion auf Opferdienst, auf irgend ein Opfer, das einmal dargebracht wird, sei es ein menschliches, etwa gar ein göttliches oder ein tierisches, ein jeder sehnsüchtige Rückblick auf den früheren Opferdienst, als auf eine höhere und vollere Lebensäußerung, ein jeder Ausspruch, daß der Opferdienst nun einmal geschwunden sei und daher ersetzt werden müsse durch ein Gebet, eine jede solche geistige Anerkennung des

Opferwesens ist ein Rückfall in das Heidentum. Mit dem Tiere, das als gottesdienstlich dargebracht wird, wird zugleich die höhere religiöse Erkenntnis geopfert, aus der Asche, in dem nach der Höhe wirbelnden Rauche des Opfertieres steigt ein Götze empor.

Der Opferdienst, wo er herrschend ist, verlangt auch eine besondere Art der Ausführung, er verlangt besonders damit Beauftragte; besonders dazu bestimmte Personen müssen es verstehen, das Opfer darzubringen, geweiht sein, um den Göttern oder Gott besser entgegentreten zu können. Die Gottesverehrung durch Opfer ist die Mutter eines besonderen Priestertums; Priester sind als Bedienstete nötig, die Götter zu besänftigen, ihnen in der rechten Weise nahezukommen. Das Priestertum in seinem Zusammenhange mit dem Opferdienst ist gleichfalls nicht rein aus der Wurzel des Judentums entsprossen. Schon von vorn herein, noch bevor die zehn Worte gesprochen, läßt Gott durch Moses dem Volke sagen: Ihr sollt mir allesamt sein ein Reich der Priester und ein heilig Volk! Das sind die Worte, die du sprechen sollst zu den Kindern Israels. Allesamt Priester! In der Religion des Judentums bedarf es nicht der Vermittlung besonderer Personen, ein jeder sei selbst sein Priester, selbst sein Mittler zu Gott. Das Priestertum ist im Judentume geduldet worden, und wiederum geht der Kampf gegen dasselbe die ganze Geschichte des Judentums hindurch. Es ist nichts Vereinzeltes, wenn uns Züge mitgeteilt werden von Unzufriedenheit mit dem Priestertume in der ersten Zeit seiner Begründung, wie in der späteren Zeit, es ist charakteristisch für das jüdische Volksleben. Auf der einen Seite ist das Bedürfnis dazu vorhanden, das Volk steht einmal auf dem Standpunkt des Opferdienstes, da müssen auch Priester sein, und weil sie sein müssen, sollen sie auch in besonderer Reinheit dastehen, nicht Götzenpriester, sondern Priester des wahren Gottes, so daß sie als solche durch sittliches Streben, durch ernstes Ringen nach Selbstheiligung dem Volke vorangehen können. Allein es haftet einmal an jeder Einrichtung, die bloß eine Nachgiebigkeit gegen die Schwäche der menschlichen Natur ist, der Makel ihres niederen Ursprunges. Die Priester bewährten sich nicht während der ersten Zeit im Judentume, immer kämpfen die Propheten gegen die

Priester. Die Priester sind Verächter meines Namens! Priester wie Volk gleich sündig! Sie werden geschmäht wegen der eigennützigen Absichten, die sie mit ihrem hohen Dienst verbanden. Das Priestertum ist also ein geduldetes und keineswegs ein integrierender Teil des Judentums. Als dann durch die Einheit des Tempels jedenfalls der Götzendienst gebeugt wurde und derjenige Teil des Priesterstandes, welcher diesem Tempel angehörte, zu einem höheren Ansehen gelangte, war eine Zeit lang das Priestertum wohl in hohen Ehren, so daß bei der Rückkehr aus dem babylonischen Exil auch die Nachkommen der Priester zu Herrschern wurden. Allein sie erhielten sich nur eine kurze Zeit, sie bewährten sich auch diesmal nicht, und wiederum trat der Kampf gegen sie mit aller Entschiedenheit auf, und wiederum erschallt das Wort in einem der späteren Bücher: Gott hat ja allen gegeben das Erbe, das Königreich, das Priestertum und die Heiligung! Das ganze Volk gleich! Und wiederum sprechen es alle die älteren Schriften aus jener zweiten Periode aus, daß die Priester im zweiten Tempel sich nicht bewährt haben, daß sie selbstsüchtig seien, arm an religiöser Erkenntnis. Wie in dem ersten Tempel neben den niedrig stehenden Priestern die großen Gottesmänner, die Propheten, sich erhoben, die keine priesterliche Funktion bekleideten, nicht aus dem Priesterstamme hervorgingen, so im zweiten Tempel neben den Priestern die Gelehrten, die Männer des Wortes und der Erkenntnis, Männer aus den untersten Klassen des Volkes entsprossen, aber von dem Gottesgeiste durchdrungen.

Auch das Priestertum ist mit dem Tempel gefallen, und wenn auch einzelne Trümmer des zusammenstürzenden Baues sich erhalten haben, wenn gewisse Einrichtungen, die daran sich knüpfen, noch jetzt schwächlich fortbestehen, so sind es eben Trümmer, die als Erinnerung an das Altertum ihre Bedeutung wohl haben mögen, die aber die tiefere Wurzel des Judentums, die wahre jüdische Frömmigkeit nicht berühren.

So tritt die weltumbildende Idee des Judentums in die Erscheinung. Ich habe in einzelnen Zügen die innere Macht, den Inhalt derselben, sowie einzelne ihrer wichtigen Aeußerungen im Leben Ihnen vorzuführen gesucht. Diese weltumbildende und be-

wegende Idee des Judentums bedurfte natürlich, wenn sie in die Erscheinung treten wollte, einer gerüsteten Schar, die auch ihre Waffen führte, es bedurfte einer größeren Einheit, die die Fahne ihrer Idee hoch emporhob, bereit zum Siege oder zum Tode, es bedurfte eines geschlossenen Volkswesens, einer innig in sich verketteten Zusammengehörigkeit, wenn die Idee als eine berechtigte Macht auftreten wollte. Das ist der Widerspruch, der bei allen Erscheinungen der Geschichte sich kundgibt. Die Idee ist eine umfassende, aber sie bedarf der Träger, und diese müssen in sich geschlossen sein, wenn sie nicht zerstreut werden wollen. Die Idee des Judentums ist eine die Menschheit umfassende, sie bedurfte aber eines einzelnen Volkes, das sie zunächst ins Leben einführte. Daß dadurch manche Widersprüche sich kundgaben, daß allgemeines Menschtum und Nationalität in Widerstreit gerieten, davon haben wir einzelnes schon zu beleuchten gesucht. Es knüpft sich hier aber noch ein anderer Gedanke daran. Es ist das Los der tiefer auf die Gesamtheit einwirkenden kulturhistorischen Völker, daß sie bei aller geistig mächtigen Einheit zu einer wirklich vollkommenen staatlichen Einheit nicht zu gelangen vermögen. Ein Volk, das keine so glänzende Mission hat, schließt sich enger, leichter zusammen zu der Aufgabe, die ihm geworden. Jedes Volk besteht zwar aus einzelnen Stämmen, aber der gebildetere, kräftigere erhebt sich dann und sammelt die andern unter sich, und so wird es eine Einheit. Völker aber, die von tieferem Geiste durchdrungen sind, eine mächtigere Idee in sich tragen, können zu einer solchen Einheit weniger gelangen. Sehen Sie das griechische Volk an! Dorier, Jonier, Attiker, Lacedämonier, alle haben ein griechisches Gepräge, in allen zeigt sich die Macht des griechischen Geistes; allein dieser Geist war ein zu umfassender, als daß er sich nicht hätte mannigfach ausprägen sollen, jedes hat seine scharf geschnittene Eigentümlichkeit und es läßt sich das eine nicht durch das andere verwischen. Das griechische Volk gelangte nicht zu einer Einheit, ein jeder Stamm will sich besonders wahren. Es ist allerdings eine geistige Einheit in ihm vorhanden, und diese geistige Einheit ist sicherlich mächtig genug und wußte Widerstand zu leisten gegen feindlichen Anprall. Die Geschichte erzählt uns nicht davon, wie persische Diplomaten

mit ſtiller Verachtung dieſes kleine Volk betrachtet haben mögen, und mancher Staatsmann mag geſprochen haben, wie doch Hellas nur ein geographiſcher Begriff ſei, wie es nur einzelne Stämme ſeien, die man leicht überwältigen könne. Aber an dieſem geographiſchen Begriff ſtrauchelte das gewaltige Perſerreich und wäre faſt daran zu Grunde gegangen; von den Perſern, von dieſem mächtigen Reiche, würden wir kaum etwas Näheres wiſſen, wenn nicht eben jenes Hellas uns Nachrichten von ihm überliefert hätte, und zugleich das geknechtete und verachtete Judäa. Die Einheit iſt demnach allerdings eine mächtige, das Volksbewußtſein war in ihm lebendig, aber zu einer wahrhaft ſtaatlichen Geſchloſſenheit gelangte das griechiſche Volk nicht, und nur dann, als die Kraft erſchöpft war und die Eigentümlichkeit zu erlöſchen anfing, da kam ein roherer Stamm, der mazedoniſche, und fügte ſie nun in eins zuſammen, breitete die ſchalen Ueberreſte griechiſcher Bildung über die Welt aus, aber das echte Griechentum war es nicht mehr. Das Griechentum iſt darum nicht untergegangen, es iſt immer wieder aufgelebt, um die Welt zu erfriſchen, ſein Geiſt iſt nicht geſtorben, wenn auch das Volk untergegangen iſt, wenn auch der Staat nimmer eine wahre Einheit darſtellte. In ähnlicher Weiſe, wenn auch nicht ſo umfaſſend, iſt es mit den italieniſchen Staaten des Mittelalters gegangen. Es ſind Staaten, klein an Gebiet, aber groß in ihrer Eigentümlichkeit, die ſo ſcharf iſt und ſo tief ſich eingrabend in die kulturhiſtoriſche Entwickelung der Völker, daß ein jeder ſeine Eigentümlichkeit zu wahren entſchloſſen war und es nicht zu einem geeinigten Geſamtſtaate kommen ließ. Ob Piemont nun dazu beſtimmt iſt, der italieniſche Mazedonier zu werden, das liegt im Schoße der Zukunft. Ob auch Deutſchland gleichfalls ein ſolches Bild uns darbietet, ob auch ihm die kulturhiſtoriſche Stelle in der Geſchichte geworden iſt, deswegen ein jeder Stamm darauf bedacht iſt, die Selbſtändigkeit ſich zu wahren, ſo daß ſie zu einer Einheit, die ſie aus dem Tiefſten ihres Innern erſehnen, dennoch nicht gelangen können? ob das deutſche Volk wirklich nicht die Aufgabe hat, ein größerer Staat zu werden, ſondern ein großer geiſtiger Faktor in der Menſchheit? Nun, das ſchlechteſte Los iſt es keineswegs, das einem Volke werden kann, obgleich es

schmerzlich und tief betrübend ist für den Vaterlandsfreund, der nicht bloß seine geistige Bedeutung wünscht, sondern auch seine volle eingreifende Macht.

Dem sei wie ihm wolle, Israel war ein solches Volk. Auch Israel hatte eine Idee, die sein Volksdasein überschritt, und gerade deshalb prägte sich wiederum in den einzelnen Stämmen diese Idee in verschiedenartiger Weise aus, und so konnte es zu keiner inneren Einheit des staatlichen Lebens gelangen. Die alte Geschichte des jüdischen Volkes ist uns sehr trümmerhaft zugekommen, bloß nach gewissen Gesichtspunkten von den Berichterstattern aufgefaßt und wiedergegeben; ein großer Teil ist uns vom Standpunkt dessen, der zuletzt der siegreiche blieb, dargestellt, nämlich von dem des Stammes Juda. Die Geschichte ist zunächst immer von dem Gesichtspunkte aus geschrieben, in wiefern das Volk sündig war oder nicht, in wiefern die Könige fromm oder abgefallen. Die Geschichte eines Staates oder Volkes hat aber noch viele Faktoren, die mitwirken, und wenn auch die Verwirklichung des Gottesbegriffes die eigentliche Aufgabe war, so gab es im jüdischen Staate doch eine allgemeinere Geschichte, und diese ist uns nur in Trümmern zugekommen, wir müssen sie erraten, uns zusammensuchen. Das Volk lebte in Stämmen. Jeder einzelne Stamm bleibt lange Zeit ziemlich selbständig, die Stämme verbanden sich zu kleineren Ganzen. Von diesen Gruppierungen erfahren wir verschiedenartiges: eine Gruppierung in vier Teile; es ist die Abstammung nach den vier Müttern, die dem Volke schon eine gewisse Teilung aufdrückten und einen jeden Teil für sich als zusammenhaltend kennzeichnen. Neben dieser Teilung finden wir noch eine andere Gruppierung. Die Stämme, wie sie in der Wüste lagern, ziehen immer je drei unter der Fahne eines Hauptstammes; aber auch von dieser Vierteilung erfahren wir sehr wenig. Hingegen zeigt sich eine andere Teilung schon von der ersten Zeit an als maßgebend. Ich sage, von der ersten Zeit an, denn es ist ein sehr bedeutendes Wort, das die alten Lehrer aussprechen: Die Erzählung von den Erzvätern, von den ersten Begründern Israels, hat hohe Bedeutung für die Geschichte der späteren Zeit. Es werden die Züge hervorgehoben, die maßgebend sind für die spätere Geschichte. Da stehen nun

von vornherein als Hauptstämme Ruben, Ephraim, Juda. Ruben, der Erstgeborene, der die Berechtigung hat, aber dennoch nicht anerkannt wird; er wird zuerst seßhaft, erwirbt sich zuerst Land und erlangt so eine Bedeutung über die andern Stämme, und er entbehrt dennoch des Vertrauens. Er beansprucht wohl Vorrang, er sucht sich — so heißt es vom alten Ruben, und das ist das Charakteristische des späteren Stammes — das Kebsweib seines Vaters anzueignen und so die Herrschaft sich zu erwerben. Mit einigen Ausnahmen aus der ältesten Zeit finden wir unter den Juden Kebsweiber nur bei Königen; wer sich deren bemächtigte, deutete an, daß er die Herrschaft antrete. Darum sagt der Prophet Nathan in seiner Strafrede zu David ob des Vergehens mit Bathseba, es solle ihm genügen, daß Gott ihm die Frauen seines früheren Herrn Saul gegeben. Als Absalom sich die Herrschaft seines Vaters David anmaßen will, sagte der schlaue Ratgeber Achithophel zu ihm: Komm zu den Kebsweibern deines Vaters, dann hört ganz Israel, daß du gebrochen hast mit deinem Vater, und es erstarken deine Anhänger. Wiederum drohte David ein neuer Empörungsversuch durch den Benjaminiten Seba ben Bichri, ganz Israel mit Ausnahme Judas fiel ihm zu. Da brachte David die zurückgelassenen zehn Kebsweiber „in ein Haus des Gewahrsams, ernährte sie dort, kam aber nicht zu ihnen und sie blieben verschlossen bis zu ihrem Tode." Der Grund dieses Verfahrens liegt nicht etwa darin, daß er den Umgang mit den durch Absalom Mißbrauchten scheute, vielmehr wollte er sie vor einem neuen Angriffe und sich vor der Anmaßung eines neuen Prätendenten schützen, und doch leistete er, bei der erneut schwankenden Lage seines Thrones, freiwillig Verzicht auf sein königliches Vorrecht. Als Adonias, der unter David gleichfalls die Herrschaft sich zuwenden wollte, ohne daß sein Beginnen glückte, nach dem Tode Davids die Erlaubnis erhält, im Lande zu weilen, geht er zur Bathseba, der Mutter Salomos, und sagt zu ihr: Laß mir doch durch Salomo die Abischag, die Sunamiterin, die zuletzt um David war, zum Weibe geben. Dies scheint ihr ein ganz unschuldiges Verlangen, und Bathseba trägt Salomo ganz arglos dieses Verlangen des Adonias vor; Salomo aber ergrimmt und spricht: Nun, verlange gleich für ihn

das Reich! Dem Verfasser des Buches der Könige ist dieser Zusammenhang zwischen dem Verlangen nach Abischag, als dem Kebsweibe Davids, und der Aneignung der Herrschaft sehr ernst gemeint, und um Salomos Verdacht zu rechtfertigen, rückt er schon früher die Erzählung von der Aufnahme der Abischag durch David und von der Empörung Adoniahs zu Davids Lebzeiten ganz nahe aneinander, wie um den zweiten Versuch zu illustrieren. Sie sehen, daß in dem Verkehre mit den Kebsweibern des Vaters und Herrschers der Anspruch begründet wurde zur Erwerbung der Herrschaft, und so spiegelt sich die Anmaßung des Stammes bereits in dem Beginnen des alten Ruben ab. Rubeniten, Dathan und Abiram, sind es, die sich gegen Moses empören. Ja, sie erscheinen insgesamt fast als losgelöst, und das andere Israel traut ihnen nicht. Als es einst zum nationalen Kampfe kommt, da spricht Deborah, die Prophetin, das Wort aus: Ruben, warum weiltest du müßig zwischen den Hürden, zu hören das Blöken der Herden, ja bei den Strömen Rubens da sind gar große Bedenken. So wird Ruben in den Hintergrund geschoben, getadelt, er, der Ansprüche macht, ohne daß sie Anklang finden. Er will Joseph retten, man hört nicht auf ihn; er will sich für Benjamin verbürgen, er erhält keine Antwort darauf; er beklagt sich später, daß man ihm nicht gefolgt, er findet kein Gehör. Wenn Jakob vor seinem Ende die Söhne segnet, sagt er von ihm: Du warst bestimmt zu Ansehn und Macht, doch flüchtig wie das Wasser hast du Ansehn dir verscherzt. Es lebe Ruben, spricht Moses in seinem Segen, er sterbe nicht, es seien seine Mannen eine geringe Anzahl, weiter nichts! Ruben geht auch zuerst zu Grunde. Schon bevor die andern Stämme ins Exil abgeführt wurden, wird sein Land erobert, und sie werden in die Gefangenschaft geführt. Das ist der eine Stamm, der Bedeutung anstrebt, aber zu einer dauernden nicht gelangen kann.

Ein andrer mächtigerer ist der Stamm Ephraim. Mit einer wahren Anmut übergossen ist die Geschichte Ephraims von seiner frühesten Zeit oder vielmehr die Geschichte Josephs, des Vaters Ephraims; sie ist ein Vorbild der späteren Zeit, der Geschichte des Stammes selbst. Joseph ist gleichfalls ein Erstgeborener, er ist der Erstgeborene des geliebten Weibes, des Weibes, das eigentlich

das Weib Jakobs war, das er zuerst geschaut, für das er gedient, das er liebte, das er sein ganzes Leben lang im Herzen trug. Joseph selbst, ein schöner liebenswürdiger Jüngling, wie tritt er überall edel auf! Er blickt träumerisch in die Zukunft, aber gerade darin liegt ein emporstrebender Geist, eine tiefe Ahnung seiner einstigen Bedeutung und Größe, und nicht bloß, daß er groß ist und groß wird, sondern er ist auch sittlich groß, seine Reinheit bewährt sich in dem Widerstande gegen alle Versuchungen, er bleibt in den schwersten Prüfungen durch die Unschuld seines Herzens unbefangen und froh. Doch er zieht nach der Fremde, seine Größe zeigt sich im Ausbreiten seiner Macht, weniger im Innern; das ist die Bedeutung des Stammes Ephraim. Wir wissen nicht genug von ihm, um seine Bedeutung vollkommen aufzeigen zu können, die Berichte sind alle judäisch gefärbt, und dennoch blickt überall seine hervorragende Stellung durch. Von Ephraim kommt derjenige, der zuerst in Kanaan eintritt: Josua ist ein Ephraimite, er ist der Nachfolger von Moses. Ephraim begründet zuerst die Macht Israels. Die ersten Propheten traten in Ephraim auf und verkündeten den edlen, hochherzigen Geist, der sich in ihm zeigte. Freilich, es hat den Drang, eine große Macht zu werden, es begnügt sich nicht damit, innerhalb Israels von Bedeutung zu sein, es geht oft auf Eroberungen aus. Die israelitische Großmacht beeifert sich eine asiatische zu werden, und bleibt dennoch von ihrem Ziele, das ganze Israel zu beherrschen, weit entfernt.

Neben Ephraim steht Juda. Juda, finsterer, nicht so liebenswürdig auftretend, seiner ganzen Erscheinung nach in sich geschlossener, straffer und durch diese Straffheit zäher, die Idee mächtiger in sich entwickelnd. Juda rettet Joseph vom Tode, Juda leistet für Benjamin die Bürgschaft und tritt für ihn ein, als ihn Joseph zurückhalten will. Aus Juda ist auch einer der Abgesandten, Caleb, der Sohn des Jefunne, der gleichfalls mutig für die Eroberung des Landes eintritt und das Zagen der anderen Stämme als unwürdig verwirft. Juda wahrt sich seine Stammeseigentümlichkeit und erreicht eine kurze Zeit auch die Herrschaft über ganz Israel. Sicher war diese Herrschaft keine enge, die Selbständigkeit der Stämme war wohl noch entschieden genug, so daß auch Davids

und Salomos Zeit keine wirkliche Gesamtmonarchie darbietet, doch war wohl, wenn auch widerwillig, Judas Hegemonie anerkannt. Bezeichnend drückt eine Geschichte, die mehr Parabel ist, das Innerste der Volksbewegung aus. David war gestorben, und Salomo folgte ihm; er war ein weiser Fürst und von seiner Weisheit wird uns eine Probe mitgeteilt, die zugleich den innersten Gedanken der Zeit enthüllt. Es traten einst zwei Frauen vor ihn hin, die eine hatte ein lebendiges, die andere ein totes Kind; aber beide behaupteten, das lebendige sei das ihre, und beide sagten: Mir muß das lebendige zuerteilt werden. Da sprach Salomo: Holet ein Schwert herbei und zerteilt das Kind und eine jede nehme sich die Hälfte. Die eine war damit zufrieden, die andere aber sagte: Lasset das Kind leben, gebet es ihr ganz, aber tötet es nur nicht. Da sprach Salomo: Das ist die rechte Mutter; sie gibt es lieber auf, als daß sie sein Leben bedrohte. Ein schöner Zug echter Klugheit! Aber es ist mehr als dies, es ist die volle Bezeichnung der damaligen Volkszustände. Zerteilung des Reiches war die Losung, und die Erbitterung, die der eine gegen den andern in sich trug, trat wirklich hervor, als der starke Arm Salomos erschlafft war; als er starb, erfolgte die Zerteilung des Reiches wirklich, die Lust jedes einzelnen Stammes, den Vorrang zu behaupten, konnte nicht mehr zurückgedrängt werden. Mein ist der lebendige Sohn, mein ist das ganze Volk, sprach ein jeder dieser Stämme aus. Nun, so teilet das Reich! Die Teilung mißfiel wohl dem wahren Vaterlandsfreunde; dennoch konnte es keiner der Nebenbuhler über sich gewinnen zu sagen: Gebet ihm das ganze Reich, aber zerteilet es nicht! Salomos Wort mahnte, aber es zündete nicht; die Teilung des Reiches erfolgte und gegenseitige Gehässigkeit von Juda und Ephraim, Ephraim mehr großstaatlich, Juda ein kleiner Mittelstaat. Wollen Sie einen bezeichnenden Ausdruck darüber hören? Es war ein König in Juda, Amazia, ein siegesgewohnter, kriegsgerüsteter, tapferer Mann, der manchen Nachbar gedemütigt und gezüchtigt; der König von Israel war Joas. Nun schickte Amazia zu Joas und ließ ihm sagen: Wohlan, wir wollen uns messen! Da gab Joas die schneidende Antwort: Der Dorn auf dem Libanon schickte einst zur Ceder auf dem Libanon: Wohlan, gib deine Tochter meinem Sohne zum

Weibe! Da kam ein Tier von dem Felde und zertrat den Dorn. Hören Sie hier nicht den Hochmut einer Großmacht gegenüber einem Mittelstaate? So behandelt Ephraim Juda und es kam so weit, daß Ephraim sich mit auswärtigen Staaten verband, um Juda zu demütigen. Pekach verband sich mit den Assyriern gegen Juda, und mit solchen Schritten besiegelte Ephraim oder das Reich Israel seinen Untergang; es glaubte sich der israelitischen Idee entwachsen, wollte asiatische Großmacht sein, und um diesem Verlangen nachzukommen, glaubte es das Interesse Israels, sein geistiges Leben verraten zu dürfen, um angeblich größeren, allgemeineren Zwecken dienen zu können. Da kam eine größere, die assyrische Macht und zertrat es. Juda blieb auf dem Kampfplatz stehen, diese assyrische Macht mußte von ihm abziehen, und Juda erhielt sich noch eine längere Zeit, und in dieser kurzen Spanne, die ihm zugewiesen war, traten die großen Männer auf und belebten den inneren Volksgeist. Juda wußte sich seine innere straffere Einheit zu bewahren und diese trat auch in der Einheit des Gottesdienstes in Jerusalem, wie in allen seinen religiösen Einrichtungen, hervor. Juda entwickelte den Geist zu einer unversiegbaren inneren Festigkeit. Es mußte auch unterliegen, es wurde vom babylonischen Reiche verschlungen, und dennoch nicht vernichtet; sein staatliches Leben wurde aufgezehrt, aber sein inneres geistiges Leben blieb trotz dem Exil. Juda mußte auswandern, doch wanderten bloß seine Bürger aus, die Genossen des Glaubens blieben eine Einheit. Die zehn Stämme sind aufgezehrt, ein Teil verband sich mit andern Völkern, ein Teil ging in das Reich Juda; dieses aber blieb, verblieb der Träger des geistigen Lebens und mit seinem Namen wird nun die Religion benannt, die durch Jahrtausende siegreich auf dem Kampfplatz sich behauptete.

6.

Exil und Rückkehr. Tradition.

Laſſen Sie uns noch einige Augenblicke bei den verſchiedenen Staatengruppierungen verweilen, die zugleich auch den ſich entwickelnden religiöſen Richtungen innerhalb Iſraels entſprechen. Ruben, ſo ſprachen wir es aus, hatte zuerſt aus dem Nomadenzuſtande heraus feſte Sitze ſich auserkoren; es war zuerſt zu einem ſtaatenbildenden, volksgründenden Elemente in Iſrael geworden, wird aber als ein ſpäter zurückgedrängter Stamm nicht mit der Beachtung behandelt, die ſeine erſte Gründung eines Volkstums vielleicht verdiente. Es war auch ſicherlich in der religiöſen Entwickelung zurückgeblieben. Wohl iſt jenſeits des Jordans in dem Gebiete, das Ruben und denen, die ſich ihm anſchloſſen, gehörte, die Gründung der Offenbarungslehre vollzogen worden. Moſes hat dieſes Land nicht überſchritten, er iſt innerhalb desſelben geblieben und dort geſtorben; dort war zunächſt die Offenbarung, dort war alſo auch die Gründung der jüdiſchen Idee und die Befeſtigung derſelben, ihre Ausarbeitung nach den verſchiedenſten Lebensgeſtaltungen; aber dennoch war es offenbar ein zurückgebliebener Standpunkt, unreif in ſeiner Entwickelung, die, durch höhere Entfaltung verdrängt, dann auch völlig in Vergeſſenheit geriet. Schon früh heißt es, es habe Ruben mit den andern Stämmen einen Altar ſich erbaut dem lebendigen einzigen Gotte, aber das Unternehmen habe Bedenken erregt, als ſei hier eine götzendieneriſche Eigentümlichkeit, ſo daß die anderen Stämme dieſelben faſt mit Krieg überzogen hätten. Ruben ſank dahin laut- und klanglos, und ſein Land fiel Ammon, Moab und Edom zu, Völkern, welche als beſonders feindſelig dem Judentum gegenübertretend geſchildert werden. Daß innerhalb dieſes Gebietes ein geiſtiges Leben, wie es von den übrigen Stämmen überliefert ward, ſich erhalten habe, davon findet ſich keine Spur. Später wird dieſes Gebiet wieder erobert, als

zu dem Staate Judäa gehörig, und es zeigt sich wieder keine Verschiedenheit, es tritt das Leben des Judentums, weit sich verbreitend, auch dorthin. Der alte Standpunkt ist besiegt.

Als der zweite erhob sich ebenso wie durch staatliche Macht so auch durch geistige Hoheit und Veredelung Ephraim. In Ephraim, das ebenso durch geistige Begabung, wie durch edle feine Sitten ausgezeichnet erscheint, erstehen die Propheten, da sind die Männer, die die volle, reine Gotteserkenntnis in sich tragen, die die Lehre nach ihrer tieferen Auffassung und vollständigen Entwickelung verkünden. Sie gelangt freilich noch nicht im ganzen Volke zu lebenskräftiger Blüte, auch Ephraim schwindet dahin, die Grundlage des staatlichen Lebens und damit der Boden für die weitere religiöse Entwickelung wird ihm entzogen, aber dennoch schwindet es nicht ganz und gar dahin. Das Reich Israel wird von Assyrien zerstört, die Bewohner werden in die Gefangenschaft getrieben, ein Teil aber (wie überhaupt im Altertume bloß teilweise Vertreibungen, aber nicht gänzliche Vernichtungen und Ausrottungen eines Volkes stattfanden), ein Teil bleibt auf heimischem Boden. Zu den Zurückgebliebenen gesellte sich ein Kreis von neuen Ansiedlern, die von dem Sieger dorthin gesendet waren, um das Land vor der Verödung zu schützen. Da bewährte sich die Macht höherer Bildung, der Sieger muß sich geistig dem Besiegten unterwerfen. Wie späterhin rohe Horden das römische Reich zerstörten, als Sieger zwar ungestraft das alte Volkstum zertraten, aber doch der höheren Bildung sich beugen mußten, durch sie gesittigt wurden und zu einem menschheitlichen Bildungselemente sich gestalteten, so ging es auch dort. Die Ansiedler, die das Land Israel mit denen teilen sollten, die jenes Gebiet von früher bewohnten, nämlich das des Reiches Israel, sie gestalteten sich allmählich selbst zu Israeliten, zu Ephraimiten. Sie nannten sich von nun an nach Schomron, der alten Hauptstadt des Reiches, Schomronim, Samaritaner; es waren Israeliten, die zuerst in einer gewissen Mischung mit ihren assyrischen Gewohnheiten das Israelitentum aufnahmen, aber doch mehr und mehr sich der echt ephraimitischen Idee, also der Grundlage des Judentums, anschmiegten, die reine Gottesidee in sich aufnahmen und zugleich das Leben, wie es aus dieser Gottesidee sich hervorarbeitete, sowohl im sittlichen Verhalten als auch in einzelnen

Formen ausprägten. So entstanden die Samaritaner. Allerdings war dies eine überwundene Stufe! Das Reich Israel war zurückgeblieben in seiner religiösen Erkenntnis, und wenn es auch die Grundlage hatte, so hatte es doch den Geist, der rastlos auf derselben fortarbeitete, wie er in Juda gepflegt wurde, abgewiesen; ihm blieb nur das Gesetz Mosis, aber die großen Propheten, die in Juda erstanden waren, Jerusalem als ihren Mittelpunkt betrachteten, auf das Davidische Haus als die Träger des Staats-, Volks- und religiösen Bewußtseins hinblickten, diese großen Propheten mußten sie eifersüchtig und feindselig von sich fernhalten. So hatten sie wohl den Buchstaben, aber der volle Geist strömte in ihnen nicht lebendig und brachte keine edleren Früchte zur Reife, sie klammerten sich darum an ihre alten heiligen Stätten. Sichem, schon zu alter Zeit die Stätte, wo das religiöse Leben gepflegt wurde, blieb die heilige Stadt, der Berg Garizim, an den die Stadt sich anlehnte, ward als Ort der Offenbarung verehrt, sie die Orte besonderer Gnadenausströmung; das Opfer dort darzubringen galt ihnen als das Werk der höchsten Frömmigkeit. Die Samaritaner nahmen später vieles aus der jüdischen Lehre an, dürftig an Erkenntnis wie sie waren, bloß an einzelnen alten Erinnerungen und Ueberlieferungen zehrend, mußten sie aus dem lebendigen Geistesquell schöpfen, der das Judentum durchströmte; sie nahmen an, aber bloß teilweise und nur insoweit, als es ihrer Eigentümlichkeit nicht gefährlich zu werden drohte. So blieben sie eine siechе religiöse Genossenschaft und erhielten sich als solche dennoch lange. Das ist die Macht selbst der gebrochenen Idee, daß sie als lebenspendend immerhin sich bewährt; sie erhielten sich lange, ja bis zum heutigen Tage, aber ihr Dasein war ein sieches, ihr religiöses Leben ein krankhaftes, ihre geistige Entwickelung konnte sich nicht erheben, sie klammerten sich an die verwitterten Trümmer an, auf denen wohl Moos entsteht, aber keine gesunde, erquickende Pflanze. Selbst zu den Zeiten, da ein neuer Aufschwung durch die Welt zog und auch diese Gegenden berührte, war wohl wiederum ein Zucken in den erstarrten Gliedern, wollten sich hie und da einzelne regen, aber zu einem vollen Leben gelangten sie nicht, und so sanken sie immer tiefer in geistige Verkommenheit, in bürgerliche Vertrocknung, ihre Anzahl schwand

mehr und mehr dahin, sie konnten sich nicht losreißen von dem Fleckchen, das ihnen allein immer neue Nahrung gab; die Idee in ihnen war keine menschheitliche, die in die ganze Welt getragen werden konnte, sie mußten sich an ihrer Mutterstadt festhalten. Da lebten sie, da leben sie noch heute, zusammengeschmolzen auf etwa hundert Familien, und so sehen sie dem Untergang entgegen, um fortzuleben in der Erinnerung an eine große Jugendzeit, die aber, weil sie sich nicht zur Manneskraft zu erheben vermochte, in der Mitte abbrach.

Juda war es, welches die Entwickelung voll und ganz übernahm und durchführte. In Juda, in seiner engen Einheit, in seinem Durchdrungensein von dem Glauben an den Einzigen, der als der Reine und Unbildliche gefaßt wurde als „Er ist", in diesem Glauben, der in ihm sich vollständig verkörperte, der wie er selbst eine Einheit in sich trägt, auch Einheit erzeugte in allen seinen Einrichtungen, in ununterbrochener Folge innerhalb seines Königgeschlechtes, Einheit in seinem Tempel und allen seinen Anordnungen, mit lebendigem sittigenden Geist in allen seinen Aeußerungen, die diesem Glauben entstammten: Juda war es, das zur wahren Manneshöhe heranreifte und die Offenbarungslehre zur vollen Lebensmacht gestaltete. In ihm entstanden denn auch die großen Männer, deren umfassende Werke, aber warum nennen wir sie Werke? deren umfassende Lebensworte, Lebenstaten uns bis auf den heutigen Tag als ein Lebenspendendes zugekommen sind. In Juda hatte sich die Idee so mächtig ausgebildet, daß sie auch nicht mehr an einen bestimmten Boden geknüpft sein mußte. Das Volkstum innerhalb Israels war nicht die Mission, die ihm geworden war, und nicht durch das Volkstum war Israels Aufgabe erfüllt. Völker, welche bloß Staaten zu gründen und sie eine gewisse Zeit zu bewahren von der Weltgeschichte beauftragt sind, um gleichfalls ihren Beitrag zu erfüllen, sind, wenn sie von den Staaten losgelöst werden, zerschnitten, ihr Leben und Wirken hört auf und sie gehen ihrem Untergang entgegen. Ein Volkstum aber, das bloß Mittel ist zu einem höheren Zweck, die äußere Erscheinung einer großen, die Menschheit umfassen sollenden Idee, muß wohl eine Zeit lang sich sammeln, damit eine geeinigte Schar vorhanden ist, innerhalb deren der Gedanke zum vollen Ausdruck gelangen kann, um dann als

vollgekräftigt sich über die Welt verbreiten zu können, dann aber mag es als Staatstum aufhören und ist dennoch seinem innersten Wesen nach nicht gebrochen. Juda fiel, aber das Judentum fiel nicht mit ihm. Judentum ist der Name, wie ihn von da an die Offenbarungslehre trug und trägt, das Judentum ist erst deren voller Ausdruck. Lassen Sie uns diesen Namen auch als einen Ehrennamen tragen und bewahren! Auf diesen Namen und auf den Namen seiner Genossen ist viele Schmach gehäuft worden, der Hohn hat sich um ihn gelagert, und deshalb ist er oft von den Genossen mit einer gewissen Aengstlichkeit betrachtet werden; man möchte ihn gerne mit einem andern vertauschen: Israeliten, mosaische Glaubensgenossen u. dgl. m. Wir sind aber nach dem engeren Begriffe keineswegs Israeliten. Wir sind Israeliten als die Nachkommen Jacobs oder Israels, aber nicht Israeliten als die Genossen des Reiches Israel. Wir sind nicht mosaische Glaubensgenossen allein, wir hangen nicht bloß an dem engen Gesetze, wenn es auch unser Symbol ist, das umfassende Buch, das von Anfang bis zu Ende die Gotteslehre in sich schließt. Weisen wir nicht zurück die großen Männer, die in Juda entstanden sind, die Jesajas und Jeremias, die Dichter der Psalmen und Hiob, sie sind mit der lebendige Geist, sie sind der geistige Quell, der das Ganze durchströmt, und wenn wir uns wie die Ephraimiten bloß an den toten Buchstaben des Gesetzes halten wollen und nicht den geistigen Quell aufnehmen, dann sind wir freilich keine Juden, aber wir verdienen es auch nicht zu sein.

Juda fiel, aber das Judentum blieb auch dann, als Juda in die Gefangenschaft getrieben wurde; denn auch ihm war das Los nicht erspart worden, es fiel unter die Macht Babylons. Aber es war in sich gefestet, und nun bewährte es sich, daß es eine höhere geistige Macht in sich trug. Wohl hing es in der Gefangenschaft die Harfe an die Weiden, es wollte nicht singen das Lied Zions, es strömte die Klage aus seinem Herzen, es strömte aber auch das volle Bewußtsein aus ihm empor, daß die höchsten Güter mit ihm in die Gefangenschaft gewandert und nicht der Verkümmerung preisgegeben waren. Es war nach Babylon ausgewandert, und wie denn in der Geschichte dieses Volkes alles providentiell ist, überall die Leitung einer höheren geschichtlichen Macht sich kundgibt, so auch in

dem Geschick, das ihm nun ward. Nicht lange blieb es unter babylonischer Macht, auch Babylon mußte einem andern Reiche weichen; Babylons Erinnerungen sind unter die Erde gesunken, ein anderes Volk trat an seine Stelle, das persische, das von milden Sitten, von einer höheren Erkenntnis beseelt war. Es war allerdings auch ein asiatisches Volk, lebte auch in den damaligen Anschauungen, trug aber doch eine höhere eigentümliche Bildung in sich. Juda, oder vielmehr die Genossen des Judentums, die in Persien lebten, hatten von dessen Erkenntnis nichts aufzunehmen, sie trugen ihre Eigentümlichkeit in sich und entwickelten sie auch selbständig, allein es war doch von großem, mächtigem Einfluß, daß sie nicht mehr den Kampf zu bestehen hatten gegen den rohen Götzendienst. Das Leben in Persien war von reinerer Art; in der Lichtreligion, der Verehrung der reinsten Ausstrahlung des göttlichen Wesens, fanden die Perser ihre besondere religiöse Nahrung. Die Juden haben von den persischen Ansichten nichts aufgenommen, jedenfalls nicht Bedeutendes. Eine Umgestaltung durch den Einfluß der Parsen anzunehmen, dafür sind keine Tatsachen vorhanden, dafür ist eine nötigende Veranlassung nicht sichtbar; es mögen, wie die alten Lehrer sogar selbst berichten, einzelne untergeordnete Anschauungen sich eingeschlichen haben, die aber auch untergeordnet blieben. Die Alten sagen, die Namen der Engel seien aus Babylon mit den Juden in ihre Heimat gewandert, und das heißt allerdings nichts anderes, als daß der ganze Engelglaube aus Babylon, aus Persien übergegangen sei. Dieser Engelglaube, dieser große Hofstaat, der um Gott sich versammelt, wie der irdische Herrscher ihn in Persien hatte, die Annahme von sieben Erzengeln, die wie die höchsten Fürsten um den König, so um Ormuz als die höchsten dienenden Mächte sich versammeln, mag wohl übergegangen sein, auch das Judentum nahm die Lehre von Engeln und ihrer dienenden Wirksamkeit vielfach an, allein zu einem einflußreichen Glauben, zu einer Lehre, die auf Gesamtheit der Gestaltung des Judentums eingewirkt hätte, erhoben sie sich nicht. Im Gegenteile aber finden wir entschiedenen Kampf gegen das Parsentum, insofern es dem Grundgedanken des Judentums entgegentrat.

Das Parsentum erkannte einen Dualismus an: Ormuz als Schöpfer und Gott des Lichtes und des Guten, Ahriman als Schöpfer der Finsternis und alles Bösen. Da tritt der Prophet, der besonders aus dem Standpunkt jener Zeit herausschreibt, jener große Seher, der keineswegs das Parsentum haßt und gegen seine Herrschaft die Stimme erhebt, der im Gegenteil in Jubeltönen Cyrus und seine Tat feiert, derselbe Prophet tritt mit den Worten auf: Ja, Israel wird befreit werden, damit sie es erkennen von Ost und West, daß Keiner außer Mir, Ich der Herr und sonst Keiner, der das Licht bildet und die Finsternis schafft, der Frieden und Heil stiftet und das Böse schafft, Ich der Herr mache dies Alles. Nicht, wie die Perser annehmen, daß zwei Geister wirken, nein, derselbe Gott ist der Schöpfer der Finsternis und des Bösen. Es ist mit einer schneidenden Schärfe ausgesprochen, wie wir es sonst nicht finden, wie es eigentlich dem Geist des Judentums nicht ganz und gar zusagt, Gott geradezu als Schöpfer des Bösen darzustellen; allein es mußte hier der Gegensatz mit aller Entschiedenheit hervorgehoben werden. Als die Zeit um war, der Einfluß des Parsentums nicht mehr drohte, und die Lehrer diesen Vers mit aufnahmen in das tägliche Gebet, da änderten sie dafür: der bildet das Licht und schafft die Finsternis, der den Frieden und das Heil stiftet und schafft das All — nicht das Böse!

So lebten die Juden unter den Persern, wie es scheint, im allgemeinen nicht unter Druck, eifrig bedacht für die Pflege ihres eigentümlichen geistigen Lebens. Da trat in diesem Volke ein Mann auf mit einer zivilisatorischen Mission, mit einer großen weltgeschichtlichen Aufgabe. Ein jeder Held, ein jeder große Eroberer ist das Werkzeug in der Hand der Vorsehung, und was eine Ehrsucht unternimmt, wird zum Saatkorn des Segens für viele Länder. Cyrus unternahm es, manches Reich zu zerstören, er machte große Eroberungen und stiftete ein großes persisches Reich; er war sicherlich auch ein edler Mensch, von höherem Geiste durchdrungen. Alles, was die Alten über ihn uns berichten, trägt nicht den Charakter eines blutigen Eroberers an sich, sondern den einer edlen, hochherzigen Persönlichkeit, und so bekundete er sich den Juden gegenüber, die in seinem Lande wohnten. Er scheint die

eigentümliche Erscheinung dieser in sich eng geschlossenen Schar der Juden verstanden zu haben, die im fremden Lande ihre Einheit bewahrten, und er rief ihnen zu: Wer ist unter Euch, den Gott antreibt, um wiederum hinaufzuziehen nach Jerusalem, der tue es und ziehe dahin. Und sie zogen dorthin, nicht alle, es blieb ein großer Teil der Bevölkerung zurück; es waren auch nicht die Schlechtesten gerade, die zurückblieben. Es verband sich schon damals Innigkeit zum Glauben mit der Liebe zur neuen Heimat, obgleich eine kurze Zeit nur, zwei Menschenalter kaum, dahingegangen waren, seitdem sie dieses neue Vaterland zum Besitze erhalten hatten. Viele waren zurückgeblieben, dennoch zog ein großer Teil, ihm folgten allmählich mehrere einzelne Scharen, und sie gründeten zum zweiten Male den Staat, das Volksleben. Wiederum eine Erscheinung, wie sie kaum in der Geschichte sich wiederholt. Wenn ein Volk einmal sein Land verlassen hat, wenn der Staat zerstört ist, die Genossen vertrieben sind, dann ist zum zweiten male Staat und Volk nicht wiederherzustellen; wenn einmal die Nerven des Volkes zerschnitten sind, der Faden losgerissen, das innere Volksleben erstarrt ist — neues Leben demselben aus demselben Boden hervorzulocken ist eine schwere Aufgabe. Dem Versuche, die erstarrten Glieder mit neuem Saft zu durchströmen, hat sich kaum irgend ein Volk gewachsen gezeigt; das Beispiel der Juden ist fast das einzige in der Weltgeschichte. Die Juden kehrten zurück und bildeten wiederum ein neues Volkstum, und warum gelang es gerade ihnen? Weil sie mehr waren als ein Volk, weil sie eine Genossenschaft waren, durch das Band einer Idee in sich geeinigt. Von dem Riesen Antäus erzählt die griechische Sage, er sei unbesiegbar gewesen, so lange er auf dem Erdboden gestanden habe, aber wenn er emporgehoben worden, sei er leichter zu besiegen gewesen; als Herkules daher die Aufgabe übernommen ihn zu töten, vermochte er ihn auf der Erde nicht zu bewältigen, aber sobald er ihn in die Höhe gehoben hatte, war es ihm ein Leichtes. So ergehtes fast jedem Volke. Auf seinem Boden schöpft es stets neue Kraft; wenn es ununterbrochen auf demselben weilt, ist seine Lebensdauer lange verbürgt; ist es aber aus diesem Boden hervorgehoben, so ist seine Kraft versiegt. Aber Juda war nicht bloß ein Volk, es war Träger eines Gedankens, durchströmt von einer lebendigen Idee, die es in seinem Volkstum nur äußerlich darzustellen be-

müht war und die es daher zum zweiten Male auszuprägen unternehmen konnte.

Freilich die eigentliche unmittelbare Schöpfungskraft der Offenbarung war nun zu Ende. Wohl traten bei diesem Wiedereinzuge in Juda Männer auf, die gewissermaßen das Siegel der Propheten, der Schluß derselben sind. Vor allen jener Seher, der mit solchem Jubel die schöne Zeit der Verjüngung und Erneuerung begrüßte, jener große Seher, der als einer der Edelsten, Weitsichtigsten mit umfassendem Blicke, mit höherer Anschauung Zustände durchdringt und die Aufgabe Judas für die ganze Menschheit mit eindringlicher Kraft schildert. Er begrüßt diese Zeit und Cyrus, den Helden dieser Zeit, mit begeisterten Worten: Der da spricht zu Kores: Mein Hirt! Er erfülle all mein Begehr, daß er rufe, Jerusalem werde erbaut, das Heiligtum gegründet. So spricht der Herr zu seinem Gesalbten, zu Kores: Ich habe seine Rechte gefaßt, vor ihm zu demütigen Völker, den Gurt der Könige löse ich, die Türen öffnen sich ihm, die Pforten ihm nicht verschlossen. Ich ziehe vor dir einher, ebene Ungrades, breche eherne Türen, zerhaue Riegel von Eisen, gebe dir Schätze der Finsternis, Tiefverborgenes, daß du wissest, daß ich der Herr bin, der dich ruft, der Gott Israels. Und darauf folgt nun: damit sie es wissen von Ost und Westen. . . daß ich Bildner des Lichtes und Schöpfer der Finsternis u. s. w. Hier hören wir die Begeisterung eines hochbegabten Sängers, der durchdrungen war von der lebendigen Idee des Judentums, mit Innigkeit, mit höchstem Entzücken die Zeit begrüßt, in der es wiederum als ein lebendiges Volk auch eine lebendige Wirksamkeit entfalten konnte. Auch mehrere andere Propheten, Haggai, Zacharia, Maleachi, traten im Anfange des Unternehmens auf und begrüßten die Zeit im Offenbarungsgeiste. Aber doch mußte die Zeit bald kommen, wo der Strom der göttlichen Offenbarung versiegte; die Offenbarungslehre war geschlossen, sie hatte sich vollkommen eingelebt in Israel und Juda.

Die Offenbarung war zu Ende, aber neben ihr mußte doch noch ein lebendiger Geist das Ganze weiter leiten und durchziehen, wenn es nicht erstarren sollte; der Geist, der früher in unmittel-

barer Wirksamkeit die Männer ausrüstete und die Lehre schuf, mußte als der erhaltende und belebende weiterwirken. Wie in der Natur die Schöpferkraft auf wunderbare Weise das ganze Dasein hervorgerufen, dann aber, als es zur endlichen Ruhe kam, selbst gewissermaßen ruhte, aufhörte Neues zu zeugen, aber diese Schöpfungskraft noch als die des Erhaltens und Förderns sich kundgibt, dieselbe Kraft, welche schuf, in den Gesetzen lebt, die sie regeln und leiten, in der Frische und Dauer, die der Natur verliehen ist als lebendiger Strom, der sie immer neu befruchtet, so ist es in dem Geistesleben, das durch die Offenbarung geschaffen worden und durch die Tradition erhalten und belebt werden sollte. Der schaffende Geist war nicht ganz aus dem Judentum gewichen, es war nicht ein vollständiger Abschluß, so daß nichts mehr neu sich erzeugen, nichts sich veredeln konnte, der lebendige Geist durchströmte weiter die Zeiten. Wenn auch die Klage erschallte: Es ist kein Prophet mehr unter uns, so wirkt darum doch derselbe heilige, veredelnde Geist immer weiter. Die Tradition ist die Kraft der Entwickelung, welche im Judentum fortdauert als eine unsichtbar schöpferische, als ein gewisses Etwas, das niemals seine volle Ausprägung erhält, aber immer wirkt und schafft. Die den Körper belebende Seele ist innerhalb des Judentums die Tradition, sie ist die ebenbürtige Tochter der Offenbarung. Sie schwand nie und wird nicht schwinden innerhalb des Judentums, sie ist der Quell, der die Zeiten immer befruchtet und bei jeder Berührung mit der Außenwelt je nach dem Bedürfnisse auch neu gestalten muß. Das war es, womit das neue Volksleben, das neue religiöse Leben begründet wurde. Wenn einst die Zeit kommen sollte, aber sie wird nicht kommen, wo der Strom der Tradition versiegt, wo man auf das Judentum hinblickt als auf ein vollständig Abgeschlossenes, wo man mit dem nach hinten gewandten Antlitze auf das schaut, was die früheren Zeiten erschaffen haben, und blindlings dies bewahren will, wo man auf der anderen Seite sich zwar nicht mit Bereitwilligkeit unter die Vergangenheit zu beugen, dennoch aber mit einer romantischen Ehrfurcht, mit einer gewissen altertümelnden Liebe auf das Judentum als eine Trümmer hinschaut, die in ihrer trümmerhaften Gestalt erhalten werden müsse, oder andere wieder

mit vornehmer Gleichgiltigkeit an dieser Trümmer vorübergehen, nirgends aber eine gestaltende Kraft sich zeigen, nirgends eine lebendige Kraft hervorbrechen wollte; wenn einst eine solche Zeit kommen sollte, dann freilich mögen sie dem Judentume das Grab aushöhlen, es ist dann tot, es ist dann geistig vollkommen geschwunden, es ist dann ein wandelndes Knochengerüste, das eine Zeit lang noch fortdauern mag, aber dem Untergange sicherlich entgegengeht. Das ist das Judentum nicht; das Judentum hat eine fortzeugende Tradition. Ja, ehren wir dieses Wort! Die Tradition ist wie die Offenbarung eine geistige Macht, die immer weiter wirkt, eine höhere, die nicht aus dem Menschen hervorkommt, sondern ein Ausfluß des göttlichen Geistes ist, die innerhalb der Gesamtheit wirkt, ihre Träger sich auserwählt, in stets reiferen und edleren Früchten sich manifestiert und dadurch Lebensfähigkeit und Lebensdauer bewahrt.

Mit der Tradition ist das zweite Volks- und Staatsleben, die zweite Epoche des jüdischen Lebens entwickelt worden. Wohl mußte dieses Staatsleben durch einen schweren Kampf begründet werden, und bei allem Jubel, der zuerst die Gemüter durchdrang, schlich sich doch bald die Trauer über die Dürftigkeit der Mittel und die Geringfügigkeit der Ergebnisse ein. War es doch eine zweite Geburt, die nun geschehen sollte, und es zeigt sich da bald, daß man mit einer gewissen Aengstlichkeit verfuhr, nicht aus dem lebendigen schaffenden Geiste schöpfte, sondern mit peinlicher Rücksicht das Altertümliche, und wenn es auch nicht mehr in die Zeit hineinpaßte, bevorzugte. Wiederum trat Priestertum und Opferdienst alsbald in den Vordergrund, ja um so mehr, als in Juda das Davidische Geschlecht und die treu gebliebenen Priester, die Söhne Zadoks, zu hohem Ansehen gelangt waren und diese als die natürlichen Führer betrachtet wurden, um die sich alle scharten, und wirklich waren die ersten Führer auch die Nachkommen dieser beiden Geschlechter, ein Nachkomme Davids und ein Nachkomme der Söhne Zadoks. Da nun der neue Staat doch unter der Lehnsherrlichkeit Persiens stand, so war es natürlich, daß der regierende Davidide von geringerer Bedeutung war, der hohe Priester sich die höchste Ehre erwarb und so eine Priesterherrschaft sich bildete, ein Adel, der zugleich auf seine Heiligkeit pochte, eine Familie, die ihre persönlichen An-

ſprüche mit denen des Heiligtums identifizierte, auch ihre menſchlichen Leidenſchaften in das heilige Gewand kleidete. Jener große Seher ſprach daher auch harte Worte aus gegen diejenigen, die ſich ihrer angeborenen Heiligkeit rühmten, ſich brüſteten mit ihrem vornehmen Stamme, welche den Gottesknecht, der aber doch der einzig treue iſt, jenen Mittelſtand, der ſich eng anſchloß an das Alte und Heilige, aber nicht zu den Herrſchenden gehörte, verhöhnten, obwohl er doch der Mittelpunkt war des ſtaatlichen und religiöſen Lebens. Wir hören Klagen ertönen über den tiefen Druck, über den inneren Verfall, und dazu kam, daß das Volksleben ſich nicht kräftigen konnte: es hatte ſich nicht von innen heraus erzeugt, es war ein Geſchenk von des perſiſchen Königs Gnaden. Aber eine geſchenkte Freiheit iſt ein abgebrochenes Reis, das keinen mütterlichen Boden hat, das verwelkt und dahinſiecht. So war tiefe Betrübnis in das Volk eingekehrt, ein gewiſſes Verzweifeln an ſich ſelbſt. Manche trübe, verzweifelte Worte, die wir aus dem Munde des Predigers hören, ſind aus jener Zeit heraus geſchrieben; es iſt die Unſicherheit, die ſich des ganzen Volksgeiſtes bemeiſtert, wenn das innere und äußere Leben angetaſtet wird, wenn die Bildung ſich zu hoher Stufe emporgeſchwungen hat und dennoch ihren vollen Ausdruck nicht finden darf. Es war, wie der Prophet es ſagt: Es ſind die Kinder zum Durchbruche gekommen und iſt nicht Kraft da zur Geburt. Es will ſich nichts entwickeln, es zerſplittert ſich alles und zerklüftet ſich, es nagt das Gefühl der Ohnmacht. Das iſt das tiefſte Wehe eines Volkes, daran bricht das Herz, daran bricht auch die geiſtige Kraft. Und dennoch, wenn auch Schweres auf Israel laſtete, es ſollte ſich wieder aufraffen. Es gibt einen Punkt, den kein Volk ſich verletzen läßt, um den es ringt mit aller Macht ſeiner Seele, zu deſſen Verteidigung es alle Kräfte wachruft, das iſt ſein Herzpunkt. Auch Israel ward an ſeinem Herzpunkte angegriffen: das war der Glaube, der durch die Berührung mit dem Griechentum gebrochen werden ſollte. Da entſtand ein Kampf um das innerſte Leben, und neu geſtärkt ging das Judentum daraus hervor.

7.

Griechentum. Sadducäer und Phariſäer.

Die Weltgeſchichte iſt einige Jahrhunderte träge dahingeſchlichen über das neue jüdiſche Staatsleben und Volkstum, ohne daß beſondere Erfolge bemerkbar geweſen wären. Wird ein Land in einem Tage neu hervorgebracht, ein Volk mit einem Male geboren? So ruft der große Prophet aus jener Zeit aus, und wir ſprechen es ihm nach. Manches Jahrhundert geht ſcheinbar ſtill in der Geſchichte vorüber, während tief unten in dem Innerſten des Volkslebens doch eine nachhaltige Wirkſamkeit geübt wird, die dann zur gelegenen Zeit hervorbricht; ſelbſt große Weltereigniſſe gehen an einem gewiſſen Kreiſe ganz unmerkbar vorüber, man glaubt kaum, daß ſie eine Spur dort eingegraben hätten, und doch iſt ſie eingeſenkt und ſie wird ſich, wenn Luft und Licht günſtig ſind, wenn innere Antriebe mächtig drängen, in Früchten und Erfolgen zeigen. Alexander, der Mazedonier, gründete ſein großes Weltreich, in welchem er Stücke aus drei verſchiedenen Weltteilen einigte; durch dieſes Unternehmen wurde das Griechentum weithin ausgebreitet, wurden griechiſche Geiſtesſaaten innerhalb des großen Reiches ausgeſtreut. Allerdings das Griechentum, das mit den Waffen Alexanders über die Welt zog, war bereits ein erſchöpftes und abgeblaßtes, Alexander ſelbſt, wenn auch ein Zögling des Ariſtoteles, war gewiſſermaßen ein wildes Pfropfreis auf dem Oelbaume des Griechentums, und was er mit ſeinen Waffen bewirken wollte, war ſicherlich weniger die Ausprägung des griechiſchen Geiſtes als die Unterjochung der Völker unter ſeine Herrſchaft. Aber mit ihm zog doch immer eine für jene Länder neue, wenn auch ziemlich veraltet gewordene griechiſche Bildung. Sein Reich überdauerte nicht ſein Leben, es zerfiel mit ſeinem Tode, aber griechiſche Staaten erhielten ſich dennoch in jenen Gegenden, zu denen auch Paläſtina gehörte. Das Begegnis Alexanders ſelbſt mit dem jüdiſchen Volke iſt ziemlich in Sagen gehüllt.

Sein Auftreten erschütterte den ganzen Orient, sein Name strahlte überall und durch lange Zeiten; auch von dem jüdischen Volke wurde er nicht vergessen, er ward gefeiert als ein Herrscher, der den Juden nicht ungünstig gewesen, der sogar dem damals regierenden Hohenpriester mit unterwürfiger Ehrerbietung entgegengekommen sei. Wie viel daran geschichtliche Wahrheit ist, wie viel die Sage verherrlichend hinzugefügt hat, vermögen wir heute nicht mehr genau zu bestimmen. Alexander selbst wirkte auf die Entwickelung des Judentums und des jüdischen Volkes sicherlich nicht ein, aber die Staaten, die aus seinem großen Weltreiche sich hervorbildeten und gleichfalls auf griechische Bildung gegründet waren, hatten ihren Einfluß in verschiedenartiger Weise.

Wenn zwei geistige Weltmächte aufeinander stoßen, wie Hellenentum und Hebräertum, wie griechische Bildung und jüdische Religion, wenn zwei solche geistige, die Welt umbildende Mächte einander begegnen, so geht es nicht ohne Neubildung vorüber, so wird, sei es im Kampfe, sei es in geistiger Durchdringung, immer ein neues Etwas erzeugt, es entstehen Schöpfungen, die den Charakter entweder beider in sich tragen, oder den überwiegenden des einen, doch geschwängert in gewisser Weise mit dem Charakter des anderen. In zwei verschiedenen Arten nun wirkte das Zusammentreffen des Griechentums mit dem Judentume. In Aegypten, namentlich in Alexandria, der Stadt, welche von Alexander selbst als eine Freistätte gegründet worden, und die sich auch bald zu einer freien Stätte des griechischen Geistes erhob, in Aegypten, einem Lande, das einen von Bildungselementen tief durchfurchten Boden enthielt, wuchs die alte griechische Bildung wenn auch nicht in verjüngter Gestalt, doch als ein gewisser Nachwuchs auf, sie verbreitete sich dort namentlich unter den Höherstehenden, unter den geistig Begabteren. Die griechische Bildung wurde ein neues Lebenselement daselbst, ohne daß sie schöpferisch zu wirken, neue gesunde Erzeugnisse hervorzulocken vermocht hätte. In dieser neuen griechischen Heimat herrschte mehr Anlehnung an das Alte, gelehrtes kritisches Untersuchen und Forschen, ein Bemühen, sich die äußere Form der alten Wissenschaft und Gelehrsamkeit anzueignen und wiederzugeben, ein kleinmeisterliches Gelehrtentum, das von innerem, wissenschaftlichem Triebe nicht be-

fruchtet war. Was sich von da zu uns herübergerettet hat, was uns sonst davon mitgeteilt wird, zeigt keinen frischen lebendigen Geist bloß das Bestreben, pünktlich und genau das Alte zu durchforschen, den Buchstaben zu pressen und an den Knochen herum zu nagen. Dennoch verbreitete das Alexandrinertum mancherlei Bildung.

Wiederum zeigt sich hier eine merkwürdige Seite des Judentums, die ihm seine Bedeutung verbürgt. Ueberall, wo eine neue Bildung sich erzeugt, wo der Geist ungehemmt sich entwickelt, ein frisches Volkstum, eine frische geistige Entwickelung sich bemerkbar macht, schließt sich das Judentum rasch an, nehmen seine Bekenner bald die neue Bildung in sich auf, verarbeiten sie, und sie erkennen in diesem Lande, das ihnen das höchste bietet, geistige Freiheit, geistigen Aufschwung, ihre Heimat. Wie die gesunde Pflanze nach Luft und Licht sich sehnt und dorthin sich ringt, sich hindurchschlingend durch allerhand Hindernisse, so ist es gewissermaßen auch mit dem Judentume. Luft und Licht verlangt es, und wo sie ihm geboten werden, ist seine Heimat da; fühlt es sich wie im Vaterlande, als wäre es seit Jahrhunderten daselbst eingebürgert. Der Vorzug des Menschen vor dem Tiere ist, daß er auf dem ganzen Erdboden, nicht bloß in bestimmten Teilen der Welt seine Wohnstätte wählen kann, daß überall, wo nur Leben sich erzeugen kann, wo nur irgend organische Wesen sich erhalten können, er auch seine Stätte zu gründen vermag; er ist der Herr der Erde, nicht wie das Tier, das an einen gewissen Boden geknüpft ist. Das Judentum bewährt hier seinen umfassend menschlichen Charakter. Ueberallhin vermag es sich zu acclimatisiren, überallhin seine Saaten zu tragen und Anteil zu nehmen an dem dortigen Volksleben, namentlich da, wo tiefere Bildung auch den Boden zu einem geistigen umzugestalten weiß.

Genug, die Juden hatten sich bald in Aegypten eine neue Heimat gegründet. Ob sie erst mit Alexander dorthin gekommen, oder ob sie schon bei der Auflösung des judäischen Staates zum Teil als Flüchtlinge, mit Jeremias dorthin gewandert und bei freier Entwickelung mehr hervortraten, mag dahingestellt bleiben, sie waren da und zwar als voll eingelebt und eingebürgert. Bald war die griechische Sprache ihre Sprache, deren sie sich nicht blos bei dem

täglichen Verkehr bedienten, sondern die auch die Sprache ihrer Religion wurde, der jüdischen Religion. Sie gingen so weit, daß sie in Leontopolis, einer Stadt des Bezirkes Heliopolis, sich einen Tempel erbauten, der ein Abbild des Jerusalemischen war, nicht etwa um sich von Jerusalem loszusagen, um die Verbindung mit dem Mutterlande abzubrechen, sondern aus dem Bewußtsein heraus, daß sie dem Lande, wo sie wohnten, voll angehören, und auch dort voll ihren religiösen Bedürfnissen genügen können. Nach seinem Gründer nannten sie ihn den Oniastempel, und er galt als vollkommen berechtigt, und selbst in Palästina ward er keineswegs etwa als götzendienerisch verpönt. Der Tempel war das äußere Haus, aber höher stand der Geist, die Lehre; auch sie sollte ihnen zugänglich sein im Griechentume, in der griechischen Sprache. Daß für einen griechisch-ägyptischen Fürsten, einen der Ptolemäer, eine Uebersetzung der Bibel und des Pentateuchs angefertigt worden, ist Verherrlichung der Sage; es lag vielmehr in dem Drange der Bevölkerung, die Bibel, ihr schriftliches Heiligtum sich vollkommen anzueignen in griechischer Sprache. Die hebräische war ihnen damals, als die Uebersetzung unternommen wurde, freilich noch nicht entschwunden, aber jedenfalls war sie ihnen nicht so heimisch und geläufig mehr, daß sie das Buch, das ihnen das Lebensbrot und das Lebenswasser reichen sollte, voll hatten aufnehmen können; die griechische Sprache sollte es ihnen näher führen.

Wir haben hier das erste Beispiel in der Geschichte, daß ein Buch eine Uebersetzung erhielt. Die hebräische Bibel wurde in das Griechische übersetzt, und diese Uebersetzung ist uns zugekommen, sie ist bekannt unter dem Namen Siebzigerübersetzung. Die verherrlichende Sage berichtet nämlich, daß siebzig Aelteste dieses Buch übersetzt hätten, und zwar jeder für sich abgesondert; alle aber stimmten vollkommen überein, und so zeigte sich, daß die Uebersetzer gleichsam von göttlichem Geiste durchleuchtet waren. So schmückte die Sage jene Uebersetzung aus, nicht bloß unter den griechischen Aegyptern, sondern auch in den Schriften der Palästinenser, auch in den talmudischen Schriften wird sie uns mitgeteilt, — ein Beweis, mit welcher Anerkennung und Ehrfurcht dieses Werk auch von der Fremde betrachtet wurde. Diese Uebersetzung verleugnete natürlich nicht den dortigen Geist, sie schmiegte sich wohl eng an den Buchstaben der heiligen Schrift an, gab vollkommen den

Inhalt wieder je nach dem Verständnisse, das die Uebersetzer davon hatten, aber es fehlte nicht an einigen Umgestaltungen, die den dortigen Anforderungen entsprachen. Abgesehen von einzelnen dem Drang der Verhältnisse dargebrachten Abweichungen, ist auch auf religiöse und philosophische Anschauungen Rücksicht genommen. In ersterer Art, — um bloß eine Vorstellung zu geben, wie die Verhältnisse des Landes berücksichtigt worden, — erblicken wir zum Beispiel die Vorsicht, mit welcher sie in der Uebersetzung vermieden etwa dem Königshause zu nahe zu treten oder den Volksvorurteilen zu verfallen. So wird unter den Tieren, welche zum Genusse untersagt sind, der Hase genannt. Das hebräische Wort würde im Griechischen die Uebersetzung erhalten haben: Lagos; allein die Königsfamilie hieß die Familie der Lagiden, und so würde es einen Anstoß gegeben haben, wenn in dem Gesetzbuche der Juden dieser Name, als der eines unreinen Tieres, vorgekommen wäre. Sie wandelten es um und schrieben ein Wort, das der Fußhaarige oder Fußdichte bedeutet, ein Wort, das sie sich neu bildeten, um dem Anstoß zu entgehen. Die Esel waren eine Tiergattung, die als zum Reiten nur von der untersten Klasse gebraucht wurde; in der heiligen Schrift kommen jedoch die Esel vielfach als Reittiere vor. Die griechischen Uebersetzer vermieden das Wort, um nicht Spötteln und Kopfschütteln entstehen zu lassen. Aber auch in Gesetz und Religion vermieden sie sorgsam, was dem kritischen Sinn jener Neugriechen einen Anstoß bieten konnte, namentlich sinnliche Bezeichnungen für Gott, Ausdrücke, die als naiv poetische in der heiligen Schrift gestattet sind, aber dem nüchternen Sinne jener aufgefallen wären.

Dieses Einleben in die griechische Bildung und griechische Sprache drang immer weiter, ohne daß die jüdisch-religiöse Anschauung in den Gemütern dadurch wankend geworden wäre. Die hebräische Sprache wurde allerdings dort immer unbekannter; sie, die Trägerin der jüdisch-religiösen Anschauung, die den frischen Hauch des religiösen Gedankens ausströmt, wurde unter den griechisch-ägyptischen Juden nach und nach ziemlich vernachlässigt und vergessen, so daß selbst die bedeutendsten Gelehrten, wie ein Philo, schülerhaft in derselben unterrichtet waren. Noch in einer späteren Zeit, im zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr., als ein großer Teil der griechischen

Juden in eine andere Religion übergegangen war, der treue Ueberrest sich enger an das hebräische, palästinische Judentum schloß, hatte man noch das Bedürfnis einer griechischen Bibelübersetzung. Man merkte nun, daß die alte Uebersetzung zu wenig dem Texte entsprach, man verlangte ein engeres Anschließen an denselben, konnte aber der Uebersetzung nicht entraten! Man mußte daher den Versuch neuer griechischer Uebersetzungen machen, obgleich das Hebräische damals auch unter ihnen mehr verbreitet war. Solche Uebersetzungen unternahm das Altertum nicht, um ein Kunstwerk zu schaffen und der Nachwelt zu überliefern, sondern aus dem innersten, tiefsten Bedürfnisse der Zeit. Drei Uebersetzer der Bibel zu jener Zeit werden uns genannt: Aquila, Theodotion, Symmachus, und Trümmer ihrer Uebersetzungen sind noch vorhanden. Selbst die Lehrer des Talmuds lobten sie wegen dieser Arbeit, und das biblische Wort: Es breite Gott aus Jafeth, und er wohne in den Zelten Sems, wurde in einer nach jener Zeit üblichen Umdeutung dahin angewendet: die Schönheit des Jafeth wohne in den Zelten Sems, die Anmut des Griechentums mache sich auch einheimisch in den Zelten des Semitismus, — ein Vers, der auch von andern in verschiedener Weise verrenkt und mißbraucht wurde. Als später nämlich das Christentum herrschend wurde, deutete man das Wort: Gott breite Jafeth aus und der (nämlich Jafeth) wohne nun in den Zelten Sems; Jafeth sei der Erbe Sems, er werde das neue Israel. Und in neuerer Zeit hat man mehr schillernd als wahr davon gesprochen, wie der alte Sem erst durch die Bildung aus Jafeths Stamm geglättet werden müsse. Genug! Das griechisch-geistige Leben wurzelte tief in den Juden, und noch aus der späteren Zeit wird uns berichtet, ein Talmudlehrer habe vernommen, wie das Volk das Schemagebet in griechischer Sprache verrichtet habe. Sie sehen, wie die alte Zeit uns Beispiele bietet, daß ein gebildetes Volkstum mächtig auf die Geister wirkend auch an dem religiösen Leben des Judentums keineswegs spurlos vorübergeht, und daß die Bekenner des Judentums, treu und anhänglich ihrer Religion, dennoch in Sitte und Sprache des Landes eingingen.

Während der Alexandrinismus, als Scholastik des Altertums, im allgemeinen wenig Saftiges und Kräftiges bietet, ist es um so

bedeutsamer, daß er gerade innerhalb des Judentums als eine Triebkraft wirkte, als eine Wurzel zu neuen Schöpfungen. Es erwuchs das Bestreben, das jüdische ererbte Gut mit den neu gewonnenen Erkenntnissen zu vereinigen, die Wahrheiten des Judentums in ihrem Werte noch zu erhöhen durch die neu zuströmende griechische Bildung, beide Schätze mit einander in Einklang zu bringen, so daß der eine die Herrlichkeit des andern um so heller hervortreten, um so glänzender erstrahlen lasse. Die verschiedensten literarischen Versuche sind, wenn auch nicht besonders wertvolle, Produkte dieses treibenden Verlangens. Eine Frucht ernsten geistigen Ringens war besonders die alexandrinisch-jüdische Philosophie. In der Philosophie vor allem mußte das Aufeinandertreffen des Judentums mit dem Griechentume einen harten geistigen Kampf und eigentümliche Resultate erzeugen. Es bedurfte hier der Vermittelung zwischen zwei scharfen Gegensätzen. Das Judentum geht von seiner Selbstgewißheit aus, von der inneren Erfahrung, von einer lebendigen Ueberzeugung, für die es keines Beweises bedarf und die nicht vollständig bewiesen werden kann. Das Griechentum ging im Gegenteile von der Untersuchung, von der menschlichen Forschung aus, von dem Sinnlichen emporsteigend, entwickelnd und ablösend, um zu dem höheren Gedanken zu gelangen. Zwei verschiedene Wege, die nicht bloß im Verfahren auseinandergehen, sondern auch in der ganzen Anschauungsweise! Und diese beiden einander schroff entgegengesetzten Anschauungen prallten auf einander. Doch gab es auch im Griechentum eine Richtung, die, wenn sie auch dem griechischen Geiste angehörte, dennoch mit einem gewissen prophetisch-poetischen Schwunge das Höhere zu erfassen bemüht war und von diesem Höheren zu dem Niederen herabstieg, jenes in tiefere Stufen sich einsenken ließ. Sie will gleichfalls das Göttliche, das Ideale unmittelbar erfassen, durch Intuition, durch erhöhte Anschauung. Mit solch kühnem Schwunge erfaßte Platon das ewig Gute, das ewig Schöne; aus ihm erzeugen sich einzelne Ideen, die als Musterbilder, — man weiß nicht, ob sie an sich auch eine gewisse Existenz haben oder bloß als Bilder des Geistes zu denken sind, — sich in den wirklichen Dingen ausprägen, sie selbst vollkommen, während die einzelnen sinnlichen Gegenstände sie bloß in Begrenztheit darstellen. Das war eine

Richtung, die den jüdischen Philosophierenden besonders zusagen mußte. In ihr fanden sie die Brücke zwischen den rein urgeistigen und den stofflichen Dingen. Wie geht der höchste Geist, der ewig vollkommene, ein in die unvollkommene Welt? Musterbilder schafft er aus sich, sagte Plato, er schaut in sich hinein, und da entsteht Vollkommenes, aber dieses Vollkommene prägt sich wiederum in untergeordnete Existenzen aus und so geht es tiefer hinunter von Mittelursachen zu Mittelursachen, bis die wirklichen Dinge entstehen und die Schöpfung uns entgegentritt. Gott, das ewige Sein, das ewig Vollkommene, ist die höchste Ursache, doch der ewig Reine tritt nicht in unmittelbare Verbindung mit diesem Unreinen, erst durch vielfache Ausströmungen und Verkettungen entsteht das Irdische.

Eine solche Auffassung war den jüdischen, philosophisch gebildeten Griechen sehr genehm. Sie bot ihnen eine glückliche Handhabe, Gott in seiner Unantastbarkeit und Unfaßbarkeit zu erhalten und dennoch durch die verschiedenen sinnlichen Bezeichnungen, wie sie in der Schrift vorkommen, nicht gestört zu werden, indem sie dieselben auf die untergeordneten Wesen beziehen konnten. Das damalige Griechentum, steif und nüchtern, war nicht geeignet in naive poetische Gebilde sich hineinzudenken und den poetischen Ausdruck gelten zu lassen, ohne daß die Erhabenheit des Gedankens dadurch verletzt würde. Man hielt am Buchstaben fest, und war dieser zu sinnlich, so mußte er sich gewaltsamen Erklärungen fügen. Auch daran ließ man es für die Bibel nicht fehlen. Erzählungen und Gebote wurden aus ihrer schlichten Natürlichkeit zu künstlichen Philosophemen gezwängt, man glaubte sie dadurch zu erheben; die symbolische Erklärungsweise ist ein Produkt des jüdisch-alexandrinischen Geistes. Die sinnlichen Ausdrücke und Begebenheiten in Beziehung auf Gott aber übertrug man eben auf untergeordnete Geister, die aus Gott sich erzeugt haben. Bei Philo, dem bedeutendsten Manne aus dieser jüdisch-alexandrinischen Zeit, und wohl auch schon bei Früheren, deren Schriften wir nicht mehr besitzen, faßt sich dies zusammen in den Logos. Philo ist ein gläubiger, glühender Jude, er ist vollkommen hingegeben der Ueberzeugung von der Wahrheit des Judentums, die für ihn keines Beweises bedarf, mit der größten Liebe gibt er sich der Untersuchung über die Lehre des Judentums hin, den sittlichen Geist desselben faßt

er in edler Reinheit auf; aber ebenso ist er ganz hingegeben der symbolischen Deutung, und das Grundwesen der jüdisch-alexandrinischen Philosophie spitzt sich ihm zusammen in den Begriff des Logos. Dieser Ausdruck bedeutet im Griechischen ebensowohl den Gedanken — was Philo darunter versteht — wie auch das Wort. Er ist der Demiurg, der Weltschöpfer; er ist zuerst von Gott erzeugt, als reine Idee aus ihm hervorgegangen; als eine von Gott ausgehende Kraft erzeugt er nun die Welt, wirkt weiter auf sie belebend und umgestaltend ein. Das war die Versöhnung, welche das Judentum mit dem Griechentume feierte. Die alexandrinisch-jüdische Philosophie ist die Mutter zahlreicher Philosophieen, die das ganze Mittelalter hindurch entweder rein oder gemischt herrschten, sie ist die Mitschöpferin einer neuen Religion, bei deren erstem Eintritt sie höchst bedeutsam umgestaltend wirkt und sie mit einem gewissen Strahlenkranze umgibt, mit einem gewissen philosophisch-mystischen Glanze beleuchtet. Das die eine Seite, wie die Berührung des Griechentums mit dem Judentume wirkte.

Aber noch in einem andern Lande berührte sich Griechentum mit Judentum und zwar in Palästina selbst. War der ägyptische Staat doch von wirklicher Bildung erfüllt, so scheint der syrisch-griechische Staat auf einer tieferen Stufe sich befunden zu haben. Es war eine rein äußerliche Bildung, ein Firniß ohne wahrhafte Durchbildung; keine Spur ist uns von einer in demselben herrschenden eigentümlich griechischen Denkweise und Produktivität geblieben. Aber jemehr Halbbildung, um so mehr Fanatismus, je weniger innerer Gehalt, um so größerer Wert wird auf die Aeußerlichkeit gelegt. Wenn die Religion keine wahrhaft innere Macht ist, wenn das Staatsleben nicht wirklich von einer Idee getragen wird, so kommt der Eifer in das Volk, eine äußerliche Einheit herzustellen, und dazu gehört der Versuch, dem Staat scheinbar eine Religionseinheit zu verleihen. Wie wir in späterer Zeit diesem Streben in dem Ausdruck des christlich-germanischen Staates begegnen, so finden wir hier das Bestreben, den Staat als einen heidnisch-hellenischen zu begründen. Palästina stand unter der Oberhoheit der Syrer, es sollte nun ein Glied dieses heidnisch-hellenischen Staates werden. Das Judentum hatte in seinem zweiten Staatsleben bis dahin schon manche Leiden

und Prüfungen zu erdulden, es trug ſie ſtill, zuweilen auch mit einem Aufſchrei der Klage, doch nie regte ſich ein vollkräftiger Wille, den Druck abzuwehren. Nun aber war es an den Herzpunkt gekommen, nun war die Zeit herangenaht, wo über Sein oder Nichtſein entſchieden werden ſollte.

Nicht alle zeigten ſich bereit in dieſen Kampf einzutreten. Die Männer, die an der Spitze ſtanden, die Prieſter, die Söhne Zadoks, ſollen keineswegs von glühendem Eifer erfüllt geweſen ſein, den Kampf zu unternehmen; mit Winkelzügen glaubten ſie den Sturm beſchwören zu können. Die Bildſäule des Zeus ſollte in dem Tempel aufgeſtellt werden; ſie wurde aufgeſtellt. Es ſollten für den Herkulestempel Beiträge gegeben werden, und ſie wurden gegeben. Es ſollten Gymnaſien, nicht etwa Bildungsſtätten, ſondern Ringſchulen, errichtet werden in Judäa, um auch dort die eigentümliche Aeußerung der griechiſchen Sitte zur Schau zu ſtellen; ſie wurden errichtet. Man ging auf jede Weiſe mit Nachgiebigkeit dem Herrſcher entgegen, vielleicht um den Sturm zu beſchwichtigen, vielleicht auch aus Feigheit und niederträchtiger Geſinnung, um ſich nur zu erhalten. Aber das Herz des Volkes konnte das nicht dulden, und war es von ſeinen Herrſchern verlaſſen, ſo mußte es aus ſeinem Innerſten heraus den Widerſtand gegen fremde Unterdrückung unternehmen, die nicht bloß das iroiſche Vaterland zerſtören, ſondern auch das geiſtige ihm rauben wollte. Eine kleine Schar unter der Anführung der Hasmonäer, einer hochherzigen Prieſterfamilie, ſammelte ſich, leitete Widerſtand, fand Anhang, die Begeiſterung verbreitete ſich, der übermütige Dränger mußte weichen und aus dem zerrütteten kleinen Staate wurde durch dieſen Aufſchwung ein, wenn auch nicht für die Dauer, ſo doch für längere Zeit, als man hätte ahnen dürfen, in ſich kräftiger und ſelbſtändiger Staat. Griechentum und Judentum hatten ſich hier gemeſſen, freilich das abgeſchabte und abgelebte Griechentum, und wohl auch das nicht vollkräftige Judentum, und doch trug letzteres den Preis davon, es erhielt ſich, während das ſyriſche Reich nach kurzem Siechtum unterging.

In ſolchen Zeiten, die in dem Innerſten des Volksgemütes wühlen, werden auch die Volkskräfte aus ihrer tiefſten Heimatsſtätte hervorgelockt, entwickelt ſich auch das geiſtige Leben raſch und mächtig.

Es war Jahrhunderte lang still und mit einem Male wird es geräuschvoll, da sehen wir die bewegende Triebkraft, die neue Erzeugnisse, neue oder vielmehr neu gekräftigte Richtungen hervorbringt. Bereits mit dem Entstehen des zweiten Volkslebens waren verschiedene Parteien in ihm aufgetreten. An der Spitze des Volkes, als Anführer bei der Rückkehr, stand ein Nachkomme des alten hohenpriesterlichen Geschlechtes, und zwar des Geschlechtes Zadok; der Ahn dieses Geschlechtes war als Hoheprieſter an dem salomonischen Tempel hoch geehrt, seine Nachkommen hatten ununterbrochen an dem jerusalemitischen Tempel die Priesterfunktionen verrichtet. Neben dem Nachkommen aus der Familie Zadoks, Josua, Sohn Jozadaks, stand auch ein Nachkomme aus der Familie des David, Serubabel, Sohn des Schealthiel. Beide zusammen waren die Anführer, sie beide und ihre unmittelbaren Nachfolger bleiben auch ferner die Häupter des Volkes. Aber das Volk war weder damals noch später selbstständig; es stand zuerst unter der Oberhoheit der Perser, dann unter der der Aegypter, dann der Syrer, bis der Kampf ausbrach. Von den Oberherren wurden Satrapen gesandt, und diese waren doch die eigentlichen Herren des Landes. Ein einheimischer König oder Fürst, der die bürgerlichen Angelegenheiten lenkte, wurde kaum geduldet, und wenn er geduldet wurde, war seine Macht so unbedeutend, daß sein Ansehen sich bald verlor. Anders war es mit dem Hohenpriester, der das religiöse Leben repräsentierte; sein Ansehen mußte, da sein Amt das einzige heimische und zugleich ein heiliges war, um so mehr steigen, und bald vereinigte er, was von bürgerlicher Obmacht übrig blieb, mit der priesterlichen Macht. Es war das die einzige Zeit im Judentume, wo in gewissem Sinne eine Hierarchie vorhanden war, wo eine eigentliche Priesterherrschaft zur Geltung kam, aber sie bewies sich auch kläglich genug. Diese Priesterfamilie war die der Zadokiten. Das Volk, das zurückgekehrt war, begeisterte sich an dem Streben, das alte Volkstum wiederherzustellen, klammerte sich mit aller Macht an diejenigen an, die als die Häupter dastanden, namentlich an die religiösen Vertreter des Volkes, es schloß sich den Priestern mit Ehrerbietung an. Es galt damals das Alte mit Entschiedenheit festzuhalten; Tempel und Tempeldienst, das damit verknüpfte Priestertum und die Abgaben an Tempel und

Priester waren der Mittelpunkt des religiösen Lebens. Von solchen Gesinnungen waren die Eifrigen im Volke erfüllt. Die Rückkehrenden fanden aber auch innerhalb Palästinas gar manche Elemente, die unterdessen herangekommen waren und entweder gar nicht oder nur sehr lau dem jüdischen Glauben anhingen. Mit aller Strenge sonderten sich nun die Eifrigen von solchen Mischlingen ab und hießen daher „Abgesonderte", „von den Völkern des Landes und deren Unreinheit sich absondernd", sich eng an die Häupter und Führer anschließend. Der andere Teil hieß das „Volk des Landes": es waren eben diejenigen, welche zum Teil noch gar nicht in das Judentum eingegangen waren, zum Teil mit schwachen alten Erinnerungen oder gar als Proselyten, als Fremdlinge, sich anlehnten. Denn auch solche wurden willig aufgenommen, wenn sie auch nicht mit entschiedener Strenge festhielten an den Vorschriften, welche die Abgesonderten für sich als bindend erachteten.

Es ist eine landläufige Phrase, daß das Judentum dem Proselytentume ernst entgegentrete. Dies hat seine teilweise Wahrheit, aber nur wenn es nach seinem wahren Sinne erfaßt wird. Eine jede Religion, welche von ihrer Wahrheit überzeugt ist, Wahrheit sein will nicht bloß für einen engen Kreis, sondern für die Menschheit, muß auch das Bestreben haben, sich über die ganze Menschheit zu verbreiten. Wenn sie sich einschränken wollte auf den engen Boden, den sie nun einmal einnimmt, bloß an diejenigen sich richtet, die in ihr geboren sind, die einem bestimmten Lande angehören, eine abgeschlossene Geschichte haben, dann hat sie aufgehört das Charakteristische wahrer Religion an sich zu tragen, dann ist sie eine Sekte geworden, aber keineswegs mehr der Lebensduft, der als ein allgemeiner sich über das Allgemeine verbreitet. Das Judentum hat im Gegenteil gerade zuerst von Proselytentum gesprochen, es kennt zuerst die Fremdlinge, welche sich Gott zugesellen und welche als Vollberechtigte aufgenommen werden, während das übrige Altertum nur den Bürger kennt, der im Lande geboren, auf dem Boden erwachsen ist. Ihm bleibt der Fremde immer fremd, bis er etwa in späteren Geschlechtern in dem Volke einlebt oder ihm das Bürgerrecht zuerkannt wird. Das Judentum hat die Schranken des engen Volkstums gebrochen; nicht die Geburt macht den Juden, sondern die

Ueberzeugung, die Anerkennung des Glaubens, und auch derjenige, welcher nicht von jüdiſchen Eltern erzeugt iſt, aber den wahren Glauben in ſich aufnimmt, wird ein Vollberechtigter. Das Proſelytentum in ſeinem edleren Sinne, wonach von den bisher Fernſtehenden die Ueberzeugung aufgenommen wird, weil ſie gleichfalls ſich mit ihr einverſtanden erklären, dieſes Proſelytentum iſt ein Produkt des Judentums. Freilich Proſelytenmacherei, bloße Uebertragung der Aeußerlichkeit, Anwendung der Gewalt, um das Affektieren des Glaubens zu erzwingen, ohne durch die innere Kraft der Wahrheit zu überzeugen, iſt dem Judentum entſchieden widerwärtig, vor ihr warnt es. Fremdlinge, Proſelyten, bildeten alſo damals einen großen Teil des Volkes.

Schon in der erſten Zeit nun, bevor der ſyriſche Kampf ausgebrochen war, entſtanden einzelne Mißverſtändniſſe zwiſchen den verſchiedenen Teilen des Volkes. Die Zadokiten, Fürſten und Prieſter, wurden, wie dies einmal in dem Charakter einer ſolchen angeborenen und noch dazu mit beſonderer Heiligkeit verbundenen Würde liegt, mehr und mehr engherzig, ſie ſuchten auf ſich das ganze Weſen der Religion zu beziehen, ſie hörten allmälig auf Vertreter und Diener der Religion zu ſein, ſondern ſie ſollte ihnen dienen. Die Abgeſonderten, der kräftige Kern des Bürgertums, fanden hingegen in den Prieſtern und Herrſchern nur inſofern ihre Vertreter, als ſie das religiöſe und das Staatsleben wirklich wahrten, und ſobald dieſelben ihre perſönlichen Verhältniſſe den Anforderungen der Religion und des Staates voranſtellten, waren die Abgeſonderten, das Bürgertum, auch Gegner der Zadokiten. Als der große Kampf dann ausbrach und da gerade das Herrſchergeſchlecht ſich lau zeigte, das Bürgertum dagegen mit aller Kraft und Begeiſterung auftrat, da gruppierten ſich dieſe Sonderungen entſchieden als beſondere Parteien. Die Zadokiten, die Sadducäer, waren die Einen, die Nachkommen des Prieſterſtandes in Verbindung mit allen vornehmen Geſchlechtern; die Abgeſonderten, die Phariſäer, wie man ſie mit einem aramäiſchen Ausdrucke bezeichnete, waren der andere Teil. Auf den Bürgerſtand ſich ſtützend, hatten die Hasmonäer oder Makkabäer die Nachkommen der Zadokiten von dem Throne geſtürzt, auf den Schultern des Bürgertums ſtiegen ſie zugleich auf Thron und Altar. Auch die Hasmonäer wurden Fürſten und Hoheprieſter, zwar durch eigenes Verdienſt, aber dennoch durch

engen Anſchluß an das geſunde, kernige Volk. Allein auch hier bewährte ſich eine allgemeine geſchichtliche Erfahrung. Die neue Dynaſtie geht gar ſehr danach aus, den alten Adel mit ſich zu ralliiren. Die Sadduzäer waren der alte Adel, und bald glichen ſich die Differenzen zwiſchen den neuen Königen und Prieſtern und den Nachkommen derer, die früher dieſe Aemter verwaltet hatten, aus, die Sadduceäer wurden die Hofleute, der Adel des neuen Hofes, und dieſer hielt ſich an den adligen Kreis, an die durch ihre angeſtammte Würde mächtige Partei. So brach der Kampf zwiſchen Sadduceäern und Phariſäern ernſtlich aus; die herrſchende Dynaſtie ſchwankte hin und her, doch im ganzen dem Adelgelüſte ſich fügend.

Es war ein politiſch-religiöſer Kampf, der zwiſchen Sadduceäern und Phariſäern ausgebrochen war, ſo daß die Kluft immer weiter ſich öffnete, ein politiſch-religiöſer Kampf, in dem man für jene Zeit kaum zu unterſcheiden vermag, welches Element, das politiſche oder religiöſe, überwiegend geweſen. Im religiöſen Leben lag die Grundabweichung der Phariſäer nämlich darin, daß man die Heiligkeit des Prieſtertums nicht ſo in den Vordergrund geſtellt haben wollte. Der Spruch aus dem zweiten Makkabäer Buche, das der damaligen Zeit angehört, drückt dieſe Geſinnung präziſe aus: Iſt ja allen gegeben das Reich, das Königtum, die Prieſterſchaft und die Heiligung. Das ganze Volk ſollte nach dem Sinne der Phariſäer als ein heiliges und prieſterliches erſcheinen; wohl gab es beſondere prieſterliche Funktionen und Vorſchriften, die nicht angetaſtet werden konnten, doch ſollte das ganze Volk zur Heiligung, zu einem Abbild der prieſterlichen Heiligkeit ſich erheben. So ſchuf man Erſchwerungen für das ganze Volk, Einrichtungen, welche den Prieſtern ſoviel wie möglich annähern ſollten. War Reinheit und Unreinheit Vorſchrift für die Prieſter, ſo ſollte das ganze Volk ſie mit Sorgſamkeit beobachten; waren gewiſſe Waſchungen zu den heiligen Opferfeierlichkeiten für die Prieſter vorgeſchrieben, ſo ſollte auch das Volk die gewöhnlichen Mahlzeiten mit gleichen Vorbereitungen genießen, „profane Frucht mit der Reinheit des Heiligtums.“ War der Tempel beſonders die Stätte der Prieſter, hatten ſie dort den Opferdienſt zuverrichten, waren die Opfermahlzeiten der Sammelpunkt der Prieſtergeſamtheit und waren dieſe ſelbſt eine religiöſe Handlung: ſo trat nun das Volk auf mit Nebentempeln, mit Synagogen, die den Tempel zwar nicht erſetzen,

aber Volkstempel werden ſollten; auch ſie verzehrten Mahlzeiten in Genoſſenſchaften, die eine ähnliche Weihe erhalten ſollten. Das Mahl wurde geweiht durch Waſchung als heiliger Fleiſchgenuß, der Wein vertrat das Trankopfer, und auch das Räucherwerk durfte nicht fehlen. Dieſe frommen Mahlzeiten wurden durch Gebete gehoben, und man ward ſo in gewiſſem Sinne auch Prieſter. So entſtand durch das phariſäiſche Beſtreben, einen Prieſtercharakter zu tragen, die große Inſtitution der Gotteshäuſer. Das Gebet iſt eine Frucht jenes Strebens, das wohl hie und da des einſeitigen Charakters nicht entbehrte, aber ſo viel Geſundes und Kräftiges in ſich enthielt, daß es auch geſunde und kräftige Erzeugniſſe hervorbrachte. Jedoch entſtanden auch viele Einrichtungen, die das Leben beſchwerten, die teilweiſe noch Geltung haben, teilweiſe als Schatten umherſchwanken. Wenn z. B. der Abſchiedsgruß beim Sabbatausgang mit Wein und Gewürzen gefeiert wird, ſo iſt das ein Ueberbleibſel jenes alten Volksverlangens, auch die Prieſtergewohnheiten zu erfüllen.

Ueberall, wo Religion und Bürgertum ſich entſchieden äußerten, entbrannte der Kampf der Sadducäer und Phariſäer. Die Phariſäer wußten die verſchiedenen Einrichtungen, die auf das Volksleben von tiefem Einfluß waren, an ſich zu ziehen. So wurde die Einrichtung des Volkskalenders, das Gerichtsweſen der Prieſterpartei entwunden, und das Volk, die Gelehrten, wußten ſie als ihr Eigentum an ſich zu bringen. Das Volk, die Gelehrten, — denn die Namen Phariſäer und Sadducäer werden mehr von den Gegnern feſtgehalten, weniger von den Parteien ſelbſt gebraucht. Die Sadducäer nannten ſich ſelbſt die Söhne der vornehmen Geſchlechter, der Hohenprieſter, ihre Gegner nannten ſie Sadducäer; darin liegt zwar keine ſchimpfliche Bezeichnung, allein gegenüber den Anſprüchen des Adels war es eben nur ein Familienname. Ebenſo nannten ſich die Abgeſonderten „die Gelehrten oder die Genoſſen des Bundes“, welche auf das Streben nach Selbſtheiligung hielten; die Gegner bezeichneten ſie mit dem alten Namen Phariſäer, der wiederum keine beſchimpfende Bezeichnung iſt, der aber den Anſpruch beſonderer Gelehrſamkeit und Bundesheiligkeit vermied. Erſt die ſpätere Zeit verſuchte dieſen Namen einen Makel anzuheften. So war denn eine mächtige Kluft innerhalb Iſraels eingetreten; die Kluft mußte ſich erweitern und mächtige innere Umgeſtaltungen erzeugen.

8.

Sadduceäer und Phariſäer. Zukünftige Welt. Hillel.

Die Schwierigkeit, uns eine entſchwundene Zeit nach ihren innerſten Motiven und Triebfedern vorzuführen, an und für ſich ſchon groß genug, erhöht ſich namentlich dann, wenn uns gleichzeitige Urkunden fehlen, die uns durch ihr Daſein ſelbſt den Gedankengang und die Auffaſſungsweiſe jener enthüllen, wenn bloß Berichte aus ſpäterer Zeit Auskunft geben über das, was in einer früheren Zeit gedacht, angeſtrebt worden, ſich zugetragen hat. Selbſt die treueſten Berichte ſpäterer Zeit faſſen ja doch am Ende die Verhältniſſe und Begebenheiten von ihrem Standpunkte aus auf, färben unwillkürlich oder abſichtlich mit Parteilichkeit, entſtellen aus Mangel an Verſtändnis für die Vergangenheit. Handelt es ſich um einflußloſe Zeitabſchnitte, die uns mit einem Nebelflor umhüllt ſind, ſo können wir ſie etwa gleichgültig dem Sammlerfleiße des Forſchers, der kühnen kombinierenden Kritik überlaſſen. Allein gerade ſolche Zeitabſchnitte ſind zuweilen maßgebend für eine lange Reihe von Jahrhunderten. Wenn wir auch wenig von ihnen wiſſen, die Spuren haben ſich tief eingegraben, ſie ſind beſtimmend geworden in ihren Schöpfungen, in ihren Ereigniſſen, für alle Zeiten, und es kann uns, wenn wir über uns ſelbſt eine klare Vorſtellung haben wollen, über das, was und wie wir es geworden ſind, nicht gleichgültig ſein, die Quelle recht klar zu erkennen, aus der wir gefloſſen, den tieferen Grund zu erfaſſen, aus dem die Gegenwart ſich erzeugt hat. Was vor zwei Jahrtauſenden in Judäa gedacht worden, geſchehen iſt, wie Sadduceäer und Phariſäer miteinander gerungen haben, was aus dieſem Kampfe ſich hervorgearbeitet hat, hat für Jahrhunderte hin gewirkt, war von einer mächtigen weltgeſchichtlichen Bedeutung, iſt noch beſtimmend für den heutigen Tag, dasſelbe iſt es, woran wir teilweiſe uns halten,

wogegen wir andererseits ankämpfen, bald ist's die Grundlage, auf der wir ruhen, bald die Schranke, deren Beengung wir fühlen und zu brechen bemüht sind.

Wollen wir ein bestimmtes Urteil gewinnen über die wichtigsten Fragen der Vergangenheit und Gegenwart, so muß das unsichere Tasten bei der Erklärung jener Erscheinung innerhalb des Judentums des zweiten Tempels aufhören. Es sei endlich genug über Sadduzäer und Pharisäer gefabelt und gedichtet. An willkürlichen Gebilden hat es nicht gefehlt. Man hat sich die Sadduzäer bald als Griechenfreunde gedacht, die sich gewissermaßen außerhalb des Judentums stellten, der neuen griechischen Bildung in die Arme warfen, und ganz entnationalisiert waren, sie erschienen als Epikuräer, Lüstlinge, Weltleute, welche religiöse Interessen weit von sich entfernt hielten; im Gegenteile hatten andere, durch die Aehnlichkeit der Benennung irre geführt, sie gar zu Stoikern gemacht. In der Tat aber waren sie eine Zeit lang Träger des jüdischen Volkslebens und der Gegenstand ihrer Bemühung auch die tiefere Grundlage des Judentums, sie waren der Priesteradel, der in der damaligen Zeit mächtig, der Mittelpunkt war, um den das ganze Volk sich gruppierte, der jedoch dann versank, wie das so oft das Ende derer ist, welche, über dem Volke stehend, sich noch mehr über das Volk erheben wollen, ihre Person und ihre persönlichen Interessen in den Vordergrund drängen und dadurch, an dem Leben des Volkes nicht fördernd genug beteiligt, von demselben verdrängt werden. Der Name der Pharisäer hat im Andenken der späteren Geschlechter auch eine falsche Bedeutung angenommen. Namentlich durch den Einfluß einer anderen Religion verstand man unter Pharisäern kleinliche, beengte Menschen, Mückenseiger, die an einer Außenfrömmigkeit kleben, ohne innerlich davon erwärmt zu sein, ohne größere, religiöse Idee. Von Seite der Juden wurden sie zwar nicht in solchem herben Sinne aufgefaßt, doch vermochte man ihnen die ihnen wirklich innewohnende Bedeutung nicht zuzuerkennen. Denn in Wirklichkeit waren sie der Kern des Volkes, ihr Streben war die Gleichberechtigung aller Klassen, ihr Kampf ein Kampf, der in allen Zeiten, wo es ein Tüchtiges gilt, sich wiederholt; ein Kampf gegen Priestertum und Hierarchie, gegen Bevorzugung einzelner Klassen, ein Kampf grade dafür, daß nicht in der Aeußer-

lichkeit allein der höhere Wert geſucht werde, ſondern in der inneren, religiöſen Geſinnung. Die Mittel, welche ſie zum Teil ergreifen mußten, erſcheinen dem erſten Anblick nach nicht zu dieſer Darſtellung paſſend, aber ſie entſprechen, tiefer erfaßt, derſelben doch vollkommen. Sie mußten, um den Prieſtern entgegen zu treten, für alle das in Anſpruch nehmen, was das Prieſtertum auszeichnete, ſie wollten anderen keine größeren Pflichten zuerkennen, um auch ihnen keinen Vorrang einräumen zu müſſen. Wir ſind, ſprachen ſie, eben ſo heilig, ſtehen eben ſo hoch da, wie ihr. Setzen wir den Fall, eine ſpätere Zeit erfahre nur oberflächlich, es ſei einſt ein Kampf darum geweſen, ob alle Klaſſen des Volkes die Verteidigung des Vaterlandes übernehmen ſollten, und daß grade die früher davon Befreiten ſich in den Vordergrund drängten und mit aller Entſchiedenheit nicht dem Adel, den Rittern, die bisher allein eingeſtanden mit Leib und Leben für die Sicherheit des Staates, es ferner mehr überlaſſen wollten: dann möchte mancher denken, das ſeien eben Raufbolde, die ſich auch in den Krieg ſtürzen wollten und ſich nicht begnügten, daß andere ſtatt ihrer die Fehde ausfechten. Wäre dieſe Beurteilung eine gerechte? Gewiß nicht. Die Klaſſen, welche jenes negative Privilegium, die Bevorzugung der Teilnahmloſigkeit, hatten, treten mit dem Anſpruche auf: Wir wurzeln ebenſo im Vaterlande, haben das gleiche Recht und auch die gleiche Pflicht, ihr ſollt keine höheren Pflichten erfüllen, um darauf Bevorrechtigungen zu ſtützen, um euch als die Grundſäulen des Staates hinzuſtellen: wir ſind gleich bereit dieſelben Opfer zu bringen. In derſelben Geſinnung wurzelt der Kampf der Phariſäer gegen die Sadducäer, und daher dieſelbe Bereitwilligkeit, prieſterliche Erſchwerungen zu übernehmen.

Dieſer ernſte, einſchneidende Kampf wurde oft mit unzulänglichen Mitteln geführt. Auch dieſe Erſcheinung wiederholt ſich häufig in der Geſchichte. Die Aufſtrebenden tragen die volle Kraft der Idee in ſich und können ſie doch nicht verwirklichen. Die Sadducäer waren einmal die Vornehmen, mit allen Stellen betraut, entweder ſelbſt Prieſter, die doch immer geachtet blieben, oder mit den Prieſtern verbunden, ſie konnten ſich nun einmal an der Gunſt des Hofes, der zwar hie und da auch den Phariſäern die Hand reichte, wenn es nötig war, der aber doch in der Luft der Sadducäer ſich ganz

anders behaglich fühlte. Sie waren einmal im Besitze und mußten teilweise in demselben verbleiben; denn so entschieden auch der Kampf der Pharisäer gegen besondere Vorrechte des Priestertums gerichtet war, insofern sie auch auf das bürgerliche Leben, auf den rechtlichen Zustand sich erstrecken wollten: so konnten sie das Priestertum als solches nicht abschaffen, es hatte seine Berechtigung in der Geschichte, und so lange Opferwesen und Tempel blieb, konnten ihm auch seine Diener nicht entzogen werden. In solchen Zeiten, in denen der Erfolg des Kampfes nicht gesichert erscheint, in denen man mit aller Entschiedenheit zwar die Waffen führt, den Sieg vor Augen sieht und dennoch an demselben zu verzweifeln anfängt, richten sich die Blicke der Menschen auf die Zukunft hin.

Gesunde Zeiten, gesunde Völker haben das entschiedene Bewußtsein ihrer geistigen Kraft, sie fühlen die Unendlichkeit und Ewigkeit des Geistes bereits in der Gegenwart; die tüchtige geistige Kraft ist so mächtig, daß sie, alles Endliche überwiegend, keiner weiteren Bürgschaft für sich bedarf. Gesunde Zeiten, gesunde Völker kommen nicht darauf, den Geist als ein schwächliches Gebräu zu betrachten, als ein Gemisch von Stoffwechsel, Nervensaft und Blutkügelchen, sie sind sich ihrer geistigen Selbstständigkeit, der siegenden Macht, die in derselben liegt, der Bestimmtheit und Gesondertheit des Geistes vollkommen bewußt. Aber deshalb denken sie nicht immer an die Zukunft, träumen nicht, wie es sich später gestalten wird, in der Gegenwart tragen sie bereits die geistige Macht mit ihrer siegenden Kraft in sich, eine jede Minute ist für sie eine Unendlichkeit, da in ihr der Entwicklungsstoff liegt für alle späteren Zeiten. Solche Zeiten und solche Völker blicken auf die Zukunft als auf ein notwendiges Ergebnis der Gegenwart, wohl wissend, daß, was sie lebendig bewegt, seine Verwirklichung finden wird und muß, da es ihnen nun schon ein geistig Gegenwärtiges ist. Krankhafte Menschen, krankhafte Zeiten oder Religionen denken unablässig an die Zukunft, stellen diese in den Vordergrund. Aus der Gegenwart, in der sie der Macht entbehren, den regen Wunsch zu verwirklichen, flüchten sie in die Zukunft, zu der sie einen natürlichen Uebergang nicht finden, die sie um so heißer ersehnen, um so ausgeschmückter sich erträumen. Es wird anders werden, ist ihr ewiger Trost; je

schwächer das gegenwärtige Vertrauen, desto kühner die dichtende Phantasie für eine glänzende Zukunft.

Das Judentum kennt solche Schwächlichkeit nicht, es hat die tiefe und innerste Ueberzeugung von dem vollen geistigen Leben, die Ebenbildlichkeit des Menschen, ihm von Gott aufgeprägt, ist ihm keine andere, als eine geistige. Die Bestimmtheit, mit der immer von der geistigen Macht gesprochen wird, sowohl von dem geistig lebendigen Gott als von dem durch den Geist lebendigen Menschen, diese tiefe Ueberzeugung, von der alle Schriften durchweht sind, ist Bürge für den Glauben des Judentums, daß der Geist ein ewiger ist und nicht abgeschnitten wird. Aber in den Vordergrund drängt es diesen Glauben nicht, es bezeichnete diese Erde nicht als ein Jammertal, malte nicht den jenseitigen Lohn aus; es verlangte nie, daß man diese Erde zerstöre als ein Nichtiges und Sündiges, es wollte nicht, daß das Erdenleben geknickt werde, weil es bloß eine Prüfung sei. Diese krankhafte, sentimentale Stimmung kennt das Judentum nicht. Daß es den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele in sich trägt und weiter entwickelt, dafür bürgt selbst der grübelnde Verfasser des Kohelet: er spricht zwar darüber wie über alles andere seine Bedenken aus, aber gerade, daß er sie ausspricht, ist ein Zeugnis dafür, daß es der allgemein verbreitete Glaube war: der Geist des Menschen steigt nach oben; es kehrt der Staub zur Erde zurück, wie er gewesen, der Geist aber kehrt zu Gott zurück, der ihn gegeben. So ist dieser Glaube kräftigend, veredelnd, ermannend, ohne die Gegenwart zu töten und niederzudrücken.

Allein Zeiten waren gekommen, wo die Gegenwart eine sehr trübe war, wo man sich nicht befriedigt fühlen konnte mit dem, was sie darbot. Man sah auf die eigenen Bestrebungen und auf den Gegensatz dazu in der Wirklichkeit; man sah auf seine Kräfte, die die eigenen Bestrebungen durchführen sollten, und erkannte ihre Unzulänglichkeit. In solchen Zeiten ist es natürlich, daß man sich tröstend zuruft: nur unverzagt! Was gegenwärtig sich nicht erfüllt, es wird doch in einer besseren Zeit Gestalt gewinnen. Es muß eine andere Zeit herankommen und zwar in der diesseitigen Welt, und dann werden die Zustände mit einem Male sich geändert haben. Das Priestertum, riefen die Pharisäer, wird sinken, ein Nachkomme

[illegible]

aus dem Hause David wird regieren, das Volk wird gekräftigt sein, das Volksleben die Früchte entwickeln, nach denen wir uns sehnen. Es kommt eine andere Welt und auch wir werden an ihr teilnehmen. Man begnügte sich nicht damit, daß die Zukunft erfüllen wird, was die heiße Lust der Gegenwart erzeugt hat; man wollte selbst, da man in der Gegenwart nichts genossen hat, in der Zukunft mitgenießen. Das ist die Wurzel des Glaubens an die zukünftige leibliche Auferstehung. Dieser Glaube ist allerdings auch im Parsismus vorhanden, und die Juden mögen bei ihrem Aufenthalte in Persien mit diesem Glauben bekannt geworden sein; Spuren aus früherer Zeit jedoch finden sich nicht, das Buch Daniel gibt uns davon die erste Kunde, und dieses Buch gehört eben der Zeit an, in die der innere schneidende Kampf fällt. Mag nun auch dieser Glaube, als im Parsismus vorhanden, auf das Judentum eingewirkt haben, es würde ihn nimmermehr aufgenommen haben, wenn nicht in seiner inneren Entwickelung der Drang dazu vorhanden gewesen wäre. Grade die Pharisäer, die Männer, die für die Umwandlung der Zustände kämpften und sie nicht erreichen konnten, grade sie mußten sich die Zukunft gestalten als die Verwirklichung ihres gegenwärtigen Sehnens. Die Sadducäer, mit ihrer Gewalt zufrieden, eine Umgestaltung nicht verlangend, ja ihr entgegenstrebend, verwarfen darum auch den Glauben an die Auferstehung des Leibes. Ob sie darum wirklich als Ungläubige verdammt werden können, das ist eine Frage, die ich Ihrer Beantwortung getrost überlassen darf, eher als der Entscheidung manches Gerichtshofes.

Der Kampf zwischen Sadducäern und Pharisäern entbrannte so auf dem Felde des bürgerlichen Lebens wie im Gebiete des religiösen immer heftiger, er griff in alles ein, beherrschte die ganze Anschauungsweise. Je ernster und trüber die staatlichen Verhältnisse sich gestalteten, um so mehr vertiefte sich auch die innere Differenz; die bedrohliche Krisis, in welche das Volk gestürzt wurde, rief auch alle gesunde Volkskraft auf. Wie zur Zeit der Makkabäerkämpfe das Volk erwachte, da das Ausland es vollkommen niederdrücken wollte, so ging es auch in der folgenden Geschichte des Judentums. Kämpfe verschiedenster Art wüteten im Innern, selbst in der königlichen Familie, die einzelnen Söhne eines verstorbenen

Königs traten bei nicht vollkommen geordneter Erbfolge als Prätendenten auf, die mit einander im Streite lagen, das Ausland wurde angerufen zur Entscheidung, zur Unterstützung des einen oder anderen. Das steigerte die Unzufriedenheit mit der Gegenwart und deren Vertretern. Daß der echt religiöse Geist in den Edlen dennoch nicht erstickt war unter diesem Hader, dafür genüge nur ein einzelnes Beispiel. Bei einem dieser Kämpfe zwischen zwei Prätendenten, Hyrkan und Aristobul, als die Anhänger des einen, worunter die Priester, sich im Tempel befestigt hatten, während die andern ihn belagerten, beide von der heftigsten Parteileidenschaft erfüllt, da ward ein frommer Mann, der bei denen draußen sich befand — er hieß Onias, bekannt in den talmudischen Schriften unter dem Namen Choni ha-Meaggel — ein Mann, dessen Gebet man große Erfolge zuschrieb, aufgefordert, er solle für den Sieg der Draußenstehenden, für das Unterliegen der im Tempel Befindlichen beten. Er aber betete: „Herr der Welt, Vater im Himmel, drin sind deine Priester, Söhne deines Volkes, hier sind gleichfalls Söhne deines Volkes, sie sind gegen einander erbittert; höre nicht das Gebet jener gegen diese, nicht die Verwünschungen dieser gegen jene!“ Das Volk steinigte ihn. Das ist eine Frucht des echten jüdischen Geistes, ein Mann, der zu den edelsten Märtyrern gezählt werden darf. Erglüht von wahrer Menschen- und Vaterlandsliebe, bleibt er seiner Ueberzeugung treu im Angesicht des sicheren Todes. Er entweiht nicht sein Wort trotz der Wut und dem Ingrimm, die auf ihn schauten. Ob den Lippen dieses Edlen, als er seine Seele aushauchte, nicht auch das Gebet entströmte: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun? Die Sage berichtet nichts darüber — denn bloß die Sage kann Aehnliches erzählen, die Worte des Verscheidenden hört niemand, — seine Gesinnung war gewiß eine solche.

Aber die Bitterkeit dieser Kämpfe sollte bald zu einer Existenzfrage sich steigern. Ein Volk tritt in die Weltgeschichte ein, das bald die größte Bedeutung erlangte und überall einschneidend und entscheidend Hand anlegte. Der Löwe wird als dem Katzengeschlechte angehörig betrachtet. Ja, Rom war ein Löwe. Es schlich zuerst schlau und freundlich heran, w[illegible] vermittelnder Bundesgenosse,

um dann über die hinzustürzen, die seine Freunde sein sollten, erst die Oberherrlichkeit sich anmaßend, nachher das Volk in vollständige Abhängigkeit hinabdrückend. Als Rom mit Judäa sein Katzen-Löwenspiel begann, fühlte das Volk, daß ein mächtiger Feind naht. Da bemächtigte sich der Geister treibende Unruhe, die Parteikämpfe wurden heftiger und vertieften sich mehr. Herodes war gehaßt, gefürchtet als Fremder und als Tyrann, doch hätten vielleicht seine Vorzüge diese Schattenseiten in den Augen des Volkes verdeckt, seine Kraft hätte imponiert. Was ihn jedoch dauernd zum Fremden stempelte, den Haß immer neu anfachte, das war, daß er als Satellite Roms erschien, daß er immerfort nach Rom hinschaute und von dort sich Begünstigungen erwarb.

In solchen Zeiten treten Männer auf, welche die volle Volksseele in sich wiederspiegeln und zur Darstellung bringen wollen. Ich nenne Ihnen einen Namen, der freilich in der Weltgeschichte nicht mit dem Glanze umgeben ist, wie mancher andere, und es dennoch verdient, in seiner hohen Bedeutung erkannt und gewürdigt zu werden. Wie sich an Moses die Offenbarungslehre, wie sich an den Namen Esras die Tradition knüpft, so an den Namen Hillels die Verjüngung des Judentums. Die Talmudisten haben in ihrer naiven Darstellung die Bedeutung Hillels wohl erfaßt und gekennzeichnet. Sie sagen: die Thora war vergessen worden, da kam Esra aus Babel und gründete sie wieder neu; die Thora wurde wiederum vergessen, da kam Hillel aus Babel und gründete sie neu. Vergessen war sie sicher nicht zu Hillels Zeiten, aber sie war erstarrt, sie hätte ihre Lebenskraft eingebüßt, ihren Einfluß verloren auf die spätere Entwicklung, wenn nicht Hillel als der Mann der tieferen Einsicht und des inneren religiösen Lebens die Verjüngung bewirkt hätte. Es mag sein, daß auch mit einem gewissen Nachdrucke von der babylonischen Gemara betont wird, Esra und Hillel seien aus Babel gekommen, denn die Männer des babylonischen Talmud hielten sehr auf Babel trotz dem Drucke, dem sie auch dort unterlagen; auch darin mag eine Wahrheit liegen, daß grade Männer, die nicht ganz in den augenblicklichen palästinischen Verhältnissen aufgegangen waren, eine fremde Luft eingeatmet, vielleicht auch großartigere Verhältnisse geschaut haben, daß sie grade besonders geeignet waren den neuen

Volksgeist zu erwecken. Genug! Hillel war ein Mann, der auf das Judentum entschieden einwirkte.

Hillel ist eine vollkommen geschichtliche Persönlichkeit; der Bericht über ihn mag wohl mit mancher Sage umgeben sein, aber in diesen Sagen ist er nur klarer gezeichnet, sein Bild ist uns durch sie nicht verhüllt. An jeden bedeutenden Mann knüpfen sich Sagen auch in der geschichtlichsten Zeit, es werden von ihm Anekdoten, pikante Erzählungen und Ereignisse mitgeteilt, die vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht immer bestehen können; allein sie ergeben sich aus seinem Charakter, man muß von ihnen sagen, daß, wenn sie nicht wirklich geschehen sind, sie doch ganz mit dem Wesen dieses Menschen harmonieren. Sagen dieser Art sind nicht Erdichtungen, sie sind ein Werk echter Dichtung, es wird hinabgestiegen in den Herzensgrund eines solchen Menschen und es werden Perlen heraufgeholt, die sich wirklich dort befinden und nur zufällig nicht ans Tageslicht gekommen sind; ihre scharf geschnittene Persönlichkeit tritt dadurch nur deutlicher hervor. Wie der Dichter, wenn er auch die Geschichte nicht ganz treu wiedergibt, den Charakter seines Helden dennoch treu zeichnet, indem er dieses hinzufügt, jenes anders gestaltet, und grade dadurch das Wesen uns klarer und deutlicher erscheinen läßt: so macht es auch die gesunde Volkssage mit Persönlichkeiten, die so bestimmt in die Geschichte eingetreten sind, daß die Sage sich aufs engste an sie anlehnen muß, ihre Physiognomie nicht verwischen kann. Freilich bei andern greift die Sage in das ganze Wesen umgestaltend ein, sie schmückt sie mit Wundern, legt all ihren Flitter um sie; aber je wunderbarer die Sage, desto weniger glaubwürdig ist sie, um so mehr verhüllt sie den Charakter, um so kleinlicher erscheint der Verherrlichte als geschichtlicher Mensch. Wäre die Persönlichkeit recht scharf hervorgetreten, so könnte sich die Sage nicht so widersprechend um sie legen, könnte die scharfen Züge an ihr nicht so verwischen. Bei Hillel ist dies nicht der Fall. Auch an ihn mögen manche Sagen sich knüpfen, aber sie sind vollkommen seinem Wesen entsprechend, Wunderbares wird von ihm gar nicht berichtet; er bleibt ein Mensch, ein gesunder, voller Mensch, mehr soll er nicht sein, deshalb ist er grade um so größer.

Er wird als Schüler des Schemaja und Abtaljon bezeichnet.

Als armer Jüngling konnte er einst, so wird erzählt, dem Türhüter des Lehrhauses die kleine Münze nicht entrichten, die für den Eintritt verlangt wurde. Es war ein kalter Wintertag, er suchte das Fenster des Lehrhauses zu erreichen und legte sich dorthin, um den Vortrag der Lehrer zu hören; so lag er da, merkte nicht auf das, was um ihn vorging, die Schneeflocken fielen dicht auf ihn und bedeckten ihn. Erstarrt brachte er so die ganze Nacht zu, und als am Morgen das Lehrhaus geöffnet wurde und es gar nicht Tag werden wollte an diesem Fenster, da sah man nach und man entdeckte den erstarrten Hillel; man brachte ihn in das Haus und er wurde zum Leben zurückgerufen. Ueber die Wahrheit dieser Geschichte mag das Urteil dahingestellt bleiben; ist sie bloße Sage, so bleibt sie ganz innerhalb des Natürlichen. Sie will seinen außerordentlichen Eifer ausdrücken, mit dem er sich dem Studium hingab, und zugleich seine Dürftigkeit. Als arm wird er noch sonst geschildert; aber trotzdem daß er von den Gütern des Lebens nicht umgeben war, wahrte er sich seine Selbständigkeit, und weil er im Volke stand, hatte er auch um so mehr ein Herz für das Volk und seine Bedürfnisse. Besonders wird seine Sanftmut gerühmt. Diese Eigenschaft war an ihm gekannt, und Zwei gingen eine Wette ein, indem der Eine behauptete, er werde den Hillel in Zorn bringen. Er ging zu ihm, es war kurz vor dem Eintritt des Sabbats, dreimal hintereinander, legte ihm die kindischsten Fragen vor. Hillel trat heraus und gab ihm Antwort, immer in derselben ruhigen Weise. Als der Wettende zum dritten Male seinen Versuch gescheitert sah, da sprach er heftig: Wie du bist, mögen nicht viele sein in Israel! Warum, mein Sohn? sprach Hillel. Nun, ich habe durch Dich eine große Wette verloren. Nun, verliere du lieber deine Wette, als ich meine Ruhe und Ergebung, sprach Hillel. — Proselyten wandten sich sowohl an ihn als an Schammai; Schammai war der Aeltere und der Angesehenere, der mehr sich an das Herkommen hielt, auf den altgewohnten Wegen ging, und so stand er an der Spitze und man ging zuerst zu ihm. Da kam einst ein Proselyte zu Schammai und sprach: Ich will in das Judentum eintreten unter der Bedingung, daß ich Hoherpriester werden kann. Schammai wies ihn barsch ab; er kam zu Hillel, der sprach: Mein Sohn, wir wollen es versuchen. Er unter-

richtete ihn, bald kamen sie an eine Stelle, wo vom Priesterstande die Rede ist, es von den Nichtpriestern aber heißt, daß sie manche Stätten des Heiligtums bei Todesstrafe nicht betreten dürfen. Da dachte der Proselyte bei sich: Wenn nicht jeder geborene Israelite priesterliche Funktionen verrichten kann, wie sollte ich es dann können? Und er ging von seiner Bedingung still ab. Ein anderer kam: er wolle in das Judentum eintreten unter der Bedingung, daß er dessen Inhalt in der kurzen Zeit erfahre, während er auf einem Fuße stehen könne. Schammai wies ihn hart zurück; er kam zu Hillel und dieser sprach zu ihm: Mein Sohn, vernimm, das Wesen des Judentums ist: Was dir mißfällt, das tue auch den andern nicht, das ist Grund und Wurzel des Judentums, das andere ist Erklärung; gehe hin und lerne es. Der Mann war vollkommen für das Judentum gewonnen, ja tüchtig dafür vorbereitet. Ein Dritter kam: Nun ich will in das Judentum eintreten, Ihr bietet ja die geschriebene Lehre, die Bibel, die will ich annehmen; von einer andern Lehre aber, die bloß mündlich mitgeteilt worden, mag ich nichts wissen. Schammai wies ihn barsch ab, aber als er zu Hillel kam, da nahm ihn dieser freundlich auf, fing an ihn zu unterrichten, und lehrte ihn am ersten Tage die Reihenfolge der Buchstaben, am zweiten aber die Buchstaben in einer ganz verkehrten Reihenfolge. Wie ist das, mein Lehrer? sprach der Proselyte, gestern habe ich es ja ganz anders gehört. Siehe, erwiderte Hillel, du hast gestern meiner Anordnung getraut, leiste mir weiter Folge für das, was nicht niedergeschrieben ist, aber als notwendig sich entwickelt. Die Männer wurden Jünger des Judentums und, einst einander begegnend, sprachen sie: Siehe da, die Härte des Schammai hätte uns fast entfernt aus dem Heiligtume, die Sanftmut des Hillel hat uns freundlich eingeführt.

Wir erkennen in solchen Geschichten das ganze Wesen dieses Mannes. Wenn man glauben wollte, daß, weil er auf gewisse Vorzüge der Priester nach der heiligen Schrift hingewiesen, er deswegen ein Priesterfreund gewesen sei, so wäre das sehr irrig. Er beließ es bei dem, was nicht abzuändern war, aber den Kampf gegen das Priestertum hat gerade er mit aller Entschiedenheit durchgeführt, die Schranken ihrer Bevorzugung recht eng gezogen. Seine

Angabe, was Grund und Wesen des Judentums ist, stellt uns den Mann ganz nach seiner Sinnesart dar: das Wesen ist Menschenliebe und gegenseitige Anerkennung, ist Achtung des Menschen in seiner Würde und Ebenbürtigkeit, das ist Grund und Wurzel, das andere ist Erklärung. Glauben Sie vielleicht, die Sage habe hier dem Hillel einen Zug angedichtet aus dem Leben des Stifters einer anderen Religion? Das wäre an sich schon ganz widernatürlich, daß man aus einer anderen Religion, noch dazu aus einer gehässigen Tochter-Religion, Aussprüche aufnähme, auf welche diese als ihr ausschließliches Eigentum pocht; man bekämpft sie weit eher und sucht sie zu entwerten. Der späteren starren Gesetzlichkeit war der Ausspruch auch gar nicht so homogen, daß sie ihn erfunden hätte, ja daß er ihr nicht vielmehr im Gegenteile hinderlich gewesen wäre. Aber abgesehen davon, lernen Sie nur unsern Hillel näher kennen und Sie werden sehen, daß dieser Ausspruch seinem Charakter vollständig entspricht. Schon früher ist der Kanon aufgestellt worden: Denkt sich der Mensch Gott als allerbarmend, als allgütig, so erkennt er auch Wohlwollen und Liebe gegen seine Mitmenschen als Grundpflicht. Hören Sie nun, wie sich unser Hillel Gott denkt: Es gibt drei verschiedene Arten unter den Menschen: die vollkommen frommen, die mittleren, die vollkommen bösen. Es wird einst ein Gerichtstag sein über die Menschen, die vollkommen Frommen werden alsbald sich ihres Lohnes erfreuen, die vollkommen Bösen ihrer Strafe verfallen, aber wie ist es mit den Mittleren? Ueber sie sagt die Schule Schammai's: Die kommen zuerst in die Hölle, werden der Strafe hingegeben, doch sehnsüchtig schauen sie empor und klagen, allmählich steigen sie hinauf. Nicht also! sagt Hillel: Was die Mittleren betrifft, so neigt er, der groß an Gnade ist, die Wage zur Gnade hin. Wer sich seinen Gott so denkt, der legt auch an den Menschen den höheren Maßstab, der lehrt auch die Liebe zur Gesamtheit. Das liegt demnach ganz im Wesen Hillels, es ist der Grundzug seiner ganzen Richtung, und keine Erdichtung, daß er so gesprochen. Was nun das Dritte betrifft, daß er der Tradition das Wort redet, so ist das wiederum sein volles Wesen: er ist der Mann der lebendigen Fortentwickelung, er will, daß das Leben in seiner Frische maßgebend und gestaltend einwirke.

Hillel erkennt den Menschen nach seiner Innerlichkeit, aber auch

nach den Ansprüchen des Lebens. Er pflegt gern Rat mit seiner Seele. Er eilt, wie die Erzählung schön lautet, aus dem Lehrhause, um einen lieben Gast zu pflegen. Seine Schüler fragen ihn: Wer ist denn der Gast, lieber Meister, den du Tag für Tag in deinem Hause beherbergst? Der Gast, antwortet er, ist meine eigene Seele, die muß immer zurückgedrängt werden im Verkehre mit der Welt, aber sie verlangt auch ihr Recht. Das ist echte, tiefe Innerlichkeit. Aber dabei war er nicht empfindsam und schwärmerisch, er erfaßte vielmehr frisch das Leben in seiner Schönheit und Bedeutung. Es war ein langer Streit zwischen den Schulen Schammais und Hillels. Die einen sagten, recht in ihrer finsteren Weise, es wäre dem Menschen besser, er wäre nicht geboren, als daß er geboren ist: die anderen sagten: es ist besser dem Menschen, daß er erschaffen ist, er ist zur Tätigkeit da, die Erde ist der Schauplatz seines Wirkens. Sie mußten in gewissem Sinne nachgeben, die anderen waren die Mächtigeren, aber die Nachgiebigkeit bestand darin, daß sie sagten: Nun, geschaffen sind wir einmal, darum seien wir tätig und prüfen sorgsam unser Tun. Frisch das Leben erfassen, war der Wahlspruch Hillels. Schammai, wenn er ein Gutes fand in der Mitte der Woche, sprach: Das sei für den Sabbat; Hillel sagte: Gepriesen sei Gott Tag für Tag, heute ist ein Tag, an dem ich durch Gottes Güte mich erfreuen will, der andere wird es auch bringen. Er erkannte die Berechtigung und die Aufgabe einer jeden Zeit an, und die Verschiedenheit der Zeiten ward auch Maßstab für sein Wirken. Zur Zeit, sagte er, wenn man einsammelt, wenn man alles gern mit religiösen Einrichtungen umkleidet sieht, dann magst du ausstreuen, laß die Formen dann recht üppig wachsen; zur Zeit aber, wenn ausgestreut wird, wenn man diese Einrichtungen und Formen wegwirft, da ziehe du ein, da sei bereit und willig zur Nachgiebigkeit, laß ab davon, gewaltsam aufrecht zu erhalten oder gar zu erweitern.

Das war der Grundgedanke, von dem Hillel ausging, und all sein Wirken wie seine Aussprüche zeugen dafür; Hillel stellt uns das Bild dar eines — das Wort wird ihn nicht entweihen, es wird ihn adeln — eines echten Reformators. Es traten ihm die Schwierigkeiten entgegen, die einer Verjüngung und Belebung in jeder Zeit entgegentreten, es mögen die einen gesagt haben: Warum willst du

denn ändern? halte dich doch an das, was einmal geltend ist, wie willst du dir denn das Recht der Erneuung anmaßen? „Wenn ich nicht mir, antwortete er, wer denn mir?" Wenn bloß das, was die frühere Zeit erzeugt hat, Geltung haben soll, was außerhalb meiner bereits besteht, ohne daß ich es selbst mir schaffe, wer außer mir kann denn für mich schaffen? Nun, mögen andere gesprochen haben, halte es für dich, magst du es in dir erkennen, denke danach, handle danach; aber wozu denn auftreten, wozu für die Gesamtheit umgestalten wollen? Als wäre die Idee für den einzelnen Menschen allein bestimmt, als könnte man sie in den Kasten legen, um sie zur gelegenen Zeit anzuschauen, als wäre sie nicht eine Lebensmacht, die den Menschen beherrscht und drängt, wie der Prophet es ausspricht: Es ist ein Feuer in meinen Gebeinen, ich kann es nicht ertragen, es muß ausströmen. „Wenn ich für mich allein, sagt Hillel, was bin ich dann?" Will ich denn für mich etwas haben? oder ist es die Gesamtheit, die erfrischt werden will? Laß es, lieber Freund, so mögen ihn andere gewarnt haben, du bist zu rasch. „Wenn nicht jetzt, wann dann?" erwiderte er. Jede Zeit schafft und muß schaffen, und wenn man in ihr bloß träge dahinschleichen will, so wird damit auch die Zukunft im Keime erstickt. Das war Hillel, und daß er in solcher Weise gewirkt hat, daß er der Mann war, der es wagte, gegen die Erschwerungen mit aller Entschiedenheit aufzutreten, daß er den Namen keineswegs scheute, er sei ein Erleichternder, das wird allen, die einen Blick in die Geschichte des Judentums geworfen haben, klar sein; mit den Einzelheiten werde ich Sie keineswegs behelligen, aber wie er die Zeit begriff, davon nur einzelne Beispiele.

Es ist biblische Vorschrift, daß ein Haus in einer mit einer Mauer umgebenen Stadt, wenn es verkauft wird, wieder vom früheren Eigentümer eingelöst werden kann bis zum Ende des Jahres, hat er es bis dahin nicht ausgelöst, so bleibt es Eigentum des Käufers. Gewöhnlich wartete nun der Verkäufer bis zum letzten Tage des Jahres; dann aber, um seinen Besitz nicht für die Dauer einzubüßen, ward auf jede mögliche Weise die Summe herbeigeschafft, der Käufer mußte das Eigentumsrecht dem andern wieder zukommen lassen. Was taten nun die Käufer, um den neu erworbenen Besitz sich für die Dauer zu erhalten? Der neue Besitzer

ging am letzten Tage des Jahres fort, schloß das Haus zu, damit der ursprüngliche Eigentümer nicht die Summe zurückerstatten könne und seines Besitzes nicht mehr Herr werde. Das Gesetz bestand, der Buchstabe galt. Nein, sagte Hillel, der Buchstabe gilt keineswegs, und wenn der Besitzer nicht zu Hause ist, so mag man die Tür einbrechen, oder das Geld hinbringen in den Tempel; der rechtmäßige Besitzer soll keineswegs um sein Eigentum gebracht werden, weil jener List gebraucht. — Ein anderes weit eingreifenderes Beispiel ist folgendes: Mit dem siebenten Jahre war Erlaß der Schulden, eine Vorschrift, so recht aus dem milden Geist des Judentums heraus geboren, aber natürlich auch bloß bestimmt für Zeiten, in denen das Leben des Volkes sich in höchst einfachen Verhältnissen bewegte. Unter ihnen borgt bloß derjenige, der in wirklicher Not ist; ihm die Hand reichen, ist ein Akt reiner Wohltätigkeit, da ist das Gebot des Erlaßjahres ein sehr schönes: die Zeit ist um, die Schuld ist verwischt. Allein in späterer Zeit war Borgen und Leihen keineswegs bloß Werk der Not von der einen, der Hochherzigkeit von der anderen Seite. Man borgte nun für den Verkehr, um Mittel zum Geschäftsbetriebe vorrätig zu haben; man lieh nicht aus Wohltätigkeitssinn, höchstens aus Gefälligkeit, bald auch um einen Teil des Gewinnes zu erlangen. Wenn der Schuldner nun Gelegenheit hatte am siebenten Jahre sich mutwillig seiner Schuld zu entledigen, was mußte die Folge sein? Was die heilige Schrift befürchtete: Es gab keinen mehr, der leihen wollte, da man wußte, daß man zu einer bestimmten Zeit kein Recht mehr hatte die Schuld einzufordern, da das Erlaßjahr dieselbe tilgte. Wie sollte abgeholfen werden? Was kümmert's mich? erwidert die Starrheit; es steht geschrieben, du mußt dem Gesetze dich fügen. Nein, sagte Hillel! Das Verkehrsleben soll stocken, weil der Betrüger sich unter den Mantel des Gesetzes hüllt? Der Arme soll darben, weil dem Wohlhabenden die Furcht vor empfindlichem Verluste die Hand fesselt, und dies alles veranlaßt durch die Religion? Da muß Abhilfe werden. Es mögen von nun an die Verträge vor dem Gericht geschlossen werden mit der Bedingung, daß das Erlaßjahr die Schuld nicht tilge, und diese Bedingung habe Gültigkeit. Aber das ist ja wider die Schrift! Mag sein, aber wenn wir den Buch-

staben wahren, so geht die ganze Sittlichkeit zu Grunde; ob geschrieben steht oder nicht, das Leben gilt. Und man ging darauf ein.

So war der Mann, so ward er ein Restaurator oder ein Reformator des Judentums, und seine Wirksamkeit hat Einfluß bis auf den heutigen Tag. Von der Sonderfrömmigkeit hielt er nichts: „Sondere dich nicht ab von der Gesamtheit", wolle du nicht ganz besonders fromm sein; die anderen als Abtrünnige aufgeben und sich im Glanze der Sonderfrömmigkeit bespiegeln, ist unsittlich. Er hielt nichts von der Zellenreligiosität, er war ein Mann des Lebens und hat das Leben des Judentums auf alle Weise gekräftigt und gehoben. Wie die Zeit sich weiter gestaltet haben würde, wenn die ruhige Entwickelung des Judentums ihren Gang so fortgesetzt hätte, darüber Vermutungen anzustellen, ist etwas Ueberflüssiges. Die ruhige Entwickelung war ihm nicht gegönnt, es traten große Weltereignisse ein, zwei Ereignisse, die freilich zusammengenommen noch nicht den Herz- und Mittelpunkt der Weltgeschichte bilden, die aber jedenfalls große Umwälzungen erzeugten, ich meine: die Entstehung des Christentums und die Auflösung des jüdischen Staates.

9.

Die Parteien. Entstehung des Christentums.

Ist es an sich schon eine schwierige Aufgabe, darzustellen, wie der religiöse Geist in die Menschheit sich eingesenkt und Wurzel geschlagen hat, die geheimen Gänge aufzuzeigen, durch welche seine Entwicklung hindurchzog, die verschiedenen Gestaltungen, in die er sich ausprägte in den Wechselfällen des äußeren geschichtlichen Lebens, und dennoch die Einheit festzuhalten des religiösen Gedankens: so steigert sich die Schwierigkeit dieser Aufgabe gar sehr, wenn man an einen Wendepunkt gelangt in der Geschichte, der von tief eingreifenden Folgen ist, mit dem eine weltgeschichtliche Umgestaltung beginnt. Gerade die verschiedenen treibenden und bewegenden Kräfte, welche zusammenwirkten, um eine gewissermaßen neue Schöpfung in die Welt einzuführen, wirken so innerlich, daß sie sich dem Blicke verbergen und nur in ihren äußeren Erfolgen kundgeben. Aus unscheinbaren Anfängen, zuerst auf kleinen Kreis beschränkt, hat mit einem Male eine neue geistige Macht sich entwickelt, und wir müssen sie in ihre verschiedenen Ausgangspunkte verfolgen, aufmerken, wie die Wege sich verschlingen und Zeitumstände damit sich begegnen, welche dieser Entwicklung günstig sind. Und noch eine neue Schwierigkeit tritt dazu. Es handelt sich hier um geschichtliche Ereignisse, die sich zu innersten Ueberzeugungen gestalten, die von den einen als der Lebensnerv des eigenen Geistes und auch zugleich der ganzen weltgeschichtlichen geistigen Bewegung, als Ziel und Mittelpunkt betrachtet, als das Heiligste verehrt werden, während der Widerspruch, der von anderer Seite bald laut bald durch absichtliches Stillschweigen erhoben wird, nicht minder entschieden ist und gleichfalls in der ganzen Lebensauffassung wurzelt. Nun wird sicher ein jeder, der in dem großartigen Gange der Weltgeschichte überall das Wehen

des göttlichen Geistes verspürt, auch in einem weltgeschichtlichen Ereignisse, das so bedeutsam umgestaltend auf alle Verhältnisse eingewirkt hat, in einem Glauben, der mindestens fünfzehn Jahrhunderte die gebildete Welt beherrschend unter sich beugte, ein göttliches Walten verehren, er wird eine Religion mit Ehrerbietung beurteilen, an der sich Millionen erquickt und erhoben haben und noch erheben. Teilt er nun dennoch die Ueberzeugung nicht, daß in diesem geschichtlichen Ereignisse der geistige Mittelpunkt des ganzen weltgeschichtlichen Lebens zu verehren sei, daß nun eine ganz neue geistige Schöpfung eingetreten, mit ihr früher ungeahnte Gedanken die Welt erleuchteten, sie von nun an Trägerin und Stütze ward eines neuen Weltgebäudes, die kräftige Wurzel eines neuen geistigen Lebens: so drängt sich die Aufforderung an ihn heran, daß er seinen Widerspruch rechtfertige und sich darüber erkläre, wie er denn die Eigenartigkeit der Vorgänge deute. Dann muß es ihm aber auch gestattet sein, daß er, in Bescheidenheit zwar, aber doch mit aller Unbefangenheit seine Auffassung ausspreche, unbekümmert, ob ein Wort ihm entschlüpfe, das nach der einen oder der anderen Seite hin unangenehm klingt. Wer an sich selbst die freie, redlich gewonnene Ueberzeugung achtet und die freie Meinungsäußerung anspricht, gerade in ihr den rechten Mannesmut ehrt, wird hoffentlich auch anderen ein solches Recht nicht versagen, er wird den Ausspruch der freien Ueberzeugung ruhig aufnehmen, wenn sie auch der seinigen noch so sehr widersprechen sollte.

Ein großes weltgeschichtliches Ereignis bricht heran und wir haben uns zuvörderst die Weltlage, zunächst innerhalb des Judentums, nochmals recht lebendig zu vergegenwärtigen. Eine große Bewegung der Geister war in Judäa, zum Teile eine sehr gesunde. Das reformatorische Wirken Hillels befreite die Geister aus der kleinlichen Sucht, sich im Kampfe mit der Priesterkaste selbst priesterlich zu umkleiden; der Pharisäismus war auf eine Entwicklungsstufe eingetreten, auf der er den lebendigen Geist des Judentums in sich wahrhaft wehen ließ, wenn auch, wie bei einer jeden solchen Reformbestrebung, eine gewisse Halbheit noch immer vorherrschte. Noch blieben Priestertum und Tempeldienst in ihrer Bedeutung, wenn dieselbe auch sank, noch hatte die Erhebung des Menschen zu freier

Religiosität nicht den Gipfelpunkt erreicht, auf dem der freie weite Blick ungehemmt nach dem Göttlich-Menschlichen schaut, die innerste Gesinnung herrschend, die äußere Form schafft und umgestaltet. Die Umgestaltung wurde angestrebt, aber im engen Anlehnen an das Bestehende, und in solcher Art gelang sie. Ein fortgesetztes Wirken in diesem Sinne würde sicherlich das Judentum zu immer höheren Entwicklungen hingeführt haben. Der Pharisäismus war ein gesundes Glied an dem Körper des Judentums und zeigte sich als solches auch in der damaligen Zeit. Seine Genossen waren eifrige Vaterlandsfreunde und zugleich mit Ernst hingegeben der Erkenntnis und Uebung der Religion. Aber bei allem Streben, das Volks- und Staatsleben zu erhalten, die vaterländischen Sitten und die vaterländische Unabhängigkeit zu befestigen, waren sie dennoch Männer, die, einem jeden Ueberstürzen abhold, einen jeden unbesonnenen Eifer zu mäßigen bemüht waren. Sie waren nun mit in das Innerste des Staatslebens eingeführt, ihre Häupter hatten allmählich die Bedeutung errungen, neben den Hohenpriestern, den Führern der Sadduzäer, eine gewichtige Stimme im Rate zu haben, über die Verhältnisse des bürgerlichen und staatlichen Lebens ihr entscheidendes Urteil abzugeben. Und nun zeigte es sich, daß sie, ehedem die heftigen Oppositionsmänner, doch mit kluger Einsicht die Mittel wohl erwogen, die ihnen zu Gebote standen, die Kräfte berechneten, die sie zu verwenden hatten. Selbst Josephus, der höfische und parteiische Geschichtsschreiber jener Zeit, muß von dem Manne, der zur Zeit des jüdischen Kampfes von seiten der Pharisäer an der Spitze stand, von Simon ben Gamaliel, einem Enkel oder Urenkel Hillels, der kein persönlicher Freund des Josephus war, ihm vielmehr in seinen Bestrebungen hindernd entgegentrat, weil er ihm wohl verdächtig erschien, Josephus muß dennoch einräumen, daß Simon ben Gamaliel ein Mann ebenso der entschiedensten Tatkraft wie der einsichtsvollsten Klugheit war, ein Mann, der das Volk vor Ausschreitungen zu wahren beflissen war, der jene tollkühnen Unternehmungen, von denen wir noch hören werden, keineswegs billigte. Die Pharisäer lebten sonach, wenn auch von religiösen Hoffnungen für die Zukunft mächtig angetrieben, doch zunächst in der Gegenwart als tätige Genossen derselben.

Aber in einer Zeit, wie es die damalige war, vermochten Männer dieser Art zwar ihr Ansehen zu wahren, doch dem Volke zu genügen nimmermehr. Rom pochte mit eiserner Faust an die Pforten Jerusalems, um dieselbe dann zentnerschwer auf die Nacken zu legen; man hörte längst schon die Donner rollen, bevor das Gewitter in seiner ganzen Fürchterlichkeit losbrach. Es ist ein schöner Spruch, den die alten Lehrer uns überliefern: Vierzig Jahre bevor der Tempel zerstört wurde, öffneten sich die Pforten desselben, und man vermochte sie nicht mehr zu schließen. Mag es sich damit verhalten, wie es wolle, jedenfalls ist der Gedanke darin ausgesprochen, daß schon ein Menschenalter, bevor die Katastrophe eintrat, die Blicke ängstlich darauf hinschauten und die Ueberzeugung sich feststellte: Es bricht ein verzweifelter Kampf los, und der Kampf mußte durchgefochten werden, sollte er auch ein unfruchtbarer sein. In solchen Zeiten erscheint die besonnene Maßhaltung in den Augen des Volkes nicht als Tugend. Es wählt sich ganz andere Männer zu seinen Lieblingen, Männer, die mit brennendem Eifer auftreten, mit einer bis zur Raserei gesteigerten Glaubens- und Vaterlandswut, denen ein jedes Mittel recht ist, wenn es nur zum Ziele zu führen scheint, die auch, ohne zu überlegen, ob die Mittel ausreichen, ob nicht, welches das Resultat auch sein werde, alles an wenden, um nur der Heftigkeit ihrer Empfindungen zu genügen, mag der Untergang auch dadurch beschleunigt werden. Solche Männer erstanden, und die damalige Zeit belegte sie bereits mit dem vollkommen bezeichnenden Namen: Kannaim, Zeloten, Eiferer. An ihrem Glaubenseifer nährten sie einen nicht zu beschwichtigenden Haß gegen die tyrannische Herrschaft, die ausländische Beeinflussung; bei der Unzulänglichkeit der ihnen zu Gebote stehenden Mittel trugen viele von ihnen kein Bedenken, auch diejenigen Mittel als erlaubt anzuwenden, die in ruhigen Zeiten mit sittlicher Entrüstung verworfen werden. Daher hießen sie auch Sikarier; sie trugen den Dolch versteckt unter dem Mantel und stießen heimlich jeden nieder, der das Wort der Mäßigung aussprach, der dadurch verdächtig erschien als den Feinden verkaufter Verräter. Sie standen in so zahlreichen Verbindungen, das Volk war ihnen in so hohem Grade zugetan, daß die gesetzliche Macht nicht wagen durfte Hand an sie

legen. Empörungen entstanden in diesem Sinne. Juda aus Gaulonitis, ein Galiläer, erklärte es als Verbrechen, als Verleugnung der Religion, diesem Reiche zu folgen, in irgend einer Weise sich zu beugen, unter die weltliche Herrschaft, die vom Auslande auferlegt wird. Es gibt nur ein Reich, war sein Wahlspruch, das ist das Himmelreich, das ist die Regierung Gottes. Wenn die vaterländische gottgläubige Macht gebrochen ist, sie vor dem heidnischen Unglauben sich beugen soll, dann ist die Welt aus ihren Fugen, sie muß in Trümmer gehen, unsere Pflicht bleibt es, uns dieser Weltmacht nicht zu fügen. Eine Münze zu berühren, auf der das Bild des römischen Kaisers geprägt war, war in seinen Augen eine Sünde; die Steuer zu entrichten dem fremden Volke, war ein Verbrechen; die Verträge anzufertigen nach der damals üblichen Form: unter dem Konsulate des und jenes oder unter dem Prokurator N. N., erschien ihm als eine Gotteslästerung, als ein Verrat am Vaterlande. Wie, sprach ein galiläischer Ketzer, wie uns die alten Lehrer erzählen, wie könnt Ihr Pharisäer Euch als Fromme betrachten? Ihr schreibt in den Verträgen den Namen des Herrschers neben den des Moses, wenn es am Anfang heißt: In diesem Jahre des Herrschers, und am Schlusse: Nach dem Brauche Mosis und Israels? Wenn der Name des Ungläubigen so in Verträge gesetzt wird, welche religiöse Bedeutung haben, ist das Frömmigkeit? Die Pharisäer wiesen solche Uebertreibung freilich ab, aber im Volke fanden die Aufreizungen tiefen Nachhall, so daß vereinzelte Empörungen daraus entstanden und neue Sektenbildungen sich daran anlehnten. Josephus nennt wirklich die Anhänger dieses Juda aus Gaulonitis als eine vierte Sekte neben den Pharisäern und Sadducäern und einer dritten, die wir gleichfalls noch kurz ins Auge fassen werden, den Essäern. Zu einer solchen Bedeutung hatte sich die Partei der Eiferer erhoben. In ähnlichem Sinne wirkte ein anderer späterer Sektenführer, Theudas; auch er kam aus Galiläa, stiftete Empörungen und fand zahlreiche begeisterte Anhänger. Daß die Anführer ans Kreuz geschlagen wurden, schadete ihrem Ansehen nicht, ihre Gesinnung verbreitete sich nur um so mehr.

Diese damals in Judäa herrschende Stimmung, wild ausbrechend in Taten des Fanatismus, hatte ihre alte geistige Grundlage, die nun um so mehr sich befestigte und kräftigte. Schon zur

Zeit, da der Makkabäerkampf ausgebrochen war, war ein Gedanke allgemein verbreitet, der in der vollen Sicherheit des eigenen Glaubens wurzelte, gepaart mit der verzweifelten Gewißheit, jetzt nicht durchdringen zu können. Dieser Gedanke machte in dem Ausrufe sich geltend: Diese Welt bricht zusammen, die zukünftige Welt muß bald erscheinen. Im Daniel, der uns diese Ereignisse im Gesichte mitteilt, werden die großen Mächte, welche auftreten gegen die Heiligen des Höchsten, in ihrer ganzen Furchtbarkeit gezeichnet, aber er richtet den sinkenden Mut auf mit den Worten: Dann erscheint ein Menschensohn, gehüllt in die Wolken des Himmels, ihm werden alle Reiche sich unterwerfen, ihm alle Völker gehorsam sein und viele von denen, die im Staube schlafen, werden erwachen und auferstehn, die Einen zum ewigen Leben, die Anderen zur ewigen Schmach. Diese Welt ist nun einmal in sich vollkommen zerstört, eine zukünftige, nicht etwa eine jenseitige, sondern eine diesseitige Welt wird erscheinen, an der auch die alten Frommen, nun auferstehend, sich beteiligen; das Gottesreich wird nun eintreten, oder das Himmelreich, wie es gleichfalls Daniel benennt. Die Makkabäer traten nun freilich nicht als solche Menschensöhne, gehüllt in die Wolken des Himmels, auf, sie waren Krieger und endeten als Sieger; auch das Ziel, das im Gesichte gesteckt wurde, war nicht erreicht worden, die Völker gehorchten ihnen nicht, alle Reiche willfahrten ihnen nicht, aber Judäa war selbstständig geworden. Für die Besonnenen und Tatkräftigen war ein Ziel erreicht, und jene Hoffnungen für die Zukunft traten in den Hintergrund. Allein wiederum war eine Zeit eingebrochen, die Zeugin war wilder Plünderungen und Verwüstungen und noch Aergeres befürchten ließ; wieder lastete ein noch mächtigerer Feind mit weit entschiedenerem Drucke auf Israel, wiederum sollte nicht bloß die äußere Macht des Staates gebrochen werden, ja war bereits gebrochen, sondern auch das innere Geistesleben drohte, geknickt zu werden. Der Bilder- und Götzendienst sollte im Judentume wieder heimisch werden, die Kaiser sollten als Götter, als Divi verehrt, ihre Bildsäulen in den Tempel gestellt werden. Selbst die Fahnen mit den Adlern des römischen Reiches geschmückt, auf deren Flug hingeschaut wurde, erschienen den Juden als von götzendienerischer Bedeutung; sollten diese Adler ja selbst an den

Pforten des Tempels prangen, und ihre Herunternahme ward mit dem Tode bestraft! Da bemächtigte sich wieder Verzweiflung der Gemüter, das religiöse Bewußtsein war so mächtig, alle Lebensverhältnisse beherrschend, erstarkt und dennoch sollte es in der Wirklichkeit niedergedrückt werden. Da trat jener alte nur kurz zurückgedrängte Gedanke vollkommen wieder in den Vordergrund: Das Himmelreich wird und muß kommen, diese Welt ist dem Bösen verfallen, sie ist eine Welt des Heidentums, dem Untergange geweiht; mag sie untergehen, die zukünftige Welt folgt alsbald. Das Himmelreich tritt ein, die Frommen erstehen wieder und ihnen gehört dann das Reich. Wollen Sie den Ausspruch hören eines Eiferers, oder vielmehr des Sohnes eines Eiferers aus späterer Zeit, den uns die alten Lehrer überliefert haben? Er sprach es aus: Wer da über sich nimmt das Joch der Lehre, der schüttelt damit ab das Joch des Reiches und das Joch der bürgerlichen Anordnung; wer aber von sich abschüttelt das Joch der Lehre, über den kommt das Joch des Reiches dieser Welt und das Joch aller bürgerlichen Anordnungen. Nur die Lehre, nur die treue Befolgung der religiösen Vorschriften, sie allein soll und wird herrschen, und wenn sie herrscht, dann zerfällt das ganze künstliche Staatsleben; alle jene Veranstaltungen, die das bürgerliche Leben zusammenhalten, ohne daß die Religion sie gebietet, sind überflüssig und schwinden. Schüttelt man jedoch das Joch der Lehre, das leichte süße Joch von sich ab, dann muß man das ganze schwere Joch dieser Welt tragen. Darum weg damit und ernst die Lehre umfaßt! Diese Gedanken erfüllten die Herzen, auf solche Hoffnungen schaute man mit der entschiedensten Zuversicht.

Auch zarter besaitete Gemüter gab es, die nicht in das tatkräftige Wüten und nicht in das emporgehobene Hoffen einstimmten, die ihre fromme Sehnsucht in der Zurückgezogenheit durch einsiedlerische Askese befriedigten: das waren die Essäer, jene dritte Sekte des Josephus. Sie griffen nicht einflußreich ein in die Gestaltung der Verhältnisse, fanden aber doch Anklang und Anhang, man legte ihnen Wunderkraft bei und verehrte die stillen Männer mit ihren frommen Uebungen. Die Essäer unterscheiden sich im allgemeinen nicht sehr von den Pharisäern. Auch sie gehörten dem Bürgerstande an, auch sie waren keineswegs befreundet mit den Vornehmen und den

Priestern — sie sollen sogar das tierische Opfer ganz verworfen haben, — aber mehr als die Pharisäer, ja fast im Gegensatze zu ihnen, mieden sie die Berührung mit der Außenwelt so viel wie möglich, in das innerste Heiligtum ihres Gemütes zurückgezogen, in mystischen Betrachtungen die Befriedigung der geistigen Anforderung findend. Die Welt mit ihren Angelegenheiten war ihnen gleichgiltig, sie sollen — wir haben über sie bloß den Bericht des einen unzuverlässigen Josephus — sogar der Ehelosigkeit, der Gütergemeinschaft u. dgl. gehuldigt haben. Daher galten sie als Wundertäter und Propheten, gewannen bedeutenden Ruf und Anhang, ohne in die Entwickelung der Zustände einzugreifen. So war die Stimmung in Judäa.

Was im innersten Mittelpunkt des Reiches seinen Ausdruck fand, seine Ausprägung erfuhr, das fand in den äußersten Grenzen des Reiches nicht bloß seinen Nachhall, sondern auch seine eigentümliche Gestaltung, und diese äußerste Grenze des Reiches war Galiläa. Galiläa war von Judäa durch Samaria geschieden, von seiner ursprünglichen Entwickelung an von einem Mischvolke bewohnt, so daß es eben „das Gebiet der Völker" hieß, umgeben von Syrern und Phöniziern, auch vielfach eine solche fremde Bevölkerung in sich einschließend. Sie haben vielleicht in einem neueren Werke eine sehr anmutige Schilderung über Galiläa gelesen. Sie geht dahin, Galiläa sei ein höchst fruchtbares, malerisches Land, in dem köstliche Ebenen abwechseln mit belaubten Höhen, in dem der Boden alles darbietet, was nur die Wünsche des Menschen anregen kann; seine Bewohner, naive Naturkinder, harmlose Ignoranten und holde Ignorantinnen, die einem begeisterten jungen Manne in unschuldiger Liebe folgen, man weiß nicht, ob diese Liebe mehr der Person oder der Sache gilt, welche er vertritt. Ich bedauere, daß ich diese zauberhafte Idylle zerstören muß. Galiläa war allerdings ein fruchtbares Land, es war durchschnitten von Strömen und Bergen und bot in reichem Ueberflusse für alle Bedürfnisse dar; seine Bewohner waren allerdings unwissend, die Sprache war eine verdorbene und zersetzte, das eigentlich Charakteristische verwischend und Fremdes in sich aufnehmend, daher auch der Charakter der Bewohner nicht ein so durchgebildeter wie in Judäa. Aber diese Unwissenheit war keineswegs ein idyllisches Stillleben, sie paarte sich vielmehr mit einer gewissen Rohheit. Die

Empörer, die ich früher genannt, diejenigen, welche mit Feuer und Schwert, mit Dolch und anderen heimlichen Mitteln die Gegner zu beseitigen suchten, sie waren eben meist Galiläer. Der junge Herodes — also bereits in einem Zeitabschnitte, der dem gegenwärtig von uns behandelten vorangeht — Herodes hat seine ersten Proben in Galiläa abgelegt. Er hatte über die dortigen Räuber ein erbarmungsloses Gericht gehalten, allein von der Notwendigkeit dazu gedrängt. Er wurde zwar deshalb angeklagt, seine Macht — obgleich er damals nichts weiter war als ein Statthalter Galiläas unter seinem Vater Antipater, dem Vertreter des Hyrkan — seine Macht war schon zu sehr herangewachsen, als daß das Synedrialgericht einen Urteilsspruch über ihn zu fällen wagte, und sicher ist, daß die Veranlassung zu einem außerordentlichen Verfahren vorlag. In Galiläa war eben der Geist verbreitet, wie er gewöhnlich in jenem Teile des Volkes der herrschende ist, welcher die allgemeinen Einflüsse bloß aufnimmt, ohne von den innersten bewegenden Ueberzeugungen vollkommen klar sich Rechenschaft geben zu können. Die Galiläer waren, wenn ich so sagen darf, die Marseiller des jüdischen Kampfes, der damals hoch gehenden Bewegung. In Galiläa war es, wo die äußersten Versuche auch den vollsten Beifall fanden. War man dort zum Aufruhr geneigt, so war auch der Glaube, daß diese Welt zusammenbricht und eine neue Welt, die zukünftige, alsbald erscheint, ein Gedanke, wie er schwärmerische Gemüter, Menschen, die weniger denken, als glühend empfinden, so sehr anspricht, dort gleichfalls herrschend und er entflammte sie leidenschaftlich. Dort mag wohl auch Johannes aufgetreten sein mit den Worten: Tuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe. Das Himmelreich ist eben die zukünftige Welt, die diesseitige Herrschaft der Religiosität, das Zerbrechen aller weltlichen Bande, der unberechtigten Herrschaft des Heidentums, dem nun einmal diese Welt verfallen ist.

So waren die Gemüter aufgeregt, vorbereitet für die wunderbarsten Erscheinungen.

Da trat wiederum ein Mann auf in Galiläa, der noch zuversichtlicher der Bewegung der Zeit den Ausdruck verlieh. Während Andere vor ihm bloß aufforderten, sich für das Himmelreich vorzubereiten, verheißend, daß es kommen werde, es werde ein Menschen-

sohn, gehüllt in die Wolken des Himmels, erscheinen, es werde eine vollständige Umgestaltung sich entwickeln, während andere bloß als Propheten und Verkünder dieses Glaubens auftraten, mit dieser Hoffnung ihre Phantasie erfüllten, ohne ihr wirkliche Gestalt geben zu können, hatte er den Mut und die Zuversicht, es auszusprechen: Die Zeit ist erfüllt, das Himmelreich ist gekommen, und der Menschensohn, gehüllt in die Wolken des Himmels, — er sprach es zuerst nicht bestimmt aus, aber er trug diesen Glauben in sich, er ließ ihn überall durchschimmern, — dieser Menschensohn bin ich selbst. Einen Kampf zu führen gegen das Reich dieser Welt war nicht seine Aufgabe; der Ausspruch, den ein späterer Berichterstatter ihm beilegt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, mag vollkommen seinem Glauben entsprochen haben. Er bedeutet: Mein Reich beginnt nicht in der gegenwärtigen heidnischen Welt; allein diese Welt wird bald in Trümmer geborsten sein, die zukünftige Welt dann leiblich, faßlich erscheinen, und da wird auch mein Reich beginnen. Davon war er vollkommen überzeugt, und zu allen Zeiten tiefen Druckes begegnen wir noch später Männern, die mit der gleichen Selbstsicherheit als Messiasse auftraten. Soll es uns etwa wundern, daß in dieser Spannung der Gemüter kühne und glühende Begeisterung für das volle Judentum und dessen Herrschaft einen hochstrebenden Menschen vollkommen überwältigen konnte, daß ihn der Glaube an sich selbst erfüllte, ihm den Mut verlieh, solche Hoffnungen mit vollster Sicherheit auszusprechen? Das war es, was den ersten Stifter des Christentums beseelte. Er war ein Jude, ein pharisäischer Jude mit galiläischer Färbung, ein Mann, der die Hoffnungen der Zeit teilte und diese Hoffnungen in sich erfüllt glaubte. Einen neuen Gedanken sprach er keineswegs aus, auch brach er nicht etwa die Schranken der Nationalität. Als ein fremdes Weib zu ihm kam und von ihm geheilt werden wollte, sprach er: Es ist nicht fein, den Kindlein des Hauses das Brot wegzunehmen und es vor die Hunde zu werfen. Er hob nicht im Entferntesten irgend etwas vom Judentum auf, er war ein Pharisäer, der auch in den Wegen Hillels ging, nicht auf jedes einzelne Aeußerliche den entschiedensten Wert legte, aber andererseits sprach er es auch aus, daß nicht ein Titelchen vom Gesetze weggenommen werden

soll, die Pharisäer sitzen auf dem Stuhle Mosis, und was sie sprechen, das sollt ihr befolgen. Er wurde allerdings, wenn wir treu berichtet sind, als man ihm entgegentrat, auch zu geringschätzigen Aeußerungen über das eine und andere veranlaßt, aber in seinen ursprünglichen Ueberzeugungen wankte er niemals. Die Entgegnungen, die wir aus dem treuesten Berichterstatter erfahren, — einen vollkommen treuen wird man kaum erwarten dürfen, der treueste aber ist derjenige, der unter dem Namen des Markus uns überliefert ist, — die Einwürfe, die Versuchungen, die ihm entgegengestellt wurden, sie saßen alle auf dem Boden, den er einnahm. Die Sadducäer traten ihm entgegen wegen der Auferstehung, die er ja mit der Behauptung von dem Eintritte der zukünftigen Welt, des Himmelreiches, so entschieden betonte. Mit der spöttischen Frage: „Nach dem Gesetze soll der Schwager das Weib, das der verstorbene Bruder ohne Kinder hinterläßt, heiraten; wie nun, wenn ein solches vielfach geschehen von verschiedenen Brüdern und nun die Auferstehung eintritt, und es sind sieben Männer und nur eine Frau, wessen ist nun diese?" mit dieser spöttischen Frage, die für seine Behauptung baldigster Herankunft der zukünftigen Welt, der Auferstehung, fein berechnet war, traten sie ihm entgegen. Er erwiderte: Allerdings, die zukünftige Welt tritt ein, aber da wird nicht mehr gefreit. Als ein Pharisäer das hörte, fand er, daß diese Antwort eine gute sei, und er fragte: Meister, was ist das vornehmste Gebot? Und jener erwiderte: Das eine ist: Höre, Israel, Gott ist unser Herr, Gott ist einzig (diesen Anfang der Antwort finden wir nur bei Markus, die anderen haben — ein bedeutsamer Fingerzeig! — ihn zurückgelassen) und: Du sollst lieben Gott deinen Herrn mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit aller Kraft. Ein zweites Gebot, das ist eben so wichtig: du sollst lieben deinen Nächsten, wie dich selbst. Ein neues ist darin nicht ausgesprochen. Und der Pharisäer erwiderte: du hast gut gesprochen; Gott als einzig zu erkennen, das ist das Höchste, ihm mit aller Innigkeit angehören und den Nächsten wahrhaft lieben, das ist besser als Brandopfer und alle sonstigen Opfer. Der Pharisäer hatte durchaus keine Einwendungen zu machen; was er gehört hatte, war übereinstimmend mit seinen Ueberzeugungen. Die Antwort des Pharisäers

berichtet wieder nur Markus in solcher Form; die anderen, die späteren Berichterstatter, gestalten sie nach ihren Zwecken um.

Wenn dem Stifter als spezifische Lehre in den Mund gelegt wird, Gott sei ein Gott der Liebe und nicht des Zornes und der Rache, so ist dies wiederum eine spätere Zutat, die wir nicht in dem treuesten Berichterstatter finden. Was war dem Worte Hillels „Der Gnadenreiche neigt die Schale zur Gnade" noch hinzuzutun? Sind die Aeußerungen, die in den rein sittlichen Verhältnissen der Menschen gegen einander wurzeln, wirklich treu berichtet, so finden wir in ihnen entweder nichts Neues, oder das Neue tritt in einer gewissen krankhaften Form auf, wie sie in einer krankhaften Zeit sich gestaltet. Du sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst, das war ein Wort, bei dem der Pharisäer ausrief: du hast gut gesprochen, Meister. Doch es wird auch die Armut gepriesen und die Verachtung der Welt gelehrt, die Verachtung alles dessen, was das diesseitige Leben erzeugt, ein fröhliches Eingreifen in die Welt wird geschmäht; das lehrt allerdings der Pharisäismus nicht, er stellt vielmehr die Lehre auf: Diese Welt ist ein Vorhof für die zukünftige, bereite dich im Vorhofe wohl vor, daß du im Gastzimmer wohlausgerüstet erscheinen magst. Süßer ist eine Stunde in der zukünftigen Welt als alle Genüsse in dieser, aber auch werter eine Stunde in dieser Welt mit der Lehre und guten Werken als alles Behagen in der zukünftigen. Wenn nun aber wirklich dieses frische und fröhliche Ergreifen der Welt in Redlichkeit und Ehren verschmäht, mit Verachtung auf alles geblickt wird, was die Erde darbietet, so würde dies eine krankhafte Richtung sein, wenn es nicht seine Erklärung fände in dem Glauben: die zukünftige Welt, ganz anders gestaltet, sei bereits im Anzuge. Wenn gar angebliche Sittlichkeit das Rechtsgefühl vollkommen unterdrücken will, wenn die Vorschrift gelten soll: Wenn dir einer einen Streich auf die Wange gibt, reiche ihm auch die andere hin, du sollst nicht bloß dulden, sondern dich selbst alles Ehrgefühls entkleiden, und ferner: Wenn dir einer den Rock nimmt, gib ihm auch das Unterkleid dazu: wenn dies die neue Lehre ist, die Jesus verkündet hat, — Jesus, so hieß der Stifter, die griechische Aussprache des Namens Josua, wie auch Josua, Sohn Nuns, von den griechischen Uebersetzern Jesus genannt

wird, und ebenso Jesus Sirach, — wenn dies die neue von ihm verkündete Lehre ist, dann ist sie entweder die Frucht einer in sich gebrochenen Zeit, die auch alle Ordnungen verkehrt, alle Rechtsbegriffe zerstört, oder auch sie stammt aus der Versetzung einer zukünftigen ganz anders gearteten Welt in das Diesseits.

So trat die erste Anregung auf, in welcher zwar nicht eine neue Religion sich zeigt, in welcher jedoch der Antrieb zu derselben lag. Es war der Glaube an die erfüllten messianischen Hoffnungen im pharisäischen Judentume, wie er in der damaligen Zeit lag. Was sonst noch über den Stifter des Christentums berichtet wird, gehört in diejenige Reihe von Sagenbildung, die wir bereits früher uns klar zu machen versuchten. Wenn die Sage eine Persönlichkeit nicht schärfer zeichnet, nicht aus dem innersten Wesen des Menschen schöpft und ihn dadurch enthüllt, indem sie ihn verherrlicht, wenn sie ihn im Gegenteile so ausschmückt, daß er ganz und gar unkenntlich wird, emporgehoben über alle scharf ausgeprägte Individualität, ihn zu einer Abstraktion verflüchtigt: dann ist sie ein Gebilde der Phantasie, das fortwuchernd aus den dunkeln Trieben der Zeit schafft und in immer dichteres Dunkel hüllt.

Daß dieser erste Stifter des Christentums gläubige Anhänger gefunden, lag ganz in der Zeit. Zunächst waren es auch nicht die Gebildeten und Einsichtsvollen des Volkes, die ihm anhingen. Ein kleiner Kreis, namentlich in Galiläa, der sehr tief stand und von dem Kern der Bevölkerung ziemlich verachtet war, zum großen Teile Personen, welche als Gehilfen der Regierung, als Zöllner, die die Steuern eintrieben für das verhaßte Weltreich, sie, auf denen die ganze Wucht der Verachtung lag, die man von allen Seiten mied, sie, die Niedrigen und Geringen, sie schlossen sich willig dem neu Auftretenden an. „Ich bin nicht gekommen, die Gesunden zu heilen, ich bin zu den Kranken gesendet," sprach er selbst. Und diese Kranken schlossen allerdings einen Kreis um ihn. Freilich beschränkte er sich bald nicht mehr auf diese aus der Gesellschaft Gebannten, sein Ruf drang weithin, und er wagte es sogar nach dem Mittelpunkte des Reiches sich hinzuwenden. Alsbald aber erhob sich auch die Anklage wider ihn. Er fand zwar hier und da Anklang: Hosianna, rief man ihm zu, Sohn Davids! Denn ein solcher mußte er sein, wenn

er als Messias gelten wollte; dennoch wurde er vor das Gericht geführt, und wir erfahren nichts davon, daß eine große Anzahl von Genossen um ihn gewesen wäre, so daß man gefürchtet hätte das Urteil wider ihn auszusprechen. Das Urteil mußte vollzogen werden durch den Landpfleger. Pontius Pilatus fragte ihn: Bist Du ein König der Juden? Und er sprach: Du sagst es. Er stellte es nicht in Abrede. Einem späteren Berichte zufolge fügte er hinzu: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, freilich, aber von der zukünftigen, die bald erscheinen und eintreten wird. „Denn es sind Viele hier von diesem Geschlechte, die den Tod nicht schmecken werden, bevor das Himmelreich ist gekommen," „es sind Viele hier, die es mit anschauen werden, wie das Ende der Dinge erfüllt ist." Dem Pilatus war das Ganze ein seltsames, ihm unverständliches Unternehmen, nicht wichtig genug, als daß er mit Strenge hätte einschreiten sollen; das Volk aber, dem er es freistellte, ob es ihn losbitten wolle, nach altem Brauche, daß es vor einem Festtage für einen Verbrecher Gnade erwirken konnte, lehnte alle Beteiligung mit ihm ab, es ging auf den Vorschlag seiner Befreiung nicht ein. So ward das Urteil gefällt, wie es, zumal in der bewegten Zeit, welche durch vorgespiegelte lügnerische Hoffnungen — und als solche erschienen sie den nicht an ihn Glaubenden, — ja wohl gar durch den drohenden Empörungsversuch noch elender werden mußte, nicht anders ausfallen konnte. Er griff in die damaligen religiösen Anschauungen ein, erhob sich zu einer Höhe, die ihm nicht zuerkannt wurde, stellte die Hoffnung der Zukunft als gegenwärtig und in sich verkörpert dar, er stellte eine vollständige Aenderung der bürgerlichen Verhältnisse in Aussicht, ignorierte das ganze gegenwärtige Bürgertum, wenn er auch nicht in Empörungen auftrat. Das Urteil konnte unter solchen Umständen nicht anders erfolgen, er wurde ans Kreuz geschlagen, wie früher Juda aus Gaulonitis und dessen Genossen. Die Anhänger Jesu waren dadurch wohl anfangs betäubt, aber in ihrem Glauben nicht erschüttert. Natürlich, diese Welt geht ihren Gang, auch er stirbt, diese Welt muß ihn hassen, sie hat noch eine kurze Gewalt; aber das Himmelreich erscheint, dann ersteht er wieder, an ihm vollzieht sich zuerst die Auferstehung, die dann allgemein erfolgt. Diese Ueberzeugung war ja schon während seines Lebens herrschend, sie konnte durch seinen Tod nicht erschüttert werden,

sie mußte im Gegenteile noch lebendiger in den Vordergrund treten. Er muß auferstehen, er ersteht sicherlich auf, und bald schritt man zu dem Ausspruche: Er ist auferstanden, er ist in den Himmel gefahren und wird, gehüllt in die Wolken des Himmels, wieder erscheinen, bei der allgemeinen Auferstehung, bei dem Eintritt des Himmelreiches. Dieser Entwickelungsgang ist ein ganz natürlicher, durchaus nichts ist an ihm auffallend, und die Jünger sehen ihn, harren auf eine glorreiche Wiederkunft Tag für Tag. Dies die erste Anlage zur Entstehung des Christentums, der Keim, aus dem der mächtige Baum hervorwächst, dem noch andere Faktoren hinzutreten um die anfänglich schwache Sekte allmählig zur herrschenden Macht umzugestalten.

10.

Die Entwickelung des Christentums.

Neben den bestehenden verschiedenen Richtungen innerhalb des Judentums, neben dem Sadducäismus, dem Pharisäismus mit der tiefgehenden Bewegung in demselben, dem Essäismus, den Kannaim, Zeloten oder Eiferern, den Anhängern des Juda aus Gaulonitis und so manchen anderen kleinen Schattierungen, die sich innerhalb dieses kleinen Staatsgebietes vorfanden, — ein Zeichen tiefster Aufregung aller Kräfte, eines ebenso heftigen bürgerlichen wie geistigen Kampfes, — neben diesen verschiedenen Richtungen entstand nun und zwar zunächst auf dem Boden des pharisäischen Judentums eine neue Richtung, die des erfüllten Messianismus. Die Uebersetzung dieses Wortes ist eben Christentum; Maschiach, der Gesalbte nannte man den König, der erwartet wurde, um die zukünftige Welt zu inaugurieren, mit Zerstörung der ganzen diesseitigen alten Welt die Zustände herbeizuführen, in denen Gott allein König sein, durch diesen Gesalbten verkündet und eingeführt, das Reich des Himmels oder das Gottesreich zur Herrschaft gelangen wird. So trat der Glaube an das verwirklichte Messiastum oder Christentum mit dem Anspruche auf, daß die neue Welt nun wirklich beginne oder bereits begonnen habe, daß der Messias bereits erschienen sei, daß er zwar innerhalb dieser, der alten Welt gestorben, habe sterben müssen, aber auch auferstehen werde, auferstanden sei und bald wieder erscheinen werde in den Wolken des Himmels, um die neue Welt vollständig einzurichten, um die gesamte Menschheit unter das Gottesreich zu beugen und außerhalb der gegenwärtigen zerklüfteten und in sich zerfressenen bürgerlichen Gesetze eine neue Menschheit hervorzurufen. Das war die neue Richtung, die, innerhalb des Judentums und zwar vollständig auf jüdisch-pharisäischem Standpunkte stehend, nun hervortrat.

Das Neue an ihr war eben, daß das, was von allen Seiten, wenigstens von dem größeren Teile der Gesamtheit innerhalb des Judentums als ein Zukünftiges, als ein weit in die Zeit hin entlegnes, daher auch nur in unbestimmten Umrissen betrachtet wurde, nun als bereits vollkommen in Erfüllung gegangen, als baldigst in seiner vollen Herrlichkeit hervortretend, geglaubt wurde. Das war die erste Stufe des Christentums. Einer besonderen Verbreitung konnte sich diese Richtung im Judentume und namentlich in Palästina nicht erfreuen. Die alte Zeit war allerdings für die Juden eine trübe und harte; daß die alte Welt untergehen müsse, war ein Glaube, in dem sie Trost und Kraft fanden; aber daß sie wirklich bereits untergegangen sei, daß eine neue Welt bereits angebrochen, der Schritt aus der Phantasie in die Wirklichkeit war ein großer, und die Tatsachen stritten dagegen gar zu gewichtig und einschneidend. Nein, erschienen ist die zukünftige Welt noch nicht, wenn wir sie auch sehnlichst und sicher erhoffen, war der allgemeine Ausspruch. Man hatte viel zu schwere Sorgen, als daß man phantasiereich sich einbilden konnte, die Zukunft sei eine wirkliche und gegenwärtige; jeder Tag brachte seine neue Plage, so oft die Sonne aufging, beschien sie einen neuen Kampf und neue Widerwärtigkeiten, es galt alle Kraft anzuwenden, nicht um sich Spekulationen hinzugeben und einen Glauben zu befestigen, der Ideale der Zukunft zu gegenwärtiger Realität stempelte, sondern die wirkliche Gegenwart drängte mit ihrem Drucke und ihren Lasten. So verbreitete sich innerhalb des palästinensischen Gebietes der Glaube der erfüllten Messiashoffnung sehr wenig. Der Geschichtsschreiber jener Zeit, Josephus Flavius, während er alle früher genannten Richtungen ausführlich bespricht, namentlich auch diejenigen, welche vor kurzem entstanden waren, die des Juda aus Gaulonitis, dann des Theudas, der Eiferer, von Personen und Bestrebungen genau Rechenschaft gibt, geht über den Stifter der neuen Richtung, wie über diese selbst, mit völligem Stillschweigen hinweg. Die wenigen Zeilen, welche sich in der gegenwärtigen Gestalt seines Buches als Erwähnung des Stifters vorfinden, kennzeichnen sich zu deutlich als späteres absichtliches Einschiebsel; die kurzen Worte stehen in dem vollständigsten Widerspruche mit dem Charakter des ganzen Buches, stehen da ohne allen Zusammenhang, ein aufgeflickter Lappen, nicht das Werk eines planvoll seine Aufgabe bearbeitenden Schriftstellers.

Innerhalb Palästinas hatte diese Richtung auf keine besondere Verbreitung zu rechnen, die unteren Klassen des Volkes, die wundersüchtig sind und wundergläubig, die, zurückgestoßen von den Höherstehenden, sich gerne an Neues anklammern, sie hatten sich zunächst mit der neuen Richtung befreundet und sich ihr angeschlossen. Diese wundersüchtige Volksklasse schafft sich ihre erfüllten Wunder mit der größten Leichtigkeit, in üppigster Fülle. Die neue Richtung wurde daher von dem Aberglauben der damaligen unteren Klassen fast ganz überwuchert. Der Glaube an Dämonen, die in Unzahl überall verbreitet sind, als böse Geister die Luft verpesten, in die Menschen hineinfahren und sie berücken, aus denselben aber auch durch Beschwörungen wieder gelockt werden können, — dieser krasse Dämonglaube tritt in alten jüdischen Schriften allerdings hier und da auf, aber er bildet keineswegs den Kern und Mittelpunkt. Gerade solche Begebenheiten nehmen einen gar großen Teil ein von den Berichten aus der Zeit des entstehenden Christentums; die Erzählungen von dem Werk des Teufels, wie er die Menschheit besitze, seine Scharen als Dämonen einfahren und die Besessenen wieder geheilt werden, überfluten fast den ganzen übrigen Inhalt. So in Palästina.

In anderer Weise gestaltete es sich unter den außerhalb Palästinas wohnenden Juden. Die Juden bildeten schon seit alter Zeit zahlreiche Gemeinden unter den Griechen und breiteten sich immer mehr dort aus, je trüber die Verhältnisse im eigenen Lande wurden. Dort war allerdings tiefes Mitgefühl für die Leiden der Brüder in der Heimat vorhanden: ein jedes Leid, welches das Vaterland, die Urstätte, betraf, fand im Herzen dieser griechischen Juden den tiefsten Widerklang, sie schauten mit Ehrfurcht hin nach der geheiligten Stätte, die ihnen immer der Mutterboden blieb. Aber die Kämpfe selbst hatten sie nicht mitzumachen. Während in Judäa die Waffen klirrten, Tag für Tag die Kräfte wachgerufen werden mußten, um für die Bedürfnisse des Tages zu sorgen, die Beschwerlichkeiten und Mühen zu ertragen, die Gehässigkeiten abzuwehren, während so in Judäa Kraft und Sinn ganz auf die Gegenwart hingelenkt wurde, waren die griechischen Juden immer doch bloß müßige Zuschauer, sie schauten hin mit tiefer Betrübnis, vielleicht auch verspottet von den Griechen, wie ihr heiliges Land nun zu Grunde gehe, wie sie ihren geistigen Mittelpunkt bald

einbüßen werden. In solchen Stimmungen lebten die griechischen Juden. War nun auch in ihnen der hoffnungs- und trostreiche Blick der neuen Zeit zugewendet, in der sie von diesen Leiden, die bei ihnen mehr geistige waren, befreit werden sollten: so waren sie auch dem Glauben weit näher, daß diese Hoffnung bald erfüllt werde, erfüllt sei. Sie wurden nicht niedergedrückt von der ganzen Last des Augenblickes, sie atmeten freier, gaben daher der Hoffnung weit mehr Raum. Auch fand in der Ferne die Verkündigung begeisterter Anhänger weit leichter Glauben, als bei denen, die alles in der Nähe mit angeschaut hatten. Innerhalb der jüdischen griechischen Kolonien gewann daher das als eingetreten verkündete messianische Judentum bereits in der ersten Zeit eine weit größere Zahl von Anhängern. Dort aber traf dieser Glaube auf ein ganz neues geistiges Element. In den griechischen Juden war ein griechisch-philosophischer Zug, den sie mit ihrem alten Glauben verwebt hatten. Die dortigen philosophischen Bestrebungen liefen besonders darauf hinaus, ein göttliches Abbild anzuerkennen, einen Logos, den göttlichen Gedanken, der als ein Ausfluß Gottes, auch zugleich weltschöpferisch mit der Welt in Verbindung getreten ist, weiter mit ihr in Berührung bleibt; von dem geistigen Gedanken des Judentums durchdrungen, hatte man Gott außer aller Berührung mit der Welt zu setzen gesucht, ihn so erhaben über das Endliche und Zeitliche gestellt, daß eine gewisse Vermittlung notwendig war, um Schöpfung und Erhaltung der Welt von Gott ableiten zu können. Der Logos, der Gedanke, das Abbild, die Idee, die sich aus Gott erzeugt, war der Demiurg, der Weltschöpfer. Ob er als persönliches Wesen, ob er als bloße Idee zu betrachten sei, blieb unentschieden; man war durch Plato daran gewöhnt, die Idee in der Schwebe zu erhalten zwischen einem wirklich Vorhandenen oder bloß geistig Gedachten. Der Logos nun, der Gedanke, der Begriff oder das Wort, wie es auch im Griechischen heißt, war gewissermaßen die Vermittelung zwischen Gott und der Welt, der Logos, wie er in poetisch-kühner Ausdrucksweise von Philo und gewiß nicht von ihm allein genannt ward: der einziggeborene (μονογενής) Sohn Gottes. Eine kühne dichterische Bezeichnung, die aber nach diesem Systeme ihre volle Berechtigung hat. Der Gedanke aus Gott erzeugt, aber immer weiter innerhalb

Gottes verharrend, konnte mit Recht der ein- und einziggeborene Sohn Gottes genannt werden. Diese Auffassung war weit verbreitet, ganz gewöhnlich geworden, und sich anlehnend an Ausdrücke der h. S. vom Worte, der Herrlichkeit Gottes und ähnlichen Begriffsbildungen, beschränkte sie sich nicht auf die griechischen Juden, sondern drang auch weiterhin in das Judentum Palästinas. Dort hieß der Logos: Memra, auch das Wort, der Ausfluß von Gott ausgehend, um die Menschheit zu führen, um dasjenige zu vermitteln, was auf die Sinnenwelt geübt wird, und mit der Memra wird in den chaldäischen Uebersetzungen Gott umschrieben, wenn sinnliche Berührungen vermieden werden sollen.

Nun trat eine neue Welt ein, die zukünftige Welt verwirklicht sich. Die Welt ist zunächst entstanden durch den Logos, durch diese Vermittelung. Wenn nun die alte von dem Logos geschaffene vergeht, die neue Welt entsteht, die zukünftige Welt sich verwirklicht, kann sie ein anderer haben erstehen lassen als wiederum der Logos? Sicherlich, der Messias ist eben der Logos, das Wort, der eingeborene Sohn Gottes! Die christliche Idee wird hiermit auf einen anderen Boden hin verpflanzt, die Anschauungen gestalten sich um, der Menschensohn wird zum Gottessohne, zunächst wohl freilich als Idee, als der philosophische Gedanke, aber im Glauben der Menge dann bald als der wirkliche Gottessohn. Der Gottessohn erschafft eine neue Welt; die alte ist zerstört, durch seine Erscheinung wird eine neue eingeleitet. Seine Erscheinung — sollte er denn wirklich als ein gewöhnlicher Mensch geboren sein können? Der palästinische Messias ist ein Nachkomme Davids, wird geboren wie ein jeder andere Mensch, tritt in die Welt ein, zwar mit einem hohen Auftrage von Gott, ohne jedoch mehr als Mensch zu sein. Der Logos aber, der eingeborene Sohn Gottes, sollte er in die Welt treten als Kind menschlicher Eltern, der Logos ein Kind, der Logos menschlich geboren? Sind das nicht widersprechende Begriffe? Wenn bei ihm von Zeugung und Geburt die Rede ist, so kann das nicht auf natürliche Vorgänge bezogen werden. Er ist der Sohn Gottes, er geht freilich in das Fleisch ein, aber auf eine wunderbare Weise: Eine Mutter gebiert ihn, aber der Vater ist der Gottesgeist. Das war eine Umgestaltung, wie sie aus der Berührung mit dem

griechischen Judentume notwendig war. So sein Eintreten; wie aber sein Austreten aus der Welt? Der Messias ist allerdings ein mit Gotteskraft ausgerüsteter Mensch, doch bleibt er immer Werkzeug in Gottes Hand, er kann sterben, getötet werden, er erscheint aber dann wieder, er wird schon die neue Welt einweihen, er ersteht neu auf, er ist auferstanden. Wie aber kann der eingeborene Sohn Gottes, der die volle Gotteskraft in sich trägt, getötet werden? Nun allerdings, dies kann er nicht durch Menschenmacht, aber er kann es, wenn er es selbst will, freiwillig kann er sich einer scheinbaren Opferung hingeben. Die alte Welt muß untergehn, auch sie war vom Logos erzeugt, in Adam war ein Abbild des Menschengeschlechts gegeben, in Adam lag die ganze Menschheit. Wie sich in diesem System alles durch ein Ineinanderfließen erzeugt und in der höheren Stufe das Niedere enthalten ist, so lag in dem ersten Menschen, in Adam, das ganze Menschengeschlecht. Wenn nun das Menschengeschlecht ein so verderbtes, die alte Welt so schlecht geworden, daß sie untergehen muß, so ist dieser Zustand schon hinaufzubeziehen auf den alten Adam. Er hatte gesündigt und an dieser Sünde ist die ganze folgende Menschheit krank geworden, und damit sie gesund werde, muß die alte Welt sterben und eine neue erstehen. Ja, wenn die alte Welt sterben muß, hätten dann alle Menschen nicht auch hinweggeräumt werden müssen? Nein! Für die alte Menschheit stirbt eben der Logos selbst, ihr Schöpfer. Indem er Fleisch und Mensch geworden, übernimmt er alles, was die Menschheit Hartes treffen sollte, er opfert sich selbst für die Menschheit; seine Gottheit aber bleibt und erfüllt nun die neue Menschheit.

Das waren neue Begriffe, die sich aus dem jüdischen Griechentume entwickelt haben, die in die Anschauung über Gott tief umgestaltend eingingen und schon sehr nahe daran waren, über die Grenze des Judentums hinauszuschreiten. Auch in Beziehung auf Menschtum erzeugten diese neuen Begriffe eine mächtige Umgestaltung. Das Judentum lehrt, daß der Mensch für seine Sünde sterbe, ein jeder die Strafe empfange für sein Unrecht, daß Gott ein verzeihender und erbarmender Gott sei, der wohl die Sünde nicht ungerügt läßt, der aber keineswegs wegen der Sünde ganz zerstört und namentlich wegen der Sünde des Einen nicht die anderen Menschen, die ihm nahe Stehen-

den mitbestraft. Hier war eine ganz andere Anschauung mit Notwendigkeit eingetreten. In einem Menschen — freilich in dem ersten aller Menschen — sündigten bereits alle, es war eine Schuld vererbt worden, an dieser krankten sie, sie trugen sie als Fessel mit sich und konnten sich ihrer nicht erwehren. Diese Gedanken sind dem Judentume fern, ihm nur eingepfropft. In dem griechischen Judentume mochten allerdings sich einige mystisch spekulierende Geister damit befreunden, aber eine allgemeine Aufnahme konnte selbst dort nicht erwartet werden. Dies ist die zweite Stufe des Christentums.

Während in der ersten das Gottesreich betont wird, herbeigeführt durch den menschlichen Messias, tritt auf der zweiten Stufe in erster Reihe hervor „der Gottessohn." Von der wunderbaren Geburt, wie sie mit dieser Umgestaltung verbunden ist, weiß wirklich der treueste Berichterstatter Markus nichts, wenn auch der Ausdruck „Gottessohn" — selten genug — hie und da in seiner jetzigen Bearbeitung vorkommt, er steht ziemlich noch auf der ersten Stufe der Entfaltung, wo eine Nötigung zu dieser Annahme nicht vorlag. Erst auf der zweiten Stufe kommt die wunderbare Zeugung vor, und erst in einem anderen Berichte, der ganz auf griechischem Boden steht, bei Johannes, begegnen wir der vollen, klaren Aussprache, daß der Logos Fleisch geworden und auf Erden erschienen sei, daß er als ein Vertreter der ganzen Menschheit die Sünden derselben auf sich genommen und sie durch seinen Tod gebüßt habe. So auf der zweiten Stufe der Entwickelung, und schon hatte dadurch das Christentum fast aufgehört eine Richtung innerhalb des Judentums zu sein, so sehr es immer noch innerhalb desselben sich erhielt. Noch finden wir nämlich nicht das Bestreben, die Schranken des Judentums zu durchbrechen, Reformen und Umgestaltungen in demselben vorzunehmen, etwa zu erklären, daß das Gesetz aufgehoben sei, daß die Vorschriften in demselben ihre Gültigkeit verloren hätten. Eine Aufforderung dazu lag freilich schon in der Wurzel dieser Richtung selbst. Die messianische Zeit — diese Ansicht findet ihren Ausdruck im ganzen alten Judentum — die messianische Zeit wird eine ganz andere sein, als die gegenwärtige, in ihr hören die speziellen Gebote und Vorschriften auf, die Sonderungen schwinden. So lag schon in dem Glauben selbst, daß der Messias erschienen sei, daß eine neue Welt er-

standen, die Aufforderung, auch das ganze Leben umzugestalten. Und dennoch finden wir auf dieser Stufe es noch nicht ausgesprochen.

Aber je mehr die neue Richtung, der Glaube an erfüllten Messianismus, sich außerhalb des Judentums stellte, je mehr er in Konflikt trat mit dessen Wurzel und Grundanschauungen, desto mehr mußte er sich nach außen hin gedrängt fühlen. Er hatte Begriffe aufgenommen, die, je weiter sie ausgebildet wurden, in den schneidendsten Widerspruch traten mit den Grundlagen des Judentums; hier stehen zu bleiben war unmöglich, entweder aus dem Judentume herausschreiten oder untergehen, das war die Alternative, die gestellt war, eine Vermittelung gab es nicht. Natürlich drängte es dahin, sich außerhalb zu verbreiten. War der Logos nun wirklich erschienen, war eine neue Welt entstanden, nun so sollte diese neue Welt sich aus sich selbst bilden, lediglich durch den Glauben an den erschienenen, auferstandenen und neugestaltenden Messias, lediglich durch ihn sollte, wenn auch auf Grund und Boden des Judentums, die neue Welt erbaut werden. Ein entschiedener und kräftiger Mann sprach dieses Wort zuerst aus, er hatte den Mut, die Brücke abzubrechen. Das war Paulus, nicht ein Jünger des Stifters des Christentums, persönlich nie mit ihm in Berührung gekommen, mit ihm, der immer mit aller Entschiedenheit den Fortbestand des Judentums in allen seinen Teilen verkündet und betont hatte. Paulus war zuerst ein Verfolger der neuen Richtung, er war ein Mann der ganzen Tat, der eine Halbheit nicht in sich dulden konnte. Entweder entschieden gegen die neue Richtung auftreten, oder sie bis zu ihren äußersten Konsequenzen ausbilden, das war die Aufgabe seines Lebens. Auf dem Wege nach Damaskus, d. h. nach den griechischen Städten hin, kam ihm der neue Gedanke: Wie? wenn an der Richtung, wie sie durch das Griechentum ausgebildet war, doch eine Wahrheit wäre, und wenn eine Wahrheit, dann auch eine ganz neue Welt eintreten müsse? Der Messias ist für die Menschheit da, lehrt das Judentum, der Logos ist der Weltschöpfer, der Schöpfer der ganzen Menschheit: nun wohlan! hinaus in die ganze Menschheit, die Schranken abgebrochen und alles aufgenommen innerhalb des neuen messianischen Judentums! So trat Paulus auf, und die dritte Stufe des Christentums wurde erstiegen.

Eine neue Gestaltung erstand nun, Paulus selbst war der Heidenapostel, er wagte sich zunächst an diejenigen außerhalb des Judentums und verkündete zuerst die neue Lehre unter denjenigen, die, eigentlich außer dem Gange der Entwickelung stehend, von dieser Aufforderung ganz betroffen sein mußten. Er brachte die reine Gotteslehre in das Heidentum, die jüdischen religiösen und sittlichen Begriffe machte er zum Gemeingute der Menschheit, aber ohne deren Ausprägung in die scharfen und bestimmten Gesetze. Den Heiden genügte dies vollkommen, und die Verallgemeinerung der jüdischen Wahrheiten war ein mächtiger Schritt für die Menschheit. Die einzelnen geschichtlich gewordenen Gesetze kannten sie nicht, sie wären ihnen eine unerträgliche Last gewesen. Für sie bedurfte deren Unverbindlichkeit, deren Ungültigkeitserklärung keiner Rechtfertigung; um so mehr aber war sie notwendig gegenüber Paulus' eigenem Gewissen, gegenüber den Gläubigen, die aus dem Judentume gewonnen waren. Zugegeben auch, das göttlich gegebene Gesetz hat seine unausweichlich verbindliche Kraft in der nun eingetretenen Messiaszeit eingebüßt, bleibt es nicht doch eine heiligende Macht? erhöht es nicht dennoch diejenigen, welche weiter an ihm halten, es ferner ausüben? Gesetzt auch, es sei den aus dem Heidentume neu aufzunehmenden Gläubigen zu erlassen, ihnen nicht als verpflichtende Norm aufzuerlegen: konnte es auch von den Juden, die mit solcher Verpflichtung geboren waren, hinweggenommen werden? soll es nicht mindestens für sie als ein Mittel höherer Heiligung verbleiben? soll nicht mindestens die entschiedene Ungültigkeitserklärung verschoben werden bis zur Wiederkunft des Messias und der dann völlig herzustellenden neuen Welt in ihrer Herrlichkeit? Paulus schwankte. Hatte der kühne Gedanke, die ganze Menschheit zu einigen unter einem Glauben, die Bedenken in der eigenen Brust beseitigt, so blieb es doch schwerer, die alten Genossen aus dem Judentume von ihrem Standpunkte abzubringen; sie hatten bereits die alten Sitten mit dem neuen Glauben verschmolzen, wozu denn sie von jenen hinwegreißen? Paulus schwankte und distinguierte. Mögen die Juden beim altgewohnten Gesetze verbleiben, den Heiden genüge der neue Glaube. Aber damit kam ein gefährlicher Zwiespalt in die neue Richtung; Paulus' ganze Absicht hätte daran scheitern müssen.

Eine solche Zwiefältigkeit von Anhängern eines Glaubens, an sich schon verwirrend, trug den Keim der Auflösung in sich. Die Heiden erschienen dadurch nicht als vollberechtigte, ebenbürtige Bürger im neuen Glaubensreiche; die Juden blieben die besonders Geheiligten sowohl durch Geburt als durch weitere Ausübung des Gesetzes, die Heidenchristen waren ein unheiliges Anhängsel. In ihnen aber gerade fand Paulus seine mächtigste Stütze.

Paulus ward zu einem weiteren Schritte gedrängt. Es genügte nicht, das „Gesetz" als überflüssig, entbehrlich zu bezeichnen; es mußte ganz gebrochen, es mußte als störend erklärt werden. Die gegenwärtige Uebung des Gesetzes, so schritt er fort, ist nicht bloß verdienstlos, sie ist ein Werk mangelhaften Glaubens; der wahrhaft Gläubige *darf* das Gesetz gar nicht üben. Wie? die Uebung des Gesetzes gar Sünde? ist es nicht von Gott gegeben? war es nicht früher verbindlich und soll nun mit einem Male in sein Gegenteil umschlagen? Ja wohl, antwortete Paulus, das Gesetz ist von Gott gegeben, aber für die sündige Menschheit unter den Juden, es ist gewissermaßen mit ein Werk der Sünde; es ist ein „Joch", aber kein süßes, vielmehr ein hartes, ein schweres. Der Glaube, der neue, ist ein süßes Joch, ein Segen für die ganze Menschheit, das alte Gesetz war ein Fluch, eine Zuchtrute für das jüdische Volk; der Bann ist gelöst durch den Opfertod Jesu, die ganze Menschheit, sowohl die sündigen Juden als die Heiden, sind nun geheiligt durch den *heiligen Geist*, der sich über die ganze Menschheit ergossen. Und ihr wollet noch weiter unter dem Fluche, der Zuchtrute stehen, während der Segen, die sanfte Leitung euch winkt? Brechet das Gesetz! Wollt ihr die Heiligen sein, so müßt ihr das gekommene Heil auch vollkommen anerkennen. Weg mit der Beschneidung, weg mit den verbotenen Speisen! Jene ist das Zeichen eines alten Bundes, ein neuer ist geschlungen; diese sind die Betrachtung der heidnischen Mahle als Göttermahlzeiten, sie sind nun neue Opfer- und Liebesmahle geworden.

In dieser Gedankenreihe lag einerseits entschiedene Konsequenz, aber andererseits auch eine schroffe Härte gegen das Judentum, indem nicht bloß dessen einzelne Aeußerungen bei Beibehaltung seiner Grundgedanken als wertlos bezeichnet wurden, sondern ihm viel-

mehr gewaltsam sein ganzer tieferer Gehalt entzogen wurde. Eine Vereinigung dieser Ansichten mit dem Judentume, das doch als göttliche Institution, wenn auch bloß für die Vergangenheit festgehalten wurde, konnte nur durch künstlichste Dialektik hergestellt werden; Paulus übte sie in mündlicher Lehre und in Sendschreiben. Er imponierte, aber so leicht drang er nicht durch. Es entstand ein heftiger Kampf zwischen den sogenannten Judenchristen und den Heidenchristen. Judenchristentum, d. h. der Messianismus mit Beibehaltung des ganzen gesetzlichen Judentums, diese Richtung war die vorherrschende; die neue Anschauung, die sich nun eindrängen wollte, ward mit aller Entschiedenheit und Gehässigkeit nicht etwa von den Juden, sondern von den Judenchristen bekämpft. Bileamiten nannte man die neuen Christen, das heißt solche, die Götzenopfer den Juden geben wollten, wie Bileam durch den Genuß der Götzenopfer die Israeliten verführt hatte. Es entstanden heftige Kämpfe und vielfache Trennungen innerhalb der einzelnen Gemeinden, man stiftete Frieden und machte einander Konzessionen; erst nach langer Zeit, nachdem die Wage vielfach geschwankt, siegte das Heidenchristentum, wie es eben siegen mußte. Innerhalb des Judentums war der Widerspruch ein zu klaffender; es wollte sich nicht vertragen, auf der einen Seite ein voller Jude zu sein, auf der andern für die Gegenwart Messias- und Logos-Ideen in sich aufzunehmen, auf der einen Seite der Verehrer des einzigen Gottes, auf der andern ein neues Gotteselement einzufügen. Der Widerspruch war zu nagend, als daß er sich hätte erhalten können. Das Judenchristentum unterlag dem Heidenchristentum. Das war die dritte Stufe. Die heidnische Menschheit war freilich ehedem unrein, unheilig; nun, der heilige Geist — an sich ein echt jüdischer Begriff — zieht jetzt ein in die neue Welt, er weiht und reinigt sie. Die dritte Stufe war erstiegen und in ihr trat in den Vordergrund: der Glaube an den heiligen Geist, der sich über die Menschheit ausgießt, auch als schöpferische Persönlichkeit. So lag in den drei Entwickelungsstufen, die von einander nicht getrennt werden konnten, vielmehr eine Ganzheit ausmachen mußten, der Glaube ausgesprochen an die Dreieinigkeit. Gott und sein Reich war die erste Stufe, Gott der Sohn die zweite, der heilige Geist, der die ganze Menschheit weiht, die dritte;

die Verbindung derselben zu einer Einheit bildet von nun an den Kern des Glaubens. So war das Christentum in sich ausgebildet, es war nun dazu bestimmt, in die Heiden einzugehen.

Konnte es aber auch in die Heiden eingehen, waren diese auch vorbereitet, geneigt, es aufzunehmen? Werfen wir nun einen Blick auf die Heidenwelt! Wir stehen nicht mehr auf dem Boden des alten Griechentums. Die gebildete Welt der damaligen Zeit ist nicht etwa von der Philosophie durchleuchtet, entwickelt nicht mit ursprünglicher schöpferischer Kraft ihre Gedanken, wie zur Zeit der alten Griechen; wir stehen in einer ganz anderen Zeit. Das Römertum beherrscht die Welt, von Rom geht alles aus, seine Faust lastet auf allen Völkern. Rom hat eine große Mission in der Weltgeschichte zu erfüllen und es erfüllt sie, wie etwa der Absolutismus in der Staatsentwickelung. Der Absolutismus, diese Herrschaft der Gewalt des Einzelnen ohne Berechtigung aller Uebrigen, der am bezeichnendsten in dem Worte Ludwig's XIV. ausgedrückt ist: L'état c'est moi, der Staat bin ich, diese Staatseinrichtung hat in sich eigentlich keinen Gedanken, sie enthält keine innere Berechtigung, den Einzelnen mit der vollsten Gewalt auszurüsten und alle anderen ihrer natürlichen Rechte zu entkleiden. Allein der Absolutismus findet seine Berechtigung in der geschichtlichen Entwickelung, es war seine Aufgabe, die Menschheit zu nivellieren, eine Gleichheit zu erzeugen unter den verschiedenen Ansprüchen, die sich als Ständewesen in seinen verkehrtesten Erscheinungen aufrecht erhalten haben, alle diese Ansprüche, die so hemmend geworden, mit einem Male zu zerbrechen, erst alle zu Sklaven zu machen, damit dann aus allen freie Bürger erstehen, deren jedem der Anspruch zukomme je nach seiner Befähigung und seinen Verdiensten. Eine gleiche Aufgabe ist Rom in der großen Geschichte geworden. Rom einigte die Welt unter einem und demselben Drucke, brachte überallhin die Knechtschaft, aber naherte auch die Völker allesamt und führte sie zusammen. Eine eigentümliche geistige Kraft und Anschauung hat Rom aus sich nicht entwickelt; was es in Beziehung auf das geistige Leben geleistet hat, war Nachahmung, aufgenommen und zwar aufgenommen in ziemlich platter und dürftiger Weise. Die Philosophie siechte unter ihm dahin und wurde in der nüchternsten Auffassung populärisiert; was

sich sonst als ein geistiges Erzeugnis geltend machte, war überkommen, entlehnt, auf den heimatlichen Boden verpflanzt, aber nicht von schöpferischer Kraft getragen, nicht aus innerer Gediegenheit stammend.

Wenn so im allgemeinen das geistige Leben nicht auf hoher Stufe stand, so war es natürlich noch um so weniger der Begriff von Gott, die Götterlehre. Auch die griechische Götterlehre war nicht der Höhepunkt ihrer Bildung, ihres geistigen Lebens, aber immerhin ist in ihr ein idealer Schwung, das Gesetz der Schönheit ausgeprägt, es sind Gedanken, die zwar in sinnliche Formen gebunden sind und als solche sinnliche Erscheinungen innerhalb des Volkes wurzelten, die aber doch immer zu einer höheren Auffassung den Anstoß geben konnten, und die Philosophie vertiefte diese Auffassung. In Rom ist die Götterlehre eine nackte, das Erzeugnis eines hausbackenen Verstandes. Die Hausgötter, die Penaten und Laren, sind gewissermaßen der Mittelpunkt des religiösen Lebens, die Flurgrenze erhält ihre Weihe, die Angelegenheiten des täglichen Lebens, der rohen Volkskraft werden personifiziert und als Götter verehrt. Als nun gar bei zunehmender Bildung, bei der Berührung mit dem Griechentume, nicht bloß allgemeine Wissenschaft, freilich abgeblaßt, in das Römertum eindrang, sondern auch die Bekanntschaft mit der griechischen Götterlehre, da gab es eine seltsame Mischung mit dem Hellenentume; die griechischen Gottheiten wurden mit den altrömischen identifiziert, und so mußten jene von ihrer idealen Höhe herabsteigen, aber auch diese ihre Ursprünglichkeit einbüßen. Es waren von nun an Schatten, die man mit sich herumtrug.

Da entstand im Griechentume selbst eine Auffassung des Götterwesens, die demselben alle Poesie raubte, und sehr bald war Rom geneigt diese aufzunehmen. Euhemeros hieß ein griechischer Schriftsteller, der die Götterlehre zum vulgärsten Rationalismus verflachte. Die Götter, lehrte er, seien große Könige gewesen, die später von den Ihrigen, die sie geehrt haben, in eine höhere Stufe versetzt worden seien. Was von ihnen erzählt wird, ist Verherrlichung gewöhnlicher Ereignisse, die wir auf ihre natürliche Wahrheit zurückzuführen haben. Wenn Kronos z. B. seine Kinder verschlingt und Zeus ihn vom Throne stürzt, so ist das die Geschichte eines Königs aus alter Zeit, als Menschenopfer noch bestanden,

den ein anderer König vom Throne stürzt, die Menschenopfer aufhebend. In dieser Weise wurde alles aus der griechischen Götterlehre abgeklärt, seines tieferen Inhalts entkleidet, denn immerhin ist Poesie, wenn auch in phantastischer Hülle, tiefer als solche Plattheit. Diese Auffassung drang bald in Rom ein, die Schrift des Euhemeros wurde sehr bald ins Lateinische übersetzt, seine Anschauung die herrschende. Es kam dahin, daß, wie berichtet wird, zwei Auguren, die einander begegneten, sich bemühen mußten, nicht laut aufzulachen. Es herrschten noch die alten Sitten weiter, das alte Priestertum, das alte Opferwesen, das Schauen nach den Eingeweiden, nach dem Vögelfluge, aber der Glaube daran war nicht mehr vorhanden. Es kam natürlich dahin, daß, da die alten Götter nur Menschen waren, man sich auch leicht dazu verstand, die Menschen zu Göttern zu machen, daß man die Kaiser als Götter verehrte samt ihren Leidenschaften und Torheiten, daß diese göttliche Verehrung verlangten und sie erfuhren. So tief war das ganze religiöse Leben in Rom gesunken und in der Welt, die von ihm beherrscht wurde.

Aber die menschliche Natur begnügte sich nicht damit; es entstand wie auf der einen Seite krasser Unglaube, so auf der anderen eine Sehnsucht nach einem anderen Glauben, erfüllt zu sein von einem höheren Gedanken, vom Wunderbaren, das nicht in solch platter Natürlichkeit täglich dem Auge begegnet. Neben Unglauben entstand Aberglauben, wie dies in der Natur der Menschen liegt, daß neben dem wuchernden Materialismus auch die Klopfgeister geehrt werden. So wurde denn Rom angefüllt von einer Masse der verschiedensten und fremdartigsten Götterverehrungen; die orientalischen Gottheiten, welche durch ihre Neuheit, durch das Mysteriöse jedenfalls der Phantasie eine Nahrung boten, fanden gar vielfach den Vorzug. Auch das Judentum verbreitete sich mannigfach in Rom, doch war es eine zu ernste und strenge Religion, als daß die entartete römische Welt sich unter sie hätte beugen sollen. Da trat ein neuer Glaube ihnen entgegen, der mit dem Heidentume eine enge Berührung hatte und doch ein ganz fremdartiger war. Ein Mensch, der zugleich Gott war, war der Mittelpunkt; aber die Art und Weise, wie derselbe auftrat, die Lehre, die mit dem Glauben

an diesen verknüpft war, hatte dieser neuen Religion einen Charakter aufgeprägt, der ihnen bis jetzt noch gar nicht erschienen war. Er mußte einen tiefen Eindruck machen, ätzend einwirken, die entnervten Seelen wiederum anspannen. So hielt denn der Glaube des Christentums auf seiner dritten Stufe, wo er der ganzen Menschheit zugänglich war, seinen Einzug in das Heidentum! Freilich nicht als Triumphator, nicht als eine Gewalt, die blitzartig einschlägt, die Geister erleuchtet und überwältigt, sondern sehr allmälig, lange bekämpft und erst nach Jahrhunderten durch ein Ereignis, das noch nicht genügend aufgeklärt ist, auf den Thron erhoben und so zu einer herrschenden Religion geworden. Nach langen Kämpfen drang es in die heidnische Welt ein, es war nun das vom Judentum völlig losgelöste Christentum. Es geht seinen eigenen Gang, und es ist nicht unsere Aufgabe, seine Geschichte weiter zu verfolgen. Doch die Frage bleibt uns zu beantworten: Ist denn neben dem Christentume, das nun Weltreligion geworden ist, dem Judentume noch eine Aufgabe geblieben, oder siecht dieses bloß dahin, ist es nichts als eine alte Trümmer? sollte es sich deshalb nicht lieber aufgeben? Die Beantwortung dieser Frage, die sich uns gewaltsam aufdrängt, erheischt noch, bevor wir die Geschichte des Judentums in seinem ferneren Verlaufe verfolgen, eine weitere kurze Betrachtung des Christentums.

11.

Das Christentum als kirchliche Weltmacht. Der Bruch des jüdischen Volkstums.

In dem begeisterten Ausrufe, welchen die Propheten des Judentums mit der entschiedensten Zuversicht in die Welt sendeten, daß einst nämlich eine Zeit kommen werde, in welcher Gott allein anerkannt wird, inniger Friede die Menschheit umschlingen und beseligen wird, in diesem Blick auf eine veredelte Zukunft der Wahrheit und der Menschenverbrüderung lag eine entschiedene Kraft, die dem Judentume Dauer und Mut verlieh, ein nicht zu verkümmerndes Selbstvertrauen, das Hand in Hand mit der Entwickelung der Menschheit geht. Entgegen der Sage des Griechentums, welche das goldene Zeitalter mit der Wiege der Menschheit beginnen läßt, während immer wertlosere Zeiten darauf folgen, bewahrt das Judentum den hohen Glauben, daß die Menschheit der fruchtbare Boden ist, auf dem die geistige Saat reifen soll. Daher auch die mächtige Ausdauer innerhalb des Judentums; diese Hoffnung hat sich als erhaltende Kraft durch die Jahrhunderte bewährt. Wenn nun diese Hoffnung nicht bloß als eine fernliegende, in weiter Zukunft begrüßt, wenn sie als eine nahe geschildert wird, wenn Zeiten eintreten, in denen kühne Männer es aussprachen: Die gegenwärtige Welt ist schon in ihrer Grundlage zertrümmert, es muß, es wird bald die neue Welt, die messianische Zeit erscheinen: da gab dieses Vertrauen, dieser Blick auf die nahe Zukunft, in der eine vollständige veredelnde Umgestaltung sich erzeugen muß, einen Mut und eine Kraft, welche auch den größten Widerwärtigkeiten entgegenzutreten vermochte. Wir sahen dies in den Zeiten des Makkabäerkampfes, der die ganze Volkskraft fast zertrümmert und dennoch sie nicht beugen konnte, weil die sichere Ueberzeugung von der Umgestaltung der Verhältnisse,

die in den Gemütern lebte, eine unversiegbare, unerschütterliche Zuversicht verlieh. Wenn nun aber gar der Ausspruch geschieht: Die alte Welt ist untergegangen, ist gebrochen, die neue ist bereits erschienen, eine neue Menschheit, wie sie verheißen worden ist, lebt jetzt, soll jetzt leben: so liegt in diesem Glauben an sich selbst, in diesem Vertrauen, das die Menschheit oder ein Teil der Menschheit in sich trägt, in diesem gesteigerten Bewußtsein von sich eine Macht, die notwendig, nicht bloß intensiv, diesem Teile Zähigkeit verleiht, Ausdauer selbst unter den widerwärtigsten Verhältnissen, sondern die auch imponierend eintritt in die Welt.

Ein hohes Selbstvertrauen, der kühne Ausspruch eigner Machtfülle, trägt eine solche Energie in sich, daß die übrige Welt erstaunt, erschüttert dasteht. Sehen wir dies ja bei dem einzelnen Menschen! Tritt er mit der vollen Ueberzeugung seiner eigenen Berechtigung der Welt entgegen, hat er den Glauben an sich selbst, so erlangt er auch viel, das kühne Verlangen beugt in der Tat gar viele unter ihn; der Glaube an sich selbst schafft auch den Glauben anderer an ihn. Führen Sie die weltgeschichtlichen Größen sich vor und Sie werden es vielfach bewährt finden: Sie wurden groß, weil sie mit dem Anspruche auftraten, groß zu sein. Wenn Cäsar es aussprach: Dieses Schiff trägt Cäsar und sein Geschick, so lag in dieser vollen Ueberzeugung, daß an seinem Geschick das der ganzen Welt hange, eine imponierende Macht. Als die französische Revolution mit der entschiedenen Ueberzeugung in die Weltgeschichte eintrat: Die alte Zeit ist untergegangen, alles, was bis jetzt sich gestaltet hat, ist Mißbrauch und Vorurteil, eine vollständig neue Zeit muß eintreten; als sie sich als neue Aera verkündete, mit der eine neue Zeitrechnung beginnen sollte: so lagen ihre Erfolge nicht etwa in den neuen Ideen, die sie schuf, nicht in den positiven Wahrheiten, die sie gab, sondern eben in ihrer Entschiedenheit, in dem Glauben an sich selbst. Das war ihre siegreiche Macht, die ihr den Drang verlieh, sich über die Welt hin zu verbreiten. War sie wirklich eine neue Welt, so mußte die ganze Erde ihr untertan sein, so durfte nicht die Schranke irgend einer Volkstümlichkeit ihr gezogen werden. Dasselbe war auch die Kraft des auftretenden Christentums.

Das Christentum sprach es aus: Ich bin die neue Menschheit, die neue Welt ist angebrochen, die alte ist gestorben, zertrümmert. Das ist ein epochemachendes Wort, und wenn dem Stifter des Christentums der Ausspruch in den Mund gelegt wird: Ich bin die Wahrheit, der Weg, das Leben, so mag das allerdings apokryph sein, aber der Gedanke des Christentums, die Ansprüche, mit denen es auftrat, haben darin ihren vollen Ausdruck gefunden. Ich bin eine neue Macht, eine neue Welt, mir muß sich alles beugen, vor mir gab es nichts, vor mir, ist seine Verkündigung, gab es lediglich Sünde, Verfall, innere Verkehrtheit; alle Weisheit der früheren Zeit ist bloß klingende Torheit, alle Tugend derselben bloß glänzendes Laster. Selbst indem es auf dem Boden des Judentums sich aufbaute, die alte heilige Schrift desselben anerkannte, ihren Inhalt in sich aufnahm, sprach es dennoch es aus — und wenn dies auch nicht in seinen ersten Schriften enthalten ist, so ist es eine volle Konsequenz seiner Ueberzeugung, liegt auch in der paulinischen Lehre, — daß der Stifter des Christentums in die Hölle habe fahren müssen, um alle die verdammten Seelen aus der Vorzeit zu erretten. Alle die Frommen, Propheten, Verkündiger der Wahrheit und der Gotteslehre, sie wurden zwar anerkannt, und dennoch waren sie dem geistigen Tode verfallen. Denn mit mir, lautet der Ruf, beginnt die neue Menschheit, und was vor mir war, ist nichtig und nicht bloß nichtig, es ist vom Verderben vollkommen erfüllt. In dieser Kühnheit liegt eine Macht, die nicht bloß begeisternd wirkt auf die Anhänger, sondern auch auf die außerhalb Stehenden, erschütternden Einfluß übt. Wenn nun gar solche Ansprüche auf eine Zeit, auf eine Menschheit treffen, die in sich wirklich zerfallen und zertrümmert ist, so erblickt man in ihnen die volle Gesundheit. Die Menschheit war abgelöst von ihren früheren Entwickelungsstadien, sie war zum Punkte des Abwelkens gelangt; die Kraft, die früher in dem Griechentume und mittelbar in dem Römertume lag, war in sich gebrochen, ihres Gehaltes entleert. Der Fäulnis in allen Verhältnissen gegenüber fand man nur Rettung in der Negierung dieser Welt, im Abwerfen dessen, was als ein Ungesundes sich darstellte. Das Christentum hatte allerdings Jahrhunderte zu kämpfen, bis es durchdrang, aber es mußte in dieser entarteten römisch-

griechischen Welt durchdringen. Ob es in ihr auch Neues zu schaffen vermocht hätte, ist eine Frage, die die Weltgeschichte nicht beantwortet. Es hat wie ein Sturm alle die welken Blätter der alten Bildung hinweggefegt, alle Trümmer der früheren herrlichen Gebäude verschüttet; aber ob es nun auf diesem Boden ein Neues hätte hervorrufen können, das können wir eben so gut verneinend beantworten, wie von anderer Seite es bejahend beantwortet wird; die Geschichte gibt uns darüber kaum eine Andeutung. Wir dürfen vielleicht im Byzantinertume, das eine fortlaufende Entwickelung der griechischen Welt innerhalb des Christentums darstellt, eine solche Andeutung finden, wohin die Welt gekommen wäre, wenn die alten Elemente unter der Herrschaft des Christentums sich entwickelt hätten, — eine günstige wäre diese Antwort freilich nicht.

Aber die neue Welt sollte einen anderen Verlauf nehmen. Das Altertum wurde nicht bloß in seinen Ueberresten durch das Christentum vernichtet, es wurde auch in seinen Elementen teilweise geradezu zerstört, jedenfalls durchrüttelt, mit neuen, urkräftigen Bestandteilen zersetzt. Die Völkerwanderung brachte eine Schar von ungebildeten rohen Völkern, aber auch ursprünglich kräftigen in die alte Welt hinein. Hier entfaltete das Christentum seine besonders bedeutende Macht, hier erfüllte es seine große Mission in der Menschheit. Hier hatte es nichts wegzuwischen von früheren Erinnerungen, eine Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes hatten diese Völker noch nicht, eine eigentümliche Bildung trugen sie nicht in sich, aber es waren urkräftige Naturen. Gegen diese nun aufzutreten und ihnen in das Ohr, in den Geist, in das Gewissen hineinzudonnern: Eure Macht ist Nichts, euer Trotz ist Frevel, eure natürlichen Begierden sind Sünden, alle eure kreatürliche Begabung Ausartung, — diese ehernen Leiber zu schwächen, diese trotzigen Geister zu bändigen, diese rohen Gewissen zu erschüttern, das war allerdings die Aufgabe einer Weltmacht, einer Macht, die von sich ausspricht: Ich gelte allein, all Euer Tun, all Euer Streben, all Euer Pochen auf Eure körperliche Kraft, mit der Ihr wohl gegen eine abgelebte Welt auftreten könnt, alles dies ist nichtig. Ihr müßt Euch unter mein Joch beugen. Ein solches Herrscherwort bereitete die Natur dieser Völker vor für eine wahre geistige und sittliche Bildung, die religiösen und

sittlichen Elemente, die aus dem Christentume in diesen Urboden hineingeworfen wurden, fanden in ihm eine fruchtbare Stätte, die empfänglich war, aus sich heraus reife Früchte zu erzeugen. Das ist eine große Mission des Christentums, daß es so als geistige Macht gegenübertrat einem reinen Naturerzeugnisse, einer Macht, die lediglich auf die starken Arme, auf die eisernen Leiber pochte. Und das Christentum vollführte seine große Mission noch zugleich dadurch, daß es die isoliert in dumpfer Abgeschlossenheit lebenden Völker zu einem großen Ganzen einte, daß es das Band der Menschheit um diese vereinsamten und in sich zurückgezogenen Bestandteile schlang, ihnen gemeinsame Interessen einflößte, sie in ein großes menschheitliches Gesamtstreben verwob. Das ist die Macht des Christentums.

Was aber seine Macht war und ist, das ist zugleich auch seine Schwäche. Es trat auf mit dem Anspruche: Ich bin die neue Welt, alles frühere ist nichts, und so zertrümmerte und zerstörte es alles, was die frühere Zeit an Menschenwürdigem, an Schönem und Edlem hervorgebracht hatte; es ist sein Verdienst wahrlich nicht, wenn etwas aus früherer Zeit sich gerettet hat. Denn nicht bloß gegen das Götzendienerische und Heidnische als solches trat es mit aller Zerstörungswut auf, sondern gegen alle geistigen Schätze, die das Altertum barg, alles war ihm Werk des Teufels, alles mußte zerstört werden. Der Genius der Menschheit hat freundlicher gewaltet, sie davor behütet, daß alles verloren gegangen, er hat ihr bald in Trümmern, bald in vollen schönen Gebilden Werke der Kunst und der Wissenschaft aus der alten Zeit gerettet, auf daß eine spätere an ihnen sich erhebe und befruchte; der Genius der Menschheit hat diese vor der vollen Selbstvernichtung behütet, aber im entschiedensten Widerspruche mit dem Verlangen des Christentums, und er bewies, daß er doch mächtiger ist als dieses. Das Christentum hat die alte Welt negiert, ihren Bestand wie die ganze Berechtigung ihres Daseins in Abrede gestellt; alle Berechtigung beginnt erst mit ihm, und auch von da an hat es in der Entwickelung der Weltgeschichte nichts neben sich geduldet, so lange es die Macht dazu hatte. „Es gibt nichts außer mir, ich bin die Menschheit, ich beherrsche die Menschheit, das ganze weltliche Treiben muß von mir überwacht, muß meiner Herrschaft fügsam sein," das ist seine immer wiederkehrende

Anforderung. Eine jede Entwickelung innerhalb der Menschheit, die neben dem Christentume einhergehen wollte, wurde von ihm als Sünde, als Abfall bezeichnet und mit aller Entschiedenheit bekämpft. Wenn wir die Weltgeschichte unbefangen betrachten, so werden wir an der Behauptung, das Christentum sei die Mutter der neueren Bildung, entschieden irre. Die christliche Religion, die Kirche als ihr Leib, hat die Wissenschaft immer bekämpft, sie hat ein jedes Licht, das neben dem ihrigen leuchten wollte, als ein Irrlicht erklärt, das ausgelöscht werden müsse.

Darum konnte auch seine Macht nicht vollkommen eindringen in diejenigen Teile der Menschheit, die noch einen gesunden Kern in sich trugen, aus sich selbst eine gesunde Entwickelung erzeugten. Schon das Heidentum kämpfte lange mit dem Christentum, etwa weil es seine Götzen so hoch ehrte, weil es sie gegenüber dem Glauben des Christentums als eine höhere Wahrheit betrachtete? Dieser Glaube war schon längst erschüttert, der Kampf ging vielmehr von der höheren Bildung aus; die philosophischen Schulen bestritten die neue Religion mit einer Schwärmerei, welche die Liebe zur Wissenschaft in ihnen erzeugte. Die neu-platonische, neu-pythagoräische und andere Richtungen protestierten mit aller Macht gegen die Verherrlichung der Unwissenheit, gegen das Lob der Armen an Geist, gegen den Strahl, der über den Mangel an Weisheit sich ergießen sollte. Diese Macht der höheren Bildung konnte das Christentum nur sehr schwer unter sich beugen; bloß Feuer und Schwert, die größten weltlichen Schrecknisse, nicht die Macht des Geistes vernichtete die Trümmer derselben ganz und gar. Noch im 9. Jahrhundert sprechen solche Zersprengte, die sich im Osten erhalten haben, die Harranenser, mit vollem Selbstbewußtsein aus, wie sie weit höher stehen, als die Christen. Thabet ben Korra, ein harranensischer syrischer Heide, — denn bis in das 10. Jahrhundert hinein hatte sich das philosophische Griechentum in jenen Gegenden erhalten, bis es endlich der vereinten Wut des Christentums und des Muhamedanismus gelang, auch diese kleinen Ueberreste zu vernichten, — Thabet ben Korra sagt in einer seiner Schriften: „Als viele dem Irrtume durch Gewalt untertan wurden, da haben unsere Väter durch Gottes Hülfe ausgeharrt und entgingen heldenmütig,

und niemals ist diese gesegnete Stadt (nämlich Harran) von dem Irrtume Nazarets verunreinigt worden. Wir nun sind die Erben und Vererber des Heidentums, das in dieser Welt so strahlte. Glücklich ist der, der Leiden trägt in frischem Vertrauen um des Heidentums willen. Wer hat denn die Welt in bewohnbaren Zustand gebracht, wer die Städte zum Sitze von Familien gemacht, wer anders als die Edeln und Könige des Heidentums? Wer hat Häfen angelegt, Ströme schiffbar gemacht, wer verborgene Wissenschaften enthüllt? . . . Nur die Berühmten unter den Heiden haben dies erforscht, haben die Heilung der Seelen erstrahlen lassen, die Mittel zu ihrer Befreiung angezeigt, auch die Heilung der Leiber erkannt und verbreitet, nur sie haben die Welt mit wohlgeordneten Sitten erfüllt, mit Weisheit, die das Haupt ist der Vorzüglichkeit. Ohne diese Früchte des Heidentums wäre die Welt leer, dürftig, gehüllt in mangelhafte Kahlheit." Das ist ein stolzes Wort, aber es ist ein Wort, das aus dem Bewußtsein des Zweckes hervorgeht, den noch diese späten Reste des philosophischen Heidentums mit vollkommener Klarheit bei ihrem Kampfe gegen das Christentum festhielten. Und wiederum, als die Völker zur Selbstständigkeit gelangten, als aus ihnen selbst eine neue menschliche Bildung erwuchs, als sie zur freien Anwendung ihrer geistigen Kräfte erwachten, da entstand auch alsbald der Kampf gegen das Christentum, sowie der Kampf des Christentums gegen alle diese Neubildungen, die es als Ketzerei verdammte und in seiner Konsequenz noch heute verdammt. Denn allerdings das ist die Macht des Katholizismus, daß er entschieden die Ansprüche des Christentums in aller Strenge vertritt, daß er als die einzige Macht auf Erden sich darstellt, die eine Berechtigung habe, daß er die ganze Welt als seiner Botmäßigkeit unterworfen betrachtet, daß er Bischöfe anstellt in partibus infidelium, daß er behauptet: Nur ich bin die Menschheit, und denjenigen, die meine Vertreter sind, muß daher die ganze Welt untertan sein, die Gewissen sich ihnen erschließen, die Geister sich unter sie beugen und alle Triebe und Anlagen der Menschen müssen meinem Dienste sich fügen.

Ja, in diesem Anspruche, der die Macht des Christentums ausmacht, liegt zugleich seine Schwäche darin, daß es nicht innerhalb der Menschheit wirken will als geistige Kraft, sondern über der

Menschheit stehen will, die Menschheit selbst in allen ihren sonstigen Verhältnissen regiert. Es wäre töricht und gotteslästerlich zugleich, wenn wir einer Religion, die achtzehn Jahrhunderte eine solche Macht entfaltet hat, nicht eine von Gott gewollte Mission zuerkennen wollten; allein es wäre von der anderen Seite ebenso ein Hohn gegen die Geschichte, wenn wir diejenige Religion, die die Mutter und Wurzel der neuen Religion ist und während der ganzen Zeit, daß diese ihre Macht in aller Fülle entfaltet, sich dennoch erhielt in Unterdrückung und Hohn, in Dürftigkeit und Gebrochenheit, selbst dann, als ihr das Auge des Geistes gewaltsam verfinstert wurde, einer Religion, die, sage ich, sich dennoch erhielt, ihre Lebenskraft in einer jeden Zeit, wo sie nur irgend wie sich zu regen vermochte, erfrischt darstellte und zu allen Zeiten sich einen Fonds von geistiger Begabung, sittlicher Anregung und sittlicher Kraft bewahrte, — ihre geschichtliche Mission absprechen und sie verleugnen wollten. Sie hätte nicht bestehen können neben dem Christentume diese lange Zeit hindurch, sie hätte hinsiechen müssen, sie müßte schon längst gestorben oder doch dem Tode nahe sein, wenn sie nicht in sich gesunde Lebenskraft trüge.

Ja, das Judentum hat sich neben dem Christentum und trotz ihm erhalten. Es wurde nicht bloß mit irdischen Waffen, mit Feuer und Schwert, mit Vertreibung und Druck bekämpft, sondern auch mit geistigen Waffen; alles Gute und Edle, was man dem Judentume zugestand, bevor es das Christentum aus sich geboren hatte, ward lediglich als Vorbereitung für das Christentum betrachtet, gewissermaßen als ein christliches Gut noch vor dessen Entstehen. Das Judentum hat sich dennoch erhalten, hat seine ewigen Güter sich gewahrt und sich nicht trüben lassen. Es hat nicht zugegeben, daß sein Gottesglaube entstellt, mit fremdartigen Elementen versetzt werde. Es hat sich die Theorie der Erbsünde, die man aus seinen Schriften zu deuten bemüht war, nicht einpfropfen lassen, es hat sich den Adelsbrief der Menschheit nicht vernichten lassen, und hat die Ueberzeugung festgehalten, daß dem Menschen von Gott gegeben ist die Kraft der freien Selbstbestimmung und Veredelung, daß er trotz der sinnlichen Begierde, die in der Menschennatur liegt, auch zugleich die Kraft hat, dieselbe zu überwältigen, durch sich selbst zur Veredelung und Erhebung zu gelangen. Und weil der Glaube

der Erbsünde und der Zerfressenheit der menschlichen Natur ihm fern blieb, hatte es auch kein Verlangen danach, durch eine außerhalb vollzogene Erlösung wieder zur Reinheit zu gelangen. Es hat seinen erbarmenden Gott nicht mit dem Gotte derjenigen Liebe vertauscht, die, um ihrem Zorne zu genügen, eines stellvertretenden großen Gesamtopfers bedarf. Das Judentum hat in der Entwickelung der Menschheit zum höheren Ziele hin keine Verleugnung seiner selbst gefunden, daher auch keinen Kampf dagegen unternommen; es hat den Ausspruch nicht getan: Die Zeit ist bereits erfüllt und vor achtzehn Jahrhunderten ist der Schlußstein gelegt worden, Schlußstein der einen, Grundstein der anderen Welt, es gibt keine Wahrheit mehr, die noch hinzuzufügen wäre.

Das Christentum muß notwendig auf jene Zeit hinschauen als auf die wichtigste in der Weltgeschichte, sie bleibt ihm Herz- und Mittelpunkt, die Persönlichkeit, die sie herbeigeführt, — das höchste Ideal. Selbst die Freisinnigsten, die den Stifter alles Wunders entkleiden, können dennoch, um noch irgend welchen Zusammenhang sich mit ihrer Religion zu bewahren, dem Zwange nicht entrinnen, ein künstliches Phantasiegebilde sich zu schaffen, dem sie die größte irdische Vollkommenheit beilegen — ein Gebilde, das vor der Kritik weit rascher zusammenstürzt als die alte massive Vorstellung. Das Judentum hingegen kann Persönlichkeiten entbehren, es kann die Kritik frei walten lassen über alle seine großen Männer, ginge sie selbst so weit, — was sie freilich nur in keckem Uebermute tun würde, — Moses ganz aus der Geschichte zu streichen. Wir würden ein solches Beginnen vielleicht beklagen: aber, ist es Moses, ist es sonst einer der Mitwirkenden, auf denen das Judentum erbaut ist? Die Lehre ist da, in ihr liegt sein Glaube und sie wird bewahrt werden, die Lehre ist da, wie sie in das Judentum hineingekommen, gleichviel wer sie ihm gegeben, welche geschichtliche Persönlichkeit ihr Vermittler gewesen, gleichviel ob ein vollständig Sündenfreier oder ein Mensch, gleichfalls von menschlichen Schwächen nicht frei. Das Judentum hat sich deshalb auch später seine Mission bewahrt, seine Geschichte ist nicht abgebrochen mit der Entstehung des Christentums. Es erkennt in diesem ein großartiges Weltereignis, welches in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt zu werden verdient, und um so mehr

muß sich dem Juden die Frage an das Herz legen: Warum würdigst du es dennoch nicht in derselben Weise wie ein großer Teil der Menschheit? Warum erkennst du in ihm bloß eine weltumgestaltende Begebenheit, nicht auch die einzige Wahrheit, die volle und unumwölkte Wahrheit, die in die Welt eingetreten ist? Bei einer Betrachtung über den Entwickelungsgang des Judentums an diesem Zeitabschnitt angelangt, konnten auch wir daher der Aufgabe uns nicht entziehen, uns klar zu machen, was diese aus dem Judentume hervorgegangene neue Richtung, die dann als eine Weltmacht sich konstituierte, für uns sei und wie wir sie und ihren Triumphzug uns zu erklären haben. Nicht eine Kritik des Christentums zu liefern ist meine Absicht, noch weniger einem Glauben zu nahe treten zu wollen, der so viele Millionen beseligte und beseligt, oder gar fromme Gemüter zu verletzen. Aber es bleibt doch einmal Pflicht, uns darüber in voller Klarheit auszusprechen, wie denn diejenigen, die diesen Glauben nicht teilen, ihn in seiner Entstehung, ihn als weltgeschichtliches Moment betrachten, was uns berechtigt, neben ihm unsere geistige Wohnung aufrecht zu erhalten und weiter auszubauen. Wer unsere Verteidigung nicht anhören will, der mag Auge und Ohr verschließen; aber uns darf er sie nicht verargen, uns darf er das Recht der freien Meinungsäußerung nicht verkümmern wollen.

Das Judentum war an einen Abschnitt gelangt, der im höchsten Grade gefahrdrohend war. Wir haben es verlassen zu einer Zeit, da alle zerstörenden Mächte wild an ihm nagten, von außen die Weltmacht Rome sich über es stürzte, von innen die Parteien in ihm wühlten, seine beste Kraft zu untergraben drohten. Und unter solchen Umständen begann es den Kampf und setzte ihn fort, der dann allerdings zu seinen Ungunsten oder vielmehr zu Ungunsten seiner Volkstümlichkeit entschieden wurde. Daß es so kommen mußte, lag in der Natur der Dinge. Das kleine Völkchen mußte Rom unterliegen, konnte sich auf die Dauer seiner Obmacht nicht erwehren. Hatte es ja auch gar nicht den Beruf ein Volk zu repräsentieren, das Volksleben war eine zeitliche Hülle, ein Mittel, notwendig, damit der Glaube sich vollständig befestige, sich so tief einlebe, daß er den Gliedern auch in der Zerstreuung volle Kraft verleihe. War die Zeit um, so mochte immerhin das Staatswesen zertrümmert werden. Das

dachten freilich die Genossen jenes Zeitabschnittes keineswegs, sie kämpften mit Tapferkeit und Mut. Ich will Ihnen nicht die verschiedenen Leiden vorführen, denen dieses Häuflein unterworfen war, nicht ausmalen, wie die Leichen sich häuften, wie die Zertrümmerung Schritt vor Schritt zunahm, wie die Lücken der Mauer durch die Leiber gedeckt wurden, wie der begeisterte Sinn die gesunkene Kraft des Armes aufrecht erhielt, ich will Sie nicht unterhalten mit Jammer und Wehklagen, welche die damalige Zeit erfüllten. Genug, der Tempel fiel, das Staatsleben wurde zertrümmert, Juda hörte auf ein Volk zu sein, seine Genossen wurden vertrieben von ihrem alten Boden, wiederum in die Verbannung geführt und über die Welt zerstreut. Der Haß des Siegers, den es tief kränkte, daß er an einem so schwachen Volke seine Tapferkeit lange Zeit hindurch prüfen mußte, verfolgte sie, der Hohn und der Druck der Jahrhunderte namentlich dann, als seine Tochterreligion auf den Thron emporgehoben wurde. Ein tränenreiches Drama entwickelt sich von dieser Zeit an vor unsern Augen, es fehlt nicht an den schmerzlichsten Leiden nach Außen und im Innern, denn auch die Geister wurden gebeugt und oft bemächtigte sich dumpfe Verzweiflung der Gemüter; sie hätten irre werden müssen an den Wahrheiten, die sie so tief und lebendig in sich trugen. Und dennoch, es ist keine tränenreiche Tragödie; die Tragik, die im Geschicke der Juden von da an sich entfaltet, birgt eine große Idee in sich, sie enthüllt uns eine tiefe Ueberzeugung, die lebendig bleibt, eine geistige Frische, die nimmer sich beugen läßt, eine ursprüngliche Kraft, die immer neu, wo ihr nur der Raum gegönnt wird, sich entfaltet. Das ist kein bloßes Schicksalsdrama, das ist mehr als die bloße Romantik ahnt, die in der jüdischen Geschichte nur ein fortlaufendes Wehe erblickt, über das sie sentimentalen Gemüts eine Träne vergießen mag, über das aber einmal der Stab unbarmherzig gebrochen ist. Nein! die Widerstandskraft des Judentums weiß nicht bloß zu dulden, sie wußte und weiß auch innerlich zu schaffen. Das Drama ist noch nicht zu Ende, und erst, wer den letzten Auftritt desselben erblickt hat, der hat ein volles Urteil darüber.

12.

In der Zerstreuung.

Der jüdische Staat war zerstört, aufgelöst, das jüdische Volkstum gebrochen, der Tempel eingeäschert. Ob die Tränen, die Titus vergossen haben soll beim Anblick der Verwüstung, aus tiefem Herzen gequollen sind, oder ob sie heuchlerisch gewesen, was kümmert es die Weltgeschichte, was kümmerte es die zersprengten Reste des jüdischen Volkes? Sie waren von einem harten Schlage getroffen, und so lange er auch vorausgesehen war, so sehr sie auch darauf vorbereitet gewesen sein mögen, sie standen da tief erschüttert, im Innersten ihres Herzens getroffen und gebrochen.

Das Sadducäertum war vernichtet. Was sollten nun die Priester und die Großen? Die Priester mit dem Dienste im Tempel, mit dem Opferwesen, waren aus den heiligen Räumen verbannt, diese selbst entweiht, man sah kaum mehr deren Spuren; was sollten sie? Sie sollen, wie die Sage berichtet, die Schlüssel zum Tempel und zu den heiligen Zellen nach der Höhe emporgeschleudert haben: „Wahre sie selbst auf, Vater im Himmel, uns sind sie nicht mehr nütze.“ Die Großen und Vornehmen, was wollten sie nun? Es war kein Schatten weltlicher Herrschaft mehr da, es gab keinen Kampf mehr um Amt und Würde, keine Sonderung und Erhebung über das Volk; ein Druck umfaßte alle, ein Grab deckte alle Herrlichkeit. Die Sadducäer schwinden aus der Geschichte.

Die Eiferer, die Kannaim, standen da in finsterem Grolle, in brütendem Unmute; aber was nützt der Groll gegenüber der Uebermacht? Sie nährten noch eine Zeit lang Rachepläne in sich, ein Guerillakrieg verwüstete noch weiter Judäa, einzelne Festungen, Nebenposten, wurden noch eine Zeit lang verteidigt mit kühnem Heldenmute, — auch sie fielen; die Flammen, welche sie anschürten,

dienten dazu sie zu verzehren. Noch zwei Menschenalter später brach eine Empörung aus, ein neuer Messias stand auf: Ben Kosiba warf sich an die Spitze mehrerer kühner, verwegener Männer, fand Anhang und Vertrauen selbst bei Besonnenen und Nüchternen, war ein Held im vollen Sinn des Wortes, wußte mit einer kleinen Schar dem mächtigen Rom Jahre lang zu widerstehen, der hadrianische Krieg nahm große Dimensionen an, — natürlich zum weiteren Untergange des schwachen Ueberrestes und zur Verstärkung des Druckes. Der Römer, sonst wenig daran gewöhnt, die Religion des Feindes zu verfolgen, fühlte wohl, daß hier eine geistige Kraft sei, die ihm mehr Widerstand leiste als die schwachen Leiber, und er wütete gegen das Judentum und seine Bräuche. Todesstrafe wurde gesetzt auf die Ausübung der Einrichtungen und Anordnungen im Judentume, alles dessen, was äußerlich den Juden als solchen kennzeichnet, das Blut der Märtyrer floß in Strömen dahin. Wohl erwuchs aus diesem Blute neue Glaubenskraft, aber die Zerstörung der Volksselbstständigkeit ward für die Dauer besiegelt. Die Kannaim gingen allmälig auch dahin, sie ließen ihren griechischen Namen bloß zurück; blinde Eiferer, die gegen die Macht der Zeit ankämpfen, den heiligen Geist der Weltgeschichte verkennend, die alten Zustände gewaltsam erhalten wollen, werden mit dem Namen „Zeloten" belegt.

Die Pharisäer der alten strikten Observanz, der strengen Schule, waren noch zahlreich vorhanden, die Schammaiten, die in priesterlicher Gesetzeshülle dem Priestertume Widerstand leisteten, jene Männer, die in Erschwerungen, die sie dem ganzen Volke auferlegten, dessen Heiligung zu bewirken glaubten: sie wären allmählig verdorrt, hätten nicht die lebendige Kraft in sich getragen, um das Heiligtum durch die Jahrhunderte bewahren zu können. Als der Tempel gefallen war, wollte sich ihre finstere Gesinnung, stets hinblickend auf die alten Bräuche und Anordnungen, geltend machen. Nun der Tempel gefallen, sprachen sie, dürfen wir weder Fleisch essen, noch Wein trinken; kann ja das Tier nicht geopfert werden im heiligen Hause, der Wein nicht mehr als Trankopfer vor Gott ausgegossen werden! Mit solcher Gesinnung würden die Pharisäer der strengen Nüance dem Judentume den Untergang bereitet haben.

Aber die Hilleliten lebten, die Männer, welche den Geist Hillel's geerbt hatten, mehr die innere Gesinnung achteten als die alten Erschwerungen, mehr die Zeit frugen als die alte Satzung. Sie waren es, welche die Ueberreste in einem engen Zusammenhange erhielten, den Geist nicht untergehen ließen, wenn auch das leibliche Band, das äußere zersprengt war. Dieser Pharisäismus, wie er als eine Entwickelung aus dem Innersten heraus durch Hillel sich gestaltet hatte, hauchte dem Judentume die Lebenskraft ein, daß es die Wanderung neu antreten konnte durch die Welt.

Israel trat nun die neue Wanderschaft an, eine schwere und mühevolle. Von nun an lastete lange Zeit hindurch, fast bis auf die Gegenwart, schwerer Druck auf ihm. Der Römer konnte es ihm nicht verzeihen, daß seine Macht so lange von ihm in Anspruch genommen war, daß er alle seine Kräfte anwenden mußte, um dieses schwache und gebrechliche Völklein zu zersprengen, und der Triumphzug des Siegers mußte durch die Ketten und den Hohn, welcher auf den Besiegten geladen wurde, erhöht, strahlender werden. Die Römer hegten von da an einen tiefen Groll gegen die zersprengten Reste der Juden, gegen die zerstreuten Glieder, welche sich allmählig in allen Gebieten des Römertums niederließen. Und als nun gar der Glaube an das erfüllte messianische Judentum den Thron der Cäsaren bestieg, gesellte sich zu dem ererbten Hasse noch neuer, der Kampf ward ein noch mehr erniedrigender, der in den tiefsten Eingeweiden wühlte, der die Seele zu kränken, das Gemüt zu verletzen, als ein verdienstliches Werk betrachtete. So schritt der arme Wanderer durch die Wüste des Mittelalters.

Ist es auffallend, daß er das Antlitz nach der Vergangenheit kehrte, die ihm um so glänzender erschien, je entfernter sie ihm wurde, daß er nur von ihrer Wiederherstellung alles Gute und Schöne ersehnte, daß er sich die Zukunft als ein Abbild darstellte dessen, was längst untergegangen und begraben war? Ist es ein Wunder, daß er keuchend und niedergedrückt seine Wanderung vollzog, daß er ein stacheliges Panzerhemd anlegte, damit der Dolch ihn nicht treffen könne, damit die feindliche Berührung von außen ihm nicht nahe, daß er mit allerhand Hüllen sich umgab, damit der frostige, eisige Hauch, der ihn aus jedem Worte, aus jedem

Atemzuge anwehte, nicht seine Glieder durchschüttelte? Ist es auffallend, daß er sich manche wertlose Schaumünze umhängte, auf sie hinsah, um sein freudloses Leben auszuschmücken, um im Hinblicke darauf sich in angenehmen und freundlichen Träumen zu ergehen? Nur schwankende Hütten konnte er sich überall errichten. Er mußte darauf gefaßt sein, daß er die Hütte, die er heute aufbaut, morgen wieder selbst abbrechen müsse, oder daß sie ihm abgebrochen werde. Und dennoch, wo er irgendwie nur größere Sicherheit sah, wo nur in geringem Maße ein wohlwollender Sinn ihn anwehte, wo ihm die neue Stätte vergönnte, daß er geistige Furchen ziehen und seine geistige Saat etwas ruhiger hineinlegen könnte, da ward ihm der neue Ort alsbald ein wahres und volles Vaterland.

Es ist ein rührender Anblick, doch nein! es ist mehr als rührend, die Weltgeschichte ist nicht bloß ein Rührstück, nicht bloß ein Stoff für die tränenfeuchte Romantik, um ihren Weltschmerz damit eine Zeit lang zu nähren und dann sich der Weltlust um so ungestörter und tatenloser hingeben zu können. Es ist mehr als rührend, es ist erhebend, wenn wir erblicken, wie die Juden überall, wo sie eine längere Zeit sich anzusiedeln vermochten, auch vollkommen in dem Geiste und dem Charakter dieses Landes wurzelten, trotz aller Liebe zu Palästina, trotz aller Innigkeit für die ererbten Sitten, trotzdem daß sie erfüllt waren von dem Geiste, der von Jerusalem ausging, von der Lehre, die von Zion ihren Zug genommen. Sie waren bald nach der Zerstörung des Tempels in zahlreicheren Gemeinden wiederum in Babylonien angesiedelt. Dort war das neue Perserreich, das Reich der Parther, ein mächtiges Reich, das allein einen unbezwingbaren Widerstand dem Weltreiche der Römer entgegenzusetzen wußte. Wir kennen nicht genug von der ganzen inneren Einrichtung desselben, von dem geistigen Leben, das dort herrschte, es zeugt jedenfalls für die selbständige Kraft, die in dem Volke lebte, daß es der alles bezwingenden Obmacht des römischen Reiches sich zu entziehen wußte. Dort lebten zahlreiche jüdische Gemeinden und bald blühte ein geistiges Leben auf, und bald war auch die Liebe und Anhänglichkeit zu diesem neuen Vaterlande in ihnen fest begründet. Es ist ein bedeutsamer Ausspruch, der von einem Lehrer aus jener Zeit, aus dem dritten Jahrhundert überliefert wird, ein

Ausspruch, der so recht die Gesinnung der damaligen dortigen Bevölkerung ausdrückt, wenn er sagt: Wer aus Babylon nach Palästina zieht, der übertritt ein Gebot, begeht eine Sünde. So fühlten sie sich mit Babylon, mit Neupersien enge verknüpft. Allerdings, der Lehrer fügt daran einen Bibelspruch nach seiner und der damaligen Zeit Deutungsweise; allein dieser Vers hat den Gedanken nicht erzeugt, er ist an ihn bloß lose angelehnt; der Gedanke wurzelt in der Liebe zum neugewonnenen Vaterlande. Ganz damit übereinstimmend ist der andere Spruch eines anderen Lehrers, wenn er sagt: Das Staatsgesetz hat religiöse Berechtigung. Früher hatte man das Staatsgesetz als Ausfluß des Heidentums, als ein Werk des ungöttlichen Wesens wahrlich nicht für berechtigt erklärt, man erblickte in ihm den ärgsten Feind. Nunmehr innerhalb eines Vaterlandes, das man zwar nicht mit vollkommener Freiheit bewohnte, das aber doch eine feste und gesicherte Stätte bot, galt das Gesetz als vollkommen religiös berechtigt. Babylon war ein neues Heimatland für die Juden, und seine Sprache, die aramäische, chaldäische, wurde fast zur heiligen. Der Aramäer hieß früher der Götzendiener, Aramäismus war der feindliche Gegensatz zu Israel, und dennoch nun lebten sie unter ihnen, sie nahmen eine günstige und sichere Stellung ein, da lebten sie sich denn auch ein in die Anschauungen und die Sprache. Noch heutigen Tages haben wir in den Gebeten aramäische Bestandteile, sie gelten gleichfalls als heilig, ob es gleich nicht Klänge von Zion sind. Die Bibelübersetzung in aramäischer Sprache wird als bevorzugt anerkannt, zum Teil wohl wegen des treuen und genauen Anschlusses an die gültigen Anschauungen, hauptsächlich aber weil sie aus einem Lande gekommen, das eine zweite Heimat den Juden geworden war. Die Sprache Babylons, das Aramäische, erhielt sich selbst noch spät, als schon die arabische Literatur das Judentum neu tränkte, als schon die Araber die Ueberreste und Spuren älterer Kultur durch die ihrige ersetzt hatten.

Als dieses junge Volk mit seiner jungen Literatur in die Weltgeschichte eintrat, eine Zeit lang höchst fruchtbar einwirkte sowohl auf die Gestaltung der Menschheit im allgemeinen, als auch auf die höhere Entwickelung derselben insbesondere, als das Arabertum, rasch erwachsen, einen großen Teil der Menschheit beherrschte,

da waren alsbald die zahlreichen Juden, die innerhalb des arabischen islamischen Gebietes lebten, voll eingelebt in diese Länder, fühlten sich vollkommen als Glieder dieser Völker. Ganz besonders zeichneten sich die zahlreichen jüdischen Gemeinden Spaniens, das gleichfalls bald der Herrschaft und der Bildung des Moslem unterworfen ward, durch ihre innige Verschmelzung mit den Bewohnern des Landes aus; sie ehrten den Boden als heimischen, befruchteten ihn mit ihrem Schweiße, entlockten ihm durch ihre Kraft die edelsten Früchte. Mit Stolz nannten sie sich, gleichfalls sich anlehnend an eine ebenso wenig wie die früher von Babylon erwähnte berechtigte Erklärung eines Bibelverses: Die vertriebenen Juden, welche in Sefarad wohnten; Sefarad sollte Spanien sein. Mit Stolz blickten sie auf ihr Spanien hin, feierten es in Dichtungen, hingen an ihm mit aller Glut des Herzens. Der müde Wanderer hatte eine neue schöne Stätte gefunden und blickte nicht mehr zurück, er liebte seine Gegenwart. Als sie auch von dort vertrieben wurden, richteten sie ihre Erinnerungen doch stets nach Spanien und Portugal und tun es zum Teil noch bis auf den heutigen Tag. — Auch in anderen Ländern, wo sie nur immer eine länger dauernde Stätte gefunden hatten, verknüpften sich die Juden eng mit dem Volke geistig und gemütlich, liebten dessen Sprache, pflegten seine Sitte und hielten sie noch dann aufrecht, als sie wieder hinweggefegt wurden durch die blinde Wut der anderen Bewohner. Die deutsche Sprache erklingt uns von den Lippen der Juden in den entferntesten Ländern, sie haben sie Jahrhunderte lang bei sich bewahrt; sie lieben diese alten Klänge, sie erinnern sich an eine Heimat, die zwar mit ihrem Blute getränkt wurde, die eine feste und friedliche ihnen nicht geworden, in der sie aber eine längere Zeit geatmet, auch den Hauch des Geistes in sich aufgenommen haben. Ja, der Wanderer fühlte es, daß seine Bestimmung es war, nicht bloß die Menschheit eilenden Fußes zu durchziehen, sondern daß er sich auch eine dauernde Stätte gründe, um mit der Menschheit und in derselben zu leben und für sie zu wirken.

Er hatte sich wohl verwahrt gegen die Berührung mit der Außenwelt, er schritt keuchend einher, bloß, wie es schien, von Sorgen des Tages erfüllt, sein Antlitz durchfurcht und der Blick

trübe und sorgenvoll. Aber tretet nur ein in seine schwankende Hütte, da findet Ihr: das stachlige Panzerhemd ist abgelegt, die Binden, die ihn umhüllten, hat er von sich genommen, und ein reiches Gemütsleben quillt aus seinem Herzen. Er ist nicht frostig, wenn er auch stark umhüllt ist mit Binden und Hüllen, er ist nicht stachlig, wenn auch sein Aeußeres also erscheint, er trägt ein warmes Herz im Busen, wenn er auch gegen den eisigen Hauch der Außenwelt sich verwahren muß. Wo er innere Wärme findet, da ist er auch warm und mild, und in der Familie, in der Treue, die die einzelnen Glieder derselben umschlang, war Israels Trost und Kraft. Er war abgeschlossen von der Außenwelt und er verwahrte sich dagegen, daß etwas von ihr auf ihn eindringen könne, so lange er feindliche Berührung zu fürchten hat; wo aber ein frisches geistiges Leben erwachte, wo ein Frühlingshauch, wenn auch oft nur scheinbar, die Welt durchwehte, neue Bildung erstand, befruchtend die Ströme des Geistes durch das Land zogen, da wußte auch er gierig zu schöpfen, da war er auch innig verbunden mit dem Geiste der Zeit.

Ueberhaupt der Geist, so sehr er auch niedergedrückt einherging, war in ihm nicht gebeugt. Während in finsterer Zeit Bischöfe und Ritter der heiligen Unwissenheit ganz hingegeben waren und die schwere Kunst des Lesens und des Schreibens ihnen ganz fremd blieb, so war in diesem Ueberreste der zersprengten Juden immer ein Streben nach geistiger Entwickelung, oft ein einseitiges, das nicht mit dem fortschreitenden Leben im Einklange stand, doch jedenfalls eine geistige Regsamkeit, die sie stets frisch erhielt. Heiligsprechung der Unwissenheit beherrschte nimmermehr Israel; die Wissenschaft war zuweilen schief, der Scharfsinn irregeleitet, der Geist schmückte sich vielleicht hie und da mit wertloser Schaumünze, aber er war immer tätig. Da stehen Riesenwerke vor uns aus trüben und helleren Zeiten, Erzeugnisse des Denkens und geistiger Arbeit, sie erwecken unsere Ehrfurcht. Ich schwöre nicht auf jedes Wort des Talmud, nicht auf alles, was die mittelalterlichen Lehrer gedacht haben, aber keines von ihnen möchte ich vermissen; es ist eine Schärfe, eine Gedankenkraft darin, die uns Achtung einflößt vor dem Geiste, der in unseren Ahnen lebendig war, eine Fülle gesunden Verstandes, heilsame Lebenssprüche, eine Frische der Anschauung

sprudelt uns oft entgegen, die auch heute noch belebend und anregend auf uns wirkt.

Ein neues Volk, ein ungebändigtes, bisher wild umherschweifend tritt in die Weltgeschichte ein, angeregt durch einen blitzartigen Gedanken zu neuer Geistesbildung; innerhalb Arabiens will sich eine neue gebildete Welt erschaffen. An der Wiege dieser neuen Kultur stand gleichfalls das Judentum mit seiner Lehre. Was Gutes am Islam ist, was als ein haltbarer Gedanke in ihm erscheint, das ist ihm aus dem Judentum überkommen. Mit dem Rufe „Es gibt keinen Gott als den einzigen Gott" stürmte der Araber mit seinem wilden Rosse durch die Welt, und diesen Ruf, er hat ihn nicht selbst vom Sinai vernommen, er hat ihn von denjenigen überkommen, die ihn als ihr Erbe durch die Welt getragen. Das ist der einzige fruchttragende und weltüberwindende Gedanke, welchen der Islam in sich trug. Er schmückte ihn aus und wiederholte ihn in leeren tautologischen Formen, er verbrämte ihn und auch dies mit jüdischen Anschauungen und Erzählungen. Diese neue Religion hat, ein Jahrhundert kaum nach ihrem Entstehen, auf eine merkwürdige Weise nicht blos einen großen Teil der Welt erobert, sondern die Sieger selbst gebändigt, zu einem neuen geistigen Leben erweckt. Diese Völker, die nun in ihrer ersten Jugend standen, ungebildet und roh in die neue Religion eingegangen waren, lauschten bald begierig auf das Wort, das ihnen vom Altertume überliefert wurde durch die Ueberreste des Griechentums, durch die syrischen Heiden. Diese hatten die philosophischen und sonstigen wissenschaftlichen Werke in ihr Idiom übersetzt, und bald bemächtigten sich die Araber der ihnen zugänglichen Ueberreste des Altertums, sie saßen zu den Füßen der alten griechischen Lehrer als fleißige Schüler, sittigten sie durch die Zucht der Wissenschaft, eine neue Kultur erblühte, wie sie kaum zu einer anderen Zeit das Mittelalter aufweisen kann. Die Juden nehmen bald Anteil, sie leben mit darin, sie sind gleichfalls Philosophen und Uebersetzer und fühlen sich verwandt dem Streben, das in dem jugendlichen Volke erwacht ist. Auch sie sind Vermittler dieses neuen geistigen Aufschwunges und sind es in noch höherem Sinne. Sie verbleiben nicht unter den Arabern, sie beschränken sich nicht, wie die Araber selbst, auf den eigenen Kreis und den

eignen Boden; überall hin tragen sie diese Werke und streuen die Saat der Kultur weithin. Aus dem Arabischen werden sie ins Hebräische übersetzt und aus diesem in die verschiedensten Sprachen Europas; erst dadurch wurden die Werke des Altertums dem mittelalterlichen Europa bekannt, und sie waren die einzige geistige Aussaat in dieser dürren Zeit. Man verspottet oft die Juden als Vermittler von Geschäften, sie bringen die alten abgelegten Kleider des Einen dem Andern zum Kaufe ins Haus. Ja, sie haben die abgelegten Kleider der alten Bildung den Völkern Europas ins Haus gebracht, und wenn sich diese nicht mit jenen Ueberresten bekleidet hätten, so wären sie ganz nackt gewesen.

Aber sie waren nicht bloß Vermittler, sie wirkten auch schöpferisch mit ein. Was man im Mittelalter von Botanik und namentlich von offizineller wußte, das verdankt man der Uebersetzung und Bearbeitung des Dioskorides, die mit Hilfe eines Juden, eines Leibarztes und Vezirs, Chasdai ben Isaak Schaprut, und durch dessen Vermittlung veranstaltet wurde. Die bedeutenderen Philosophen aus der arabischen Zeit sind selbst Juden gewesen, wenigstens einem großen Teile nach. Der Name Avicebrons klingt durch viele Schriften des Mittelalters, als eines der originellsten Geister. Es war ein Jude, Salomo ben Gabirol. Sein Name wurde verstümmelt: Abencebrol, Avicebron. Er war ein origineller Denker und zugleich ein bedeutender Dichter, ein Geist, bei dessen schöpferischer Kraft ich gerne länger verweilen möchte. Maimonides Moses ben Maimon, eine Säule des Glaubens, ein Mann, schöpferisch in allen Gebieten des jüdischen Wissens, war zugleich ein Denker, der nicht bloß in das Judentum seine Saaten dauernd einstreute, er war auch ein Lehrer Europas geworden. Albert der Große schreibt das Beste von ihm aus, und Thomas von Aquin entlehnt ihm Vieles. Wer zählte alle die großen Geister, die alle innerhalb des arabischen Gebietes lebten, dort ihre geistige Wirksamkeit entfalteten und ihre dichterische Begabung ausströmen ließen? Welch' eine herrliche Zeit! wie legt sie Zeugnis ab von der Kraft im Judentume, die sich nicht brechen läßt, die, wenn ihr nur Raum gegönnt wird, reich und üppig sich entfaltet! Als in Italien die Blüte der Dichtkunst wieder erwacht, mehr der Schönheitssinn als

der kräftige Geist der Wissenschaft, steht bald neben Dante ein jüdischer Dichter, Immanuel, ein Freund Dante's, eng mit ihm verbunden, voll frischen Humors, wie denn überhaupt bei allem Drucke der Geist des Juden nicht stumpf und lebensmüde wird. Die Mathematik hat Vertreter in reicher Anzahl im Schoße des Judentums. Der seltsam klingende Savaforda ist Abraham ben Chija, ein Spanier, der in der Provence lebte. Er trug den Beinamen Zahib Alschorta, d. h. Polizeimeister, wie damals große Gutsbesitzer hießen, gleich unserem Oberamtmann, oder Nasi, Fürst, wie er mit hebräischem Titel hieß. Als Savaforda geht er durch die Werke des Mittelalters hindurch.

Die Zeiten werden lichter, und überall sehen wir Juden mit lebendigem Geiste Anteil nehmen an allem, was die Geister erfrischt. Die Bibel mußte gewissermaßen für die Christen neu entdeckt werden. Wer hat sie bewahrt, die hebräische Bibel? Wer hat sie 15 Jahrhunderte aufgehoben, damit sie später wiedererscheinen könne in ihrer ursprünglichen Gestalt? Die Heiligsprechung der Unwissenheit hätte sie längst verdammt, wir würden, wenn sie nur unter ihrem Schutze gewesen wäre, sie eingebüßt haben, vielleicht fänden wir einige Stückchen von ihr unter alten Palimpsesten, unter einem Mönchbrevier, mit geschlossenem Blicke stünden wir ratend vor ihnen wie vor assyrischen Keilschriften. Durch die Sorgfalt der Juden ist das eine Auge der geistigen Welt nicht erblindet, das Auge des Hebräertums, die Offenbarungslehre; sie haben sie aufbewahrt, als ihren Schatz durch die Welt getragen, mit seinem Verständnis sich angeeignet und ihre Hilfsmittel der ganzen Welt übergeben. Die stolze Wissenschaft, die heute selbständig dazustehen und die Bibel nach eigner Einsicht zu erklären glaubt, sie geht mit den Hilfsmitteln zu Werke, die ihr von den Juden überliefert worden sind, sie geht an den Krücken der Rabbinen einher. Wie diese sie punktiert und accentuiert, hie und da auch umgestaltet haben, so haben sie sie übernommen und arbeiten weiter an ihr fort. Als die Zeit einer neu erwachenden Bildung eintrat, suchte man sich an dem Stabe des Judentums emporzuranken. Reuchlin, der Lehrer Deutschlands, erfaßte gewissermaßen die beiden Säulen des geistigen Tempels und lehnte sich an sie: das Griechentum und das Judentum; er

schöpfte aus beiden Quellen. Die heilige Unwissenheit legte ihm deshalb Fallstricke, sie wollte seine Werke der Acht überliefert wissen, ihre Schergen jammerten sehr, daß er nicht ihrer Gewalt übergeben wurde. Er aber achtete die überlieferten Schätze des Judentums, manchen falschen Schatz vielleicht gar mehr, als er es verdiente. Von hoher Bedeutung sind die Werke der Kritik, wie sie von den Juden damals geübt wurde, die Arbeiten eines Elias Levita, die Leistungen eines Asariah de Rossi. Die Zeit schritt weiter, die Juden mit ihr.

Dort in jenem Lande, wo ihnen so lange Zeit ein schönes Leben geblüht hatte, das sie mit heiliger Glut umfaßt hatten, war der blinde Eifer mächtiger als die Wissenschaft. Diese hatte das Land befruchtet, so lange die Araber dort gelebt hatten; als sie zurückgedrängt wurden, flüchtete auch sie vor der züngelnden Glaubenswut. Die Flamme des Fanatismus ward an der Unwissenheit mehr und mehr genährt, sie zehrte die besten Kräfte des Landes auf, und auch die Juden mußten weichen: es genügte nicht, sie zu bedrücken, ihren Hauch selbst betrachtete man als entweihend. Sie mußten aus dem Lande ziehen, das sie ein Jahrtausend hindurch in Ehren bewohnt, an dessen Heil und Wohlfahrt sie aufs glänzendste mitgewirkt hatten. Sie mußten hinwegziehen; was sie von alter geistiger Bildung gerettet, trugen sie mit sich nach der Türkei, wo sie jedoch den unfruchtbaren Stamm der Osmanen nicht zu höherer Bildung erziehen konnten. Aber auch nach einem neuen Lande, das von Spanien abhängig gewesen und von seiner Herrschaft sich befreit hatte, nach Holland, trugen sie mit der Liebe zu dem alten spanischen Vaterlande die Ueberreste der Bildung aus alter Zeit. Holland gab das erste Beispiel in der Christenheit, den Grundsatz der Glaubensfreiheit, wenn auch nicht vollkommen, so doch im Wesentlichen auszusprechen, und Holland erblühte in seiner äußeren Wohlfahrt und geistigen Obmacht eine Zeit lang, in ihm auch die jüdischen Bewohner. Dort erstand ein körperlich schwacher Mann jüdischer Geburt, der Anfänger einer neuen geistigen Aera, der wenn auch nicht unmittelbar, so doch bald und bis zur Gegenwart gefeiert wurde und wird. Baruch Spinoza erblickte das Licht der Welt in Amsterdam, er war der Anfänger einer neuen Gedanken-

reihe, welche von da an in die denkende Welt eintrat und vieles umgestaltete. Er blieb nicht ein inniger Anhänger der jüdischen Lehre, wenn er auch niemals sie verließ, aber er war herangereift an seinen alten jüdischen Lehrern, er hatte seinen Aben Esra und Maimonides eifrig studiert, er rankte sich empor an Juda Alfakar und Chisdai Kreskas. Er bekämpfte wohl die jüdischen Aristoteliker, und hatte dennoch in ihnen seine Lehrer gefunden, war von ihnen in die philosophische Zucht genommen. Er befehdete gleichfalls die Kabbala, und ist dennoch auch durch sie vielfach angeregt worden, ihre Emanationslehre ward bei ihm zur Lehre der Immanenz. Baruch Spinoza hat die Grundlage gelegt zu einer neuen Philosophie, die die Mutter ward einer großen Anzahl moderner Philosophien. Ein granitner Charakter und ebenso der Bau seines Systems ein granitner. Sie haben Steinchen von ihm abgehauen und eingefügt in anderes Gerölle und dadurch neue Systeme geschaffen; aus seinem Bau sind sie aber entstanden. Ob er die Wahrheit gefunden? Ich glaube es kaum, aber daß er ein Lehrer der Menschheit geworden, daß er sie befreit hat von vielem Wahn und Vorurteil, die Geister mächtig aufgerüttelt, der Vater eines neuen geistigen Lebens und der Schöpfer einer freien biblischen Kritik war, das ist eine unbestreitbare Tatsache. Der arme jüdische Glasschleifer in Amsterdam ist nicht unfruchtbar durch die Welt gegangen. Gehen wir nicht weiter in die spätere Zeit ein, unterdrücken wir die Nennung manches jüngeren strahlenden Namens; die neuere Zeit liegt uns noch zu nahe, als daß ihre Betrachtung nicht als ruhmredige Selbstbespiegelung erschiene.

Doch nun will eine neue Zeit sich gestalten. Wir sind aus dem Mittelalter noch nicht vollständig heraus, aber seine Stützen werden gebrechlich; was ihm ein Stab gewesen, erweist sich heute als Splitter. Noch will aber kein neuer geistiger Gedanke befruchtend in die Welt einziehen, noch weht kein neuer Hauch durch die welken Blätter der Menschheit. Aber sie bereitet sich vor für die neue Zeit, gesunde Wissenschaft, lebensvolle Gesinnung soll alles erforschen und beleuchten. Vor der gesunden Wissenschaft wird diejenige, die, an sich selbst verzweifelnd und des eigenen schwächlichen Geistes inne, auch den Geist leugnet, triumphierend den Knochengerüst-Apparat

aufzeigt und damit den Menschen erklärt zu haben vermeint, auch beschämt weichen. Mit einer solchen gesunden Wissenschaft, die den Geist ehrt und den Allgeist ahnt, wird auch das Judentum Hand in Hand gehen, das von solchen Gedanken stets durchweht und erfrischt war.

Wie sind wir nun gerüstet für jene neue Zeit? Der Verbildeten und der Lüsternen gibt es viele, die alle alten Schätze gern hinwegwerfen, das Knie vor der Macht des Tages beugen und sich selbst und ihre Vergangenheit als ein ganz Wertloses von sich abtun möchten, sie sind gebrechliche irdene Gefäße, nicht brauchbar als Werkzeuge zur Herbeiführung einer geistig gesunden Zeit. Auch Eiferer sind unter uns, die, bloß zurückblickend auf die alte Zeit, die Hülle gar sehr lieben, die im Mittelalter getragen wurde, und das stachelige Panzerhemd nicht ablegen wollen, die den Dolch der Verdächtigung und das Gift der Verleumdung anwenden möchten gegen jedes neue Streben. Auch sie sind untauglich für die Herbeiführung einer neuen Zeit. Auch an den Pharisäern der strikten Observanz fehlt es nicht, sie hüllen sich ein, umfassen mit Pietät was von früher hergebracht ist, vom alten Geist wohl durchweht, aber ohne neue frische und erfrischende Kraft. Wo ist aber der neue Hillel mit dem milden klaren Blicke, mit liebender Begeisterung, mit gesunder geistiger Kraft, daß er die neue Zeit mit fördere? Wenn er wieder erscheinen wird, — und er wird uns sicherlich nicht fehlen, — wird er wohl wiederum sein altes Wort, vielleicht in anderer Form aussprechen: Wenn ich nicht für mich, wer dann für mich? Du lieber Wanderer, schau nicht immer zurück, — wird er sagen, — nicht immer den Blick nach der Vergangenheit gekehrt! Jerusalem ist ein Grab, das wir ehren, aber aus dem Grabe ersteht nicht das neue Leben, aus der frischen Gegenwart mußt du schöpfen und sie verwerten. Wenn ich nicht für mich wirke und arbeite aus dem ureignen Geiste, wie er vermählt ist mit dem Geiste der Offenbarungslehre, wer soll es dann tun? Und wenn ich für mich allein, was bin ich dann? Wenn ich der Menschheit nicht angehöre, erfülle ich meine Pflicht nicht. Du lieber Wanderer, lege ab das Panzerhemd, das stachelige, die Berührung ist keine feindliche mehr, tue ab

die Binden, die dich umhüllen und entstellen, dich weht nicht mehr ein eisiger, frostiger Hauch an, es will Liebe überall erblühen, du hast ein warmes Herz und daran soll die ganze Menschheit sich legen, du sollst frisch die Gesamtheit umfassen. Gehe, die Binde ist nicht der Geist und das stachelige Panzerhemd nicht das Wesen. Und wenn nicht jetzt, wann dann? Wenn nicht jetzt, wo der Geist des Judentums noch lebendig in seinen Gliedern vorhanden ist, wenn nun nicht gewirkt, Stätten errichtet werden, von denen aus die Erkenntnis des Altertums die Welt befruchtet, für die Zukunft neue Saaten ausgestreut werden, wenn die Gleichgültigkeit in Israel zunimmt, wenn sie die alten Schätze als wertlos hinwegwirft, wenn nicht die Erkenntnis des eigentlich jüdischen Wissens, die Beleuchtung der Offenbarungslehre, das Schöpfen aus diesem ewigen Quell gefördert wird, wann dann? Erst dann, wenn alles eingesargt ist, auf der einen Seite nur tote Gebeine, auf der andern alles zerstäubt ist? Mit solchen Worten wird der neue Hillel, wenn er erscheinen wird, den Wanderer zu kräftiger Tat, zu freudiger Mitwirkung für die geistige Aussaat ermuntern; er wird es mit Feuerzungen sprechen, mit der siegreichen Begeisterung, die alle klüglichen Bedenken niederwirft. Die Zeit wird kommen, das Judentum hat seine Mission noch nicht beendet. Das Judentum schließt die Weltgeschichte nicht ab, nicht vor achtzehn Jahrhunderten, nicht am heutigen Tage, es wandert mit der Menschheit auf ihrem siegenden Gange und verklärt sie mit mildem Strahle.

Druck von H. Fleischmann, Breslau, Ohlauerstr. 8.

Zweite Abteilung:

Von der Zerstörung des zweiten Tempels bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts.

1.

Einleitung.

Das Judentum hatte mit der Beendigung seines zweiten Staatslebens seine Aufgabe noch nicht erfüllt. Wohl hatte es den Götzendienst in sich vollkommen überwunden, den Gedanken der Einheit und Heiligkeit Gottes zu einer lebendigen und das Leben erfüllenden Überzeugung durchgearbeitet. Es hatte dem Menschen jene göttliche Erhabenheit als Musterbild, dem er nacheifern soll, vorgeführt, ihn ermahnt, daß er sich als ein Abbild derselben darstelle. Den sich hervordrängenden Einfluß eines bevorzugten Priestertums und eines sühnenden Opferdienstes hatte es fast bis zu völliger Bedeutungslosigkeit hinabgedrückt, diese Gleichberechtigung der Menschen und deren Wert nach ihrem freien sittlichen Streben mit Nachdruck hervorgehoben. Aber diese Grundlagen aller wahrhaft menschlichen Frömmigkeit, diese ewigen Wahrheiten, zu welchen die ganze Menschheit sich hinanringen soll, waren innerhalb eines Stammes erstanden, der die Notwendigkeit fühlte, sich zu einem in sich enge geschlossenen Volke zu gestalten, sie wuchsen heran inmitten einer von sehr abweichenden Überzeugungen geleiteten Umgebung. Das jüdische Volk mußte sich deshalb mit einer gewissen Schroffheit absondern, um nicht gleichfalls von diesen Verirrungen ergriffen zu werden, und es konnte andererseits doch den Einflüssen von außen nicht ganz entgehen, und in sein religiöses Denken und Leben schlangen sich viele Gebräuche,

die nicht seiner Idee entsprossten, die vielmehr Eindringlinge von den umgebenden Völkern waren. So war die Aufgabe des Judentums noch nicht erfüllt. Es lebte abgesondert, es hielt die Absonderung für seine Pflicht, es mußte sie nach den damaligen Umständen aufrecht erhalten, während es doch seinem wahren Berufe nach sich über die ganze Menschheit ergießen, sie liebend umschlingen soll. Es sollte den Menschen zum Wandeln in den Wegen Gottes, der höchsten Weisheit und der höchsten sittlichen Freiheit, anleiten, ihn gleichfalls dazu erziehen, und es war sowohl durch seine Abschließung als auch durch den Einfluß seiner Umgebung in manche unfreie Äußerlichkeit gedrängt.

Ob das Judentum bei ungestörter Entwickelung auf seinem heimischen Boden diese Schranken durchbrochen hätte, ob es, nach dem begeisterten Seherblicke seiner Propheten, seine Pforten zur Aufnahme der ganzen Menschheit weit geöffnet, sich innerlich zur Überwindung aller gesetzlichen Äußerlichkeit durchgebildet haben würde, ist eine Frage, welche uns der geschichtliche Verlauf nicht beantwortet, sie ist daher auch eine müßige. Wohl trat fast gleichzeitig mit der Auflösung des jüdischen Volkstums der Versuch auf, den Eintritt der messianischen Zeit als eingetroffen, die Herrschaft des Judentums über die Welt als bevorstehend oder gar als vollzogen zu verkünden. Allein der Versuch war aus stürmisch erregter, mit der Verzweiflung ringender Zeit hervorgegangen; weder das jüdische Volk noch die Menschheit war genügend dafür vorbereitet. Die Wahrheit wird nicht im Sturm erobert, sie will allmählig verklärend eindringen. Das Judentum schickte wohl einen Sendboten aus, der manche seiner Lehren im Laufe der Zeit zum Gemeingute der Menschheit machte; aber derselbe entfremdete sich bald dem Glauben, der ihn ausgesendet, nahm, indem er in die Welt einging, sich unter die Heiden mischte, auch von der Welt an, verschmolz auch mit dem Heidentume. Die Aufgabe des Judentums war damit nicht erfüllt.

Es sollte selbst in die Welt wandern mit allen seinen Gliedern nach der ganzen Lebensgestaltung, die es angenommen.

Der Ruf des die Geschichte leitenden Geistes erging an das Judentum: Lenke deine Schritte über die ganze Erde und bewähre in ihr deine Kraft, dich erhaltend, dich läuternd und die Menschheit für dich gewinnend! Es tat diesen Schritt nicht aus freier Wahl, nicht mit siegesmutigem Herzen; die traurige Not legte ihn ihm auf. Scheu, bang, zagenden Herzens trat es in eine fremde, von ihm mit argwöhnischen Blicken betrachtete Welt. Auch diese wendete ihrerseits den Blick ihm grollend zu, beobachtete es mißtrauisch und finster. So war das Judentum nicht bloß in fremdartige, sondern auch in feindliche Umstände hineingeschleudert. Sein Kampf mußte lange und mehr um knappe Erhaltung als um Läuterung und Ausbreitung geführt werden. Es darf uns daher nicht überraschen, wenn wir das Bemühen um schroffe Absonderung, um ängstliche Bewahrung jedes kleinlich Unterscheidenden in ihm wahrnehmen, dieses Bemühen in den Vordergrund gedrängt sehen. Die Unverwüstlichkeit der Grundgedanken sollte sich auch unter den ungünstigsten Umständen bewähren und hat sich bewährt, wenn sie auch in der Mühsamkeit, mit der sie sich durcharbeiten mußten, oft seltsame Äußerungen annahmen. Die Pflanze ringt, wenn sie auf finsterm Boden wurzelt, in sehr eigentümlichen Verschlingungen nach dem Lichte hin; sie nimmt dann ganz ihrer Natur fremde Gestaltungen an. Der wäre ein schlechter Naturforscher, der die Pflanzengattung nach diesen naturwidrigen Verkrümmungen beurteilen wollte. Der Kenner wird die normale Naturkraft in ihr deshalb nicht verkennen, vielmehr auch in der Anomalie jenes Streben nach dem Lichte bewundern. So beurteilt auch der das Judentum schlecht, wer dessen mittelalterliche Abnormität seiner innersten Natur beimißt, der nicht in Erwägung zieht, wie es sich durch alle künstlichen Hemmungen, durch unübersteigliche Schranken durchzuwinden, wie es in verpesteter Luft, in dem trüben Schatten des auf allen Seiten lauernden Todes zu atmen hatte, der nicht vielmehr die unerschöpfliche Lebenskraft bewundert, mit der es dennoch nicht bloß sich erhalten hat, sondern auch auf jedem nur möglichen Wege zum Lichte hinangedrungen ist, wie es bald seine Ver-

krümmungen wieder zu ebnen vermocht hat, und es unter aller dieser Ungunst doch in seinem innern Läuterungsprozesse und seinen heilsamen Wirkungen nicht ganz verunglückt ist.

Denn das Judentum stellt uns auch von der Zeit an, daß es seine Wanderung unter den Völkern angetreten, nicht das Bild des Zerfalles dar, sein Weg ist kein unfruchtbarer; reiche Saaten des Geistes werden von ihm ausgestreut und befruchten den Boden der Menschheit. Den Nachweis sollen die folgenden Betrachtungen führen. Nicht in dem Sinne, als suchten wir zu einem willkürlich angenommenen Resultate nun die Belege willkürlich aus. Wir wollen unsere Wanderung durch die Jahrhunderte, soweit es uns vergönnt sein wird, sie fortzusetzen, nicht mit der Absicht unternehmen, den Blick vor trüben Erscheinungen, geistiger Entartung und Mißgestaltung zu verschließen, ausschließlich die hervortretenden gesunden Entwickelungen zu betonen, die andern Seiten zu verhüllen oder gar durch künstliche Beleuchtung sie in ein blendendes Licht zu setzen, ihnen einen magischen Reiz zu verleihen. Das wäre Fälschung der Geschichte. Halten wir uns von jener schiefen Betrachtung des Mittelalters, von jener gewaltsamen Lobpreisung der traurigen Verrenkungen dieses großen Zeitabschnittes fern. Geben wir der Wahrheit die Ehre, auch wo dieselbe uns verwundet, wo sie uns schmerzlich ist. Allein wir sehen einen langen Abschnitt der Weltgeschichte seine eigentümlichen Wege gehen, seinen schweren unheilvollen Kampf führen, erst unter vielfachen Rückfällen, nach häufigem Sturze sich mit den höchsten Anstrengungen und auch dann mit nur sehr langsam sich vollziehenden Resultaten erheben. Innerhalb dieser Geschichte arbeitet das Judentum, das diese Zustände nicht verschuldet, wohl aber mit an ihnen krankt, dennoch beachtenswerte Erscheinungen aus sich hervor. Diese geschichtliche Tatsache leuchtet uns bei aller genauen Kenntnis und bei offenem Blicke, und je genauer die Kenntnis und je offener der Blick, umsomehr entgegen. Die Hervorhebung dieser unverkennbaren Geschichtswahrheit ist kein Zwang, der der Geschichte angetan wird, sie ist der treue Ausdruck ihrer innersten Bewegung;

dieſe höchſt beachtenswerte Tatſache aus dem tiefen Triebe zu erklären, welcher in dem Judentum auch unter dem laſtenden Drucke die Kräfte ſtets friſch anregte, iſt keine geſuchte Deutung, keine künſtliche Beſchönigung, das iſt die ganz einfache Darſtellung der ſich als naturgemäß ſelbſt bezeugenden Entwickelung.

Dieſes Verfahren in der Geſchichtsbetrachtung iſt ein wahrhaft unbefangenes, objektives. Der Forſcher, der ſo verfährt, läßt ſich den Blick nicht trüben durch die Macht, welche eine entgegenſtehende Richtung gewonnen, während das Judentum ſich keuchend fortſchleppen mußte. Die Machtverhältniſſe, und wenn ſie ſich auch lange erhalten, ſind kein endgültiges Gottesurteil in der Weltgeſchichte. Das Gute und Wahre hat lange zu ringen, bis es aus ſeiner Unſcheinbarkeit und Niedrigkeit ſich zu erheben, die Maſſe entgegenſtehender Hinderniſſe zu überwinden vermag. Der Irrtum oder die halbe Wahrheit entſpricht natürlich einer unvollkommenen Stufe mehr als die ganze oder die entwickeltere Wahrheit. Das Endurteil wird auch erſt am Ende gefällt, und wann das Ende iſt im geſchichtlichen Verlaufe, wer will es beſtimmen? Die Weltgeſchichte iſt über das Judentum noch nicht hinweggeſchritten, noch ſteht es da, ſteht da in voller Friſche, Empfänglichkeit und Entwickelungsfähigkeit. Wer es erklärt, wer den Grund ſeiner Dauer enthüllt, iſt der unbefangene Forſcher, nicht der, welcher es vornehm ignoriert. — Wer objektiv urteilt, wird ſich ferner nicht beirren laſſen durch Entartungen, welche bald in den eigenen eigentümlichen Verhältniſſen lagen, bald von außen aufgezwungen worden, er wird durch die Rinde hindurchdringen zu der ſchaffenden Kraft, die in dieſen Mißbildungen ſich nicht erſchöpfte, die vielmehr auch dieſe dennoch wieder zu überwältigen und zu beſeitigen vermochte, an ihrer Wegräumung wie an edlen Neubildungen weiter arbeitet. Das iſt eine ſchlechte Objektivität, welche bloß die Einzelheiten, die ſich auf die Oberfläche drängen, ſieht, dieſe zuſammenſtellt und damit ein wahrheitgetreues Bild aufzuſtellen glaubt; das treue Gemälde darf nicht bloß die augenblickliche Verſtimmung der Züge feſthalten, ſondern es muß den dauernden Charakter wiedergeben, der jede, auch die widrigſte Situation beherrſcht.

Von mancher Seite her wird man wohl ein solches Verfahren wieder mit dem Namen der Apologetik belegen und daran eine Verurteilung knüpfen. Gegen das Wort habe ich nichts einzuwenden. Das verkannte Gute in sein Recht, das ihm entzogen war, einsetzen, die Verteidigung einer mit Unrecht geschmähten Person oder Sache übernehmen, mag Apologetik heißen, wie auch Platon und Xenophon Apologien ihres Meisters Sokrates geschrieben. Allein solche Apologetik ist ein Verdienst, kein tadelnswertes Verdrehen, keine Fechterkunst des schlechten Anwalts. Mag man daher unser Bemühen immerhin ein apologetisches nennen; wir wollen uns durch das Wort nicht abschrecken lassen, uns solcher Apologetik vielmehr rühmen! Den Schwachen verteidigen, die von einer öffentlichen Meinung, welche die Privilegierten erzeugt haben und zu ihrer Selbstberäucherung erhalten, mit Tadel und Schmach belegte, allmählig an sich selbst irre werdende Minorität zum Bewußtsein ihrer Berechtigung erwecken und diese zur Geltung bringen, das ist ein Unternehmen, das zu allen Zeiten die Edlen mehr angezogen hat als jenes wohlfeile, aber auch entehrende Verfahren, der Macht zu schmeicheln und den Zurückgestoßenen neben der Verdrängung noch mit höhnenden Worten zu kränken.

Jedoch halten wir die Erregung fern und gehen wir zu den Tatsachen selbst über!

2.

Die Auflösung des Staates und deren Folgen. Gottesdienst. Volkstum und Glaube. Akiba.

Der mörderische Kampf um Jerusalem war beendet; bis zum letzten Augenblicke verteidigte der mutige Rest, der im Tempel sich befand, die fast schon zu Trümmern gewordenen Mauern. Es war ein heißer Kampf um und in Jerusalem, um den Tempel und in demselben, und nachdem schon längst eine jede besonnene Berechnung den letzten Hoffnungsstrahl erbleichen sah, ließ sich doch der Eifer der leidenschaftlich für die edelsten Güter Erglühten nicht zurückhalten, ihre Leiber dem sicheren Verderben preiszugeben. Der Kampf war vollendet, der Tempel fiel, er war zum Schutthaufen geworden. Ob er mit Absicht, auf Befehl des Feldherrn oder durch die blinde Wut der Krieger dem Brande preisgegeben wurde, steht nicht fest; genug, er erlag den Flammen. Die letzte Selbständigkeit war nun gewichen, Judäa war erobert, das Staatswesen zertrümmert, und so war denn von wirklichem Volkstum, von selbständiger Verwaltung nicht mehr die Rede. Mächtige Erschütterungen der Art haben eine völlige Umgestaltung in ihrem Gefolge; die Folgen sind jedoch sehr abweichender Art. Trifft er auf Einrichtungen, die bereits in sich selbst durchhöhlt, unterwühlt sind, so zertrümmert dieser Sturm das, was sich bloß durch die Kraft der Trägheit, durch die Macht der Gewohnheit bisher erhielt, ganz und gar, es wird Raum für

neue Erscheinungen und Einrichtungen. Anders wirken solche Erschütterungen auf Einrichtungen und Institutionen, welche noch im vollen Leben bis dahin begriffen waren, mögen sie auch in ihrer Wurzel einer Umgestaltung bedürfen, mögen sie auch sich bloß an das Ganze anlehnen und nicht aus eigener Lebenskraft bestehn. Waren sie noch nicht in Frage gestellt und werden nun erst erschüttert durch den plötzlichen Umschwung der Dinge, so halten diejenigen, die davon betroffen werden, nur um so zäher und ängstlicher daran, um nicht durch äußere Gewalt ein Gut zu verlieren, das sie als teuren Besitz mit sich trugen. In dieser verschiedenen Art zeigten sich die Folge der Auflösung des jüdischen Staatslebens, der Zertrümmerung des Tempels.

Ein tausendjähriger Kampf war bis dahin geführt worden um Tempel, Opferdienst und Priestertum, ein tausendjähriger Kampf, in welchem die edelsten Kräfte eine Verjüngung oder eine gänzliche Beseitigung, eine andere Ausprägung des Gedankens verlangten, als wie er durch Priestertum und Opferdienst dargestellt wurde. Längst hatten die alten Propheten und späteren Lehrer mit Entschiedenheit bald ganz und gar Opferdienst und Priestertum verworfen, bald wenigstens den geistigen Dienst als weit verdienstlicher und als mehr in dem Wesen des Judentums wurzelnd dargestellt. In den Schulen der Pharisäer und deren Genossenschaften hatte sich ein neuer Gottesdienst neben dem Tempeldienste gebildet. In diesen Genossenschaften trat Gebet an die Stelle des Opfers, Gebet, Betrachtung und Belehrung; es war ein Gottesdienst im engeren Kreise, der neben dem allgemeinen offiziellen herging, der vielleicht nicht als ausreichend für die Gesamtheit betrachtet wurde, der aber doch dem offiziellen Gottesdienste die besten Kräfte entzog. So war man längst über Priestertum und Opferdienst hinaus, allein sie waren als bestehende Einrichtungen mit dem ganzen Leben des Volkes zu sehr verwachsen, griffen zu tief in alle Institutionen des Staates ein, waren mit dem ganzen Beamtentum und der Herrschaft zu sehr verknüpft, als daß eine Beseitigung derselben, so lange es noch an den äußeren Be-

dingungen zu ihrer Erhaltung nicht fehlte, hätte erwartet werden können. Da brach der Sturm los und der welke Stamm fiel zusammen. Opferdienst und Priestertum waren nun mit einem Male hinweggefegt, der Tempel, deren notwendige Grundlage, war nicht mehr. Wäre die Institution lebendig gewesen, so wäre es möglich gewesen, eine neue Stätte dafür zu ersehen; aber ein solches Verlangen lag durchaus nicht in der Zeit. Der neue Gottesdienst, das Gebet, trat an die Stelle des alten Tempeldienstes. Gebet, Betrachtung und Belehrung, wie sie bereits in den Neben-Gotteshäusern, in den Synagogen der Pharisäergenossenschaften stattfanden, wurden nunmehr als die einzige wahrhafte Gottesverehrung, welche in Israel herrschen sollte, anerkannt.

Das war ein mächtiger Schritt, das Judentum hat sich damit selbst zu einer hohen Stufe emporgerungen und der ganzen Menschheit ein hohes Geschenk dargeboten. So lange der Gottesdienst in Wallfahrt und äußerlichen symbolischen Diensten besteht, so lange verharrt er auf der Kindheitstufe; wenn der bestimmte Ort die Weihe gibt, der Ort den Versammelten erst die Möglichkeit verleiht sich ihrem Gotte zu nähern, dann bleibt die Gottesverehrung immer eine von außen an den Menschen herankommende, durch sie wird nur eine dunkle Vorstellung von der Erhabenheit einer höheren überwältigenden Macht angeregt, es bleibt bei der unklaren Empfindung, dem kindischen Lallen, das nach dem Ausdrucke ringt. Erst mit dem Schritte, daß nicht der Ort die Versammelten weiht, sondern die Versammlung dem Orte die Bedeutung gibt, daß der klare bestimmte Gedanke ausgesprochen wird und nicht bloß in einer allgemeinen dunklen Ahnung schwebt, daß der männlich reife Ausdruck an die Stelle des kindischen Lallens tritt, daß der Mensch danach ringt, mit vollem Bewußtsein sein Verhältnis zu Gott zu erfassen und wiederzugeben in bestimmten klaren Worten, in sich selbst einzugehen und die angeregten Betrachtungen sicher darzulegen: erst dann ist der Mensch wahrhaft religiös, dann erst hat die Religion die gezeitigte Frucht hervorgebracht. Denn der Gottesdienst ist nicht etwa

eine religiöse Übung neben vielen verschiedenen andern, nicht etwa eine einzelne religiöse Handlung, neben der viele gleichstehende denselben Rang einnehmen: der Gottesdienst ist der unmittelbare Ausdruck des Verhältnisses des Menschen zu Gott. Hier will er in sich alle die Empfindungen und Gedanken, welche ihn gegen Gott erfüllen, mit Gott verbinden, zusammenfassen. Der Gottesdienst ist der Ausdruck des Gesamtbewußtseins einer Glaubensgenossenschaft und ihrer religiösen Stellung; in der Reinheit und Tiefe des Gottesdienstes prägt sich die Wahrheit des religiösen Bekenntnisses am Klarsten aus. Die Stufe, welche demnach das Judentum errungen, muß in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt werden. Wir haben uns an den Gottesdienst gewöhnt als an eine Tatsache, die vorliegt, aber diese Tatsache ist eine Errungenschaft des Judentums und hat sich deshalb auch vollkommen nur denjenigen Religionen mitgeteilt, welche aus dem Judentum hervorgegangen sind oder an dasselbe sich angelehnt haben. Will ein anderes Moment als Gebet, Betrachtung und Belehrung im Gottesdienste sich geltend machen, so tritt wieder Zustand der dunklen Empfindung ein, die Menschheit hat einen Rückfall erfahren, die Religion hat ihre Reinheit eingebüßt und der Kampf muß neu geführt werden, um jenes alte, echte Gut, das das Judentum überliefert hat, wieder zu erringen, als einen neuen Besitz sich anzueignen.

Das ist auf der einen Seite eine Folge der großen Erschütterung, welche durch den Sturz des Tempels, durch die Auflösung des Staates hervorgegangen ist. In anderer Weise freilich gestalten sich diese Folgen nicht so licht und hell. Das Judentum war in einem Volke erstanden, dieses Volk war Träger der Gedanken dieses Glaubens, und es konnte geschichtlich nicht anders sein. Die Religion griff zwar weit hinaus über die Schranken des Volkes, sie lehrte, daß sie einst das Gemeingut der Menschheit werden solle, beschränkte sich auch nie auf die Volksgenossen, sie nahm freudig alle diejenigen auf, welche in wahrer und voller Treue sich zu ihr bekannten; nicht die Geburt als Jude machte denselben aus, sondern der

Glaube, mit dem er sich als solchen bekannte. Der Fremdling und der Einheimische, so hieß es wiederholt, sie seien vollkommen gleich. Allein vorläufig bestand das Judentum dennoch innerhalb eines bestimmten Volkes, die Religion verknüpfte sich mit diesem Volkstume und verschlang sich innig mit seinem Staatsleben. Wo Religion und Volk sich einander decken, Religion und Staatseinrichtungen in beständiger Durchdringung bleiben, da wird freilich der Staat in seinen Gesetzen und Einrichtungen durch das religiöse Leben, welches demselben eingehaucht wird, geweiht; aber auch umgekehrt werden die religiösen Einrichtungen zugleich Staatsgebote, Volkssitte, sie durchdringen sich auch mit den Rechtsbegriffen, die der Staat zu verwirklichen berufen ist, sie tragen das Gewand der Volkstümlichkeit, welche dieses Volk in sich auszuprägen hat. So lange im Judentume Volk und Religion, Staat und Lehre mit einander Hand in Hand gingen, mochten gleichfalls schon einzelne Trübungen aus dieser Vermischung entstehen, allein die Verbindung war eine naturgemäße. Nun aber wurden die Volksbande gelöst, das Volkstum sollte von nun an aufhören, der Staat war gebrochen, die Bekenner des Judentums wurden und sollten nun werden Glieder desjenigen Volkes, in dem sie lebten, Genossen des Staates, unter dessen Botmäßigkeit sie standen. Wie wird nun innerhalb dieser neuen Stellung die Religion ihre neue Aufgabe erfüllen? Ist das Judentum wirklich so ganz von Volkstümlichkeit durchdrungen, daß es ohne dieselbe nicht bestehen kann, ist seine Aufgabe erschöpft, sobald die Volkstümlichkeit geschwunden ist? oder steht die Religion, das Judentum höher als die Volkstümlichkeit, wird sie die Volksbande, mit denen sie umwunden ist, lösen, den Beruf anstreben ein Gemeingut der Menschheit zu werden?

Diese Frage trat mit einer gewissen Überstürzung an das Judentum heran, die Weltgeschichte stellte sie ihm ohne Vorbereitung. Bis dahin war eine Zerlöcherung des Volkstums nicht angestrebt worden, im Gegenteile suchte man dessen Kräftigung, damit es der Religion eine Stütze sei. Was so plötzlich entzogen werden soll, gibt man jedoch nicht so leichten

Kaufes hin. In der ersten Zeit wurde die Frage auch gar nicht in ihrer vollen Klarheit erkannt. Ein Volk, das eben erst unterjocht worden, noch aus tausend Wunden blutet, wird umsoweniger auch nur das geringste von dem aufgeben, was von seiner Volkskraft noch gerettet worden. Die Zuckungen des eben erst durchschnittenen Lebens sind so mächtig, daß es als die höchste Aufgabe erscheint, das noch pulsierende Leben zu wahren, daß man sich noch mit der Hoffnung trägt, ihm die volle Wiederherstellung recht bald wieder zu erringen. Man richtete sich in der ersten Zeit so gut ein wie man konnte. Jerusalem konnte der Sammelort nicht mehr sein, man zog nach Jamnia, um von dort aus den Zusammenhang zu erhalten; man stellte dort eine neue Gerichtsbehörde auf, wahrte die alten Einrichtungen, soweit sie im Leben möglich waren, begründete auch die für den Augenblick nötigen neuen Satzungen und Einrichtungen. Es ist bezeichnend, daß die meisten derselben aus dem Gesichtspunkte aufgestellt wurden: Morgen wird etwa der Tempel wieder gebaut, es muß alles dafür vorbereitet, wir müssen gehörig gerüstet sein, um in ihn alsbald eintreten zu können. So betrachtete man die Auflösung als einen bald vorübergehenden Zustand: bald wird sich alles wieder umgestalten, nur im Augenblicke sind wir der Übermacht erlegen, es wird sich wieder ausgleichen, die alten Verhältnisse werden sich wieder erneuern, bleiben wir dafür gerüstet und vorbereitet.

Bald blieb es auch nicht bei der stillen Sehnsucht, die Zuckungen wurden lebendiger, Aufruhrversuche traten hervor, und kaum 70 Jahre nach Zerstörung des Tempels, gegen 130, brach eine gewaltige Empörung aus, es schien, als wollte der Kampf neu entbrennen. Die Empörung trug wunderbar frische und neue Kräfte in sich und wußte sich mehrere Jahre gegen die sieggewohnten Legionen und die damals sehr kräftige Herrschaft Roms zu erhalten. Unter Ben-Kosiba — auch Barkochba nannte man ihn verherrlichend, den Sohn des Sterns, indem man ihn als den Stern, der von Jakob aufsteigen werde, begrüßte — unter Ben-Kosiba, dessen eigentlichen Namen wir

nicht einmal genau kennen — er soll Simeon geheißen haben — sammelte sich eine mutige Schar, und er war ein tapferer und gewandter Feldherr. Er verstand es, die Zerstreuten an sich zu fesseln und ihnen Mut zum Widerstande einzuhauchen gegen die mächtigen Feinde. Besonders auf der Bergfestung Bethar hielt er sich lange, der Lebensatem Israels ward von seinem Unternehmen in banger Schwebe erhalten; da erlag auch er und nun war eine jede Hoffnung auf tatkräftige Erhebung gebrochen.

Eine trübe Zeit trat nun ein. Bisher war der Römer, wenn auch nicht besonders mild gegen die Juden, gegen die gefangenen Feinde, dennoch im Ganzen unbekümmert um deren innere Einrichtungen und die religiösen Meinungen; nun aber nahmen die Verhältnisse eine andere Gestalt an. Eine jede jüdische Satzung, ein jeder Brauch wurde nun als ein Zeichen des Aufruhrs betrachtet, man sah in diesen nicht mehr eine religiöse Übung, wie sie das Herz gebot, sondern man sah darin die äußeren Abzeichen der Empörung, die man mit Feuer und Schwert niederwerfen müsse. Und so wurden die härtesten Strafen auf eine jede religiöse Verrichtung gesetzt. „Warum bist du zum Kreuzestode verdammt? weil ich die Beschneidung geübt habe. Warum wirst du dem Tode übergeben? weil ich den Sabbat gehütet habe. Warum wirst du gesteinigt? weil ich das Gebot des Lulab, der Laubhütte, verrichtet habe." Solche Zwiegespräche berichten aus jener Zeit die alten Lehrer, die härtesten Strafen waren darauf gesetzt, daß der Jude sich nicht als Bekenner seiner Religion kenntlich mache; die düstern Schatten aus der „Zeit der Gefahr, des Religionsdrucks" umziehen das spätere Schrifttum.

Verfolgung und Blut ist jedoch das sicherste Mittel, die bekämpften Meinungen, anstatt sie niederzudrücken, vielmehr zu befestigen. „Wofür die Israeliten ihr Leben hingegeben haben, das ist in ihnen fest und beständig geworden, was sie nicht mit ihrem Blute besiegelt haben, hat keine solche dauerhafte Kraft erlangt," haben schon die alten Lehrer mit tiefer geschichtlicher Einsicht ausgesprochen. Einzelheiten, die nimmer-

mehr als Mittelpunkt, zum Teile gar als unwesentlich erschienen wären, mußten nun, da sie dafür so Schweres zu tragen hatten, einen höheren Wert für sie erhalten, sie wurden zu Grundlagen des Glaubens. Die Verfolgungen, die von nun an kaum nachließen, entfernten sie von den Mitbewohnern, warfen sie in sich selbst zurück, umsomehr wurden die eignen volkstümlichen Erinnerungen und Hoffnungen wach gehalten. Die Gegenwart war eine traurige, sich einzuleben in das Volk, dem sie von nun an angehörten, wurde zur Unmöglichkeit. Von seiten der Machthaber betrachtete man die Bekenner des Judentums als einen gesonderten Teil der bürgerlichen Gesellschaft, als ein für sich abgeschlossenes Gemeinwesen. Als solches wurden sie behandelt und als solches mußten auch sie sich fühlen. In dem alten Rom, in diesem großen Weltreiche, war es überhaupt kaum mehr möglich, daß ein Band alle die verschiedenen Länder eng verknüpfte; ein jedes behielt seine Eigentümlichkeit in dem lockern Verbande. Der größte Teil der Juden war in Judäa, in Palästina geblieben, und so war für sie unter dem heidnischen Rom die Bewahrung einer gewissen Volkstümlichkeit von selbst gegeben. In der späteren christlichen Zeit häufte sich Verfolgung und Druck noch mehr, die abstoßenden Kräfte von außen schlossen die einzelnen Glieder der Bekenner des Judentums noch enger aneinander, und so kleideten sich natürlich die Erinnerungen der Vergangenheit in die Farben des glänzendsten Ideals, und die Hoffnung auf die Zukunft konnte nur darin bestehen, daß, was die Vergangenheit dargestellt hatte, sich in ihr wieder verwirklichen werde. Die Erinnerungen steigerten sich zur religiösen Verehrung, die Hoffnungen zur religiösen Sehnsucht.

Diese Stimmung wurde durch den ganzen Charakter des nun einbrechenden Mittelalters genährt. Das heidnische Rom ging seiner Auflösung entgegen, schon hauchte es keine frische Lebenskraft mehr aus nach den weiten Gliedern, die den großen Gesamtkörper ausmachten. Das Judentum, sonst bei aller Treue gegen den eignen Glauben dennoch sich rasch in eine kräftige Volkstümlichkeit einlebend, fand keine solche vor, der

es sich hätte anschließen können. Blieb demnach das heidnische Rom ohne Einfluß auf die Gestaltung des Judentums, wirkte es bloß abstoßend, so wirkte die herrschende Gedankenrichtung der christlichen Welt, welche das Erbe Roms übernahm, geradezu nachteilig ein, sie befestigte und entwickelte eine dem damaligen Judentume innewohnende schiefe Anlage in höchst bedenklicher Weise, indem sie dieselbe auch in sich und für die Welt zur herrschenden machte. Mit der Entstehung des Christentums war eigentlich die Weltgeschichte für das Mittelalter abgeschlossen, die Vollendung war erreicht; weitere Entwicklung aus sich heraus war weder geboten, noch möglich. Im Gegenteile, sich anzulehnen an jene alte Zeit, jenes alte Ideal in die Gegenwart hineinzutragen, und wenn dies nicht möglich war, auf eine Zukunft zu hoffen, die auf wunderbare Weise dieses Ideal noch verwirklichen werde, war der tiefste Inhalt des mittelalterlichen Strebens. Die Gegenwart wurde ignoriert, sie war, um mich eines neueren Ausdrucks zu bedienen, die schlechte Wirklichkeit. Sie bestand, aber sie war untauglich, unnütz, sie erschien, insofern sie nicht das volle Abbild des Ideals war, welches aus der Vergangenheit entgegenstrahlte, insofern sie etwas Eigentümliches sein wollte, als verwerflich, als entartet. So hatte die damalige Welt keine Gegenwart, sie hatte bloß eine Vergangenheit, zu der sie emporblickte, eine Zukunft, der sie entgegenharrte; aus den ureigensten Kräften der Zeit zu schöpfen, aus eigner Tüchtigkeit neue Gestaltungen zu erzeugen, lag ganz außer dem Gesichtskreise des langen, langen Mittelalters. Vergangenheit und Gegenwart spielten daher auf höchst seltsame Art ineinander; man führte sich die vergangenen Zeiten im Bilde der täglichen Erscheinungen der Gegenwart vor und ebenso umgekehrt. Mit solchem Blicke sah man in der christlichen Welt auf die alten Propheten, die Urväter zurück; man betrachtete sie als Männer, die den vollen Glauben der Gegenwart bereits in sich getragen, die mit der ganzen Sehnsucht erfüllt waren, wie sie die damalige Welt erfüllte, man stattete sie mit den Eigenschaften aus, die man nun als die vorzüglichsten anerkannte. Selbst die alten großen Heiden nahmen, soweit man von ihnen wußte,

ein christliches Gepräge an oder sie gestalteten sich zu Zauberern um. Von einer geschichtlichen Entwickelung, von einem Anderssein in früherer Zeit hatte man keine Ahnung, und so suchte man auch umgekehrt alles Vergangene in die Gegenwart hineinzubringen, als ein Schattenbild in der Gegenwart zu gestalten. Was war es denn, was eigentlich den mächtigen und heftigen Kampf im Mittelalter erzeugte, die einzigen Lebenskräfte, die dasselbe tief durchzogen? Der Kampf um die Verwirklichung eines christlich-römischen Weltreichs, welche in zwei verschiedenen Arten versucht wurde, gerade diese Verschiedenheiten riefen wieder mächtige Kämpfe hervor, die allerdings der Welt bedeutende Vorteile brachten, die aber die reichsten Kräfte auffogen, Zersplitterungen und Völkerzerspaltungen erzeugten, an denen die Gegenwart noch krankt. Die deutsche Nation war in gewissem Sinne das Normalvolk des Mittelalters, und das Oberhaupt derselben strebte nicht danach, die Nation in sich zu kräftigen und aus ihren gesunden Säften sie gesund zu gestalten, eine innige Verbindung der einzelnen Glieder herzustellen, sondern die Nachfolge des römischen Kaisertums in christlicher Gestalt darzustellen. Eine Schattenbelehnung genügte ihm vollkommen, mit äußerlicher Anerkennung einer Übermacht, die keinen inneren Gehalt hatte, befriedigte man sich, wenn nur der Schatten des alten Ideals auch in der Gegenwart über die Weltbühne zog, wenn nur der Schein da war, daß das römische Welt-Kaisertum noch weiter existiere. Auch auf geistlicher Seite ward die Verwirklichung des römischen Reichs angestrebt, das von dem Stifter des Christentums nun bekleidet wurde. War dieser selbst nicht da, so sollte sein Schatten herrschen, er sollte durch seinen Stellvertreter repräsentiert werden. Ja selbst die religiöse Vorstellung bedurfte seiner realen Gegenwart im Abendmahle, er mußte nach wie vor unter seinen Gläubigen wandeln. Was Alles das Mittelalter sonst tat, galt als ein Ungöttliches; die Gegenwart hatte bloß Gehalt, wenn sie sich an die Vergangenheit anlehnte. Für die Zukunft hoffte man nichts Neues, sondern nur, daß sie die

Vergangenheit vollkommen in allen ihren Einzelheiten und Bestimmungen herstellen werde.

Darf es uns nun wundern, wenn im Judentume gleichfalls diese krankhafte Neigung genährt wurde? Auch in ihm wurde die Erinnerung an die Vergangenheit, die Hoffnung auf die Zukunft zum eigentlichen Lebensgehalte. Das Volkstümliche, das ohnedies in äußeren Verfolgungen seine Nahrung hatte, mußte nun das religiöse Leben durchdringen, die Gegenwart sollte als vollkommenes Abbild der Vergangenheit dargestellt werden, auch Alles, was nur seine Wurzel im Staatsleben hatte, sollte dennoch weiter erhalten werden, wenn auch nunmehr die Bedingungen dafür gänzlich fehlten; was ererbt war, galt, ohne daß man auf die Quellen einging, als gesetzlich und die Äußerlichkeit wucherte fort, ohne daß die Triebe aus der innersten Wurzel des gegenwärtigen Lebens ihre Säfte erhielten. Man lebte mit der Vergangenheit in der Gegenwart, man dachte sich die alten Frommen ganz wie man zu seiner Zeit die Frommen schaute, in solche Vermummung hüllte man die Erzväter, alle Vorschriften, wie sie später entstanden, hatten auch sie geübt bis zur geringsten herab. David und Mephiboset stritten mit einander über ganz vereinzelte untergeordnete gesetzliche Fragen mit allem scholastischen Ernste, ja Sem und Eber hatten bereits Lehrhäuser eingerichtet, wie die spätere Zeit sie aufzeigte. Der geschichtliche Sinn fehlte, und in der buntesten Naivität mischte man die verschiedenen Zeiten, man sprach von Laban wie von einem heutigen Feinde, noch mehr von Haman und Amalek, man dachte Elias als immer weiter unter Israel waltend, als zugegen bei der Aufnahme eines jeden Knaben in den Weihebund und in den Lehrhäusern verkehrend mit den Lehrern, sie unterweisend, auch hie und da zurechtweisend, oft in sehr lieblicher Weise als Freund und Retter erscheinend und dann auch jedes Jahre in jedes Haus einkehrend an dem Abende, welcher die Erinnerung an die alte Befreiung aus Ägypten erneute. War ja diese Befreiung selbst eine vollkommen gegenwärtige! Wären nicht damals unsre Vorfahren aus Ägypten befreit worden, so wären wir heute noch untertänig den Ägyptern

so wiederholte man Jahr für Jahr. Die vergangenen Zustände waren die heutigen, und so ist es natürlich, daß die heutigen auch ganz das Abbild der vergangenen sein sollten, man sich mit aller Kraft des Geistes und Gemütes anstrengte, sich der Gegenwart zu entrücken, einer Vergangenheit anzugehören, die man noch dazu verkehrt auffaßte.

Das ist eine mächtige Schattenseite, die das Judentum des Mittelalters uns offenbart; es führt ein Schatten- und Scheinleben, und ein solches gibt natürlich Veranlassung zu den verschiedensten Verirrungen. Wir dürfen uns diese Schattenseite nicht verbergen, wenn wir gerecht und unbefangen die Geschichte würdigen wollen, wenn wir die Aufgabe begreifen wollen, welche wir dem Mittelalter gegenüber zu vollziehen haben. Freilich muß neben dieser Schattenhaftigkeit ein gediegner Kern vorhanden gewesen sein, wenn er unter den verschiedensten Lebensgestaltungen, unter dem härtesten Drucke nahe an achtzehn Jahrhunderten sich erhalten konnte; da muß eine innere Kraft gewesen sein, welche ihre Säfte auch diesen Schlingpflanzen zuführte. Die Gesetzlichkeit kann keineswegs die Religion so lange erhalten haben; die Religion trug die Gesetzlichkeit. Die Volkstümlichkeit kann keineswegs dem Glauben seine Kraft zugeführt haben, der Glaube erfrischte die volkstümlichen Zuckungen, Erinnerungen und Hoffnungen. Wenn in andern Religionen die Verirrungen eine lange Zeit sich erhalten haben, so beruht dies in ganz anderen Verhältnissen. Wo das reiche volle Leben alle seine Kräfte hinzuströmte, wenn alle Säfte, die erzeugen und Pflanzungen nähren, in einen Boden einmünden: so ist es natürlich, daß die Bewegung sich dauernd erhält, so können auch Stämme, die nicht vollkommen in sich gekräftigt sind, Wurzeln, die in sich nicht lebensfrisch sind, doch immer neu befruchtet werden, immer neues Leben erhalten. Wenn aber geknickte Stämme, wie das Judentum, mit Schlingpflanzen überwuchert, immer nur neuen Stürmen ausgesetzt sind und dennoch sich erhalten, so muß die Wurzel eine gesunde, müssen die Säfte lebensfrisch sein; können sie auch in traurigen Zeiten nicht in ihrer vollen Schöne, in

edelſter Entfaltung erſcheinen, haben ſie doch die unerſchütterliche Kraft der Selbſterhaltung, die ſie bei aller Überwucherung, welche die Verhältniſſe ihnen aufdrängen, nicht untergehen läßt.

Daher ſind auch in dieſen ſchweren und trübſeligen Zeiten die echten Ideen des Judentums nicht verwiſcht, erfreuen ſich immer weiterer Pflege. Dieſelben Männer, in denen wir die Begründer deſſen erblicken, was wir heute ſtarr geſetzlich nennen, finden wir auch als Vertreter der gediegenſten Religionswahrheiten, der tiefſten ſittlichen Grundlehren. Akiba ben Joſeph ragt beſonders in der damaligen Zeit hervor. Er lebte in der Zeit des Aufſtandes unter Ben Koſiba, er bekundet in Leben und Lehre den glühenden Eifer für die Erhaltung Israels in ſeiner ererbten Geſtalt, er glaubt an deſſen ſtaatliche Reſtauration und kämpft dafür; er führt die phariſäiſchen Grundſätze in ſcharfer Äußerlichkeit mit Konſequenz durch, und vor ihm beugen ſich Zeitgenoſſen und Nachwelt. Derſelbe Mann ſtellt Grundſätze auf, die eine tiefere Auffaſſung offenbaren, als wir aus dieſen äußerlichen Satzungen ahnen ſollten. Gott, Menſch und Menſchheit werden von ihm in der würdigſten und erhabenſten Weiſe dargeſtellt. Er lehnt ſeine Ausſprüche an Verſe der heiligen Schrift an, deutete dieſe in der Weiſe aus, wie ſie in der damaligen Zeit Sitte war. Dieſe Sitte ſelbſt hat ihren Grund in dem Verlangen, alles Selbſtgedachte in der Vergangenheit vollſtändig vorzufinden, mit demſelben Ausdrucke bezeichnet zu ſehen, den man ſelbſt dafür gewonnen. Das iſt Methode, ein Verfahren, das wir als unſelbſtändig und als exegetiſch nicht zu rechtfertigen betrachten mögen. Sehen wir jedoch von dieſem Wunſche der Anlehnung ab und betrachten wir die aufgeſtellten Anſichten ſelbſt, ſo können ſie auch heute nicht erhabener ausgedrückt werden. „Im Ebenbilde Gottes ſchuf er den Menſchen", ſagt die Schrift. Gibt es eine Geſtalt Gottes und iſt der Menſch deren Abbild? Keineswegs, ſagt Akiba, die Stelle iſt ſo zu faſſen: im Bilde ſchuf Gott den Menſchen, in einer beſtimmten Geſtalt, in einer ihn auszeichnenden; aber fern ſei es von uns, daß wir ſelbſt mit poetiſchem Ausdrucke von einem Bilde Gottes reden ſollten.

Wir gehen weiter: Siehe, spricht Gott, nachdem Adam vom Baume der Erkenntnis gegessen, „der Mensch ist geworden wie einer von uns zu wissen Gutes und Böses.“ Wie? der Mensch in die Sphäre der Gottheit gerückt? Das sollte Gott aussprechen? Unmöglich! Der Sinn der Stelle ist ein ganz anderer, sagt Akiba. Sie lautet nach seiner Deutung: er wurde wie einer aus sich zu wissen Gutes und Böses. Diese Umdeutung tut den Worten einen gewissen Zwang an, will nicht gut in den Zusammenhang sich fügen, allein sie geht darauf hinaus, Gott aller sinnlichen Vorstellung zu entkleiden, jede Verrückung der Schranke zwischen Gott und Mensch zu verhüten. — „Mich schaut kein Mensch und bleibt am Leben“, so heißt es gleichfalls. Wie? nur die Todesstrafe wäre darauf gesetzt, Gott zu schauen, man könnte ihn aber wohl sehn? Ist das möglich, ist das wahr? Wiederum falsche Übersetzung, sagt Akiba. Die Stelle muß vielmehr so gefaßt werden: Mich schaut kein Mensch und kein andres lebendes Wesen, auch nicht die Engel, auch nicht die heiligen, reinen Geister. So wendet Akiba alle Geisteskraft an, um den Begriff des geistigen Gottes in seiner Reinheit zu erhalten.

In gleicher Weise wird der Begriff des Menschen in seiner vollen Erhabenheit erfaßt. Sie haben die Deutungen, d. h. die an Schriftverse angelehnten Aussprüche schon gehört: „er schuf ihn in besonderem Bilde, in ausgezeichneter Gestalt“, „er wurde wie Einer aus sich das Gute und Böse zu wissen.“ Wie der erste Spruch den Menschen nach seiner Erhabenheit über alle Wesen bezeichnet, so betont der zweite das Gewissen scharf und kurz. Hören wir noch einen selbständigen Ausspruch von ihm! „Alles ist vorhergesehen, die Freiheit ist gegeben.“ Da sind zwei Sätze neben einander gestellt, die die Grundlage aller Religion sind: die Vorsehung auf der einen Seite und dennoch die menschliche Freiheit, die aus sich heraus wirkt, auf der andern. An diesem metaphysischen Rätsel sind viele Religionen gescheitert. Sie haben, um die Erhabenheit und Vollkommenheit Gottes festzuhalten, den Menschen tief hinabgedrückt, ihn zu einem aus sich selbst unfähigen Wesen gemacht. Nein,

ſpricht Akiba, wohl iſt alles vorgeſchaut, und dennoch iſt die Freiheit gegeben; während jenes Vorausſetzung tieferer Gotteserkenntnis iſt, iſt dieſes Vorausſetzung wahrer menſchlicher Frömmigkeit. Beide vereint bilden erſt die Möglichkeit aller Religioſität, beide vereint ſind die Grundlage des Judentums, die niemals erſchüttert werden darf und niemals erſchüttert worden iſt. Dieſe Fähigkeit des Menſchen, aus ſich ſelbſt ſich mit voller Freiheit zu beſtimmen, daher auch zu erheben, ſeine Vervollkommnung durch ſich ſelbſt anzuſtreben und auch bei redlichem Bemühen zu erlangen, dieſe Fähigkeit hat Akiba in prägnanter Kürze als Grund- und Mittelpunkt des Judentums aufgeſtellt, und dieſes hat ſtets an ihr feſtgehalten. Durch ſie hat es ſich die ungebrochene Tatkraft bewahrt, mit der es das kummervolle Leben trug und beherrſchte. In ſeiner vielfach verſchlungenen Geſchichte zieht dieſe würdige Auffaſſung des Menſchen als leitender Faden hindurch.

Fein hat man in neuerer Zeit erkannt, wie der große Dichter und Denker, welcher den Kampf der verſchiedenen Religionen uns darſtellte, wie Leſſing im „Nathan" als edlere Vertreter der zwei andren Religionen Menſchen aufſtellt, deren ganzes Sehnen es iſt, ſich von dem menſchlichen Treiben zurückzuziehen. Der Kloſterbruder möchte jede Berührung mit den Menſchen meiden und der Derwiſch will aus den Weltgeſchäften ſich hinwegflüchten, um zurück in ſeine Einſamkeit zu gelangen. Der Vertreter des Judentums hingegen iſt ein Mann der Welt, aber dabei ein Weiſer, ein Mann, der aus dem Leben ſchöpft, es kennt, ſeine Schwächen und Schattenſeiten wohl erfaßt, aber dennoch mit Duldſamkeit und Sanftmut darauf hinſchaut, in jedem Menſchen einen edlen Grund anerkennt und von dieſem aus auch ſeine Entwickelung fördern zu können die frohe Hoffnung hegt. Wollte Leſſing mit dieſer Darſtellung das Judentum verherrlichen? Keineswegs, aber der Dichter hat in ſeiner Genialität einen tiefen Blick in die Religionen hiermit getan. Ja, andere Religionen betrachten als die Blüte aller Frömmigkeit die Einſamkeit, ſie preiſen die Entfernung von den Menſchen, Eheloſigkeit, Beſchaulichkeit und ſtille Be-

trachtung. Der Klosterbruder spricht es rührend treuherzig aus: „Ich verlange wohl des Tages hundertmal auf Tabor," und der heißblütige Derwisch in seiner heftigeren Art: „Am Ganges, am Ganges nur sind Menschen"; in beiden Religionen wird die Flucht aus der Welt als wahre Religiosität gepriesen. Im Gegensatze dazu ist tatkräftiges Wirken in der Welt, Anerkennung des Menschen Grundlage des Judentums. Der Nasiräer wurde als ein Sünder betrachtet, weil er sich des Weines enthielt; wer unbegründetem Fasten sich hingibt, wird gleichfalls der Sünde geziehen, weil er ganz unberechtigte Erschwerungen und Entbehrungen sich auferlegt, die von Gott nicht gebilligt werden. Das Fliehen aus der Welt heraus lag dem Judentume bei den Leiden und schweren Prüfungen eigentlich sehr nahe, einsiedlerisches Brüten hätte natürlich erscheinen müssen, und dennoch wurde darin niemals ein edles Beginnen, frommes Tun erkannt. Im Gegenteile, die Absonderung von den Menschen wurde getadelt, das Wirken in der Menschheit, die Anerkennung der Güte Gottes in der Natur und in der Menschenwelt wurde zu allen Zeiten als der tiefste Kern, als die Grundlage alles sittlichen Wollens und Strebens anerkannt und gepriesen.

3.

Akiba. Schriftdeutung. Mischnah. Babylonische Gemara.

Fahren wir in der abgebrochenen Betrachtung fort! Akiba, so erkannten wir, einer der vorzüglichsten Träger der damaligen Zeitrichtung (erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts), hat mit knappen Worten große ewige Wahrheiten ausgesprochen; er hat Gott in reiner Geistigkeit, den Menschen in seiner Fähigkeit und Aufgabe, aus sich selbst das Edelste zu entwickeln, dargestellt. Versuchen wir dieses Bild noch mit einigen wenigen Zügen zu vervollständigen. Neben Gott und dem Menschen an sich macht sich noch die Frage geltend nach dem Menschen in der Menschheit, nach seinem Verhältnisse zur Gesamtheit. Auch diese Frage beantwortet uns Akiba in Verbindung mit seinen Zeitgenossen. Schon der angeführte Ausspruch von der vorzüglichen Gestalt des Menschen gibt uns in der Form seines Ausdruckes eine genügende Anleitung. Es ist, so lautet er, ein großer Vorzug für den Menschen, in ausgezeichneter Gestalt geschaffen worden zu sein. Damit ist ausgesprochen, daß der Mensch im allgemeinen, nicht eine besondere Menschenklasse, nicht der Mensch unter bestimmten Verhältnissen, in einer gewissen Religion, der Angehörige eines ausschließlichen Volkes allein diese Auszeichnung an sich trage, sondern der Mensch im allgemeinen, alle Menschen. Um keinen Zweifel an dieser Auffassung zu lassen, fährt er fort: Für Israel ist es ein Vorzug, daß sie die Gotteskindschaft erkannt haben und als Gotteskinder bezeichnet werden; was er früher von dem Menschen gesagt und von seiner hohen Bevorzugung, das gilt von ihm unter jeder Form und unter allen Verhältnissen. So ist es ganz dem entsprechend, wenn er, in Hillels Wege eingehend, ausspricht: Der umfassende große Grundsatz der Lehre ist: Du

sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst. In vollkommenster Übereinstimmung hiermit spricht sich demnach der etwas ältere Zeitgenosse Akiba's, Josua ben Chanania, aus, der überhaupt am meisten Verwandtschaft mit Akiba hat. Gegenüber andern Lehrern stellt er in Anlehnung an den Psalmvers: Es werden dem Scheol verfallen alle Völker, die Gottes vergessen, die Behauptung auf: nur diejenigen, die Gottes vergessen, fahren in den Scheol, nicht aber solche, die Gottes eingedenk sind: Allen, auch außerhalb Israels, die einen göttlichen Gedanken in sich tragen, nach höherer edlerer Entwickelung streben, wenn auch hie und da abirrend, jedoch mit ihrem tiefsten Sehnen sich zu Gott emporheben wollen, ihnen allen gebührt gleichfalls, wie er sich ausdrückt, der Anteil am ewigen Leben. Das ist ein großer Gedanke, der hier in knapper Form, mit der der Zeit eigentümlichen Methode, der Anlehnung an einen Bibelvers, ohne weitere Entwickelung seines Inhalts auftritt, der aber in diesem einfachsten und adäquatesten Ausdrucke von großer Tiefe ist und für die damalige Zeit wie für die langen Jahrhunderte der Folgezeit die Quelle reichster wahrhaft religiöser Anregung war. Zu einer Zeit, in welcher das Judentum zu einer sich gegen äußere Einflüsse wahrenden Abschließung gedrängt wurde und dieselbe auch straff vollzog, zu derselben Zeit lehnte es mit diesen Ausspruche dennoch alle einseitige Engherzigkeit, die außerhalb seiner mächtig sich geltend machte, ganz entschieden ab, es erhält sich die volle Anerkennung alles Menschlichen, läßt den Faden nicht los, durch welchen es das Friedensband mit der ganzen Menschheit knüpft. Wir müssen diesem Ausspruch, je naiver, je weniger absichtlich er hervortritt, je mehr er in Widerspruch mit der ganzen Zeitlage und den damaligen Bestrebungen zu stehen scheint, umsomehr nach seinem vollen Werte erfassen, die Unverwüstlichkeit der lebendigen jüdischen Religiosität, die in ihm durchbricht, nach ihrer ganzen Bedeutung anerkennen. Und dieser Ausspruch blieb nicht etwa unbeachtet, er wurde zur giltigen Lehre für alle Zeiten des Judentums, und wenn die Schroffheit von außen ihn nicht zu seiner vollen Konsequenz gelangen ließ, so tönte doch durch alle Zeiten

der unbestrittene Ausspruch: die Frommen unter allen Nationen und allen Religionen haben Anteil am ewigen Leben.

Auch über die Stellung des Einzelnen in der Gesamtheit sind uns aus jener Zeit Lehren aufbewahrt, die von dem tiefen Einblicke in das Wesen des Menschen und seine Aufgabe Zeugnis ablegen. Geltung hat ein Jeder, der das Streben nach Vollendung in sich trägt, der die Gotteslehre in sich aufnimmt und entwickelt; danach wird er gemessen, nicht nach Stellung und Rang. Drei Kronen gibt es: die Krone der Regierung, die Krone des Priestertums und die Krone der Lehre; sie alle überragt noch die Krone des guten Namens. In jeder Lebensstellung ist nur die treue Pflichterfüllung, die den guten Ruf erwirbt, die wahre Krone. Herrschaft und Priestertum sind Geschenke der Geburt; die Lehre kann ein Jeder ergreifen, er ergreift mit ihr die schönste Krone, setzt sie sich aufs Haupt, er erlangt dadurch den wahren Menschenadel. Der Pharisäismus hatte schon von seiner ersten Gestaltung an sich aller Priesterlichkeit, aller Äußerlichkeit, die auf Amt und Geburt sich stützt, entgegengestemmt; hier tritt der Wert der Gelehrsamkeit mit entschiedener Bedeutung hervor, der Wert der Wissenschaft, wie sie damals aufgefaßt wurde, dessen was der Mensch aus sich entwickeln kann unter allen Verhältnissen. Akiba war wie Hillel ein Mann aus dem Volke, nicht einem höheren Stande angehörig, nicht mit ererbter, übertragener Würde versehen, aber als schlichter Gelehrter erhob er sich zur höchsten Bedeutung innerhalb Israels, er gilt als Heros seiner Zeit, als Restaurator für die Dauer der Zeiten. Auch hierin liegt eine Lebenskraft des Judentums, die dasselbe durch die lange Zeit hin frisch erhielt. Es enthielt manchen Keim in sich, der wenn er seinem innersten Geistesleben angehört hätte, sich notwendig hätte fortentwickeln und zur Hierarchie hinführen müssen; daß dies nicht der Fall war, beweist, daß der Geist der Freiheit in ihm zu mächtig war, als daß solche Versuche, wenn sie auch ihre geschichtlichen Anknüpfungspunkte hatten, gelingen konnten. Die Belehnung mit dem Amte, die Auflegung der Hände als Zeichen der Übertragung geistiger Würde,

welche dann in einer andern Religion geradezu zu einer Mitteilung des heiligenden Geistes wurde, schreibt sich zunächst aus dem Judentum; schon Moses belehnt in solcher Weise den Josua. Allein diese Belehnung wurde in Israel nicht zu einer priesterlichen, nicht zu einer den Menschen zu höherer Macht erhebenden, sie blieb ein Ausdruck für die Anerkennung der erlangten Befähigung, sie erteilte den Schmuck der Wissenschaft, nicht den Stab der Herrschaft, sie war ein Zeugnis von dem Vorhandensein der Gelehrsamkeit, nicht eine zauberhafte Weihe und Erhebung. Daher galt zu jener Zeit wie zu allen Zeiten im Judentume der bescheidenste Gelehrte in seinem Kreise ohne Amt und Würde eben so viel wie der, welcher äußerlich ausgezeichnet und zu hoher Stellung gelangt war. Diese Anerkennung der Kraft des Geistes, der Macht des Wissens verlieh dem Judentume Lebendigkeit und Frische.

Solche Grundsätze, wie wir sie aus jener Zeit kennen gelernt, aus einer Zeit, in welcher das Judentum zur Äußerlichkeit und Abschließung hingetrieben wurde, blieben die lebendige Kraft, die den Hüllen selbst wieder etwas Vergeistigendes gab und ihnen so Dauer verlieh, während andrerseits diese Hüllen nötig waren, um den innersten Kern des Judentums vor Verletzungen zu bewahren, die von da an in so arger Weise es bedrohten. Ja, die Zeitverhältnisse verlangten ein engeres Aneinanderschließen, ein greifbareres äußeres Band, da die alten Bande gelöst waren. Um ein richtiges Verständnis dafür zu erlangen, wie dieses das ganze Leben umspannende Band gewoben wurde, um den merkwürdigen Bau richtig würdigen zu können, der damals sich erhob, müssen wir noch einiges vervollständigend darstellen, das uns in die Geistesrichtung einführt, welche lange Zeit herrschend blieb innerhalb des Judentums.

Schon als die Vertriebenen zurückgekehrt waren aus Babylonien, um wiederum neu den Staat herzustellen, den Tempel einzurichten versuchten, da war neben dem lebendigen und frischen Geiste, den sie in sich aus der Offenbarungszeit erhalten hatten und der in ihnen zur wirklichen alles Heidnische überwindenden Lebensmacht geworden war, ein gewisses alter-

tümelndes Streben mit eingezogen und hatte sich Geltung in allen Einrichtungen errungen. Während noch Jeremias, der nahe der Zerstörung lebte, es aussprach: Ich werde die Lehre auf die Tafeln ihres Herzens schreiben, während er, wie alle echten Propheten, den Nachdruck darauf legte, daß der Geist herrschend werde und nicht der Buchstabe, daß nicht das geschriebene Wort, sondern der innere lebendige Sinn der Maßstab werde für Denken und Tun, tritt uns bei der Begründung des zweiten Tempels immer das Wort entgegen: Und sie fanden geschrieben. Immer wurden nun die Bücher, die vorgefunden waren, die in der ersten Zeit Israels als vom Gottesgeiste erfüllte niedergeschrieben waren, befragt nach ihren einzelnen Aussprüchen; auch Aussprüche, die bloß zeitliche Ergüsse, vermittelt durch die Verhältnisse eines bestimmten Zeitabschnittes, waren, galten als allgemein verbindliche, für ewige Dauer giltige Bestimmungen. Nicht leicht entschloß man sich dazu, die Notwendigkeit der Entwickelung, eine vollzogene Umgestaltung zuzugeben; wohl war der Geist der Tradition, der nichts Anderes als der schöpferische Trieb zur Fortentwickelung ist, vorhanden, der Strom des Lebens ging unbewußt durch das Ganze und gestaltete um, — aber mit voller Entschiedenheit auszusprechen, daß eine neue Zeit da sei, die aus dem alten kräftigen Geiste heraus neue Erzeugnisse hervortreiben müsse, zu einer solchen entschiedenen Mündigkeitserklärung ließ man es nicht gelangen. Selbst als der Pharisäismus auftrat gegen die priesterlichen Anmaßungen der Sadduzäer, als er dem Leben sein Recht, dem kräftigen Kern des Volkes seine Bedeutung vindizierte gegenüber der Anmaßung derjenigen, welche als die Träger des Opferdienstes und des Buchstabengesetzes dem Volke Vorschriften machten, wußte er seiner gesunden Überzeugung, seiner Lebenskraft in der ersten Zeit keinen anderen Ausdruck zu geben und zu ihrer Darstellung kein anderes Mittel zu ergreifen, als daß er den Buchstaben des Gesetzes auch auf sich so gut wie auf die Priester übertrug, daß er das ganze Volk in ein Priestergewand hüllte, ihm möglichst viel Priesterliches zueignete, so daß die Beengung trotz

dem freien Gedanken, aus dem das Streben erzeugt war, eine noch größere wurde. Auch in der späteren Zeit, als eine freie Gesinnung namentlich durch Hillel noch mehr durchbrach, suchte man sich doch immer mit dem Buchstaben soviel wie möglich abzufinden. Daß in der Schrift etwas anderes gesagt sei, etwas anderes vorgeschrieben sein könne, als was in der Gegenwart galt, das einzuräumen hatte man nicht den Mut. Man suchte vielmehr das eine herauszudeuten, anderes hineinzulegen, Verschiedenartiges zu entwickeln, kurz, man wollte die ganze Gegenwart in die Vergangenheit, in den geschriebenen Buchstaben hineintragen, um sich selbst die Beruhigung zu verschaffen, daß man wirklich aus der Vergangenheit schöpfe.

Das war in jener alten Zeit des zweiten Tempels noch leichter. Bei der großen staatlichen und religiösen Kongruenz, in der man sich mit den alten Verhältnissen befand, flossen auch die Umgestaltungen mehr unmerklich ein; der Text der alten Schriften stand noch gar nicht so fest, man verfuhr teilweise mit ihm noch sehr nach eigenem Belieben, scheute nicht manche Änderungen mit ihm vorzunehmen, wie man glaubte, daß er gelautet haben müsse, wie man ihn nach seiner gegenwärtigen Auffassung sich gar nicht anders denken konnte. Die Eigentümlichkeit der hebräischen Sprache wie der semitischen Schwestersprachen begünstigte ein solches Verfahren der Umdeutung gar sehr. Das Hebräische hat bekanntlich in seiner Schrift, in seiner äußeren Darstellung nur Konsonanten, den bloßen Knochenbau des Gedankens, der von der verschiedenen Art der Aussprache erst die geistige Belebung empfängt. Je nachdem nun diese nicht niedergeschriebenen Vokale geändert werden, ist auch Sinn und Bedeutung von ganz anderer Art. Da lag es nun zu jener Zeit, in welcher die Vokale noch nicht geschrieben waren, — denn erst später wurden sie als einzelne Häkchen und Pünktchen den Konsonanten beigesetzt, — zu jener Zeit, da alle Interpunktion fehlte, lag es sehr nahe, durch andere Vokalisation und andere Wortverbindung im Satze dem Texte neue Bedeutungen beizulegen. Solche Umdeutungen fanden vielfach so sehr Eingang, daß sie sich auch dann er-

hielten, als man den Sinn genauer durch Aussprache und Interpunktion festzustellen versuchte, und so haben sie auch in unserm heutigen Bibeltexte dauernde Gestalt gewonnen. So war zu jener Zeit eine eigentümliche Identifizierung der eigenen Auffassung mit dem geschriebenen Worte, eine gegenseitige Anbequemung, ein Aufsuchen des eigenen in dem Buche, welchem man ausschließliche Geltung in allen seinen Einzelheiten zuerkannte, und wiederum ein halbbewußtes Hineintragen in dasselbe und leise Umbiegung desselben allgemeine Regel. Bei aller Verehrung für das normative Buch verfuhr man mit einer gewissen Freiheit, es war ein Volksleben da, das seine Eigentümlichkeiten und Bedürfnisse selbständig gestaltete, in dem das Leben seine Anforderung geltend machte. Man sprach mit Kühnheit über einzelne Bücher, verwarf sie, nahm sie an, je nach der Ansicht, die man von ihnen hatte, je nach der Angemessenheit der Überzeugung, die man in ihnen fand. Diese Entschiedenheit des innern Bewußtseins würde bei einem fortgesetzten freien Volkstum ihre Früchte sicher gezeitigt haben.

Nun aber trat die Zeit der Zerrüttung ein. Das Band war gelöst; sollten nun die Glieder dieses Glaubens zusammengehalten werden, während sie nach den verschiedensten Gegenden hin sich zerstreuten, die Hoffnung aufgeben mußten, bald wieder gesammelt zu werden, nur in einer fernen Zukunft die Hoffnungszeit erblicken durften, sollten sie nicht ganz auseinanderfallen: so mußte ein neues festes Band um sie geschlungen werden, so mußte der Geist eine dauerhafte Form erhalten, an der er kenntlich war. Die Form aber, in der er sich bereits ausgeprägt hatte, galt als die für alle Zeiten berechtigte und verpflichtende; sie war der Ausdruck des zu erhaltenden Volkstums und mußte mit diesem gewahrt werden. An die Vergangenheit glaubte man sich in allen ihren Einzelheiten festklammern zu müssen; nach den Gründen zu fragen, nach den Veranlassungen, die diese oder jene Bestimmung erzeugt haben, sie am Geiste zu messen, der in ihnen lebenskräftig sei, schien ein frevelhaftes Beginnen, ein anmaßendes Unterfangen. Die Selbständigkeit der eignen Überzeugung durfte

nun dem Buchstaben der Schrift gegenüber nicht mehr geltend gemacht werden; das freie Verfahren mit dem Texte, wie es bisher üblich war, konnte, wenn bei der Zerrissenheit des Volkslebens nicht alles unsicher werden sollte, nicht mehr geduldet werden. So hören wir denn damals zuerst als fest angenommene Grundlage, die auf der einen Seite, weil wissenschaftlich berechtigt und der Willkür vorbeugend, ihren günstigen Einfluß übte, auf der anderen aber sehr hemmend wurde: Die überlieferte Aussprache, also die Vocalisation des Textes, die noch nicht niedergeschrieben, aber in bestimmter Gestalt herkömmlich war, ist ein Zaun der Lehre, sie muß bleiben, wie sie nun einmal festgestellt, uns übergeben ist, es darf nicht mehr geduldet werden, daß man nach eigener Ansicht damit verfahre.

Nichts sollte nun anders als der vorliegende Buchstabe der Schrift sein, Nichts außer ihm. Allein es waren dennoch so viele Umgestaltungen und Zusätze in Geltung? Daß dieselben wirklich Umgestaltungen und Zusätze seien, durfte man nun nicht zugeben. Sich an den Buchstaben anklammernd, suchte man vielmehr aus ihm alles heraus zu deuten, alles sollte von jeher als giltig festgestanden haben, wenn es sich auch in der Schrift nicht vorfand, alles sollte nicht bloß Tradition sein, wie es aus dem ursprünglichen Geiste des Volkes geboren, den Verhältnissen angepaßt wurde, sondern teils so, daß es mit der schriftlichen Lehre gleichfalls dem Moses mündlich mit gegeben sei in allen seinen Einzelheiten, teils so, daß es in der Schrift angedeutet und enthalten sei nach einer Interpretation, die man bei einem göttlichen Buche, welches kein überflüssiges Wort, keine seltsame Form, keine Unregelmäßigkeit umsonst wählt, als vollkommen berechtigt betrachtete. Aus solchen scheinbaren Andeutungen glaubte man nun die von dem natürlichen Sinne der Vorschriften abweichenden oder neben ihm hergehenden geltenden Bestimmungen genügend begründen zu können. Und so bildete sich eine höchst gefährliche Interpretationsmethode, die zuerst das nun einmal Bestehende in Einklang mit dem vorliegenden Texte zu bringen suchte, dann

aber auch selbständig fortwuchernd gar manche neue Bestimmung schuf. Akiba und seine Zeitgenossen sind Muster und Vorbilder in diesem Verfahren. Daß Akiba für Satzungen, die, ohne in der Schrift angegeben zu sein, dennoch sich befestigt hatten und deren Dauer für alle Zeit daher von früheren Lehrern bezweifelt wurde, weil sie dieselben mit keinem Schriftworte zu belegen wußten, — daß Akiba für sie eine solche Andeutung nachwies, wurde ihm als hohe Virtuosität nachgerühmt, er galt dadurch als der Mann, der dem Judentum, wie es in der bestehenden Form als unverbrüchlich galt, neue und unerschütterliche Grundlagen gelegt.

Wir haben schon manche Versuche kennen gelernt, wie Akiba Verse seiner Überzeugung gemäß deutete, von dem natürlichen Sinne sich weit entfernend. Ein ferneres Beispiel genüge, um das ganze Verfahren zu kennzeichnen. Es ist eine Eigentümlichkeit der hebräischen Sprache, daß sie den Accusativ bald durch das einfache Hauptwort bald durch Beifügung eines kleinen Wörtchens „eth" bezeichnet. Dies war der damaligen Zeit genügende Veranlassung, da, wo dieses Wörtchen stand, das doch eben so gut hätte fehlen können, einen besonderen Grund dafür aufzusuchen, in seinem scheinbar überflüssigen Vorhandensein nach Andeutungen, die es geben wolle, zu fragen. Nun hat dieses Wörtchen, freilich eigentlich nach anderer Wurzel, noch eine andere Bedeutung, es heißt dann: mit. Das genügte dieser Schule, überall wo das Wörtchen als bloße Accusativbezeichnung steht, es nach dem andern Sinne, d. h. als „mit" umzudeuten. Man ging in diesem Verfahren so weit, daß man diese Deutung nicht auf die Gelehrtenschulen, auf die Gesetzesdiskussion beschränkte, sondern es auch geradezu in die Bibelübersetzungen hineintrug. Man hatte damals das Bedürfnis gefühlt, für die griechisch redenden Juden neue Übersetzungen anzufertigen; die alte griechische Siebziger Übersetzung, die den alten Standpunkt repräsentierte und mit großer Freiheit verfahren war, hatte ihr ehemaliges Ansehen verloren, und so entstanden mehrere neue griechische Übersetzungen. Unter ihnen wollte besonders die des Aquila, eines Zeitgenossen des Akiba,

den neuen Standpunkt erschöpfend wiedergeben, und er wird dafür mit großer Anerkennung behandelt. Sie preßt den Buchstaben und übersetzt ebenso überall, wo dieses Wörtchen als Accusativzeichen vorhanden ist, als stünde „mit", es wird mit dem griechischen σύν wiedergegeben, obgleich es nicht in den Zusammenhang paßt und den grammatischen Regeln der griechischen Sprache widerstrebt. Dieses Verfahren nun beherrschte die Zeit, und wie es uns in dieser Übersetzung entgegentritt, verfolgten es auch die Lehrer der Mischnah, — wie die damaligen Gesetzlehrer hießen —; sie deuteten einen jeden Satz, der mit diesem Wörtchen versehen war, dahin, daß noch etwas Anderes mit eingeschlossen sei. Am Anfang schuf Gott „den" Himmel und „die" Erde; auch hier wird der Accusativ durch das Wörtchen „eth" ausgedrückt. Und nun die Deutung: „den" Himmel, „mit dem" Himmel wurden dessen Heere alle mit geschaffen, „die" Erde, mit ihr wurde alles erzeugt, was auf ihr sich regt und bewegt. So wird uns von einem Zeitgenossen Akiba's, Simon oder Nehemia dem Amsoniten mitgeteilt, daß er für alle Stellen mit diesem Accusativwörtchen glücklich Deutungen aufgefunden, daß er in diesem Verfahren gewissermaßen seine Lebensaufgabe erkannt. Da gelangte er jedoch an eine Stelle, bei der er stutzig geworden: „Den Herrn Deinen Gott sollst Du ehrfürchten;" auch hier wird der Accusativ mit diesem Wörtchen ausgedrückt. Daß neben dem Herrn noch anderen Ehrfurcht erwiesen, daß ein anderes Wesen neben Gott mit einer gewissen Gleichstellung genannt werde, das auszusprechen wagte er nicht, er ließ ab von dem Versuche der Deutung. Als man ihn fragte: Du hast soviel Deutungen versucht und hier gehst Du ab? da sprach er: So wie ich Lohn zu empfangen hoffe für die Deutungen, die ich ausgeführt, so hoffe ich auch Lohn dafür zu empfangen, daß ich sie hier unterlassen habe. Ein schöner Wahrheitssinn! Akiba aber genügte es nicht, er war mutiger, konsequenter, er fand eine Deutung. Neben Gott dem Herrn sollst du auch die Träger der Lehre ehren, auch die Weisenschüler, wie sie genannt wurden.

Dieses eine Beispiel genüge, um zu zeigen, mit welcher Ängstlichkeit auf der einen Seite der Buchstabe gewahrt, und mit welcher Willkürlichkeit auf der andern derselbe gepreßt wurde, so daß das Verschiedenartigste daraus gedeutet werden konnte. Dieses ängstliche Anklammern an das Gegebene war eine traurige Notwendigkeit, wenn nicht alles in Trümmer zerfallen sollte. Der Geist konnte sich nicht in seiner Freiheit offenbaren; einer Welt, die roh und gewaltsam ihm entgegentrat, würde er in seiner flüssigen und innerlichen Weise nicht haben widerstehen können, er bedurfte eines harten, ihn umgebenden Stoffes, der schützenden Hülle, des Schirmdaches, unter dem die zerstreuten Glieder sich fest aneinander schlossen. Wir erfahren von Akiba, daß er weite Reisen machte; wir wissen nicht genau zu welchem Zwecke. Doch kaum unterliegt es einem Zweifel, daß er es auf diesen Reisen nicht versäumte, die zerstreuten Glieder in den verschiedenen Ländern aneinander zu ketten, so daß sie Teile eines Ganzen blieben. Dieses Bestreben leitete damals mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein. In Palästina waren die alten Bande gelöst, ein neues sollte sie nun umschlingen. Freilich wurde das nun ein gar derbes Seil, aber es erfüllte seinen Zweck, es knüpfte fest zusammen, bis die Zeit kam, wo die Hülle gesprengt werden kann und der Geist frei sich entfalten darf.

Die neue Bewegung bewirkte, bei scheinbar krampfhaftem Halten an dem Überkommenen, eine völlige innere Umgestaltung, und sie drängte entschieden zu einem Abschlusse. So begegnen wir denn kurze Zeit darauf einem neuen Buche, das aus dieser Bewegung sich hervorarbeitete, es ist die Mischnah. Das Wort bedeutet eigentlich Wiederholung, aber es gilt hier vorzüglich als Lehre. Wiederholung hieß damals alles; erschien ja nichts als neu, alles bloß wiederholt, nochmals eingeschärft, was die alte Zeit bereits gegeben hatte. Was die alte Lehre, so redete man sich ein, in kurzen Worten, in leisen Andeutungen dargelegt hatte, wurde hier wiederholt, nur bestimmter und ausführlicher auseinandergesetzt. Diese Mischnah wurde abgeschlossen von Rabbi Juda dem Fürsten, etwa sechzig

Jahre nach Akiba. Akiba selbst scheint bereits eine solche angelegt zu haben, aber zu einem Abschlusse kam sie erst jetzt. In das Einzelne derselben einzugehen, kann hier nicht die Aufgabe sein; aber der Geist, der in derselben herrscht, ist schon kenntlich durch den Inhalt, welcher aufgenommen, und die Art, wie der Stoff in ihr geordnet ist. Sie teilt sich in sechs Ordnungen, sie beginnt mit dem Gottesdienst, und man möchte fast glauben, es sei dies eine Demonstration, die Darreichung des großen Schatzes, der erworben worden, indem der Gottesdienst die wahrhafte und dauernde Errungenschaft des pharisäischen Judentums ist gegenüber dem Priestertume. In der Tat ist dieses auch im ganzen von der Mischnah ziemlich vernachlässigt. Und dennoch füllt die Hälfte derselben die Belehrung über Gegenstände, welche eigentlich der Gegenwart bereits entrückt waren, sie handelt neben den noch weiter gültigen Vorschriften über Festtage, eheliche Verhältnisse, Civilrechtliches und anderes dergleichen, noch außerdem von den Vorschriften über die Bodenbestimmungen, von den Abgaben, welche von den Bodenfrüchten zu geben seien, von Opfern, Reinheit und Unreinheit. Diese Dinge nehmen die Hälfte und zwar eine starke Hälfte des Werkes ein, Dinge, die aus dem Leben bereits geschwunden waren, in der Gegenwart keine Geltung mehr hatten, sondern nur eine Überlieferung der Vergangenheit waren. Allein man lebte eben in der Vergangenheit und stellte diese dar.

Das war die letzte eingreifende Tat, welche von Palästina auf das Judentum ausging; wohl feierte es auch in den kommenden Jahrhunderten nicht ganz, trieb noch mannigfache Schößlinge, aber sie waren an sich ohne eigentümliche Schöpferkraft und erlangten nicht den beherrschenden Einfluß auf die übrige jüdische Welt. Der Boden Palästinas war wankend und schlüpfrig geworden für Israel und seinen Glauben. Das ganze römische Reich bot keinen sichern Platz mehr für dasselbe dar, hingegen eröffnete sich ihm eine neue Gegend oder vielmehr ein Land trat wieder in den Vordergrund, das schon früher Israel als Zuflucht gedient hatte, in welchem die jüdische

Aussaat schon früher reichlich aufgegangen war. Unmittelbar nämlich nach R. Juda dem Fürsten d. h. nach dem Abschlusse der Mischnah am Anfange des dritten Jahrhunderts finden wir eine große Anzahl von Schulen in Babylonien, in dem Lande, wohin ehedem die Zerstreuten des ersten Tempels geführt worden, wo sie still keimten und wuchsen, in dem Lande, aus dem Esra hervorgegangen war, der die Restauration des zweiten Staatslebens unternahm, aus welchem auch Hillel, gleichfalls ein Verjünger des Judentums, nach Palästina ausgewandert, um seine frische Kraft zur Belebung desselben anzuwenden. Dort begegnen wir rasch aufblühenden Schulen in Nehardea, Sora, Pumbeditha und in manchen andern Orten und zwar nicht Schulen, welche bloß weiter lehrten, wie es ihnen übergeben war, wie man es in Palästina noch eine Zeit lang kümmerlich forttrieb, sondern die ihre Aufgabe mit frischem, lebendigem Geiste erfaßten. Bereits ist des bedeutenden Wortes gedacht worden, welches ein dortiger Lehrer aussprach: Wer von Babylonien nach Palästina übersiedelt, begeht eine Sünde, übertritt ein Gebot. Palästina, auf das man als auf die heilige Stätte schaute, dessen Boden als ein heiliger geehrt wurde, das man als von einer gewissen Weihe umflossen ansah, aus Babylonien dorthin zu wandern, sollte doch verboten sein! Man fühlte in sich den frischen Geist, fühlte sich in einem neuen kräftigen Lande, in dem das Streben ungehemmt entfaltet werden konnte. Hier war das einzige Reich, wohin die Macht der Römer nicht reichte; die rohe Hand der Parther hatte den Juden eine Zuflucht eröffnet, wie sie sie in der übrigen gebildeten Welt kaum damals fanden. Es gab wohl auch dort Romantiker, die mit Sehnsucht nach Palästina hinblickten. Von einem solchen wird erzählt, daß er seinem Lehrer heimlich sich entzogen und vierzig Tage gefastet habe, um die frische Lehrweise Babylons zu vergessen und sich in die nüchternere aber kümmerlichere Lehrweise Palästinas einzuleben; die Fasttage mögen kaum bei ihm nötig gewesen sein, sein Verlangen zeigt eben, daß die Frische bereits in ihm ertötet war. Doch

das waren einzelne Ausnahmen. Der frische Geist, der dort wehte, durchdrang die Schüler und kräftigte sie.

Jedenfalls lebte man nicht ganz außerhalb der Gegenwart; wohl vermißte man gar manches in ihr, man mußte viele ernste Hoffnungen einer fernen Zukunft übertragen, aber dennoch strich man die Gegenwart nicht so ganz aus, wie man sich daran von Palästina aus gewöhnt hatte. Während man dort sich nur in die Vergangenheit hineinträumte, die Zukunft nur sich so darzustellen vermochte, daß sie die vergangene Zeit in idealem Lichte wieder herstelle, eine Zukunft, die gar nicht aus dem natürlichen Entwickelungsgange ersprießen konnte, so hatte man in Babylonien einen gesünderen Realismus. Zwischen dieser Welt und den Tagen des Messias, sagte ein dortiger Lehrer, ist weiter kein Unterschied, als der Druck der Völker; die Welt geht weiter, nur der Druck hört auf, es ist dieselbe Entwicklung, dasselbe Staatsleben, nur die Freiheit tritt ein mit ihrem alles belebenden Hauche. Während man in Palästina das ganze damalige Staatsleben, wie es außerhalb Israels herrschte und auf dasselbe drückte, als ein unberechtigtes betrachtete, keinen von da ausgehenden Rechtsspruch als gesetzlich, als Ausfluß einer berechtigten Macht anerkannte, vielmehr als Lehre aufstellte, man dürfe Rechtssprüche bloß von einem jüdischen Gerichte verlangen, jeden andern müsse man, selbst wenn er denselben Grundsätzen folgte, als unberechtigt verwerfen: lehrte man in Babylonien, daß das Staatsgesetz, da es auf rechtlichen Grundsätzen gebaut sei, Bedeutung und Wirksamkeit, Berechtigung und religiöse Geltung habe. Solche Gedanken entspringen einer Anschauung, welche der Gegenwart ihr Recht zuerkennt, dasselbe zu würdigen weiß. Sprüche der Art werden uns namentlich von einem Lehrer Samuel mitgeteilt und dieser wird uns überhaupt als ein Pfleger der Wissenschaft geschildert. Er soll die Arzneikunst betrieben haben und wohl bewandert gewesen sein in Mathematik und Astronomie. Ihm wird der Spruch beigelegt: Mir sind die Pfade des Himmels klar und licht, wie die Pfade in Nehardea. Wir wollen nicht den Buchstaben pressen, nicht die Wahrheit dieses

Ausspruches nach seiner Ausdrucksweise prüfen, jedenfalls zeigt er uns, daß dort die Wissenschaft wohl gepflegt wurde, und wenn dies besonders von der Sternkunde gilt, so hat dies seinen Grund in deren engem Zusammenhange mit der Bestimmung der Festtage.

Denn hier treffen wir wieder auf einen Punkt, der die Selbständigkeit Babyloniens auf eine sehr beachtenswerte Weise bekundet. Die Feste nach ihrer herkömmlichen Zeitbestimmung festzuhalten, ist etwas, worauf eine jede Religionsgesellschaft einen mächtigen Nachdruck legt. Welche Streitigkeiten sind in der ersten christlichen Zeit über den Tag geführt worden, an dem Ostern gefeiert werden solle, wo die einen den 14. Nissan, die andern den Sonntag darauf als den richtigen aufstellten. Gewaltige Spaltungen entstanden daraus, und zu den verschiedensten Zeiten hat die Frage über die Festfeier mehr getrennt als innere Differenzen. In Israel nun war es früher Sitte, daß Boten ausgeschickt wurden, um auf hohen Bergen den Neumond zu erblicken, wonach dann, wenn er bezeugt war, von den Gerichten der Beginn des Monats und demgemäß die Festtage festgestellt wurden, Sendlinge des Gerichtes nach allen Aufenthaltsorten der Juden hin die Feststellung verkündeten. Palästina's Einfluß jedoch wurde schwächer, die Bande lockerer, man fühlte das Bedürfnis, der Abhängigkeit von Palästina enthoben zu sein, die Festtage in einer bestimmten Weise zu ordnen. Dazu gehört ein großer Entschluß, von dem alten Verfahren, von dem Befragen der sichtbaren Naturerscheinung, wie man es auch in dem Buchstaben der Schrift wiederzufinden glaubte und ihm so das Siegel der Göttlichkeit aufgedrückt hatte, abzugehn und eine neue Feststellung einzurichten. Ein solches Unternehmen kann nur aus einer frischen Zeit hervorgehen, und es ward damals vollführt. Es verbirgt sich uns in seinen Anfängen, auf einmal steht es da, ein bestimmter Kalender wird aufgestellt, so daß die Festtage nach fester Berechnung geordnet wurden, ohne daß man das Hervortreten des Neumondes zu beobachten hatte. Eine solche Feststellung wurde angenommen, damit fiel manche Konsequenz des frühern

Verfahrens. Das Neujahr mußte in der alten Zeit oft zwei Tage gefeiert werden, weil man am ersten Tage nicht wußte, ob der Neumond schon eingetreten sei, und oft war erst der zweite Tag der richtige. Diejenigen, die entfernt wohnten und die daher die Verkündigung des Neumondes erst in der Mitte des Monats erfuhren, konnten auch für die Feste, die in der Mitte des Monats gefeiert werden, den in Jerusalem anerkannten Tag noch nicht wissen und mußten auch diese Feste zwei Tage feiern. Nun aber bei festgestelltem Kalender schwanden die Zweifel, der Grund zu einer Doppelfeier fiel weg. Für das Neujahr zwar wurden die zwei Tage festgehalten, denn man sprach: Wenn der Tempel wieder errichtet wird, treten ja auch die frühern Vorschriften von der Erkundung des Neumonds wieder ein; dann wiederholen sich die Fälle, daß zwei Tage gefeiert werden müssen, und so ist es besser, daß wir es auch jetzt dabei bewenden lassen. Für die andern Festtage aber fühlten sie, daß eine doppelte Feier unnötig war. Allein die Palästinenser sandten zu ihnen: Bleibet bei dem Brauche eurer Väter. Palästina fühlte sich durch eine Umgestaltung der früheren Bestimmung verletzt. So war in Babylonien eine neue Feststellung erstanden, und nicht genug, daß die Berechnung an Stelle der Sichtbarwerdung trat, sondern man verschob auch für manche Fälle die Feste ganz und gar. So fand man es lästig, daß Sabbat und Versöhnungstag nach einander treffen sollten, daß also der Versöhnungstag auf einen Freitag oder Sonntag falle, wie es früher wohl vorkam und wie die Mischnah ausdrücklich bezeugt. Solche zwei gewichtige Feiertage hintereinander zu begehen, griff jedoch störend in alle Lebensverhältnisse ein; um dieses zu verhüten, richtete man nun ein, daß das Neujahr nicht am Mittwoch oder Freitag gefeiert werde, man verrückte die Feste, wenn sie nach der Berechnung des Mondlaufes auf einen dieser Tage fielen. Das war ein kühner Eingriff, die Bestimmung, die man sich erlaubt hatte, schnitt tief in die bisher geltenden Einrichtungen, aber sie griff durch und wurde für alle Zeiten herrschend.

Auch sonst noch bewies man seine Unabhängigkeit von

Paläſtina. Für Paläſtina iſt der Winter die Regenzeit, und für dieſe Regenzeit iſt im Gebete eine beſtimmte Formel aufgeſtellt: Gib Tau und Regen zum Segen. Wann tritt in Paläſtina dieſe Regenzeit ein? In der erſten Hälfte des Marcheſchwan, im November. Aber Babylonien hatte ein anderes Klima, da trat die Regenzeit etwa einen Monat ſpäter ein, erſt 60 Tage nach der Sonnenwende des Tiſchri. Wir beten für uns, ſagten die Babylonier, nicht für Paläſtina, für unſern glücklichen Winter, für das Gedeihen der Frucht in unſerer Gegend. Und man richtete ohne Scheu ein, daß dieſes Gebet erſt ſpäter geſprochen wurde. Sehen Sie den Unterſchied zwiſchen dieſer kräftigen Zeit und den darauf folgenden ſchwächlicheren! Damals in Babylonien wagte man, kurz nachdem man ſich vom Boden Paläſtina's entfernt hatte, als die Wunde über deſſen Verluſt noch friſch blutete, in der Nähe des Landes, das damals noch großen Einfluß übte, dennoch mit Entſchiedenheit ſich in dem Gebete von deſſen Formeln loszuſagen, wenn ſie den Bedürfniſſen des eigenen Landes nicht entſprachen. Die ſpätere Zeit blieb hingegen babyloniſch. Für uns nun gibt es überhaupt keine beſondere Regenzeit, bei uns beſteht die Verſchiedenheit der Jahreszeiten nicht darin, daß in einer kein Regen erforderlich und nur für die andere gedeihlich iſt, daß mit einem beſtimmten Zeitpunkte der Regen eintreten muß, wenn er fruchtbar ſein ſoll, und dennoch bleiben wir babyloniſch und ſprechen die Formel zur Zeit, die für Babylonien, und dort mit Recht, beſtimmt war. Nicht einmal paläſtinenſiſch verfahren wir; das würde doch noch irgend einen Sinn haben im Hinblick auf das heilige Land der Zukunft: doch nein, auch dieſer Geſichtspunkt leitet nicht, wir ſprechen die Formel zu der bloß für Babylonien paſſenden Zeit.

Allerdings Babylonien war eine geiſtige Weltmacht geworden; es hatte ſich zwar nicht vollſtändig von Paläſtina emanzipiert, war wohl in deſſen Geiſte fortgefahren, aber doch mit ſelbſtändiger Kraft, mit Kühnheit und hellem Sinn, ſo daß ſein Einfluß auf die ſpätere Zeit ein dauernder blieb. Es herrſchte dort ein geſunder, hie und da derber Realismus,

und die religiöſen Äußerungen ſind zuweilen ſchroff, hart, aber nicht kränkelnd und ſchwächlich. Jene derbe Natur zeigt ſich auch in den dortigen Sagen und Legenden, die oft ſehr ſinnlich ſind, aber auch plaſtiſch und aus einer gewiſſen Vollkraft des Lebens hervorgehend. Die geſunde Natur bekundet ſich auch in dem kräftigen ſittlichen Sinne, der überall durchbricht. Nicht bloß jede Ungerechtigkeit wird mit Tadel belegt, ſondern auch jede Handlung, die jemanden zu einer irrigen Auffaſſung verlocken könnte, ſelbſt wenn ſie es nicht beabſichtigt; dafür wird der maleriſche Ausdruck gebraucht: einen Diebſtahl begehen an der Vermutung des andern. Entweihung des göttlichen Namens heißt es, wenn ein Mann, der als Lehrer der Religion ſich eines hohen Anſehens erfreut, nicht ſogleich ſeine Bedürfniſſe bezahlt und zum Scheine verleitet, als wolle er ſich deſſen entſchlagen. Es war ein Leben von gediegenem Kern, wenn auch hier und da der Stoff als ſpröde erſcheint.

So blühten dort die Schulen längere Zeit fort; es entwickelte ſich manches neue, wenn auch die freie Wiſſenſchaft nicht unter den Parthern gedeihen konnte. Bei aller Äußerlichkeit offenbart ſich ein ſcharfer durchdringender Verſtand, ſo daß durch die Sammlung der dortigen Diskuſſionen das Judentum vor Verſumpfung bewahrt blieb. Die Sammlung ſchloß ſich an die Miſchnah an. Noch am Anfang des VI. Jahrhunderts fuhren die Schulen fort in ihren Verhandlungen, ein förmlicher Abſchluß fand nicht ſtatt, aber eintretende trübe Zeitumſtände bewirkten ihn von ſelbſt, und ſo trat mit einem Male Schluß und Stillſtand ein. Die Gemara, d. h. Lernen, Erſchließen, wie man dieſes an die Miſchnah ſich anſchließende Werk nannte, der babyloniſche Talmud, wie nun Miſchnah und Gemara zuſammen hießen, wurde demnach nicht abgeſchloſſen, er ſchloß ſich von ſelbſt, er wurde nicht als geſetzlich angenommen, aber er erwarb ſich ſelbſt ſeine Geltung und erhielt ſie fort, bis — eine neue geiſtig ebenbürtige Macht auftritt. Eine vollſtändig freie Entwickelung konnte ſich zur damaligen Zeit nicht geſtalten, aber es wurden Furchen gezogen für

ſpätere Ausſaat, der Boden wurde friſch erhalten, daß er mit neuem Keime erfüllt werden kann.

Unterdes war das römiſche Reich ſeiner Zerſetzung immer mehr entgegengegangen, das ſchwach gewordene römiſche Heidentum wurde noch zuletzt verfolgungsſüchtig im Gefühle ſeiner Ohnmacht; nach und nach zerfiel es in ſich und konnte neuen Mächten nicht widerſtehen. Das Chriſtentum in ſeiner Vermittelung zwiſchen Heiden- und Judentum nahm an Bedeutung und Anſehen zu, überwand das zerbröckelte Heidentum und ſchwang ſich auf den Thron empor. Auch dieſe neue Kraft, das kirchliche Leben vermochte das alternde römiſche Reich nicht zu verjüngen, ſo daß es den hereinbrechenden Stürmen hätte widerſtehen können, ſie hauchte ihm nicht einen vollen neuen Geiſt ein, der den Fluten hätte einen Damm entgegenſtellen können. Als dieſe Fluten der Völkerwanderung ſich mit einem Male über es wälzten, brach das römiſche Reich zuſammen, die Barbarei ging über dasſelbe hin, vielleicht eine notwendige Barbarei, um friſche rohe Kräfte in die Welt zu bringen. Die Kirche war nun die Trägerin des einzigen kümmerlichen Überreſtes von Bildung, ſoweit ſie dieſelbe aufzunehmen geſtattete. Für das Judentum war eine trübe, traurige Zeit gekommen, im Vergleiche mit dieſen Zeiten hatten ſeine Genoſſen früher nur an dem Becher der Leiden genippt, jetzt ſollten ſie ihn vollſtändig leeren. Selbſt die rohen Völker ſtellten dem Judentume keinen ſo heftigen Widerſtand entgegen, wie ihn nun die Kirchenverſammlungen organiſierten. Dieſe verbieten jeden Verkehr mit Juden; nicht bloß das eheliche Bündnis zwiſchen ihnen und den Genoſſen der chriſtlichen Kirche, auch ein jeder Freundſchaftsbund wird verpönt, ein jeder traute Umgang als zur ſicheren Verdammnis führend dargeſtellt und davor gewarnt. So paarte ſich die Roheit der Völker mit der raffinierteſten Gehäſſigkeit einer Religion, die es einer andern nicht verzeihen konnte, daß ſie noch immer exiſtierte und unter den Lebenden weilte, während ſie behauptete, ſie längſt aufgezehrt zu haben. So ſchien es, als ſollte die Menſchheit der Barbarei gänzlich verfallen. Doch der Geiſt

der Menſchheit ſchläft nie ganz, wenn auch ein Teil derſelben erſchlafft; wenn er hier mühſam einherkeucht unter den rieſenhoch aufgetürmten Schwierigkeiten, rafft er ſich anderswo auf mit einer ungeahnten Energie. Da tagt es denn mit einem Male in einem Volke, auf dem der Blick noch nie geruht, das man bis dahin ganz unbeachtet gelaſſen hat. Ein neuer Faktor trat in die Menſchheit ein, der mehrere Jahrhunderte lang die Leuchte vorantrug: es war das Arabertum.

4.

Der Islam.

Am Anfange des siebenten Jahrhunderts schien in der Tat die Welt in volle Barbarei versunken zu sein; überall Dürre und Geistesöde, nirgends ein lebendiger Quell, der durchströmend neu befruchtet. Die alte griechische und römische Bildung war so gut wie vollständig untergegangen, im griechischen Kaiserreiche war die Bildung zusammengeschrumpft in engherzige Förmlichkeit, in höfische Etiquette und die Sprache selbst, jene schöne und bildsame, war verwildert. Die alte römische Bildung war längst markloß geworden und man kannte sie kaum mehr dem Namen nach. Die lateinische Sprache, welche sich noch als Gelehrtensprache erhielt, war kaum mehr zu erkennen, wenn man den Maßstab der alten Klassizität anlegte. In dem Christentume war es so weit gekommen, daß die Kenntnis der Ursprachen, auf welchen sich die Religion erbaute, in welchen deren heilige Bücher geschrieben waren, ganz und gar entschwunden war. Im dritten und vierten Jahrhundert hatten noch Kirchenväter mit gelehrtem Sinne Mittel zusammengesucht, um die Kenntnis der heiligen Schriften zu verbreiten, ihr Verständnis zu vermitteln. Origenes hatte sämtliche griechische Übersetzungen der hebräischen Bibel, wie sie von Juden nach der Siebzigerübersetzung ausgegangen waren, nämlich auch diejenigen, die im zweiten und dritten Jahrhundert entstanden, die des Aquila, Symmachus, Theodotion zusammengestellt, um in solcher Weise eine richtigere Auffassung des Bibeltextes zu vermitteln, und seinen Bemühungen verdanken wir noch heute die Kenntnis dieser schätzbaren Überreste des Altertums, wenn auch nur in dürftigen Trümmern, soweit die über sie herstürzende Unwissenheit sie nicht zerstört hat. Hieronymus hatte Hand angelegt, um die alte lateinische

Übersetzung, wie sie aus der griechischen der Siebziger geflossen und mit einer Masse von Irrtümern behaftet war, nach neuen jüdischen Forschungen zu berichtigen und eine neue lateinische Übersetzung anzufertigen. Ihm folgte auch nach manchem Widerstreben die christliche Kirche, und diejenige lateinische Übersetzung, welche noch heute im Katholizismus die kanonische ist, die als die alleingiltige betrachtet wird, die sogenannte Vulgata, beruht hauptsächlich auf der durch Hieronymus nach der jüdischen Grundschrift und der von Juden empfangenen Belehrung berichtigten Auffassung. Das geschah im dritten und vierten Jahrhundert. Unterdessen aber schwand die Kenntnis der alten Sprachen gänzlich dahin, und natürlich verloren auch die Schriften die Beachtung, — es war Trockenheit und Dürre.

Im Judentume war gleichfalls die letzte schöpferische Kraft, die zwar nicht verjüngte, aber dennoch mit Selbständigkeit auftrat, jene babylonischen Schulen, die in dem Bewußtsein ihrer Vollkraft tief einwirkten, auch umgestalteten, auch sie war versiegt. Das Partherreich fiel, mit seiner Frische sank auch die Blüte der Babylonischen Schulen, — auch hier deckt alles bald düsteres Schweigen. Aus dem Anfange des siebenten Jahrhunderts dringt kaum irgend ein Laut zu uns, keine literarische Erscheinung ist vorhanden, höchstens daß etwa in Palästina noch ein Nachwuchs der Legendenbearbeitung sich hervorwagte, die vielleicht dieser Zeit, vielleicht aber auch einer spätern angehört. .Da ersteht nun eine neue Erscheinung, da tritt die Urkraft schöpferisch hervor unter einem Volke, das bis dahin von der Kultur durchaus nicht bedacht worden war, das auf seinem abgesonderten Boden, in einzelnen wandernden Stämmen ungebunden lebte. Der Islam entstand.

Die Entstehung und der Verlauf des Islam ist eine der belehrendsten weltgeschichtlichen Erscheinungen, wenn wir nur die Empfänglichkeit uns nicht trüben lassen, um die geschichtlichen Ereignisse nach ihrem wahren Werte unbefangen zu würdigen. Seitdem der Ruf „Der Türke bricht los“ nicht mehr Schreck und Verwirrung in die Gemüter bringt, seitdem der Türke in seine Grenzen zurückgewiesen ist, ist man im all-

gemeinen über den Islam zur Tagesordnung übergegangen. Man glaubt, der Islam erhalte sich eigentlich bloß von der Christenheit Gnaden, er sei ein totkranker Mann, dessen Auflösung man in jedem Augenblicke entgegensehn dürfe, dessen Leben nur künstlich erhalten werde, nur die gegenseitige Eifersucht der christlichen Mächte friste ihm noch dieses künstliche Leben, bewahre ihn davor hinzusterben, da er sich doch in einem auflösenden Siechtume befinde. Mit dieser Auffassung der Gegenwart glaubt man sich auch einer tieferen Betrachtung über die frühere Bedeutung des Islam überhoben. Ist aber schon die Beurteilung der gegenwärtigen Zustände des Islam einseitig und oberflächlich, unterschätzt man die bedeutenden Lebenskräfte, die in dessen Innerem noch gähren, wenn sie auch nicht mehr so wild hervorstürmend nach der Oberfläche hin drängen: so ist namentlich jene geringe Berücksichtigung seiner Vergangenheit eine arge Verkennung einer bedeutsamen geschichtlichen Macht.

Sechs Jahrhunderte waren verflossen, seitdem eine neue Religion erstanden war; dieselbe hatte die mächtigsten Reiche der Welt schon damals inne, hatte die Säfte der ganzen alten gebildeten Welt in sich aufgenommen und sich weithin verbreitet. Da entsteht wiederum eine neue Religion in einem kulturlosen Volke, eilt raschen Laufes, siegesmutig fast durch die ganze bekannte Welt, nimmt die besten und schönsten Provinzen des griechischen Kaiserreichs hinweg, verbreitet sich über Afrika, nimmt in Europa schöne Länder in Besitz, Sizilien, Süd-Italien, Spanien, eine Zeit lang den südlichen Teil Frankreichs, und bleibt lange ein sehr gefährlicher Feind Europas und des Christentums, wird eine gefürchtete Macht, die Jahrhunderte lang die Entscheidung der Weltangelegenheiten in ihren Händen hat, und selbst dann, als die ursprünglichen Träger dieses Glaubens ermatten und zusammensinken, tritt ein wilder und für Kultur unempfänglicher Stamm auf, erfrischt dieses zusammenbrechende Reich. Die Osmanen kamen, und nicht nur daß sie eine neue Befestigung bieten, sie zerstören noch den letzten Rest des griechischen Kaisertums, die

alte Mutterstätte des Christentums, Konstantinopel fällt in ihre Hände und noch Jahrhunderte später stehen sie da als eine bedrohliche Macht. Ein Jahrtausend herrscht der Islam über einen großen Teil der Welt und zählt auch heute noch seine Bekenner nach Millionen. Und nicht bloß daß er herrscht, daß er Macht entfaltet, sondern einen großen Teil dieses Jahrtausends trägt er die Fackel der Wissenschaft voran, geht die Bildung von ihm aus, ist er der erfrischende Quell, der die Geister nicht vertrocknen und einschlummern läßt. Das ist eine großartige und merkwürdige Erscheinung!

Notwendig muß diese Religion Wahrheiten enthalten, die ihr zu einem solch raschen und lang anhaltenden Siege verhalfen. Aber nicht die Wahrheiten allein, die sie verkündet, die noch dazu nicht neu waren, bereiten ihr diesen Triumph, vielmehr daß diese Wahrheiten in einer der damaligen Zeit gemäßen und den Völkern, unter welchen sie verbreitet wurden, angemessenen Form ausgedrückt waren, ist es, was dem Islam eine so bedeutende Übermacht gab. Der Islam verkündet Wahrheiten, die er freilich nicht geschaffen, mit allem Nachdrucke, und sie führten ihm allerdings die Überzeugungen zu. Die Einheit und Unbildlichkeit Gottes ist sein Symbol, die Lehre, die er mit aller Entschiedenheit aufrecht erhält, und eine jede Verkümmerung dieses Gedankens ist ihm ein Greuel. Diese Wahrheit ist siegreich seinem Schwerte vorangezogen, hat die Macht an seine Fahnen geknüpft. Noch ein andrer Umstand verlieh dem Islam hohe Bedeutung. Er trat der mitterlalterlichen Krankhaftigkeit mit dem gesunden Gefühl der Gegenwart entgegen. Der Islam hatte nicht ein Ideal der Vergangenheit, dem er entgegenstrebte, nicht die schwächliche Sehnsucht in sich, bloß Zustände, wie sie ehedem waren, abzuspiegeln, er lebte in der unmittelbaren Gegenwart und suchte diese zu benutzen und zu erfrischen. Diese Gesundheit seines Wesens gab ihm eine reale Macht innerhalb der Weltgeschichte, ließ von ihm die Ermunterung zur Entfaltung der lebendigen Kräfte ausströmen, während sie anderswo lange Zeit sich kränkelnd aufzehrten. Aber grade auch die Mängel und

Schwächen, die der Islam in sich trug, weil sie der Zeit angehörten, weil sie den Völkern geziemend waren, unter welchen er sich verbreitete, grade sie sind in gleichem Maße Ursache und Sicherung seiner raschen Verbreitung.

Der Islam, sagte ich, erkennt in Gott den Einzigen, Unbildlichen, er erkennt in ihm die einzige Macht, die allein herrscht, neben welcher keine andere bestehen kann, neben der überhaupt nichts geachtet werden darf, er verehrt in Gott den Allmächtigen. Gott ist groß, Gott ist allmächtig, das ist der Ausruf, auf den er mit wahrer Eintönigkeit immer wieder zurückkommt. Allein er verkündet von Gott nicht auch zugleich die Heiligkeit, die Reinheit, mit der er sich über alles Böse erhebt, die tiefere Erkenntnis des sittlichen Wesens, als dessen Ideal auch das Göttliche erkannt werden muß, wird in der ganzen Ausarbeitung seiner Lehre, in den vielfachen Lobpreisungen, welche der Koran, sowie auch die späteren Schriften wiederholen, vermißt; eine Vertiefung in die sittliche Weltordnung in den sittlichen Fortschritt, der von dem Urquell aller Reinheit ausgeht, findet sich im Islam nicht. Kaum daß ein Wort für heilig in der arabischen Sprache vorhanden ist. Mohammed gebraucht allerdings die Bezeichnung Gottes als des Barmherzigen, und es ist hinlänglich bekannt, daß der größte Teil der koranischen Suren mit der Überschrift beginnt: Im Namen Gottes des Barmherzigen, des Erbarmenden. Aber gerade diesen Ausdruck: barmherzig, „rachman" hat er dem Judentume entlehnt, Wort und Begriff sind nicht in ihm selbst entstanden, sind nicht aus dem arabischen Geiste geboren, sondern sie sind geheischt, herübergenommen aus dem Quell, aus dem er so vieles entnommen hat. Er bediente sich eines Wortes, das unter den babylonischen Juden ganz gewöhnlich geworden, welche statt des früheren Ausdrucks die „Schrift sagt" sich der Formel bedienten „Der Barmherzige sagt, rachmana". So sehr war dieses im Judentum der gewöhnliche Ausdruck geworden für Gott. Allein während nun Mohammed aus seiner jüdischen Umgebung dieses Wort gerne aufnahm und mit an die Spitze seines Systems stellen wollte, fand er

entschiedenen Widerstand gegen diese Bezeichnung, sie blieb eine bloß koranische, das Volk vertauschte dieselbe mit einem anderen Ausdrucke, welcher „Herrscher, Herr über alles" bedeutet. Die tiefere sittliche Erkenntnis fehlt dem Islam, wie sie den Arabern selbst fehlte; der Mensch nach seinem höheren Werte, nach der tieferen Bedeutung seines Wesens kommt im Islam nicht zu seinem vollen Rechte. „Gott ist groß," „Islam", die Hingebung an ihn, die volle Hingebung ohne zu fragen, ohne für sich selbst einen Anspruch zu haben, sich selbst gewissermaßen ausstreichen, indem Gott allein waltet: das ist der ganze tiefere Kern des Islam. Daß der Mensch ein Göttliches in sich trägt, daß auch er die tiefere sittliche Bedeutung in sich entfalten kann, seinen Beitrag zu liefern hat zur Veredelung des Weltganzen, die Krone der Schöpfung ist nach der vollen geistigen und sittlichen Erkenntnis, das ist ein Gedanke, der im Islam nicht zum wahren Bewußtsein gelangt ist. Stumpfe Resignation ist das Höchste, das Beste, was der Mensch darbieten, womit er Gott verehren kann, — die wahre Gotteskindschaft, die im Judentume so schön ausgedrückt ist und die auch die Tochterreligion von ihm aufgenommen hat, ist im Islam etwas Fremdes, Unerkanntes.

Der eigentliche Menschenwert ist aber überhaupt im Araber-volke nicht nach seiner wahren Bedeutung erkannt worden. Ein jedes tüchtige Volk gestaltet einen festen Kern aus sich, der nicht von den Zufälligkeiten der Vorfälle abhängig, einen fast unwandelbaren Mittelpunkt ausmacht, um den sich das Ganze gruppiert. Die besten alten und neuen Völker hatten einen solchen Kern aus sich herausgearbeitet, alte Geschlechter, Familien, die durch ein vom Vater auf den Sohn sich forterbendes Verdienst ihre Bedeutung in sich selbst trugen, die ihre Pflichten und Erfordernisse aus ihrem inneren Werte schöpften, die es wohl erkannten, welche Aufgabe ihnen gerade wegen ihrer höheren gesellschaftlichen Stellung obliege. Ein solches Patriziat, eine solche Aristokratie ist, wenn sie nicht erstarrt, wenn sie nicht in eitelem Gepränge, nicht in Ansprüchen von Vorrechten untergeht und versteinert, eine solche Konzen-

trierung der Beſten und Würdigſten, wenn ſie ſich erfriſcht durch die Hinzunahme neuer und geſunder Kräfte und ſo die Jugend ſich erhält, bildet die ſittliche Grundlage eines Volkes, ſie findet ſich auch in allen Völkern, die eine weltgeſchichtliche Bedeutung erlangt haben. Griechen und Römer, Juden und die neueren europäiſchen Völker kennen einen ſolchen Mittelpunkt innerhalb des Volkes, der ſeinen Wert auch dann nicht ganz einbüßt, wenn ihm die Macht aus den Händen entwunden iſt. Völker hingegen, bei denen bloß der Wink des willkürlichen Despoten oder der dröhnende Maſſenſchritt gebietet, wo die augenblickliche launenhafte Gunſt erhebt und wieder in das Nichts der Bedeutungsloſigkeit hinabſchleudert, ſind wie zuſammengewürfelte Haufen, die bald ſich weit ausdehnen, bald auseinanderſtieben. Das war die Eigentümlichkeit der Völker, denen der Islam zuerſt entgegengebracht wurde. Der perſönliche Wert des Menſchen lebte in dieſen Völkern nicht nach ſeiner vollen Erkenntnis, und ſo war der Islam, der gleichfalls denſelben negiert, ihn in den Hintergrund drängt, gerade beſonders dieſen Nationen angemeſſen. Im neunten und zehnten Jahrhunderte machte ſich unter den Arabern eine Philoſophenſchule geltend, welche nicht als rechtgläubig betrachtet, im Gegenteile mit argwöhniſchen Blicken angeſehen wurde; Brüder der Reinheit nannte man deren Genoſſen. Sie ſtellten manche für die damalige Zeit wichtige wiſſenſchaftliche Unterſuchungen an, und da iſt uns unter anderen von ihnen auch überkommen eine Darſtellung des Streites zwiſchen dem Menſchen und den Tieren. Die Tiere beklagen ſich darüber, daß der Menſch ſie auf willkürliche Weiſe unterjocht, und die Tiere erhalten Recht. Der Vorzug des Menſchen vor dem Tiere, der allerdings nun einmal durch ſeine Vernunft geboten iſt und den er nicht von ſich abſchütteln kann, iſt, weil er der ſittlichen Weihe entbehrt, nicht nach ſeiner wahren Berechtigung anerkannt.

Das ſind Schattenſeiten des Islam, ein Krankheitsſtoff, der von vorn herein ihm innewohnte und notwendig auch zu ſeiner Entartung, zu ſeiner Schwächung beitrug. Aber gerade deshalb war er geeignet den Völkern zuzuſagen, denen er ent-

gegen gebracht wurde. Die Religion des Islam breitete sich aus, weil sie in der Disposition der Völker lag, die sie beherrschen sollte. Die Disposition des Volkes, die Eigentümlichkeit der Zeitverhältnisse ist es — und das ist eine große Lehre, die wir aus dem Islam, aus seinem Auftreten und aus seiner Machtentfaltung schöpfen — die eine Religion in das Leben einführen und für lange Zeit demselben erhalten. Der Mann, der es versteht, der Träger der Zeit und Volksstimmung zu sein, der es begreift, wie man eine allgemeine Wahrheit in das kleidsame Gewand hüllt, kleidsam für die Blicke der Menschen, welche sich zu ihr bekennen sollen, der Mann ist der Träger einer zeitgemäß gestalteten Idee, er dringt mit seinen Bemühungen durch. Ein solcher Mann war Mohammed, der Stifter des Islam. Die Religion breitete sich so schnell schon bei Lebzeiten Mohammed's aus, daß wir veranlaßt sind, alles Verdienst und alle Bedeutung auf ihn zurückzuführen. Wenn irgendwo, in irgend einer Religion von ihren Wirkungen aus auf die Dignität des Stifters ein Rückschluß berechtigt ist, sollte man denken, müßte es im Islam der Fall sein. Mohammed schuf alles, bei seinen Lebzeiten ward der Islam schon eine siegreiche Macht, er selbst ist der Verfasser des heiligen Buches, das er, wenn auch nicht selbst niederschreibt, doch niederschreiben läßt. Das Wort „Es gibt keinen Gott als Allah, und Mohammed ist sein Prophet," ist vom ersten Entstehen des Islams bis zum heutigen Tage das Schiboleth desselben geblieben, das Credo, durch welches man in ihn eintritt. Mohammed ist somit der wahre und volle Träger des Islam. Hat der Islam, wie unstreitig, eine hohe Bedeutung erlangt, so sollte man denken, der Stifter müsse ein Mann gewesen sein, der hoch emporragte über das gewöhnliche Menschenmaß. Und dennoch, Mohammed war kein großer Mann, nicht ein Geist, der bewältigend und unterjochend die andern Geister unter sich beugt, der durch seine eigene Bedeutung leicht und willig Aufnahme findet bei den Einsichtsvollen und Emporstrebenden, durch seinen leuchtenden Strahl andere in den Schatten stellt, Mohammed war kein großer Mensch, er hatte

nicht die sittliche Erhabenheit, diese stille hohe Größe, die die Gemüter an ihn fesselte. Mohammed war vielmehr unwissend; er zeichnete sich durch keinerlei Geistesüberlegenheit aus. Mohammed fröhnte den Leidenschaften und der sinnlichen Gier in jeder Weise. Züge von sittlichem Adel, von tieferer Empfindung werden uns von ihm keine mitgeteilt. Die Araber sind naiv genug, daß sie uns seinen Charakter in seiner vollen Nacktheit ungeschmückt und ungeschminkt darstellen; kein Unbefangener wird Mohammed unter die Heroen zählen. In dieses Urteil stimmen auch diejenigen ein, die sich mit Vorliebe den arabischen Studien und dem arabischen Wesen zuwenden und durch keinerlei religiöse Vorurteile verblendet sind, und es genügt, wenn ich statt aller sonstigen Zeugen die Worte eines gründlichen, geistvollen Forschers anführe: „Glühender Enthusiasmus, sagt derselbe, gepaart mit gemeiner Schlauheit, reine Aufopferung für einen höheren Zweck mit niedriger Selbstsucht, Nachgiebigkeit, ja Abhängigkeit von andern mit Zähigkeit und Hingebung mit Verrat: dies sind einige der widersprechenden psychischen Eigenschaften an Mohammeds Charakter" (Sprenger, Moh. I. 313). Und dennoch ist er Religionsstifter, Träger einer Religion, die einen solch' mächtigen Einfluß ausgeübt hat und noch bis zur Stunde ausübt. Er ist es, weil er die Wahrheit, wie sie in der damaligen Disposition des Volkes lag, in sich aufnahm, weil er, von ihr erfüllt, ihr diente, und so wurde er immerhin ein Wohltäter der Menschheit.

Ja, er nahm diese Wahrheiten auf, war nicht deren Schöpfer, er hat sie bloß aus dem Judentume herübergenommen. Die Entstehung des Islam enthüllt uns ein Stück jüdischer Geschichte, das ohne denselben uns ganz und gar verborgen geblieben wäre. Die dortigen Juden übten keinen besonderen Einfluß auf die innere Gesamt-Entwickelung des Judentums aus; räumlich fern liegend, geistig ohne höhere Bildung, ohne gelehrte Gesetzeskenntnis, bloß mit einzelnem bekannt durch ihre Verbindung mit den Gegenden, welche die Stätten höherer Bildung unter den Juden waren, traten sie in den Hintergrund, ihr ganzes Leben und Sein blieb verborgen. Nur durch den

Islam, durch seine Entstehungsgeschichte lernen wir sie kennen. Die Juden waren von alter Zeit in Arabien viel verbreitet; wann sie zuerst hingekommen, wir können es nicht mit Bestimmtheit angeben. Jedoch wenn wir auch neueren Vermutungen, welche sie in die älteste Zeit versetzen, zur Urbevölkerung Arabiens machen wollen, noch nicht das Recht geschichtlicher Tatsachen einräumen können: soviel bleibt sicher, die jüdische Bevölkerung Arabiens war schon in den ersten christlichen Jahrhunderten in weitem Maße durch das ganze Land verbreitet. Aus dem VI. Jahrhundert erfahren wir von mächtigen jüdischen Königen, welche im südlichen Arabien, in Yemen, die Herrschaft mit Mut und Kraft führen und das Judentum weithin verbreiten; das Reich wird dann durch christlich-äthiopische Könige zerstört, allein es hat seine Erinnerungen in das ganze Arabertum tief eingeprägt. Aber auch im eigentlichen, nördlichen Arabien, wo die neue Religion entstand, waren zahlreiche jüdische Stämme angesiedelt, die das volle arabische Gepräge an sich tragen. Unabhängig wandern sie umher, treiben Viehzucht, widmen sich weniger dem Ackerbau, da für ihre spärlichen Bedürfnisse der fruchtbare Boden hinlänglich von selbst darbot, führen unter sich und mit Nachbarn häufig blutige Fehden, vereinigen sich dann auch wiederum in einer gemeinsamen Stadt, die der Sammelplatz für Tausch, Kauf und Verkauf ist, und zwar namentlich in der arabischen Stadt Jethrab, die nachher Medina, eigentlich Medinath al Nabi hieß. Es waren arabische Stämme mit arabischer Eigentümlichkeit, aber zugleich mit der vollen Hingebung an den Glauben der Väter. Ich will Ihnen einen Mann vorführen als Beispiel, er mag Zeugnis ablegen für den Sinn, welcher in diesen Stämmen und namentlich in den besseren unter ihnen herrschte. Am Anfange des VI. Jahrhunderts lebte Samual ben Adija auf einer festen Burg auf Ablak in Taima; Samual, das arabisierte Samuel, war ein Fürst, weit berühmt in seiner Gegend. Spöttisch wies jedoch manche tadelnde Stimme auf die Geringfügigkeit der jüdischen Stämme, auf die geringe Anzahl des jüdischen Volkes selbst hin. Mit männlichem Stolze tritt er in einem Liede —

denn er liebte Gesang und Dichtkunst, wie die Araber überhaupt, jenes sang- und klangreiche Volk — diesem Vorwurfe der tadelnden Stimme entgegen:

So eines Mannes Ehre von Schmach ist unbefleckt,
So steht ihm wohl jedwed Gewand, das ihn bedeckt.
Er leget mutig seiner Seele schweres auf,
Sonst richtet sich zur Ruhmeshöhe nicht sein Lauf.
Sie wirft uns vor, nur wenig sei uns'res Volkes Zahl,
Ich sagt' ihr: Wenig sind der Edlen überall.
Nicht winzig ist ein Häuflein, das sich zu halten weiß,
Wie wir, nach Höchstem ringend Jüngling so wie Greis.
Was tut's, daß wenig wir, da doch bei uns geehrt
Der Schützling ist, der bei den vielen wird verkehrt.
Uns ist ein Berg, der schirmt den Freund in unserm Schutz.
Er bietet unerstieglich dem zagen Blicke Trutz
Sein Grund im Boden festgewurzelt, zum Gestirn
Trägt unerreichbar ihn die hohe Felsenfirn.

Sie haben hier vom Schützling gehört, der in seiner Burg unversehrt sei, ja geehrt werde. Die Gastfreundschaft, die besondere Tugend der Araber, gegen denjenigen, der sich dem Hause anvertraut hat, mit voller Hingebung und Treue ihn zu schützen, legt er sich nicht mit Unrecht bei, er bewährt sie vollkommen in seinem Leben. Er ist ein Freund von Amrulkais ben Hodschr aus dem Stamme der Kend. Dieser wird von seiner Macht gestürzt; um dieselbe wieder zu erringen, sucht er Hilfe am griechischen Kaiserhofe. Doch bevor er sich auf den Weg macht, übergibt er seine ganze Habe seinem Freunde Samual, fünf wertvolle Panzer. Amrulkais richtet am Kaiserhofe nichts aus und stirbt bald darauf. Da erscheint vor der Burg Alhareth ein Feind des Amrulkais, und verlangt, daß die Panzer ihm herausgegeben werden. Samual verweigert die Herausgabe, Alhareth belagert die Burg, sie trotzt seinem wilden Anstürmen. Da geht einst die Amme, eine Sklavin, mit dem kleinsten Kinde des Samual aus der Festung heraus, Alhareth fängt sie auf und droht nun dem Belagerten, daß er, wenn er die Panzer ihm nicht herausgebe, sein Kind ermorden werde. Samual schwankt einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, dann spricht er:

„Die Panzer kann ich nicht ausliefern und Anvertrautes veruntreuen; tue was Du tun willst. Verrat ist ein Halsband, das nicht rostet; mein Sohn hat Brüder."

Er gibt sie nicht heraus, das Kind wird gemordet, aber Alhareth muß unverrichteter Sache von der Burg abziehn. Wiederum spricht manche Stimme sich mißbilligend über Samuals Verfahren aus, doch er erwidert:

O Tadlerin, laß ab den Mann zu tadeln,
Den man schon oft dem Tadel trotzen schaute.
Du solltest, irrte ich, zurecht mich weisen.
Nicht irren mich mit unverständ'gem Laute.
Bewahrt hab' ich des kendschen Mannes Panzer;
Verrat' ein anderer das ihm Anvertraute!
So riet vordem Adija mir mein Vater:
O reiß' nicht ein, Samual, was ich baute!
Er baute fest die Veste mir, in welcher
Dem Dränger Trotz zu bieten mir nicht graute.

Ein Dichter der damaligen Zeit, Ascha, rühmt deshalb den Samual und stellt ihn als Muster auf:

Sei wie Samual, als ihn hart umdrängte
Der Kriegsfürst mit des Heeres Waffenlast:
„Steh' zwischen Kinderlosigkeit und Untreu,
's ist schlimme Wahl, die Du zu wählen hast."
Doch er sprach schnell gefaßt: Ermorde Deinen
Gefangnen, ich beschirme meinen Gast.

Daß ein solcher Mann noch manche andere Fehden zu bestehen hatte, ist natürlich, er verzagte aber nicht und sprach:

Wenn zweifelhaft und mißlich stehn die Sachen,
Die Folgen beim Bedenken bange machen,
Die Knochen bricht der enggeschnallte Brustgurt,
Den Brüdern untreu werden matt die Schwachen:
Dann meid' ich was bequemer meiner Schwäch' ist,
Und tu' was frommt die Ehre zu bewachen.

Und als es nahe seinem Ende ging, sprach er:

Möcht' wissen, wann sie meinen Tod einst klagen,
Was mir die Klagefraun für Zeugnis geben,
Ob sagen: Geh nicht von uns, denn in mancher
Bedrängnis wußtest Du uns zu erheben;
Dein Recht zu nehmen ließest Du Dir nicht wehren,
Und ließest Dich nicht mahnen es zu geben.

Sie sehen hier einen stolzen arabischen Emir, der auf seine Tüchtigkeit und seinen gerechten Sinn, auf seine Treue und zugleich auch auf seinen Stammesursprung mit Stolz hinblickt. So waren die jüdisch-arabischen Stämme der damaligen Zeit. Und bei dem Auftreten Mohammeds sehen wir eine große Anzahl derselben, die Benu Kainoka, Benu Nadhir, Benu Chaibar und andere bald mächtigere, bald weniger bedeutende in die Geschichte Mohammeds selbst und in den Gang der Ereignisse eingreifen. Mit einzelnen Personen hatte er einen besonders lebhaften Verkehr, wie mit Abdallah ben Salam, Phinehas u. a.; von ihnen entnahm er die Wahrheiten, die er im Koran vortrug und die im Islam zur Geltung kamen. Die Einheit Gottes und seine Unbildlichkeit, die die Grundlage des Islam ausmachen, sind aus dem Judentume genommen, und die ganze Darstellung der Wahrheiten ist vollständig eine jüdische. Die religiösen Hauptbegriffe sind selbst mit den hebräischen Worten dem Judentume entlehnt: die Schechinah als die Allgegenwart Gottes, das Gan Eden als Paradies und Lohn der Guten, Gehinnom als Bestrafungsort der Bösen, und noch viele tief eingreifende Begriffe und Worte sind aus dem Judentume in den Islam und die arabische Sprache übergegangen, ohne daß sie dort eine selbständige Wurzel hätten, sie sind vollständig übertragen. Die ganze Darstellung, die er seiner Lehre gibt, ist von jüdischer Färbung, er belegt seine Lehre mit Beispielen aus der jüdischen Bibel, aus der jüdischen Geschichte. Lesen konnte er freilich die Bibel nicht; aber der Umgang, den er mit jüdischen Stämmen hatte, machte ihn mit den Erzählungen derselben bekannt, er behält die Färbung für die biblischen Geschichten, die legendenhafte Ausschmückung, in welche Talmud und Midrasch sie gehüllt haben, vollkommen bei und so werden sie in dem Koran vorgetragen.

So ist das Judentum, wenn auch nicht die Mutter des Islam, wie es die des Christentums ist, doch seine Amme, die ihn mit ihren besten Säften und Kräften nährte, doch seine Lehrerin, welche den Schüler ausstattete und groß zog. Ob der Pflegesohn die Amme, der Schüler die Lehrerin mit größerem

Wohlwollen behandelte, als der Sohn die Mutter? In der ersten Zeit nahm es den Anschein. Anfangs nämlich buhlte Mohammed um die Gunst der Juden sehr, tat ihnen vieles zu Liebe, führte, um sie zu gewinnen, den Fasttag Aschura ein, d. h. den Fasttag des 10. Tischri, er wollte die Kiblah die Richtung des Gebetes, statt wie nach alter arabischer Sitte nach Mekka, nach Jerusalem als dem heiligen Orte der Juden feststellen. Dennoch fand er nur eine kleine Anzahl Anhänger unter den Juden, der größere Teil ließ sich nicht dazu bestimmen ihm als Propheten zu huldigen. Natürlich! Neues wurde ihnen in seinen vorgeblichen Offenbarungen nicht dargeboten, im Gegenteile fanden sie die reichen Schätze, die sie bereits hatten, in der neuen Religion nicht vollkommen wieder. Jemehr Mohammed den Juden geschmeichelt, um so tiefer kränkte ihn die Erfolglosigkeit seiner Herablassung, er verfolgte sie nun als Ungläubige. Mächtige und zerstörende Kriege entbrannten, und jeder neue Sieg des Islam ließ die Juden dessen Übermacht härter fühlen. Wohl verheißt der Koran den Juden, gleich Christen und Sabiern, wahrscheinlich auch einer damaligen christlichen Sekte, als Bekennern des einzigen Gottes, Duldung, während die Götzendiener vertilgt werden sollten; aber das freundliche, wohlwollende Verhältnis zwischen Islam und Judentum war aufgehoben.

So tritt der Islam auf ohne neuen Schöpfungstrieb, roh und gedankenarm, wild und in stürmischem Waffenklirren. In seinen religiösen Einsichten und Empfindungen ein Zögling des Judentums, wendet er sich bald feindlich gegen seinen geistigen Führer. Und dennoch ist es wie eine frische Luft, die von ihm aushaucht! Denn der Islam gleicht nicht einem siechen Greise, der im Gefühle seiner dahinschwindenden Kraft um so eifersüchtiger darüber wacht, daß die Macht nicht seinen Händen entschwinde, um so hartherziger jeden Versuch eignen Rechtes als einen Eingriff in seine legitime Gewalt bestraft, der kleinlich und mißtrauisch keinen frischen Gedanken aufkommen läßt und überall hin Siechtum verbreitet. Nein! der Islam war wie ein übermütiger Jüngling, der keck eingreift in die Verhältnisse,

oft wohl zerſtörend und verwüſtend, aber aus Überfülle an Kraft, die dann doch wieder wie ein friſcher Lebenshauch kräftigt. Auch der lebendige Drang zum Bauen und Geſtalten pulſiert in ihm, verjüngt die Geſamtheit ſeiner Umgebung, mit friſcher Empfänglichkeit hat er auch den geſunden Sinn für Edles und Hochherziges und bildet es raſch in ſich aus. Der Islam breitet ſich aus, achtet wenig in der erſten Zeit Wiſſenſchaft und Bildung. Omar ſoll die Bibliothek zu Alexandrien verbrannt haben mit den Worten: Wenn in dieſen Büchern etwas anderes ſteht als im Koran, ſo ſind ſie götzendieneriſch; ſteht dasſelbe darin, ſo ſind ſie überflüſſig. Kaum iſt aber ein Jahrhundert vergangen, da erwacht in den Bekennern des Islam ein brennender Eifer ſich alle Bildung anzueignen und dieſelbe, mit neuem Safte durchſtrömt, der Welt zu übergeben. Von den ſyriſchen Heiden erhalten ſie die Überreſte der griechiſchen Bildung, die Schätze der alten Weisheit überliefert, bald ſind ſie aus dem Syriſchen ins Arabiſche überſetzt, und neu erhebt ſich die Bildung im Mittelalter, die Schätze des Wiſſens eröffnen ſich wieder und werden verwertet ſowohl für die Moslemen als auch für diejenigen, die unter ihnen lebten, und das ganze Mittelalter nährt ſich an dieſer neu erſchloſſenen Nahrungsquelle. So vergilt der Islam, wenn auch nicht mit freundlichem Wohlwollen, aber doch durch die innere Lebenskraft, die er von ſich ausſtrömt, dem Judentume das, was er von ihm geborgt, erſetzt ihm zum Teile auch was er an ihm verſchuldet hat.

5.

Karäer. Erwachen der Wissenschaft.

Ein Jahrhundert war vorübergegangen nach der Entstehung der neuen Religion, des Islam, und bereits hatten ihm die Waffen ein großes, weites Ländergebiet erobert, bereits war auch geistige Bildung in das mächtige Reich tief eingedrungen. Die frische Jugendlichkeit, die von dem neuen Glauben und dem jungen Volke, aus dem er herausgeboren war, ausströmte, gab auch denjenigen Bewohnern der großen Länderstrecken, welche der Islam umfaßte, wenn sie auch nicht dem neuen Glauben huldigten, größere Freiheit in bürgerlichen Verhältnissen, erquickte und erhob auch die Geister. Das neu angeregte wissenschaftliche Streben drang auch in die Juden, welche Arabien und die von ihm abhängigen Länder bewohnten, mächtig ein. In eigentümlicher Weise äußert sich dies in einer Erscheinung, die uns bald entgegentritt. Eine neue Spaltung erzeugt sich im Judentume, um 750 tritt Anan ben David, angeblich auch aus davidischem Stamme, auf, und er gründet oder befestigt — wie es in den alten Berichten heißt — das Karäertum. Ein neuer Name, der bis dahin in der Geschichte noch nicht aufgetreten ist.

Was ist das Wesen des Karäertums? Die Karäer weisen die Satzungen des Talmuds und die von ihm behauptete Überlieferung derselben ab, sie klammern sich fester an den Buchstaben der heiligen Schrift an. Daher auch der Name: Karäer, Bene Mikra, die Schriftgläubigen, die Söhne der Schrift. Was war die Veranlassung zu diesem neuen Schisma? Die Rabbinen sagen: Anan sei ein gelehrter, aber ehrgeiziger Mann gewesen, er habe die höchsten Würden erlangen, habe Haupt des Exils und der Hochschule sein wollen, aber man habe ihm nicht getraut und ihn abgewiesen; von seinem Ehrgeize getrieben, habe er nun eine abtrünnige Sekte gestiftet. Wieviel oder wiewenig

Wahres an diesem Berichte auch immer sein mag, so viel steht fest: Ein einzelner Mann, und sei er noch so bedeutend, seine Geisteskraft noch so überwältigend, seine Beredtsamkeit noch so hinreißend, ein einzelner Mann macht keine neue Richtung, stiftet keine neue Sekte; die ganze Zeit muß dafür geeignet sein. Er kann höchstens den richtigen Zeitpunkt erfassen, das Wort, das auf den Lippen aller ist, zuerst und bestimmt aussprechen; dann entsteht wohl eine neue Richtung, dann mag eine Spaltung sich erzeugen, aber von dem einzelnen Manne geht sie nicht als von ihrem Urgrunde aus. Wir fragen also nochmals: Was war die Veranlassung zur Entstehung des Karäertums, zum Abfalle der Karäer? Nun, erwidert man, die Satzungen des Talmuds waren drückend, die auferlegte Bürde war nicht mehr zu ertragen, sie erschien in einer freien angeregten Zeit als unberechtigt, die Deutungen, wie sie zur Begründung dieser Satzungen unternommen wurden, entfernten sich gar zu sehr von dem natürlichen Sinne der Schrift. Die Verständigen und Einsichtsvollen mußten sich davon überzeugen und die Kühnen traten mit ihrem Widerspruche hervor, und als sie nicht in der Gesamtheit durchdrangen, fielen sie ab. Wie schade! fügt man vielleicht noch hinzu, wie schade, daß diese gesunde und verständige Richtung nicht durchdrang, nicht siegend wurde, daß eine Scheidung, die schon vor elf Jahrhunderten entstand, die auf gesunden Grundsätzen beruhte, dennoch sich nicht durchzuarbeiten vermochte.

Wo wir eine solche Trauer über den Verlauf der Geschichte aussprechen hören, eine Trauer über erwartete Erfolge, die nicht eingetreten sind, da dürfen wir mit Bestimmtheit urteilen: Nicht die Geschichte hat sich geirrt, sondern wir gehen in unserer Auffassung irre; die Ursachen, von denen wir bedauern, daß ihre erwarteten Wirkungen nicht hervorgetreten sind, sind gar nicht vorhanden gewesen. Wenn das Fazit nicht stimmt, ist in dem Rechnungsverfahren ein Fehler. Überhaupt vergißt man bei einem solchen Urteile fast ganz, daß wir erst in der Mitte des achten Jahrhunderts stehn, wo zwar wissenschaftliche Anregung vorhanden war, viele sich be-

mühten Kenntniſſe zu erwerben, mancher freiſinnige Gedanke ſich hervorwagte, allein eine Verkennung der Zeit wäre es zu vermuten, daß der Gedanke ſo mächtig geweſen ſei, daß er eine geſonderte Partei gebildet und ſie zu einer geſonderten religiöſen Genoſſenſchaft zuſammengefügt habe. Überhaupt entſtehen Spaltungen im religiöſen Leben keineswegs auf dem Boden der Wiſſenſchaft, der freien Forſchung. Die Wiſſenſchaft iſt ſich zu ſehr ihrer Allgemeingiltigkeit, ihrer Aufgabe, die ganze Menſchheit zu umfaſſen und zu erleuchten, bewußt, als daß ſie Spaltungen erzeugte, als daß ſie ſich zu einer eignen Sekte abſonderte. Sie hat zu ſehr das volle Vertrauen allmählich bis in die unterſten Schichten hineinzudringen, das Licht in die tiefſten Winkel hinzutragen, als daß ſie ſich ſelbſt in einen engen Raum abſchließe. Niemals iſt eine religiöſe Spaltung lediglich aus dem Boden der Wiſſenſchaft hervorgegangen. Nur wenn der Druck eine Richtung, die ihre Berechtigung anſpricht, gewaltſam niederbeugen, die Macht ſie nicht aufkommen laſſen will und ſo die Schar, die ſich um den Gedanken geſammelt hat, hinausdrängt, wenn ferner Häupter der herrſchenden religiöſen Richtung ſich als unwürdig zeigen und dennoch den Anſpruch der Heiligkeit machen, dennoch als berechtigte Vertreter des Heiligtums geehrt werden wollen, wenn dem Gewiſſen des Volkes dabei ins Antlitz geſchlagen wird, ſo daß es innerlich empört und entrüſtet wird: dann erſt treten Spaltungen ein. Da mag allerdings die Wiſſenſchaft vorbereitet haben, mitwirken, die Freiheit des Geiſtes anbahnen, den neuen Glauben in einer geordneten, in ſich zuſammenhängenden Form ausarbeiten, aber von der freien Forſchung aus geht nimmermehr eine Spaltung. Die herrſchende jüdiſche Richtung hatte aber damals weder die Macht noch den Willen zu verfolgen, ihre Vertreter waren ſchlichte und fromme Gelehrte; die Wiſſenſchaft erlitt nicht Druck und Zwang, das ſittliche Gewiſſen hatte nicht Spott und Hohn zu erdulden. Die freie Forſchung hatte keine Veranlaſſung, für ihre Jünger eine eigene Fahne zu entfalten, ſie unter ſich als geſonderte Schar zuſammenzuſchließen.

Die Karäer sind aber auch gar nicht die Vertreter des Fortschritts, die Repräsentanten freisinniger Gedanken, die Karäer sind — um es kurz zu sagen — die geistigen und leiblichen Nachkommen der Sadduzäer, sie sind die Altertümler der damaligen Zeit, wenn auch durch eigentümliche Umstände mancher helle Strahl sie beleuchtet, mancher frische Gedanke von ihnen ausgeht. — Wir haben die Sadduzäer aus dem Auge verloren, blicken wir nochmals auf sie zurück! Mit der Zerstörung des Tempels hatte eigentlich ihr Bestand aufgehört. Sie waren ehedem die Priester, die Vornehmen, die Herrschenden, geknüpft an Opferdienst und Tempel, an Ämter, an Verwaltung. Alles dieses war mit einem Schlage daniedergeworfen; die Sadduzäer, schon während der Zeit des zweiten Tempels vielfach zurückgedrängt von der Geistesstärke der Pharisäer, mußten nun in sich versinken. Aber eine große, mächtige Partei hört dennoch nicht mit einem Male auf; wir hören auch in späteren Jahrhunderten ihren Namen wiederklingen, die talmudischen Schriften sprechen von ihnen widerwillig, so absichtlich sie sie übergehen, sie könnten uns sicher mehr über sie mitteilen, als sie in ihren kargen Berichten tun, aber dennoch klingt oft der Name der Sadduzäer durch. Der Opferdienst war geschwunden, der Tempel existierte nicht mehr; aber Verschiedenheiten, wie sie im Leben zwischen Sadduzäern und Pharisäern stattfanden, Verschiedenheiten in Bräuchen und Satzungen hörten damit nicht ganz und gar auf, die Nachkommen der Sadduzäer hatten diese sehr ernst unter sich erhalten. Sie hatten kein literarisches Leben, an dem sie sich erfrischen konnten, aber sie siechten fort, wenn auch durch einige Jahrhunderte unbemerkt.

Es mag manche Umgestaltung in ihnen selbst vorgegangen sein, namentlich in einem Punkte, der mehr innerlich war und nicht in das praktische Leben eingriff. Die Zukunfts-Hoffnungen hatten einen Streitpunkt gebildet zwischen Sadduzäern und Pharisäern; während die letzteren die Auferstehung der Toten anerkannten, eine neue Zeit ersehnten, an der sie selbst auferstehend Anteil nehmen würden, von ihr eine Kräftigung des

Staats- und Volkslebens, des ganzen religiösen Daseins erwarteten und diese Erwartung mit Eifer und Glut in sich nährten, wiesen die Sadduzäer dieselbe ab, sie verlangten nicht, daß die Zustände eine Umgestaltung erführen, sie lebten nicht in der Zukunft, ihnen genügte die Gegenwart, die für sie befriedigend war. Das hatte sich jedoch nun sehr geändert, auch den Sadduzäern war die Gegenwart keineswegs mehr eine erfreuliche, im Gegenteile, sie als die Nachkommen des Patriziats, der Herrschenden, mußten es besonders tief und schmerzlich empfinden, daß sie von der früheren Höhe herabgesunken waren, sie mußten nun die Hoffnung, welche ehedem die Pharisäer allein hegten, die Hoffnung auf eine neue Zukunft, auf eine Wiederherstellung des alten glänzenden Verhältnisses, gleichfalls in sich nähren und ihren früheren Protest gegen die Auferstehung aufgeben. So mögen noch manche andre Umgestaltungen vorgegangen sein. In stillen, ruhigen Zeiten, wo der Gedanke nicht lebendig angeregt ist, schwinden bei allem Festhalten an dem alten dennoch so manche Schroffheiten dahin, ohne daß es bemerkt wird, ohne daß man davon erfährt; es entsteht, wenn auch nicht eine Annäherung, doch ein Abschleifen der Gegensätze. So mag es sich wohl mit den Sadduzäern zugetragen haben und Jahrhunderte gehen vorüber, in denen sie still in ihren Kreisen leben, ohne hervorzutreten.

Da tritt mit einem Male eine neue Zeit ein, ein frischer Hauch durchweht dieselbe, es ist als wenn es in den erstarrten Gliedern zuckte, als wollte ein Geist in die toten Gebeine fahren, um sie zu beleben. Auch die zerstreut Dahinsiechenden fühlen das Bedürfnis sich zu sammeln, damit sie nicht ganz untergehen, die Freiheit gibt ihnen Raum und Gelegenheit dazu, es wird die Überzeugung eines Jeglichen geachtet; wir erfahren es aus den trümmerhaften dunklen Berichten, daß der Kalif den Karäern ausdrücklich die Erlaubnis erteilt, sich zu einer Sekte zu konstituieren. So erstarkt das Verlangen, sich in seiner alten Besonderheit wieder aufzuraffen. Der Name Sadduzäer war freilich anrüchig geworden; man hatte die Erinnerung an manche ihrer Abweichungen, die jetzt geschwunden

waren. Überhaupt lag es in der Zeit, daß mit jedem Jahrhunderte faſt neue Namen auftraten; es prägen ſich in ihnen neue Verhältniſſe aus. Hießen die Lehrer der Miſchnah Tannaim, die Lehrenden, ſo nannte man die der Gemara Amoraim, die Redenden, ihnen folgten die Saboraim, die Meinenden, und ihnen wieder die Geonim, ein prächtigerer Name wie er wahrſcheinlich unter den Arabern erſt aufkam, die Exzellenzen, Namen für die Schulhäupter, wie ſie ihnen unter den verſchiedenen Verhältniſſen gegeben wurden. So mag es uns nicht wundern, wenn auch die Sadduzäer einen neuen Namen ſich beilegten, da ſie nicht in allen Glaubenspunkten die alten ſein, aber dennoch im praktiſchen Leben vollkommen ihre Grundſätze ſich bewahren wollten. Sie hießen Anfangs, wie es geſchichtlich bezeugt iſt, Ananiten nach dem Namen des Stifters, erſt allmählig drang, zugleich mit mancher Abweichung von den Aufſtellungen des zwar weiter hochgehaltenen Anan, der Name Karäer durch.

Die Karäer ſind geiſtige und leibliche Nachkommen der Sadduzäer, und dieſelben Annahmen, wie wir ſie von dieſen aus den trümmerhaften Berichten teils vollkommen kennen lernen, teils uns zu erſchließen vermögen, dieſelben finden ſich bei den Karäern wieder, in einer gewiſſen Verſchärfung, mit einer ſchrofferen Konſequenz, die im Laufe dann wieder ermattet. Die Sadduzäer hatten auf das Opferweſen entſchiedenen Nachdruck gelegt: das konnten allerdings die Karäer nicht mehr, denn der Opferdienſt hatte aufgehört, da der Tempel nicht mehr ſtand. Aber als er zerſtört war, traten einzelne auf, die in ihren Grundſätzen den Sadduzäern verwandt waren, und ſprachen: Wir dürfen von nun an nicht Fleiſch und nicht Wein mehr genießen, denn von dem Fleiſche müßten Abgaben für den Tempel dargebracht, der Wein durch Libation geweiht werden, und da wir dies nicht können, wenn der Altar fehlt, ſo iſt uns Genuß von Fleiſch und Wein ganz unterſagt. Die Phariſäer traten ihnen ſiegreich entgegen. Kaum jedoch traten die Karäer auf, da hören wir, daß ſie verbieten während des Exils Fleiſch zu genießen. Freilich das dauert nicht lange,

im Laufe der Jahrhunderte schwindet diese Schroffheit, aber grade in der ersten Zeit, welche den geschichtlichen Anstoß zunächst enthüllt, tritt sie mit großer Schärfe hervor. Ja auch dann, als diese Schärfe wich, als das Halten am Tempel nachließ, finden wir, daß sie die rabbinischen Regeln für das Schlachten mit großer Strenge festhalten, ja sie noch überbieten. Wie kommen sie dazu? Sie, die den Buchstaben der Bibel befragen, fanden ja da keine Andeutung von Schlachtregeln, die nur in der talmudischen Überlieferung und Deutung ihre Begründung haben? Allein offenbar ist das ganze Schlachtverfahren den Gewohnheiten entnommen, welche die Pharisäer bei dem Schlachten der Opfertiere zuerst eingeführt hatten; es war ein echt sadduzäischer Brauch, der bei ihren Mahlen zur Übung kam, und den die Pharisäer auch für sich im Bestreben nach priesterlicher Weihe übernahmen. Natürlich mußten auch die Karäer diese Regeln als bindend erachten. Andererseits wäre es bei einer erst neu eintretenden Lostrennung naturgemäß gewesen, jenes frischeste religiöse Lebenselement, den Gottesdienst mit seinen entsprechenden Formen, beizubehalten; wenn auch nicht biblisch angeordnet, hatte er doch genügende Anknüpfungspunkte und mußte sich längst zum Lebensbedürfnisse, zum Eigentume aller Bekenner gestaltet haben. Nicht so die Karäer, sie können Gottesdienst und Gebet nicht abweisen, aber gerade den lebensvollen Inhalt der hineingegossen war, verschmähten sie und stellten sich dürftig und zusammenhanglos einzelne Bibelstellen zusammen, die in dieser Weise kalt und trocken waren. Allein es war ein Werk des Pharisäismus, von dem sie sich fern gehalten hatten, das in ihnen nie lebendig geworden war. — Umgekehrt galten Reinheit und Unreinheit namentlich in jenen Kreisen, die entweder selbst dem Priestertume angehörten oder sich ihnen anschloffen, mit aller Peinlichkeit; die Pharisäer milderten dieselben allmählig und als der Tempel gefallen war, so wichen sie fast ganz von ihnen ab und betrachteten sie als unanwendbar; die Karäer halten mit Zähigkeit und Strenge daran. In Betreff mancher verbotenen Fettteile, des Gebrauches, den man von dem nicht gehörig Geschlachteten machen dürfe, be-

ſtanden Streitigkeiten zwiſchen Sadduzäern und Phariſäern, die ſich auf die Karäer vollſtändig vererben, ohne daß der Buchſtabe der Schrift entſcheidend wäre für die einen oder die andern, lediglich nach den Verſchiedenheiten der alten Richtung, an die die neue ſich anſchließt.

In vielen Gebräuchen für Sabbat und Feſttage gingen Sadduzäer und Phariſäer ziemlich weit auseinander, die Sadduzäer ſtrenger und finſterer, während ſie vielleicht für ſich ſelbſt, für ihre prieſterlichen Funktionen dieſe Strenge nicht beobachten zu müſſen glaubten, die Phariſäer vielfach erleichternd. So legten die Phariſäer einen ſehr entſchiedenen Wert darauf, daß der Sabbat durch helle Beleuchtung geweiht werde. Das iſt verſtändig und ſachgemäß, aber ſie legen um ſo mehr Wert auf das Sabbatlicht, als grade die Sadduzäer entſchieden behaupteten, daß der Spruch „Ihr ſollt kein Feuer anzünden in allen euren Wohnungen am Sabbattage“ nicht bloß das Anzünden, ſondern auch das Brennenlaſſen verbiete; gerade ihnen gegenüber machten die Phariſäer alle möglichen Demonſtrationen. Die Karäer folgten blindlings den Sadduzäern nach und führten mit den Rabbaniten, weil ſie ſich am Sabbate des früher angezündeten Lichtes bedienten, einen heftigen Kampf. Die Phariſäer ſuchten die Vorſchriften oft gegen den buchſtäblichen Sinn der Schrift mit den Bedürfniſſen des Lebens auszugleichen. Der Spruch „Es gehe Keiner von ſeinem Orte am ſiebenten Tage,“ war früher dahin gedeutet worden, daß man am Sabbattage überhaupt nur ſehr kurze Wege machen dürfe, und ebenſo war das Verbot des Laſttragens außerhalb des Hauſes mit großer Strenge aufrecht erhalten worden. Die Phariſäer wußten durch mancherlei Fiktionen ſcheinbare Raumverbindungen, durch den Erub, die Weggrenze zu erweitern, das „Haus,“ innerhalb deſſen allein etwas getragen werden dürfe, auszudehnen, Erleichterungen, die freilich auf Fiktionen beruhten, aber für die Bedürfniſſe geeignet waren. Die Sadduzäer beſtritten ſie, ihnen folgten die Karäer und ſchmähten heftig die die Rabbaniten — wie von nun an die Phariſäer hießen, als

die Anhänger der Rabbanim, der Lehrer, — daß sie es wagten, die Vorschriften listig zu umgehen.

Die Sadduzäer oder wenigstens ein Teil von ihnen, die Boëthusen, behaupteten, das Wochenfest, Schabuoth, sei am Sonntage zu feiern, nicht sieben Wochen nach dem Pesachfeste; die Pharisäer treten dagegen mit aller Entschiedenheit auf, ja sie richten sogar deswegen das Zählen der Tage vom Pesach bis zum Schabuothfeste ein, so daß jeden Tag gesprochen wurde: Der und der Tag ist heute, nicht, wie die Boëthusen es aussagen, daß es ein anderer Tag sei. Die Karäer folgten den Boëthusen vollständig, auch sie bestimmten, daß das Wochenfest stets am Sonntage gefeiert werden müsse. Unterdessen hatte sich aber, wie früher erwähnt, die Differenz verschärft, über das ganze Kalenderwesen ausgedehnt. Man hatte in Babylonien den Kalender nach neuen Grundsätzen festgestellt, nicht mehr nach Sichtbarwerden des Neumondes, sondern nach Berechnung mit Hinzunahme einzelner vom Leben verlangten Bestimmungen. Neumonde und Festtage waren nun ein- für allemal feststehend, ohne daß man Boten auszusenden hatte, um das Sichtbarwerden des Mondes zu befragen. Die Schrift gibt nun darüber keine Andeutung, wie die Neumonde festgestellt werden sollen, die Berechnung fand in ihren Worten kein Hindernis; allein in der alten Zeit war sie nicht üblich, von ihr aus schrieb sich die Sitte, den Neumond zu sehen und durch Zeugen zu verkünden. Es liegt ganz im Wesen der Sadduzäer, daß sie von der neuen Berechnung keinen Gebrauch machten, weil sie nicht alt war, sondern durch die Entwickelung der Zeiten sich erzeugt hatte, und wirklich weisen die Karäer mit großer Entschiedenheit auf die alte Sitte hin, und halten an ihr fest. Mit Triumphe erzählen sie, daß die Rabbaniten einstmals das Neujahr gefeiert hätten, als noch der alte Mond sichtbar gewesen. Die Rabbaniten achten nicht darauf, sie bleiben mit Recht bei ihrer einmal festgestellten Berechnung, die ihre Giltigkeit behalten muß, wenn nicht Unsicherheit eintreten soll, sie kümmern sich um den kleingeistigen Spott der Karäer, der buchstäbelnden Altertümler, nicht. So

könnte ich noch gar manches hinzufügen, was die vollständige Übereinstimmung des Karäismus und Sadduzäismus belegt und was namentlich auch beweist, daß der Karäismus nicht aus dem Bedürfnisse des Fortschritts hervorgegangen ist, sondern aus der Anforderung des Stillstandes. Aus dem Bedürfnisse des Stillstandes könnte ich sagen, denn allerdings der Stillstand fühlte in seiner Angst ein Bedürfnis, sich zu befestigen, sich zu erhalten gegenüber der Kraft der Entwickelung, die durch die Zeit hindurchzog.

Das wiederholt sich in der Geschichte immer, daß gerade in Zeiten, wo ein gesundes Leben die ganze Masse durchweht und erfrischt, wo zu erwarten ist, daß die Entwicklung siegreich durch alle Glieder durchzieht, diejenigen, die krampfhaft an dem alten festhalten wollen, um so mehr die Anforderung in sich fühlen, sich enger aneinander zu schließen, auszuscheiden, damit nicht in ihre Glieder dieses neue Leben hineinfahre; sie müssen sich nun um so enger zusammenschaaren, mit um so schärferer Konsequenz ihre Grundsätze durchführen, mit noch größerem Nachdruck, als es früher geschehen ist. Während sie früher im Gehenlassen nicht angsterfüllt aufgeschrieen haben und sich selbst gehen ließen, müssen sie sich nunmehr aufrütteln, ihr Protest muß laut und scharf ertönen, ihr Widerstand muß ihnen zum Bewußtsein kommen, sich verschärfen. Wer dieses laute Hervortreten der Stillstandsrichtung als einen Rückfall der Zeit betrachten wollte, irrt sehr; im Gegenteile dieser schrille Mißton des Stillstandes, dieser scheinbare Rückschritt der Zeit ist das beredteste Zeugnis für die Macht der Entwicklung und des Fortschritts, der alle ergreift. So war auch das Auftreten des Karäismus ein Zeichen von lebhaften Strömungen der Zeit.

Freilich der Karäismus enthielt zum Teil auch gesündere Elemente. Vergessen wir nicht, daß die Entwicklung, welcher er fern geblieben, nicht eine ganz klare und reine genannt werden darf, sie war in trüben Zeiten vor sich gegangen. Die Umdeutung der Schrift, wie sie durch Talmudismus und Rabbinismus vorgenommen wurde, entsprach keineswegs einer vernünftigen Auffassung des Wortes; indem nun die Karäer

auf den Buchstaben der Schrift entschiedener zurückgingen, regten sie ein Bibelstudium an, das höchst fruchtbar wurde. Aber sie regten nur an, doch reiften die Früchte nicht durch sie. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß grade diejenigen Männer, welche nur die Schrift, und nur diese als ihr kanonisches Buch betrachteten, welche ausschließlich an ihr hielten und um so eifriger sie durchzuarbeiten und zu erforschen verpflichtet waren, daß diese Männer dennoch nichts Bedeutendes leisteten in der Erklärung der Schrift, daß sie dennoch hinter den Rabbaniten weit zurückstehen, von diesen auch in diesem Punkte vieles lernen müssen und endlich dahinsinken und siechen. Jene schöne Eigentümlichkeit, welche der Pharisäismus und seine Verjüngung, der Rabbanismus, aufweist, sich immer voll und frisch in den Gang der geistigen Entwicklung einzuleben bei allem Festhalten an seinen eignen Grundsätzen, sie tritt im Karäismus sehr wenig hervor. Fast immer dasselbe finden wir in den jüngeren Schriften wiederholt, was die älteren bereits entwickelt haben. Jene andere schöne Äußerung der Lebensfrische im Judentume, überall sich ansiedeln, überall sich heimisch fühlen zu können, überall, wo ein neuer Boden zugänglich wird, mit hinzuwandern und sowohl von dem Boden Nahrung zu ziehen, als auch die eigne geistige Saat hinzutragen, jene schöne Lebensäußerung des Judentums, welches seinen allgemein menschlichen Sinn bekundet — den Karäern fehlt sie, sie kleben an dem alten Boden, von dem sie nicht lassen können. So klebten sie zuerst an Palästina, hatten dann wohl eine Zeit lang eine Kolonie in Spanien, die sich jedoch nicht lange erhielt, und breiteten sich bloß im Osten aus. So leben sie noch heute in östlichen Ländern und können sich von ihnen nicht loslösen. Auch bei ihnen macht sich hie und da eine frische Regung bemerkbar, aber sie ist wie vom fernen Hauche des Rabbanismus angeweht.

So ist denn diese neue Spaltung, die uns entgegentritt, allerdings ein Zeugnis eines neu erwachten Geistes, wenn auch als Gegensatz desselben. Allein wohl war der Geist mächtig erwacht und zeigte sich in der Entwickelung des rabbinischen

Judentums. Sogleich in der erſten Zeit, als die neue Literatur unter den Arabern erblüte, ſehen wir Juden mit beteiligt als Überſetzer, Grammatiker, Aſtronomen, Naturkundige, Ärzte. Schon in dem ſiebenten Jahrhunderte, in demſelben Jahrhunderte, als die neue Religion entſtand, tritt uns Masderſchwai, ein jüdiſcher Gelehrter, entgegen, der überſetzte und mathematiſche Schriften bearbeitete, ferner Maſchallah, der als Aſtronom und Aſtrolog eine große Bedeutung einnimmt, Sahl al Taberi und viele andere, die mit unter den erſten Begründern der neuen Literatur erſcheinen, die Väter der neuen Bildung genannt werden können. Bald auch bleibt es nicht bei der Mitarbeit, wobei die Juden in der Menge verſchwinden, ſie tragen die Wiſſenſchaft auch ins Judentum herüber, geben ihr ein hebräiſches Gewand. Es treten aus der damaligen Zeit Schriften hervor, aſtronomiſchen und mathematiſchen Inhalts, die erſt in unſern Tagen neu entdeckt wurden und von denen man nun erkennt, daß ſie der damaligen Zeit angehören, von arabiſchem Geiſte angehaucht ſind und uns zeigen, wie lebendig der wiſſenſchaftliche Geiſt unter den Juden war. Die aſtronomiſche Schrift eines gewiſſen Samuel gehört dem neunten Jahrhunderte an. Eine mathematiſch-geometriſche Schrift eines Rabbi Nathan in neunundvierzig Paragraphen, auch Miſchnah der neunundvierzig Maße genannt, gehört gleichfalls der damaligen Zeit an.

Auch eine eigentümliche mit jüdiſchen Anſchauungen durchwebte philoſophiſche Schrift begegnet uns. Die Philoſophie wurde ſehr bald unter den Arabern gepflegt, zunächſt freilich diejenige Richtung der Philoſophie, welche mit der Phantaſie mehr in Einvernehmen ſtand. Die neuplatoniſche und die neupythagoräiſche waren die Richtungen, denen man ſich zuerſt mit Vorliebe anſchloß, erſt ſpäter wurde Ariſtoteles der Alleinherrſcher in der Philoſophie unter den Arabern wie das ganze Mittelalter hindurch. Die neupythagoräiſche Richtung hatte etwas beſonders Anmutendes zur damaligen Zeit. Ihr Grundelement iſt die Zahl als das am wenigſten Greifbare, als ein der reinen Anſchauung Angehöriges, ohne ſinnliche Bekleidung, ein Gedanke ohne Inhalt, eine Anſchauung ohne

Sichtbarkeit. Diese Richtung ergreift auch das Arabertum und eine merkwürdige jüdische Schrift aus dem achten oder neunten Jahrhundert erscheint ganz in diesem Gewande. Die zehn Zahlen und die zweiundzwanzig Buchstaben des hebräischen Alphabets, so lehrt das Büchlein über die Schöpfung (Jezirah), sind das Werkzeug, der Grundstoff, woraus Gott die Welt bildete. Sie sind ein Hauch, eine Anschauung, bei all ihrer Allgemeinheit dennoch der Ausdruck für alles Sinnliche, sie bilden sich in allem ab. Indem sie sich befestigen, sich sichtbar ausprägen, sind sie die ersten Grundstoffe der Schöpfung, des Weltdaseins. Diese Anschauungen wurden mit manchen jüdischen näheren Bestimmungen bekleidet und zu einem philosophischen Systeme ausgebildet, das später Veranlassung gab zu manchen mystischen Träumereien, ohne daß jenes alte Büchlein selbst so träumerisch und phantastisch wäre. Diese zehn Zahlen, Sefirahs, galten der Kabbalah — der späteren jüdischen Mystik — in Verbindung mit den zweiundzwanzig Buchstaben des hebräischen Alphabets als die zweiunddreißig Pfade der Weisheit, auf denen sie träumerisch lustwandelt. Allein das Büchlein, das den Anhaltepunkt bildet für diese und ähnliche Phantasmen, ist unschuldig daran, es zeigt uns vielmehr einen ernsten philosophischen Versuch, den ersten Ansatz für spätere gediegenere philosophische Arbeiten.

Immer enger lehnen sich wissenschaftliche Bestrebungen an den eigentlichen Gehalt des Judentums. Die Araber hatten bald nach der Entstehung des Islam sehr eifrig an der Feststellung ihrer Sprache, an der grammatischen Erkenntnis, namentlich auch an der sichtbaren Darstellung der Vokale gearbeitet. Sie hatten ernste Arbeiten unternommen, wie der Koran als das heilige Buch vorgelesen werden solle. Wie alle semitischen Sprachen, hat auch das Arabische ursprünglich in der Schrift bloß den Knochenbau aufgestellt, nur die Konsonanten werden durch Zeichen ausgedrückt, der Geist, der sie belebt, der ihnen die verschiedenen Beziehungen gibt, die Vokale sind ursprünglich nicht mit aufgeschrieben. Allein es kam den Arabern, da sie ein Schriftvolk wurden, ein heiliges Buch hatten,

bald darauf an, daß der Laut mit aller Bestimmtheit fest gehalten werde, nicht verschiedene Aussprachen in dieses heilige Buch eindringen und so seinen Inhalt verdunkeln oder gar verdrehen könnten. So wußten die Araber sich Vokale zu erwerben, welche die drei Grundlaute darstellten. Grammatische Schulen entstanden in den verschiedenen Gegenden des islamischen Reichs. Die Juden blieben nicht müßig dabei. Schon längst hatten sie den Text ihrer heiligen Schriften und vieler anderen Bücher der Schrift anvertraut, hatten sich aber immer mit den Konsonanten begnügt, die Feststellung der Aussprache der mündlichen Überlieferung überlassen. Als man nun unter den Arabern die Vokale erfand, da arbeiteten auch die jüdischen Schulen für ihre Schriften nach gleicher Richtung und zwar mit einer die Araber selbst noch übertreffenden Emsigkeit und Sorgfalt. Auch die kleinste Abweichung des Lautes wurde durch irgend ein Zeichen festgestellt, und sie gestalteten die Vokalisation zu einem durchgearbeiteten Systeme. Ja, es erstanden zwei verschiedene Systeme, eins in Babylonien, ein anderes in Palästina; das letztere, das palästinensische, wurde das herrschende und hat noch Giltigkeit. Bedenken wir diesen Fleiß in den Schulen, diese stille Regsamkeit, die den heiligen ererbten Schätzen zugewendet wurde, so liefern sie uns das beste Zeugnis von der geistigen Arbeitsamkeit, dem wissenschaftlichen Ernste, der die damalige Zeit erfüllte.

Die Araber sind ein Volk, das Gesang und Dichtung liebt. Die Dichtung prägt sich bei ihnen aber mehr in der häufigen Wiederkehr der Schälle aus, als in der Tiefe der Empfindung und in der Kraft des Gedankens. Sie lieben, wie die Kinder, den schönen vollen Klang, der von ihrer vokalreichen Sprache ausgeht, und der Reim ist namentlich unter den Arabern gepflegt worden, und zwar wiederholt sich in ihren Dichtungen derselbe Reim unendliche Male. Eine Kassîde geht mit demselben Reime durch und wenn sie auch hundert Strophen in sich enthält; auch in andern Dichtungen, die verschiedene Reimverschlingungen haben, lieben sie es doch, daß der Reim oft wiederkehrt. Sie erfreuen sich ferner an kühnen

Bildern; der Schwung der Phantasie in ihren Dichtungen verliert oft das Maß, spottet der Zucht des Gedankens, emporgetragen fliegen sie dahin, und die Klarheit der Anschauung, der Sinn des Bildes verliert sich im fernen Nebel. Die hebräische Sprache und Anschauung tritt anders auf. Schon in ihrer Vokalisation in der Mitte stehend zwischen der dürftigen aramäischen und der reicheren arabischen, bevorzugt sie nicht Klang und Schall, den Reim kannte sie gar nicht, sie suchte nicht das Auslauten des Klanges auf, vielmehr das Auslauten des Gedankens; sie liebte es den Gedanken, den sie ausdrücken wollte, in verschiedenen Wendungen zu wiederholen, ihn nach allen Seiten zu beleuchten. Dies ist der Parallelismus der Glieder, wo zwei Satzglieder einen Gedanken, aber in verschiedener Beleuchtung darstellen, manchmal durch Gegensatz, manchmal durch Wiederholung, aber immer so, daß er voller und in schärferen Umrissen hervortritt. Noch die späteren Gebete, die wir aus den ersten Jahrhunderten nach der Zerstörung des Tempels haben, tragen dieses biblische Gepräge an sich, ohne den Reim anzuwenden. Nun aber lebten die Juden unter den Arabern, der Klang besticht das Ohr, der Schwung der Phantasie zieht mit fort, auch sie versuchten es, den Arabern gleichzutun. Natürlich gelang es in der ersten Zeit nicht sonderlich. Es waren Nachahmungen, Übertragung der Eigentümlichkeit der einen Sprache auf die andere, die, wenn auch nahe verwandt, dennoch ihr Charakteristisches hat, das nicht verletzt werden darf. Noch war der Geschmack nicht geläutert, um das rechte Maß zu finden. Der Reim wurde für neue liturgische Dichtungen, die zahlreich damals entstanden, angewandt in starker Wiederholung, künstliche Wendungen wurden absichtlich aufgesucht, man wollte die Pracht der Worte nachahmen, bediente sich unerhörter Wortverrenkungen, kühner Neubildungen, die ein Überschwängliches erstrebten, aber formlos und ungelenk wurden, überraschen, aber der dichterischen Anmut entbehren.

Elasar ben Kalir, ein Mann in Palästina, der wohl dem achten oder neunten Jahrhunderte angehört, dichtete eine

große Anzahl von Festgebeten mit einer Masse von Klangfiguren, Gebete, in denen sich die Worte mit gleichen Endungen massenhaft wiederholen, in denen die kühnsten Neubildungen vorgenommen wurden, ohne Rücksicht darauf, ob sie sprachrichtig geformt, etymologisch berechtigt sind; je künstlicher und schwülstiger der Vers, für desto poetischer galt er. Es war eine Einwirkung der Zeit, ein Eingehen in den Charakter des Arabismus, ohne jene einsichtsvolle Durcharbeitung, welche die spätere Zeit in diese Übertragung zu bringen wußte, wie die spanische Schule sie künstlerisch darstellt. Brachten nun auch diese Versuche keinen Gewinn, bieten sie keine Bereicherung der Kunst, keine reife Frucht der geistigen Tätigkeit, so sehen wir doch darin die Strebsamkeit, alle geistigen Schätze der Umgebung sich anzueignen. Wenn heutzutage diese Klangfiguren noch in Gotteshäusern vor Aug' und Ohr hintreten, diese schwerfälligen Gebete um Tau und Regen noch gesprochen werden, in denen unharmonische Reime auf einander folgen, harte Worte und unverstandener Inhalt einander entsprechen: so ist dies nur eine Frucht der Gedankenlosigkeit, die ebenso auch weiter in chaldäischer Sprache betet für das Heil der Exilfürsten, der Geonim, die nicht mehr existieren. Allein für jene Zeit, in welcher die Gebete entstanden, erkennen wir in dieser mühevollen Arbeit ein unbewußtes Drängen und Treiben, das sich der herrschenden Bildung anschließen will.

Noch viel tiefer wühlt sich die philosophische Bildung der Zeit ein. Selbst Zweifler, kritische Forscher treten in der damaligen Zeit auf. Es klingt mit dunklen Tönen uns entgegen, aber wir wissen doch genug davon, um deren Vorhandensein mit aller Bestimmtheit angeben zu können. Unter den verschiedenen Namen wird uns ein Chiwi aus Balk in Persien genannt als ein Mann mit so kühnen Aussprüchen, daß man sie kaum für die damalige Zeit erwarten durfte. Nicht bloß daß er die Schöpfung aus nichts bestreitet, daß er festhält, die Welt sei aus einem Urstoffe erschaffen worden, nicht bloß daß er über die Opfer sagt: Wozu denn überhaupt dem ewigen Gotte Opfer darbringen, wozu Tempel und Leuchter? auch

über das Wunderbare in der heiligen Schrift spricht er in einer Weise, wie sie später von natürlichen Wundererklärern nicht kühner angewendet wurde. So erklärt er z. B. den Durchzug durch das rote Meer als zur Zeit der Ebbe geschehen, das Manna betrachtet er als ein Harz, das von den Bäumen in der Wüste ausschwitze; er glaubt nicht, daß das Antlitz Moses geleuchtet habe, ihm scheint der Ausdruck vielmehr zu bedeuten, von langem Fasten sei seine Haut hornartig geworden. Diese Erklärungen sind freilich nüchtern genug und keineswegs dem Geiste der heiligen Schrift angemessen, doch jedenfalls ist ein kühner Freimut darin. Und dieser Mann stand keineswegs einzeln da, es wird erzählt, seine Erklärungen seien in Schulen eingeführt worden; er ward also nicht als Ketzer geschmäht, er muß im Gegenteile als geachteter Gelehrter gegolten und entschiedenen Anhang gefunden haben.

Das ist eine Zeit der vollsten und vielseitigsten Anregung Nur die Talmudschulen können nicht recht dem Geiste der Zeit folgen, im Mittelpunkte des religiösen Lebens fand Mattigkeit statt, unter den Geonim gab es keine bedeutenden Männer, die Hochschulen selbst konnten, wie es scheint, solche nicht hervorbringen. So drohte ein Zwiespalt der Wissenschaft mit der Religion auszubrechen; er wurde für jetzt noch abgewendet.

6.

Saadias.

Die geiſtigen Strömungen gingen am Ende des neunten und am Anfange des zehnten Jahrhunderts in dem arabiſchen Oſtreiche hoch, die Fluten umſpülten auch den Fels des Talmudismus, der ſo recht in der Mitte dieſer Bewegung lag, ſie erſchütterten ihn nicht, aber dröhnend erklang ihr Brauſen um ihn her. Grade im Innern des oſtarabiſchen Reiches waren ja auch die alten Hochſchulen, wie ſie aus der babyloniſch-parthiſchen Zeit mit der Geſtaltung des babyloniſchen Talmuds ſich gebildet und mit weitem maßgebenden Einfluß ſich feſtgeſtellt hatten, Sora und Pumbeditha, — die letztere Stadt ganz in der Nähe von Bagdad — an welchen die Lehrer zahlreiche Schüler um ſich verſammelt hatten und von wo aus ſie ihre entſcheidenden Ausſprüche nach allen Gegenden hin verbreiteten. Unter arabiſcher Herrſchaft war die ererbte jüdiſche Verfaſſung noch zu erhöhter Bedeutung, zu größerem Anſehn gelangt; ein Exilhaupt, Roſch Galuth, mit einer gewiſſen politiſchen Macht, mit einer Herrſcherwürde bekleidet, ſtand den Juden des weiten Reiches vor, zog von ihnen die Steuern ein und erfreute ſich ſo eines bedeutenden Anſehns. Als religiöſe Häupter galten die Lehrer an den beiden genannten Schulen. Hießen ſie nach dem Schluſſe des Talmuds die ſaboräiſchen Lehrer, die meinenden, nachdenkenden, ſo begegnen wir ihnen in der arabiſchen Zeit mit dem glänzenderen Prunknamen „Geonim," die Exzellenzen, und die Macht des Reiches ſo wie die Freiheit, welche den Bewohnern, auch den Nichtbekennern des Islams, vergönnt war, gab dieſen Schulen und ihren Häuptern eine höhere Würde. Sie traten auch äußerlich mit Glanze auf und waren von Wachen umgeben, die ſie begleiteten. Ihre Vorträge, die ſie bloß zu beſtimmten Zeiten hielten, wurden als Ereigniſſe angeſehen, denen beſondere Feierlich-

leiten vorangingen. So wurden die Geonim nicht bloß als Gelehrte, sondern auch als geistige Würdenträger, als Spitzen des gesamten religiösen Verbandes geachtet. Trotzdem war die innere Bedeutung dieser Lehrer nicht entsprechend der ganzen hochgehenden geistigen Bewegung der Zeit. Sie verhalten sich in Mitten ihres altertümlichen theologisch-talmudischen Gebietes, und nicht einmal in diesem treten sie als fruchtbare Schriftsteller hervor. Aus dem achten Jahrhunderte besitzen wir Schriften des Acha aus Schabecha, Simon aus Kahira; aber diese Männer waren nicht mit der Gaonswürde bekleidet. Von den Geonim jedoch haben wir sehr wenig aufzuweisen, meistens nur Gutachten, Antworten auf Anfragen, die von allen Gegenden an sie gerichtet wurden. Nur einzelne wenige ragen hervor. Wir erfahren von einem Judai Gaon, der Halachoth, die Schlußregeln, die Resultate, festzustellen versuchte, und von Zemach ben Paltoi, der einen schwachen Erstlingsversuch machte, eine Art talmudischen Wörterbuches zusammenzustellen. Amram ben Scheschna sendet auf Anfragen aus Spanien eine vollständige Liturgie dorthin mit den Regeln, die beim Gebete zu beobachten seien. Dies sind im Ganzen die dürftigen literarischen Ereignisse, wie sie von den Hochschulen ausgingen. Die Schulen waren ermattet, sie sanken der Art, daß nicht einmal auf talmudischem Gebiete die bedeutendsten Männer an die Spitze traten. Der Ehrgeiz hatte sein Auge auf diese geistigen Würden gerichtet, und mancher reiche Dilettant trachtete danach diese Stelle einzunehmen, und es gelang ihm.

So nahm das Gaonat an innerem Werte und Bedeutung ab, aber die Zeit verlangte ein anderes. Man fühlte, daß das Ganze zusammenbrechen würde, wenn bei dem allgemeinen Emporstreben der Wissenschaft die Religion in ihrer alten Gestalt bleiben wollte und immer mehr verkümmerte. So richtete sich das Auge nach einem Manne, der als ein Sohn der Zeit, zugleich aber auch als ein tüchtiger Gelehrter auf talmudischem Gebiete gelten konnte. Einen solchen fand man in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, um 930 etwa, in Saadias ben Joseph, arabisch Said, der nicht den babylonischen

Schulen angehörte, auch nicht der dortigen Gegend entsproſſen war, ſondern ein Ägypter aus Fajum geboren 892. Er hatte ſich ſchon früher vielfach bekannt gemacht; er war eine ſtreitbare Natur, nach allen Seiten hin angeregt und von dem Verlangen erfüllt vermittelnd in die Gegenſätze einzutreten, zugleich aber auch den Gegenſätzen, die mit Schärfe und Entſchiedenheit ſich geltend machen wollten, die ganze Geiſteskraft entgegenzuſetzen. Schon als Jüngling von dreiundzwanzig Jahren ſcheint er eine Schrift gegen Anan verfaßt zu haben, von der wir freilich nichts mehr beſitzen. Weniger von geiſtig ſchöpferiſcher Kraft, war er ein Mann des breiten und weiten Wiſſens, bemüht die Spitzen abzubiegen, damit die abweichenden Richtungen ſich vertragen könnten, die Gegenſätze ſich nicht verwundend berührten. Saadias legt uns ſelbſt in verſchiedenen ſeiner Schriften die Grundſätze dar, welche ſeinen Gedankengang beſtimmen.

Schrift, Tradition und Vernunft ſind die Erkenntnisquellen, die alle drei ihre volle Giltigkeit haben und unter ſich eine volle Einheit bilden. Die Schrift iſt ihm der volle Ausdruck der Vernunft, und er findet nicht allein nichts in ihr der Vernunft Widerſtreitendes, ſondern er geht im Gegenteile ſo weit, ſich die Frage vorzulegen, wozu denn eigentlich die Offenbarung ſei, da ſie doch vollkommen der Vernunft entſpreche und ihr Inhalt auch von dieſer aufgefunden werden könne und müſſe. Seine Antwort lautet: Wohl entſprechen ſie einander vollkommen, wohl deckt einander der beiderſeitige Inhalt, allein die Offenbarung hatte den Zweck, den Inhalt, den auch die Vernunft aber langſam, aus ſich heraus ausgraben könnte, früher in die Wirklichkeit ausſtrömen zu laſſen. Es würden lange Zeiträume nötig geweſen ſein, bis die Menſchheit durch ihre eigene Vernunft dahin geleitet worden wäre; die Offenbarung beſchleunigte den Gedankenprozeß. Schrift, Tradition und Vernunft ſind alſo die drei Erkenntnisquellen, die mit einander in vollkommener Übereinſtimmung ſtehen, weil aus einem und demſelben Gottesgeiſte geboren, ſie ſind bloß nach verſchiedener Ausdrucksweiſe geſtaltet, aber ihrem tiefſten In-

halte nach gleich. Die Schrift muß demnach mit der Vernunft vollkommen übereinstimmen, und diejenigen Einwürfe, welche von kühner, rationalistischer Seite gemacht wurden, wie wir sie z. B. von Chiwi aus Balk vernommen haben, weist er in verschiedener Weise zurück.

Seiner Überzeugung nach widerstrebt es keineswegs der Vernunft, daß Gott mit seiner Allmacht wunderbar eingreife; das Wunder, als Ausfluß der göttlichen Allmacht, steht seiner Ansicht nach nicht im Widerspruche mit den sonst regelmäßig waltenden Naturgesetzen, daher auch nicht mit der Vernunft. Wenn er diese Frage, die neun Jahrhunderte nach ihm noch in solcher Schwebe ist, auf diese Weise löst, so werden wir ihn drum nicht als Gegner der Vernunfterkenntnis betrachten dürfen. Allein es finden sich doch Wunder, die mit einer gewissen Schroffheit den Naturgesetzen, aller Vernunft widersprechen, so wenn die Schlange mit Eva, die Eselin zu Bileam redet; mit einem solchen Wunder wird die ganze Natur dieser Tiere aufgehoben, und es entsteht nicht ein kurzes Durchbrechen, sondern ein vollständiges Verwirren der Naturgesetze und aller Denktätigkeit. Wenn in der neueren Zeit ein Vertreter der freisinnigen Richtung für seine Behauptung, die Schrift dürfe keineswegs dem Buchstaben nach, sondern müsse nach ihrem geistigen Sinne festgehalten werden, grade auf solche Beispiele sich stützt und die Frage an die Gegner richtet, ob sie denn wirklich glaubten, daß Bileams Eselin gesprochen habe; wenn darauf ein Vertreter der gläubigen Ansicht mit einem lauten und kräftigen Ja antwortete: so hatte Saadias diesen Mut nicht, die Vernunft ganz unter den Glauben zu beugen. Nein, sagt er, die Schlange hat nicht gesprochen, aber ein Engel an ihrer Stelle, so daß es nun der Eva schien, als habe die Schlange gesprochen; desgleichen sprach die Eselin Bileams nicht, vielmehr ließ auch bei ihr Gott eine solche Stimme hören, die dem Bileam hörbar wurde und von der er glaubte, daß sie von der Eselin ausginge. Alle göttliche Offenbarung galt ihm nicht als eine sichtbare Erscheinung Gottes selbst, ein jedes Sinnliche muß von Gott ferngehalten werden; es war

vielmehr das Hören einer Stimme, die Gott geſchaffen, das Erblicken eines Lichtglanzes, den Gott erzeugte, alſo augenblickliche Schöpfungen zu dem beſtimmten Zwecke, dem Propheten vernehmbar und ſichtbar zu ſein. Es konnte ihm daher nicht ſchwer fallen, auch bei ſolchen Wundern einen ähnlichen Vorgang anzunehmen. Wie iſt es aber mit der Zauberin von Endor, wenn ſie für Saul den Samuel heraufbeſchwört? wie kommt der Zauberin eine ſolche Kraft zu? Was Gott zur Beglaubigung eines Propheten wohl bewirken mag, wird doch nicht zu Gunſten einer Zauberin geſchehen? Dennoch bleibt er auch hier bei ſeinem Verfahren; Saul hatte es durch ſeinen Aberglauben verſchuldet, daß er darin beſtärkt werden ſollte, und Gott veranſtaltete, daß die Erſcheinung des Schattens von Samuel ihm ſichtbar wurde, gleichzeitig mit Beſchwörung der Zauberin, aber nicht vermittelſt derſelben.

In dem Prologe des Hiob tritt der Satan auf als Ankläger Hiobs. Wir finden in jener hochpoetiſchen Darſtellung ſicherlich keine Schwierigkeit, wir wiſſen das Dichteriſche auch dichteriſch zu erfaſſen, und Goethe wußte ſeinen Fauſt nicht paſſender einzuleiten, als daß er den Prolog aus Hiob nachahmte. Die alte Zeit hatte nicht die rechte Auffaſſung des Dichteriſchen, für ſie war auch das Gedicht eine vollſtändig hiſtoriſche Tatſache. Wie iſt nun ein Satan, ein böſer Geiſt zu denken? Die oberen Geiſter müſſen rein und vollkommen ſündlos ſein, ein böſer Geiſt iſt für Saadias ein innerer Widerſpruch. Saadias verſetzt daher das Ereignis aus dem Himmel auf die Erde. In einer Geſellſchaft ausgezeichneter Männer, die den Hiob ob ſeiner Tugend bewunderten, trat auch ein Zweifler auf, der Hiobs Reinheit bemäkelte, ſo ſein Ankläger ward; zu ſeiner Beſchämung nun wird die göttliche Heimſuchung an Hiob vollzogen, damit dieſer ſich bewähre. Sie betrachten wohl ſolche Vermittelungsverſuche als ſchwächlich und höchſt ungenügend, und dennoch haben ſie ſich im Laufe der Jahrhunderte in dieſer und ähnlicher Weiſe immer wiederholt.

Saadias hält entſchieden feſt an der Freiheit des menſch-

lichen Willens und wo ein Ausdruck vorkommt, der diese Freiheit zu gefährden, einen Eingriff Gottes in dieselbe auszudrücken scheint, begnügt er sich nicht etwa damit zu sagen, der Ausdruck sei nicht streng zu nehmen, er sei aus der niedrigen Auffassungsweise aufgenommen, er bemüht sich vielmehr ihn so umzubiegen, daß der bedrohliche Gedanke ganz verschwindet. Wenn es z. B. heißt: Das Herz des Königs ist wie Wasserströme in der Hand Gottes, er lenkt es, wohin er will, so klingt dies, als gebe Gott die Gedanken ein in das Herz des Menschen. Nein, sagt Saadias, das ist nicht der Sinn, vielmehr: Das Herz des Königs ist in göttlicher Macht, d. h. wenn Gottesfurcht es erfüllt, wie Wasserströme, er selbst hat dann sein Herz und alle seine Leidenschaften vollkommen in seiner Gewalt, er selbst kann sein Herz dann leiten, wohin er will.

Wie Saadias in solcher Weise Schrift und Vernunft auszugleichen sucht, so verfährt er auch in Betreff der Überlieferung. Hier galt es besonders den Karäern gegenüber, welche die Abweichung zwischen dem Worte der Schrift und der gesetzlichen Entwickelung, wie sie im talmudischen Judentum sich ausgeprägt hatte, scharf hervorhoben, nachzuweisen, daß diese Abweichung bloß scheinbar sei, im Gegenteile Überlieferung und Wort der Schrift vollkommen dasselbe ausdrücken. Das Zugeständnis, daß eine geschichtliche Entwickelung vor sich gegangen, welche eine Entfernung von dem Wort der Schrift erzeugt, ihre Bestimmungen umgestaltet habe, widersprach dem Geiste der Zeit, trotzdem daß der Antrieb und die Berechtigung dazu im tiefsten Innern des Judentums waltete. In früherer Zeit scheute man sich auch nicht auszusprechen, die Gerichtsbehörde habe das Recht, irgend eine Satzung, wenn sie auch in der Bibel stehe, aber nicht mehr zeitgemäß sei, aus der Wurzel zu reißen. Man erkannte an, daß die Gewohnheit, die Sitte die Macht habe, auch gegenüber den Satzungen sich Geltung zu verschaffen, was nichts andres heißt, als daß die Entwickelung der Zeit, wie sie sich gestaltet gegenüber dem toten Buchstaben, ein vollbegründetes Recht habe. Das konnte man ohne Scheu zu einer Zeit aussprechen, als der Kampf

dagegen nicht angeregt war, als man in ſtiller, ſelbſtvertrauender Bewußtloſigkeit ſich fortbewegte; als aber die Karäer mit ihrem Widerſpruche auftraten, das Recht abſprachen, gegen den göttlichen Buchſtaben die Satzungen abweichend zu geſtalten, da wurde man ſtutzig, und Saadias verſuchte alle Beſtimmungen, wie ſie ſpäter in der Entwickelung ſich geſtaltet hatten und als Überlieferung galten, mit dem Worte der Schrift in Einklang zu bringen, ja in ihr wiederzufinden. Betrachten wir ein einzelnes Beiſpiel.

In der Schrift heißt es: Wenn zwei Brüder zuſammen wohnen und der eine von ihnen ſtirbt ohne Kinder zu hinterlaſſen, ſo ſoll der überlebende Bruder die Witwe zum Weibe ſich aneignen, und der älteſte Sohn, der aus dieſer neuen Ehe hervorgeht, ſoll die Stelle des verſtorbenen Bruders einnehmen und in deſſen Beſitz treten. Die alten Sadduzäer und ihnen gleich die Karäer nahmen an dieſer Beſtimmung Anſtoß, weil hier die Ehelichung des Bruderweibes geſtattet werde, die anderweitig verboten iſt; ſie bezogen daher das Geſetz ausſchließlich auf die Angetraute, noch nicht voll Verehelichte. Phariſäer und Rabbaniten blieben der Schrift treuer, wenn ſie behaupteten, in dieſem einen Falle ſei es wohl geſtattet, das Weib des verſtorbenen Bruders zu heiraten. Im Laufe der Zeit hatte ſich jedoch bei den Rabbaniten das Geſetz umgeſtaltet. Lautet das Bibelwort: der erſtgeborene Sohn, den ſie (die Witwe in der neuen Ehe) gebiert, ſtehe auf dem Namen des Bruders, d. h. er werde der neue Majoratsherr: ſo wandelte ſich die Beſtimmung im Leben um, die Ehe wurde nicht mehr als bloße Fortſetzung der alten, ſondern als eine völlig neue betrachtet, der neue Ehemann trat in den Beſitz des Erbes und alle Kinder aus dieſer Ehe hatten gleichen Anteil daran, der Erſtgeborene hatte keine größeren Vorrechte als in jeder ſonſtigen Familie. Aber auf dem erſtgeborenen, dem ältern der hinterbleibenden Brüder ſollte zunächſt die Verpflichtung ruhen, die Schwagerehe zu vollziehen. Die Karäer beſtritten alle dieſe Neuerungen und erklärten ſie als ſchriftwidrig und unberechtigt. Saadias ſchrickt vor dem Verſuche nicht zurück,

die neue Bestimmung in das Bibelwort hineinzutragen, er übersetzt: Und es sei der älteste Sohn, von dem sie gebiert (von dem die nun wieder verheiratete Witwe Kinder erzielt), der stehe auf dem Namen seines Bruders, so daß die Worte „der erstgeborne Sohn" nicht heißen: der älteste Sohn, der als der erste aus der neuen Ehe erzeugt wird, sondern: der älteste Sohn aus der Brüderreihe, mit dem die Witwe Kinder erzeugt, der nehme das Erbe des verstorbenen Bruders.

Des ernsten Kampfes zwischen Karäern und Rabbaniten über die neue Kalenderbestimmung ist bereits gedacht. Saadias findet auch hier eine, freilich gewaltsame Auskunft. Die Berechnung, behauptet er, ist nicht neu: beides, sowohl die Feststellung nach dem Sichtbarwerden des Mondes als auch die Berechnung, war schon in der ältesten Zeit üblich, die astronomischen Bestimmungen wurden gleichfalls benützt, und wenn sie auch nicht ausdrücklich in der Schrift stehen, so glaubt er sie doch aus kleinen Wendungen, aus einzelnen Andeutungen erschließen zu können. Der heftige Kampf, in welchen er darüber mit den Karäern eingeht, ist kein sonderlich glücklicher; spätere Rabbaniten gestehen zu, Saadias stütze sich auf ein schwankendes Rohr. Allein damals durfte Saadias ein Zugeständnis nicht machen, es galt die Kräfte der Zeit zusammenzunehmen, das Herkömmliche in rationaler Weise zu stützen, der Vernunft ihr Recht zuzugestehen, ohne darum das Herkommen seines geheiligten Charakters zu entkleiden. Saadias ist ein Vermittelungstheologe, und so vollkommen ein Sohn seiner Zeit, die eine kräftigere vorbereitet.

Daß er ein Mann seiner Zeit war, zeigte er auch dadurch, daß er alle seine Werke in der vaterländischen Sprache, in der arabischen, geschrieben. So lange religiöse Gegenstände in ihrer herkömmlichen Gelehrtensprache, mit der sie zuerst eingetreten sind, fort bearbeitet werden, sind auch die Begriffe darin herkömmliche, sie bleiben die alten, es geht ihnen wie den Münzen, die von Hand zu Hand gehn, deren Wert nach ihrem bestimmten Gepräge angenommen wird, ohne daß man weiter frägt, welches ihr wahrer Gehalt sei. Auch die religiösen

Begriffe gelten, so lange sie in ihrer alten Sprache gesprochen werden, für das, worauf sie früher Anspruch hatten, sie treten mit einer losgelösten Selbständigkeit auf. Ein ganz anderes ist es, wenn die Sprache aus der inneren Stätte hervorgearbeitet wird, wenn sie mit voller Lebendigkeit aus dem reinen Quell des Gemüts herausdringt, mit dem ganzen Leben in Verbindung steht; dann verjüngen sich die Gedanken, es genügt nicht, daß die Begriffe herkömmlich sind, sie müssen sich mit der ganzen Denkweise, wie sie im Leben sich immer frisch erzeugt, in Einklang setzen. Wenn Thomasius am Ende des siebzehnten Jahrhunderts zuerst seine Vorlesungen nicht mehr in lateinischem Gewande, sondern deutsch hielt, so hat er damit ebensoviel gewirkt wie mit seinem Kampfe gegen den Hexenglauben, und wenn Saadias seine Werke zuerst in arabischer Sprache schrieb, so hat er damit wesentlich eine Vereinigung des Zeitbewußtseins mit dem religiösen Herkommen angebahnt, wenn auch nicht vollkommen hergestellt. Ja, er tat noch mehr, er bearbeitete eine arabische Bibelübersetzung.

Eine neue Bibelübersetzung, wenn sie nicht rein aus literarischem Streben hervorgeht, wenn sie in Zeiten bearbeitet wird, wo die schriftstellerische Tätigkeit nicht eine ausgebreitete ist, ein jedes Werk demnach aus einem wirklichen Bedürfnisse hervorgeht, — eine jede Bibelübersetzung ist die Offenbarung eines neuen Zeitbewußtseins, der Ausdruck eines neu erkannten Bedürfnisses nach Versöhnung des abgeleiteten religiösen Lebens mit seiner Quelle. Sie tritt daher immer an der Schwelle eines neuen Zeitabschnittes hervor. Als die griechisch-alexandrinischen Juden ihr altes religiöses Erbe mit griechischen Ideen, die ihnen zuströmten, zu einer gewissen Einheit zusammenschließen wollten, entstand die griechische Siebzigerübersetzung und gab den Anstoß zu einer neuen Bildung in Mitten Ägyptens. Als der Talmudismus zur Festigkeit gelangt war und weithin sich ausbreitete, da erhielt die chaldäische Übersetzung ihre letzte Schlußredaktion, wurde fest und maßgebend. Als die Wissenschaft in die Kirche des Mittelalters einzudringen versuchte, welche

in Unwissenheit versunken, in einer gewissen rohen Naturwüchsigkeit sich fortbewegend, ihrer Quelle ganz unkundig geworden war, — als nun die Wissenschaft den Versuch wagte auch in die eng verschlossenen Pforten der Kirche ihre Strahlen zu werfen, trat Luther auf mit einer neuen Bibelübersetzung, welche die Fahne wurde, um die die neue Zeit und die neue Richtung sich scharte. Als im Judentume, nachdem durch langen harten Druck die Geister geknechtet waren, Gewohnheitsleben und Geschmacklosigkeit die Herrschaft geführt hatten, eine neue Zeit erlösend und erleuchtend eintrat, da eröffnete Mendelssohn mit der Bibelübersetzung gleichfalls diese neue Zeit und gab ihr das bestimmte Gepräge. Eine solche Bibelübersetzung ist demnach das Werk der Zeit, und wer sie unternimmt, ist der Mann der Zeit, der Träger des Gedankens, aller geistigen Kräfte, welche die Zeit bewegen. Ein solcher Mann war auch Saadias. Derartige Übersetzungen gehen zunächst nicht aus rein wissenschaftlichem Drange, sondern aus religiösem Triebe hervor, aus dem Streben, die Einigung der neuen Gedanken mit den überlieferten religiösen Vorstellungen und Anschauungen herzustellen, sie sind daher natürlich auch nicht vollkommen auf wissenschaftlichen Grundsätzen erbaut. Kann nun die Übersetzung nicht in allen Stücken vor dem Richterstuhle der Wissenschaft bestehen, so hat sie jedoch die hohe Bedeutung, daß sie der treue Spiegel eines neu erwachten Bewußtseins ist, und wie sie aus der Anhänglichkeit an den Glauben entsteht, den sie mit auftretenden Gegensätzen versöhnen will, so ist sie andererseits das Produkt einer neuen Bildung, der sie sehr förderlich wird, die sie in dieser Gestalt verbreitet, sanktioniert.

Dabei war Saadias ein viel beschäftigter Gaon, arbeitete im talmudischen Gebiete, hatte nach den verschiedensten Gegenden hin Anfragen zu entscheiden und verfaßte eine nicht unbeträchtliche Anzahl kleiner polemischer Schriften. Auch war er vielfach in Kämpfe verwickelt; von streitbarer Natur, ließ er sich nicht leicht beugen, und so hatte er mit dem damaligen Fürsten des Exils David ben Sackai einen langen Streit durchzukämpfen,

der ihn zur Bestätigung einer seiner Überzeugung nach ungerechten Entscheidung zwingen wollte, so daß er sieben Jahre lang des Gaonats entsetzt war und sich verborgen halten mußte. Ein Mann der Vermittelung und dennoch von unbeugsamem Rechtssinne! Im Ganzen aber erreichte er bloß das Lebensalter von fünfzig Jahren. Ein solcher Mann ist des Nachruhmes wert, ein Mann von rüstigem, unermüdetem Streben, von ungebrochener Kraft und geistiger Vielseitigkeit; er führte die neuen Bestrebungen nicht zur Vollendung, aber er wirkte nach allen Seiten hin anregend und legte so die Grundlagen zu einer neuen Zeit.

Im Allgemeinen begann jedoch im Osten des arabischen Reiches die Blüte schon zu sinken. Wie die Sonne im Osten aufgeht, aber dem Westen zuschreitet: so geht auch in der Geschichte der Menschheit die Kultur von Osten aus und breitet sich nach Westen hin, um sich dort zu höherer Entwickelung zu vollenden. Das bagdadische Khalifat erblich nach und nach, die von ihm abhängenden Khalifate errangen sich Selbständigkeit und entwickelten sich zu überwiegenden Mächten, und der Macht folgt der geistige Aufschwung. Bald sehen wir in Nordafrika zuerst eine reiche Bildung in schöner Fülle hervortreten. Auch Saadias war aus Nordafrika, ein Ägypter. Ein bedeutender geistiger Stapelplatz war Kairoan. Dort blühte ein Zeitgenosse des Saadias, Isaak ben Salomo, auch genannt Israeli, der fast ein Jahrhundert hindurch lebte, von der Mitte des neunten bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts, einer der fruchtbarsten Schriftsteller, Arzt und Philosoph; seine Werke wurden aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt und behielten das ganze Mittelalter hindurch eine große Geltung. Arzt, Philosoph, Mathematiker, Astronom hatte er in allen diesen Gebieten nach dem Standpunkte seiner Zeit viel geleistet, aber auch ins theologische Gebiet ging er ein, und jenes neupythagoräisch-philosophische Büchlein „von der Schöpfung“ hat er gleich Saadias nach seiner Weise zu erklären gesucht, vernunftgemäß entwickelt. Auch mit Schrifterklärung beschäftigte er sich, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er der

„Iſaaki“ iſt, unter deſſen Namen kühne kritiſche Vermutungen angeführt werden. So behauptet Iſaaki, die Stelle „Das ſind die Könige, die in Edom regierten, bevor ein König auftrat über Israel“ (1 Moſes 36, 30), worauf dann acht Geſchlechter aufgezählt werden, ſei zu Joſaphats Zeiten geſchrieben, des ſpätern Königs von Juda, nicht von Moſes. Bedenken Sie, daß der Mann vor neun Jahrhunderten gelebt!

Ein anderer Mann entſchieden wiſſenſchaftlichen Strebens iſt Juda ben Koraiſch, der bereits Tüchtiges in Sprachvergleichung leiſtete. Es lag ihm nahe; des Hebräiſchen war er kundig, arabiſch war ſeine Mutterſprache, das Chaldäiſche, das er ſyriſch nennt, lag ihm im Thargum vor. Dieſe drei ſemitiſchen Schweſterſprachen verglich er und erkannte, daß ſie eng verwandte Dialekte ſeien, einer Wurzel entſproſſen, daß ſie im Weſentlichen von denſelben Geſetzen beſtimmt werden, wenn ſie auch in ihrer vollen Ausbildung dann auseinandergehen. Die Wiſſenſchaft der Sprachvergleichung hat erſt in der neueſten Zeit wieder verſtändige und freilich auch tiefeindringende Pflege gefunden; die neun Jahrhunderte, die zwiſchen Juda ben Koraiſch und der Gegenwart liegen, ſind faſt ganz öde in dieſem Gebiete; was ſich als Sprachvergleichung hervorwagte, iſt phantaſtiſch-wüſte Träumerei. Um ſo erfreulicher iſt es unter den arabiſchen Juden jener frühen Zeit einem Manne zu begegnen, der mit klarem nüchternen Blicke, mit wiſſenſchaftlicher Sicherheit vollkommen richtig die Grundgeſetze der Sprachvergleichung erkennt und darzuſtellen weiß. — Doch das reichere Land verdient unſere vollere Aufmerkſamkeit, gehen wir nach Spanien über!

7

In Spanien.

Es giebt Abſchnitte in dem großen weltgeſchichtlichen Leben, die bis in die ſpäten Jahrhunderte hinein ihre Strahlen erleuchtend werfen; ſie ſind wie ein mächtiger Quell, der, wenn längſt ſchon die Fluren, die er zuerſt durchzogen, verſandet und verödet ſind, anderswo wieder hervorbricht und neu belebt, ein Quell, aus dem auch der ſpäte Wanderer noch begierig ſchöpft, um an dem Labetrunk ſich zu erquicken. — So iſt die bibliſch-hebräiſche Zeit, ſo die griechiſch-helleniſche, ſo, wenn auch nicht in dem hohen Maße, die jüdiſch-ſpaniſch-arabiſche Zeit. Schon frühzeitig iſt den Juden Spanien nicht ganz unbekannt, aber es gilt ihnen als ein fernes, weit entlegenes Land. Zwar in der Bibel wird es nicht genannt, und Sepharad, wie ſpäter die ſpaniſchen Juden in hebräiſcher Sprache ihr Vaterland bezeichneten, iſt bibliſch keineswegs Spanien; doch ſpricht die Miſchnah von ihm und kennt die wohlſchmeckenden Fiſche von dort, welche auf den Tafeln der lüſternen Römer als leckere Gerichte erſcheinen. Auch ſonſt wird Spanien als die Provinz des Meeres, als Land das Weſtens und ſomit als die äußerſte Welt-Grenze genannt. Wann ſich die Juden zuerſt dort angeſiedelt, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit angeben. Allein indem alle alten Kulturvölker, Phönizier, Griechen und Römer, Spanien aufſuchten und dort Kolonien gründeten, mögen ſchon Juden ſich ihnen angeſchloſſen haben; als gar die Römer das Land eroberten und als eine Perle des Reiches feſthielten, ſind gewiß ſchon Juden mit ihnen hingekommen und haben ſich dort feſtgeſetzt. Schon in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten finden wir ſie daher daſelbſt in großer Anzahl, und ſo lange das Chriſtentum dort in milder Form auftrat, ſo lange die Richtung der Arianer, die weniger dogmatiſch ſchroff war, in Spanien herrſchte, finden wir die Juden mit der andern Bevölkerung in freundlichem

Verkehre. Als jedoch die strengere Glaubensrichtung die Oberhand gewann, Kirchenversammlungen häufig zusammentraten, die sogenannten Ketzereien gewaltsam unterdrückten und mit Härte verfolgten, wurden auch die Juden als die ärgsten Ungläubigen, das Judentum als die verbrecherischste Ketzerei behandelt und strenge Maßnahmen gegen sie ergriffen. Mit dem kirchlichen Fanatismus verband sich westgothische Roheit, und das Los der Juden war bis in das achte Jahrhundert, solange die westgotische kirchliche Regierung unerschüttert war, ein sehr trauriges. Die Namen Reckared, Sisibut, Receswinth, Erwig, Erika sind blutig in die Geschichtsbücher der Juden eingeschrieben. Die härtesten Gesetze wurden gegen sie geschleudert, so daß sie zuletzt fast ganz als Sklaven und Leibeigene betrachtet und behandelt wurden.

Da brauste ein Sturm einher erschütternd, reinigend. Kaum war noch ein Jahrhundert vergangen, seitdem der Islam entstanden war, und bereits hatten seine Bekenner sich über Nordafrika ausgebreitet, die Säulen des Herkules erreicht, und nun überschritten sie die schmale Meerenge, welche Afrika von Europa trennt, nahmen im Fluge das ganze Spanien in Besitz. Eine neue Zeit erstand für Spanien. Vom Anfange des achten Jahrhunderts an, mehr als sieben Jahrhunderte hindurch, wußte sich das Arabertum, der Islam, auf spanischem Boden zu erhalten und hat dem Lande Glanz und Herrlichkeit verliehen, edle Gesittung eingepflanzt. Fröhlicher Gesang, Geistesaufschwung, Blüte der Wissenschaft herrschte bald in demselben; unter Kampf und Waffengeklirr erstarkten die Geister und schwand dennoch nicht die milde Sitte. Ein eigentümliches Leben gestaltet sich dort. Zwei Nationalitäten ringen um den ausschließlichen Besitz; der Volkstümlichkeit schließt sich auch die Abweichung in Sprache und Glauben an. Hier die altspanisch-romanische Bevölkerung mit der romanisch-kastilischen Sprache und dem Christentume, dort die orientalische Bevölkerung mit der wohlklingenden arabischen Sprache und dem Islam. Ein Kampf auf Leben und Tod entbrennt. Wer arabisch spricht, ist ein Bekenner des Islam, wer romanisch, ein Be-

kenner des Chriſtentums, und beide Sprachen erblühen unter dieſem gegenſeitigen Wetteifer. Neben beiden Völkern und Sprachen beſteht eine dritte Nationalität, die jüdiſche, mit dem Judentum als Glauben und zugleich mit dem dort ſehr natürlichen Bemühen, die hebräiſche Sprache wieder zu erwecken. Die Juden ſollen bei dem Einfalle der Araber in Spanien dieſen Hilfe geleiſtet haben; wenn ſie es getan, ſo kann es wahrlich dem des Vaterlandes beraubten Sklaven nicht verargt werden, wenn er begierig die ihm ſich darbietenden Mittel ergreift, um ſeine Ketten zu brechen. Sie täuſchten ſich nicht, die Feſſeln wurden ihnen gelöſt, und ſie, die an Leib und Geiſt der Wundenmale und Narben viele an ſich trugen, atmeten wieder neu auf.

Zwei Jahrhunderte faſt vergingen, bevor das Land in ruhigere Verhältniſſe eintreten konnte, die raſche Eroberung zum friedlichen Beſitze ſich geſtaltete und der geiſtige Aufſchwung zu ſeiner rechten Entwicklung gelangen konnte. Am Anfange des zehnten Jahrhunderts tritt ein Herrſcher auf, dem es vergönnt iſt, die Bildung ſeines Stammes vollkommen über Spanien zu verbreiten, deſſen Macht in demſelben zu befeſtigen; eine lange halbhundertjährige Regierung verleiht ſeinem Streben Dauer. Abdorrahman III. herrſcht von 911—961, ein weiſer, mächtiger Fürſt, der nebſt ſeinem Sohne Al Hakim, der auf ihn folgt, die Blütezeit der arabiſchen Herrſchaft in Spanien darſtellt. Schon hatte ſich das ſpaniſche Khalifat von dem in Bagdad abgelöſt und ſtand ſelbſtändig da, der Khalif Spaniens nannte ſich gleichfalls der Beherrſcher der Gläubigen und knüpfte ſelbſtändig Verbindungen an. Abdorrahman zur Seite ſtand ein jüdiſcher Mann, der als ſein treuer Rat, als Vermittler ſeiner Unternehmungen überall genannt wird, es iſt ſein Leibarzt Chasdai ben Iſaak ben Eſra ben Schaprut.

Chasdai gehört zu jenen vornehmen großartigen Naturen, die überall ſchöpferiſch einwirken, deren Erſcheinung Ehrerbietung und Vertrauen einflößt, ſo daß das Gemeine und Kleinliche ſich nicht an ſie heranwagt. Er war ein genialer Staatsmann, von jener Genialität, die nicht an kecken unmotivierten

Einfällen Luft hat, sondern mit klarem Blicke von vorn herein den zu betretenden Weg vollständig überschaut, stets das Ziel im Auge hat und es unabläſſig und klug zu verfolgen weiß. Ein Mann dieſer Art wirkt auch da, wo er nicht ſelbſtändig eingreifen kann und will, anregend und erhebend. Ob Chasdai neben ſeiner leibärztlichen Stellung noch eine ſtaatsmänniſche bekleidet, ob er Miniſter Abdorrahmans geweſen, ſteht nicht feſt, er wird nicht als Vezir bezeichnet; aber der treue Ratgeber, der Vertraute ſeines Fürſten, der die ſchwierigſten Aufgaben in die Hand nahm und ausführte, war er jedenfalls. Die auswärtigen Beziehungen lenkte er vollkommen, die Verbindungen, die Abdorrahman mit fremden Mächten anknüpfte, wurden durch ihn geführt. — Abdorrahman war es darum zu tun, mit den Reichen, welche an das arabiſche Oſtreich grenzten, zumal mit dem griechiſchen Kaiſerreiche, ein gutes Einvernehmen zu unterhalten, um vor der Oberherrlichkeit, welche der Khalif von Bagdad nicht aufgeben wollte, ſich zu ſichern. Er ſendete daher eine Deputation dorthin, die mit Geſchenken erwidert wurde; es geſchah durch die Vermittlung Chasdai's, der dieſe Verbindung zu Gunſten der Wiſſenſchaft verwendete, indem er des Dioskorides Pflanzenkunde erhielt und einen gelehrten griechiſchen Mönch ſich verſchaffte, mit deſſen Hilfe er das Buch zum Eigentum der Araber und des mittelalterlichen Europa machte. Abdorrahman knüpfte auch mit dem deutſchen Kaiſerreiche an. Eine Geſandtſchaft ging zwiſchen 953 und 956 an Otto I., den damaligen deutſchen Kaiſer, ab und wurde durch eine deutſche Geſandtſchaft mit einem Begleitſchreiben erwidert, an deren Spitze Johann von Görtz ſtand. Deſſen Biograph erzählt, der Khalif ſei zuerſt mißtrauiſch und bedenklich geweſen, er beſorgte nämlich, daß in dem Schreiben etwas Verletzendes gegen den Islam enthalten ſein könne, wie ähnliche Äußerungen über das Chriſtentum den Empfang der arabiſchen Geſandtſchaft bei dem deutſchen Kaiſerhofe ſehr verzögert hatten. Er übertrug daher die erſten Schritte einem Juden Hasdeu, eben unſerem Chasdai, und, fügt er hinzu, die Unſrigen bezeugen, daß ſie nie einen klügeren Menſchen geſehen. Er wußte es

dahin zu bringen, daß er den Inhalt des Schreibens erfuhr, und da wirklich einzelne Ausdrücke, die darin enthalten waren, den Khalifen verletzen konnten, bot er alles auf, daß das Schreiben mit einem andern vertauscht wurde, und sein Bemühen glückte ihm. Dienten solche Verbindungen im Ganzen nur dazu, den Glanz des Hofes zu erhöhen, so waren andere, namentlich wie sie mit den kleinen noch bestehenden christlichen Reichen in Spanien angeknüpft wurden, von wesentlichem Vorteile. In Leon herrschte Don Sancho, der Sohn des Ramir, der bei seinem Volke Widerspruch fand, in Navarra ein Verwandter von ihm mit der Großmutter des Sancho, Tota. Abdorrahman gelang es durch die Staatskunst Chasdai's, daß die beiden Fürsten nach Cordova kamen und den Khalifen als Schiedsrichter anriefen. Chasdai leistete als Arzt dem kranken Don Sancho Beistand und verstand es dann als Diplomat, ihn unterwürfig zu stimmen. Auch aus den slavischen Reichen kamen Gesandtschaften von halbwilden Stämmen; wie unter den verschiedenen Gesandtschaften befanden sich auch unter den slavischen einzelnen Juden, die am besten die Vermittlung zu übernehmen verstanden. Von ihnen hörte nun Chasdai die Bestätigung eines Gerüchts, das bereits zu seinen Ohren gedrungen war, daß nämlich in jener östlichen Gegend ein jüdisches Reich bestehe, ein Reich, in dem ein Jude auf dem Trone sitze. Es war dies das Reich der Chazaren.

Bereits im achten Jahrhunderte war dasselbe gegründet worden im Kaukasus, wovon die heutige Krim einen Teil bildet, in jenen Gegenden, wo wilde Bergvölker hausten, die bis in die Gegenwart hinein ihren Charakter festhalten. Dort bildete sich ein Reich mit Chakanen an der Spitze; diese sind vom achten Jahrhunderte jüdischen Bekenntnisses. Das Reich bietet ein Bild dar, wie wir es im Mittelalter kaum wieder finden. Eine große Anzahl von Juden lebte dort und sie haben ihre Spuren in die Geschichte dieser Länder tief eingegraben. Noch heute sind die Trümmer der alten chazarisch-jüdischen Bildung in den dortigen Karäern, die teilweise von ihnen abstammen, zu finden und Altertümer wurden und werden in

neueſter Zeit entdeckt, die in hohe Zeit hinaufreichen und uns einen tiefen Blick in die Entwickelung manches jüdiſchen Gutes tun laſſen. Trotzdem drängten die chazariſch-jüdiſchen Herrſcher die Bevölkerung nicht zur Annahme ihres Glaubens, vielmehr ließen ſie das Land verwalten durch einen Staatsrat, der zuſammengeſetzt war aus den verſchiedenen Bekenntniſſen, die in der dortigen Gegend ſich angeſiedelt hatten. Im zehnten Jahrhunderte, als Chasdai davon hörte, war die Blüte des Chazarenreichs ſchon etwas geſunken, ſchon hatten die wild anſtürmenden, nicht zu bezähmenden Völkerſchaften, die die Umgegend innehatten, an dem Thron gerüttelt, und kurz darauf legten die emporſtrebenden Moskowiter die Hand an das Reich, bis dann die Mongolen es ganz und gar zerſtörten. Chasdai wurde von der Nachricht mächtig ergriffen, es ließ ihn nicht ruhen, bis er in Verbindung mit dieſem jüdiſchen Monarchen trete, hier aber nicht im Auftrage ſeines Herrn, ſondern um ſeinem glaubenswarmen Herzen zu genügen. Nach vielen Mühen und geſcheiterten Verſuchen gelang es ihm; als Bote wird uns genannt Jakob aus Nemez, wie in den ſlaviſchen Sprachen Deutſchland heißt. Der hebräiſche Brief, welchen Chasdai an den König der Chazaren richtete, iſt uns erhalten, eine wertvolle Urkunde aus jener Zeit in vielfacher Beziehung. Nach ſchwülſtigem, prunkendem Anfange ſetzt Chasdai auseinander, welches ſeine Stellung ſei im abendländiſchen Reiche, wie Gott ihn emporgehoben, gibt Rechenſchaft über Sefarat, das Andalus heiße, über Lage und Bodenbeſchaffenheit, Regierung und Beziehungen zu fremden Ländern. Doch habe ihn ſtets tief betrübt der Spott, daß von Israel die Herrſchaft genommen ſei, um ſo höher habe ihn die Nachricht eines jüdiſch-chazariſchen Königtums erfreut. Er bittet deshalb um genauere Nachricht, und tiefe Erquickung würde es ihm ſein, es mit eignen Augen zu ſchauen. Die prunkende Einleitung beſteht aus einem Akroſtichon, das den Namen Chasdai ben Iſaak ben Eſra ben Schaprut enthielt. Der König der Chazaren, mit dem hebräiſchen Namen Joſeph, antwortete gleichfalls in ſehr gewandtem hebräiſchen Stile, teilt ihm über ſein Reich mit, über deſſen

Ausdehnung, Grenzen und Verbindungen; den Ursprung der Chazaren leitet er von Japhet ab, seine Vorfahren seien Proseliten gewesen. Er würde sich freuen, schließt er, wenn er Chasdai bei sich sähe, und wünscht ihm Glück und Heil. Wenn diese Verbindung auch keine weitern Folgen gehabt, so ist uns doch durch diesen Briefwechsel eine geschichtliche Tatsache erhalten worden, welche uns die damalige Stellung des Judentums im Osten in neuer Weise beleuchtet. Dort, wohin die Macht des Griechentums und Roms nicht gedrungen war, schwankte das Zünglein lange, welche Religion herrschend werden solle. War ja auch der moskowitische Herrscher in Zweifel, welcher er sich zuneigen solle, und fast einem Ungefähr verdankt das Christentum dort seine Obmacht. Der Briefwechsel, als ohne Folgen, das Chazarentum, hinweggespült wie so manches dortige Reich und ohne tiefere Einwirkung auf die weltgeschichtliche Entwickelung, sind lange übersehen, dann angezweifelt worden; erst die neuere Zeit hat die Ächtheit der Briefe und die volle Existenz des jüdischen Chazarentums nachgewiesen. Nun finden wir auch immer mehr Überreste alter jüdischer Bildung aus jenen Gegenden, die uns von tiefen Einwirkungen des Judentums aus damaliger Zeit Kunde geben, zugleich auch merkwürdige Schlaglichter werfen auf den ganzen innern Gang des Judentums, uns alte innere Entwickelungen enthüllen, welche ohnedies ganz verdeckt waren, und sehr wichtige Momente aufzeigen, die sich als notwendige Glieder in den ganzen Prozeß einfügen. —

Doch kehren wir zu Chasdai zurück! Auch mit den jüdischen Hochschulen im ostarabischen Reiche setzte er sich in Verbindung, er sandte den Hochschulen zu Sora und Pumbeditha reiche Geschenke, suchte sich dafür gelehrte talmudische Schriften zu verschaffen, stand im Briefwechsel mit Doßa, dem Sohne des Gaon Saadias, und suchte seine Kenntnis über die Zustände in dem Lande, das als Mutterstätte des Judentums galt, zu vervollständigen. Da kam ihm ein Ereignis zu Statten, das er mit großer Begierde ergriff. Vier jüdische Gelehrte — wahrscheinlich aus dem griechischen Reiche — hatten eine See-

reise unternommen, da ward das Schiff von einem spanisch-arabischen Admirale aufgefangen, die Mannschaft zu Sklaven gemacht und verkauft. Von den vier bedeutenden jüdischen Gelehrten ward Schemarjah nach Alexandria verkauft und von dortigen Juden ausgelöst, Chuschiel nach Kairoan, Moses mit seinem Sohne (der wahrscheinlich der vierte war), dessen Frau, um den lüsternen Umarmungen des Admirals zu entgehen, ihren Tod in den Wellen suchte, Moses kam nach Spanien und wurde nach Cordova verkauft. Nicht sogleich erkannt, enthüllte sich doch bald sein wahrer Wert. Mit Freuden ergriff Chasdai diese Gelegenheit ihn als Schulhaupt einzusetzen, die Abhängigkeit, in der das Judentum von Ostarabien stand, zu lösen und Spanien in talmudisch-wissenschaftlicher Beziehung selbständig zu machen, gerade wie sein Herr die Abhängigkeit Spaniens von dem Beherrscher der Gläubigen zu Bagdad gelöst hatte.

Diese großartige Wirksamkeit nach allen Seiten hin — auch mit dem gelehrten Polyhistor Isaak ben Salomo in Kairoan stand er in Verbindung — mußte auch auf die geistige Erhebung der dortigen Juden einen bedeutenden Einfluß üben. Seines Ruhmes sind wirklich auch alle späteren Schriftsteller voll und verkünden, daß durch seine Gönnerschaft zuerst die Geister sich froh und frisch regten, alle Wissenschaft erblüht sei, Gesang und Dichtkunst unter den Juden begonnen haben. In den Tagen des Fürsten Chasdai, — sagt Abraham ben David um 1161 — begann ein fröhliches Zwitschern, in den darauf folgenden des späteren Fürsten Samuel jubelte es von hellem Gesange. Der spätere literarische Kritiker Charisi, selbst ein Nachzügler der bedeutenden Dichter am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, schildert, besonders in Beziehung auf die Anfänge der Dichtkunst, jene Zeit und Chasdai's Einwirkung mit folgenden Worten:

„Mit dem Ende des neunten Jahrhunderts erhoben aus ihrer Kleinheit — die Söhne Safarads sich zur Kraft und Feinheit — und der Sprache Reinheit; — unter den Juden ließ sich die Lust verspüren, — die hebräische Sprache in des

Liedes Bahnen einzuführen, — der Rede Flammen durchglühten ihr Herz — und die Glut ſtieg himmelwärts. — Doch die Sprache war noch platt, — der dichteriſche Gang noch hinkend und matt, — bis ſie um des zehnten Jahrhunders Mitten — mit Luſt im Geſang ſind vorangeſchritten. — In jenen Tagen erglänzte die Sonne des Ruhms — am Himmel des Fürſtentums, — Chasdai, der Fürſt, Iſaaks Sohn — (er weilet nun an Gottes Thron!) —, der allen zuſtrömen ließ Segen und hohen Lohn. — Damals türmten hoch ſich der Wiſſenſchaft Wellen, — und Edelſteine, auch Kryſtalle, die hellen, — ſchleuderten ſie empor aus des Meeres tiefen Quellen. — Der Fürſt ließ laut verkünden: Wer Gottes iſt, komm herein, — ſeine Sorge ſei mein! — Und wohin die Stimm' erklang, — nach Edom und Arabien, nach Oſten und nach Sonnenuntergang, — da ſammelten ſich zu ihm alle Künſtler und Lehrer von Rang. — Nun blitzen und wettern alle kühnen Geiſter — in edelem Wiſſenskampfe vor dem herrlichen Meiſter, — und er eifert ſie an, daß er ſie begeiſter' — zu wirken in Wiſſenſchaft — mit Geiſt und Kraft, — daß ſie weckten Gedanken, die ſchliefen, — und die Flammen wach riefen — aus des Herzens Tiefen. — Von da an ſchwoll in Spanien die Wiſſenſchaft an — und machte durch die Welt ſich Bahn. — Nun kamen aller Zweifel Schlichter, — herandrängten Sänger und Dichter. — Und es erſcholl zu ſeinem Lob manch Gedicht, — ſtrahlend wie der Sterne Licht. — Damals erhielt die Dichtung die erſte Nahrung, — ward der Gottheit Offenbarung, — ja damals gab's der Wiſſenſchaft Jünger und Kenner, — denn ſie hatten an Chasdai einen Schützer und Gönner".

Weniger überſchwenglich lauten desſelben Chariſi Worte an einer andern kurzen Stelle, wo er anerkennt, daß zwar der Anfang der Bildung ſich regte, aber die Anfänge noch ſchwach geweſen im Vergleiche zur ſpäteren höheren Vollendung: „Ehedem gab es einen Dichter-Chor, — der wuchs wild empor; — ſchon ſind ſeine Lieder verſchollen, — wird ſie keiner mehr hören wollen. — Menachem ben Saruk, Dunaſch ben Librat,

Abun und andere ihres Gleichen, man denkt ihrer Lieder nicht mehr, — sie waren schwach und inhaltsleer".

Chariſi, ein Äſthetiker, charakteriſiert die Perioden faſt ausſchließlich nach den dichteriſchen Verſuchen, die damals unternommen wurden, er nennt uns aber in der letzten Stelle Namen, die gerade in anderen Gebieten bedeutend ſind. Menachem ben Saruk war ein fleißiger Gelehrter und höchſt einflußreich durch ſein ſtilles Wirken. Er war geboren in Tortoſa, nährte ſich durch Handel, aber lebte ſeiner Wiſſenſchaft. Von dort zog ihn Chasdai nach Cordova. Dort arbeitete Menachem das erſte hebräiſche Wörterbuch aus, dem er grammatiſche Grundbegriffe vorausſchickte. Als erſter Verſuch hat dieſes Buch ſeine Mängel und Schwächen. Noch war die Einſicht in das Sprachgefüge nicht erreicht; Menachem kannte noch nicht das Geſetz der dreibuchſtabigen Wurzeln, das Grundgeſetz für alle ſemitiſchen und namentlich für die hebräiſche Sprache, auf welchem allein Grammatik und Wörterbuch ſich wiſſenſchaftlich zu erbauen vermag. Allein er ſtellte alles bis zu ſeiner Zeit ſicher erkannte zuſammen und bahnte ſchon durch den Überblick des Geleiſteten den Weg zum Fortſchreiten. Er ſelbſt ſchaut mit klarem nüchternen Verſtändniſſe auf die Erſcheinungen der Sprache hin, und ſeine Erklärungen der zahlreichen Stellen, die er anführt, ſind geſund und vorbereitend für ſeine Nachfolger. Menachems Wörterbuch bleibt ſelbſt ſpäter ein Führer für denjenigen Teil der mittelalterlichen Juden, die des Arabiſchen nicht kundig, an ſeinem in hebräiſcher Sprache geſchriebenen Buche ſich heranrankten. Denn auch dies war ein bedeutender Schritt, den Menachem unternahm, er verfaßte ſein Werk in hebräiſcher Sprache und begründete einen neuen wiſſenſchaftlichen Stil, der alle bisher üblichen Entartungen und unreinen Miſchungen beſeitigte und nach einem ebenſo ſprachrichtigen wie zierlichen Ausdrucke ringt. Wenn wir grade in Spanien dieſem Verſuche begegnen, der hebräiſchen Sprache eine neue Jugend zuzuwenden, ſo liegt der Grund dafür wohl in dem Sprachenkampfe, der dort ſich regte. Im Kampfe zwiſchen Islam und Chriſtentum rang das

Arabiſche mit dem Kaſtiliſchen um die Palme, und ſo mochte auch das Judentum ſeinen Anteil an dieſem Kampfe nehmen und es verſuchen, ſeine Sprache neu zu beleben. Das Unternehmen konnte bei einer nicht mehr im Leben herrſchenden Sprache nicht gelingen; wenn dennoch ſo Treffliches darin geleiſtet wurde, ſo iſt dies ein redender Beweis von dem edlen Eifer und der hohen Begabung, die darauf verwendet wurden, und die äſthetiſche Bildung, welche dadurch erworben wurde, wirkte auch auf Läuterung des Geſchmacks in der Schrifterklärung. Menachem tat einen bedeutenden Schritt darin. Mit klarem, oft erhabenem Ausdrucke hat er einen feinen Sinn für das Charakteriſtiſche der Darſtellung und läßt ſich das Auge nicht trüben durch hergebrachte Deutungen. Soweit ihm die Wiſſenſchaft Führerin ſein kann, folgt er ihr. Ein Dichter war Menachem freilich nicht; mußte er ſich auch hie und da anſtrengen ſeinen Mäzen Chasdai im Liede zu feiern oder häusliche Ereigniſſe zu beſingen, ſo gelang es ihm ſchwer die Leier zu ſtimmen. Seinem biedern Sinne ſagte auch wohl die arabiſche Manier wenig zu, die Leiter der Lobeserhebungen zu erklimmen und maßloſe Huldigungen zu den Füßen des Gönners niederzulegen. Er mag mit dem ſpäteren Spruchdichter gedacht haben:

Wer's liebt die Großen zu beſingen,
Muß ſchmeicheln, ſich zu Lügen zwingen.

Menachem war bei ſeiner eingreifenden wiſſenſchaftlichen Tätigkeit anerkennend gegen die Leiſtungen anderer, und ſo ſehr er die Arbeiten ſeiner Vorgänger überragte, enthält er ſich auch da, wo er ihre Annahmen zu berichtigen nicht umgehen kann, jeder geringſchätzigen Bemerkung, er ſucht im Gegenteile auch dann jeden Tadel von ihnen fern zu halten.

Ein Mann ſolch' gediegenen und ſanften Charakters verdiente ein ruhiges Leben, allſeitige ehrerbietige Anerkennung, und dennoch ward ihm nicht, was ſeine beſcheidenen Anſprüche zu fordern berechtigt waren. Die Zeit drängte zu ſtürmiſch vorwärts. Ein jüngerer Zeitgenoſſe, **Dunaſch ben Librat**, auch **Adonim ha-Levi** genannt, aus Bagdad ſtammend, hatte ſeinen Wohnſitz in Fas (Fez). Ob er von der Sonne

Chasdai's angezogen nach Spanien gewandert, ist nicht ganz sicher aber wahrscheinlich, und jedenfalls stand er in enger Verbindung mit Spanien. Anders geartet als Menachem, stürmt Dunasch mit jugendlichem Ungestüm auf seine gelehrten Zeitgenossen ein. Zuerst tritt er gegen Saadias auf, bewahrt auch hier schon nicht das geziemende Maß, sucht jeden kleinen Fehler begierig auf und spitzt seine Kritiken in kleinen Schlußsätzchen zu, die er effektvoll einer jeden kritischen Bemerkung anfügt. Noch nicht zu dem Stärksten gehört, wenn er dem hochgeachteten Gaon zuruft: Merke, wer der Sündige und wer das Rechte Fündige. Sein Selbstgefühl ist nicht ohne Grund, er hat einen tieferen Blick für die Eigentümlichkeiten der Sprache, er hat Ahnungen, welche die Späteren zu wissenschaftlicher Bestimmtheit gestalten, und richtig sagt Aben Esra von ihm: Dunasch erwachte ein wenig aus dem Schlafe, in dem die Früheren befangen waren, und ebenso strebt seine Schrifterklärung nach größerer Objektivität. — Sein Kampf gegen Saadias war jedoch bloß ein Plänkeln, das er bald einstellte. Mit größerer Schärfe tritt er gegen Menachem auf; beißend begleitet er dessen Wörterbuch mit Glossen, die hie und da das Richtige treffen, die aber mit anmaßender Geringschätzung den verdienstvollen Gelehrten behandeln und ihm den Ehrenschmuck, der sein Denkerhaupt umwindet, gewaltsam entreißen wollen. Diese Kritiken überreicht er Chasdai, der sie wohlwollend annimmt, umsomehr als sie von einem Gedichte begleitet sind, das den Chasdai zu den Wolken erhob.

Dunasch gehört zu den Ersten, die das arabische Versmaß in die hebräische Sprache einführten. Dem Biblisch-Hebräischen ist ein strenges Metrum fremd, wenn auch in seinen poetischen Büchern ein natürlicher Rhythmus herrscht und besonders ein Rhythmus der Gedanken. Wenn man nun damals darauf ausging, ein streng gefügtes Maß in die Dichtung einzuführen, so lag dies freilich nicht im Wesen der hebräischen Sprache, war Nachahmung des Arabischen, das mannichfache Versmaße und Reime anwendete. Allein die Verwandtschaft des Hebräischen mit dem Arabischen erleichterte die Herübernahme von dessen

Eigentümlichkeiten, die nicht fremdartig klangen; dabei aber ward die Empfindung für Wohlklang erhöht, und die strenge Zucht feststehender Gesetze hielt die prosaische ungebundene Weitschweifigkeit fern. So wenig daher durch diese Übertragung arabischer Dichtformen auf das Hebräische dieses neu belebt, ein dauerndes wissenschaftliches oder ästhetisches Gut errungen werden konnte, so war es doch ein gutes pädagogisches Mittel, das sein Ziel nicht verfehlte.

Dunasch nun, als einer der Ersten, die das arabische Versmaß handhaben, tut sich auf diese Kunst viel zu Gute. Indem er sein Lied dem Chasdai zu Füßen legt, unterläßt er nicht zu bemerken, daß es nach neuer Verskunst maßgefügt sei. So tritt er vor Chasdai hin mit den Worten:

Im Lied, das maßgefüget
Den alten Sang besieget,
Sich fest an's Wort anschmieget,
Gefeit in echter Glut.

Sing' ich zu Ruhm und Ehren
Des Manns voll weiser Lehren,
Der Kraft besitzt zu wehren
Der fremden Heere Wut,

Der sich zur Höh' geschwungen,
Sich göttlich Heil errungen,
Zehn feste Städt' bezwungen
Der fremden kecken Brut.

Wie hat er abgemähet
Das Unkraut, das sich blähet,
Hat Ramir's Sohn geschmähet
Nebst Fürsten-, Pfaffenflut.

Ein Wanderer, herzbeklommen,
Dem Stütz' und Stab genommen,
So mußt' der König kommen
In seiner Feinde Hut.

Tota, die mit regieret,
Des Königs Ahn, verführet
Er, bis ihr Herz er rühret
Mit Worten klar und gut.

Des Glaubens Heilverkünder,
Ist mild er auch dem Sünder,
Die Armen sind seine Kinder,
Auf denen sein Auge ruht.

Den Dichtern seine Hand
Mit Spenden zugewandt,
Wie Wolken über's Land
Ergießen Segensflut.

Und in der Diaspora
Erglänzt durch ihn die Thora;
Zur Hochschul' hin nach Sora
Entsendt' er reiches Gut.

Wir wollen das überschwängliche Lob, das die dichterische Fülle dem großen Staatsmanne und huldvollen Gönner spendet, nicht tadeln; aber es verletzt unser Gefühl, wenn an diesen prunkvollen Ruhmesmantel sich dann die kleinlichen und bissigen Angriffe gegen den verdienstvollen Gelehrten Menachem anheften. Denn unmittelbar darauf fährt Dunasch fort:

Dem falschen Schrifterklärer,
Dem Wort- und Sinnverkehrer
Entgegne ich als Wehrer,
Als wohlbewährter Hort.

Und wenn er so noch in vielen gewundenen Verszeilen fortfährt, so bedauern wir ein solch' leidenschaftliches Auftreten, das nur in der stürmischen Jugendlichkeit des ganzen Zeitdranges seine Entschuldigung findet. Welche Einwirkung die Huldigungen, verbunden mit der Schmähung Menachems, auf Chasdai gemacht haben, erfahren wir nicht; es ist nicht wohl anzunehmen, daß Menachem dadurch aus seinem Herzen verdrängt worden, und wenn wir dennoch durch Schriftstücke, welche die neuere Zeit aufgefunden, die überraschende Nachricht erfahren, daß Menachem einst plötzlich bei Chasdai in Ungunst gefallen, daß dieser es sogar geduldet, ja selbst angeordnet habe, daß sein Haus am Sabbate eingerissen werde, so muß wohl ein anderer Umstand Chasdai's Unwillen in so hohem Grade aufgeregt haben. Die Schriftstücke selbst enthüllen uns

den Vorgang nicht. Wir erfahren nur, daß Menachem seine volle Unschuld beteuert und überzeugt ist, dieselbe auch von Chasdai anerkannt zu sehen, wenn er ihn nur ruhig anhört und seine Worte prüfend liest. Ein erstes Schreiben, das wir nicht mehr besitzen, scheint die Überschrift getragen zu haben:

Du große Säule aller Ehre,
Ein Euphratquell an Lehre,
Bei der Thora ich Dich beschwöre
Mosis des Korachiten. —

O, acht' auf meine Entschuldigung,
Das Ohr neig' meiner Huldigung,
Verleih' durch Antwort neuen Schwung
Der Seele, die schwer gelitten.

Gar oft ergeht es uns so in der Geschichte und namentlich in der der Literatur, daß uns Ereignisse von Bedeutung ganz verschwiegen werden und wir sie nur an einem Zipfel, der wegen seiner Seltsamkeit aufbewahrt worden, ergreifen können. Der Brief, dem diese ungelenken Verse zur Aufschrift dienten, ist uns mit seinem Inhalte verloren gegangen, aber gerade die Aufschrift hat wegen ihrer Seltsamkeit die Jahrhunderte überlebt; der fremdartigen Bezeichnung Mosis als des Korachiten, d. h. als des von Korah angefeindeten, verdanken wir die Aufbewahrung dieser Verse. Jedoch ist auch der Brief uns nicht zugekommen, so ist er sicher in die Hände Chasdai's gelangt, und wir erfahren den harten Bescheid, den er auf diesen oder einen späteren gegeben: Hast du gefehlt, so bist du durch meine Strafe entsühnt; bist du unschuldig, so habe ich dir den Lohn für die künftige Welt dadurch verschafft. Ein bitteres Wort, mit dem ein stolzer Magnat sich abzufinden glaubt; Menachem beklagt sich darüber in einem uns erhaltenen schönen Schreiben, das bei der vollen Entrüstung des Gekränkten, bei dem gerechten Bewußtsein des eigenen Seelenadels doch das weiseste Maß innezuhalten weiß und die Verdienste des Mannes, den er vor sich selbst anklagt, nicht verkennt. Er hält Chasdai vor, wie er ohne Prüfung und Untersuchung das Urteil üben, Richter in eigner Sache sein dürfe, ob er, der schwache Mensch,

denn einzudringen vermöge in Sinn und Herz des andern und sich zum Richter machen wolle über seine Gesinnungen. Es scheint, daß das alte freundliche Verhältnis wiederhergestellt wurde; die Geschichte hat ein versöhnendes Schweigen über diese Dissonanz ausgebreitet. Und dennoch drängt uns die Neugier, diesen Schleier zu lüften. Was war es, was Chasdai zu solch' strengem Verfahren aufstacheln konnte?

Wo uns sichere Tatsachen verlassen, da sucht die Vermutung ihre Stelle einzunehmen, und können wir Chasdai in dieser Angelegenheit nicht von leidenschaftlicher Gereiztheit freisprechen, so dürfen wir auch vermuten, daß verletzte Eitelkeit den hochstehenden Mann verblendet hat. Wir wissen, daß Chasdai ein Schreiben gerichtet an den König der Chazaren, welches durch das Akrostichon seines Namens eingeleitet war. Chasdai selbst hat diesen Brief sicher nicht geschrieben. Er war ein Mann von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung, aber kein Gelehrter im hebräischen Fache, wenn man ihn auch Schulhaupt nannte; er würde sonst nicht mit solcher freudigen Hast den ausgelösten Rabbi Moses zum Haupte eingesetzt haben, Mit- und Nachwelt hätten seine Leistungen und Verdienste auch in diesem Gebiete noch über Gebühr erhoben, während sie doch ganz still davon sind. Er war Arzt und Staatsmann, liebte die Wissenschaft und förderte sie, ohne selbst sich produktiv an ihr zu beteiligen. Sicher bediente er sich wie sonst, so auch für das Schreiben an den Chazarenkönig des Menachem. Dieser schrieb den Brief und versah ihn mit dem Akrostichon. Betrachten wir denselben weiter, so schließt mit dem Akrostichon die dichterische Einleitung noch nicht, die Verse gehen vielmehr mit gleichem Reime weiter. Sehn wir genauer zu, so treten uns sehr deutliche Trümmer von dem Menachem ben Saruk gleichfalls akrostichontisch entgegen. Es ist sehr leicht, mit einigen kleinen Abänderungen, die dem Sinne und der Sprache mehr entsprechen als daß sie sie stören, den ganzen Namen herzustellen, und die Vermutung liegt nahe, daß Menachem wirklich seinen Namen so angedeutet habe. Nennen Sie dies schriftstellerische Eitelkeit? Mag sein,

sie war jedenfalls eine sehr verzeihliche und entsprach dem Brauche, welcher selbst in liturgischen Dichtungen solche Andeutungen vom Namen der Verfasser gestattete. Allein Chasdai selbst oder die ihn umgebenden Schmeichler mögen anders gedacht haben. Mit kleinlichem Sinne mögen diese neidisch die Gelegenheit ergriffen haben, um Menachem zu verdächtigen, ihn, der bloß ein Werkzeug Chasdai's sei, als einen Ehrgeizigen darzustellen, der den Ruhm seines Gönners verdunkeln wolle. Und so ward Chasdai's Empfindlichkeit geweckt. Die Trümmerhaftigkeit, in welcher uns gegenwärtig der Name Menachems in jenem Briefe erscheint, rührt wohl von absichtlichen Änderungen her.

Doch längst schon sind die Geister versöhnt, auch von Chasdai's Andenken hat dieser trübe Schatten sich verzogen. Rein strahlen uns Chasdai, Menachem und Dunasch entgegen. Sie sind die Männer mit den vielverheißenden Anfängen, sie verdienten, daß auf ihr Leben und Wirken genauer eingegangen werde. Die reiche spanisch-arabische Zeit beginnt mit Chasdai, der ein halbes Jahrhundert wirkte zum Ruhme seines Vaterlandes und zur Veredlung jüdischer Bildung; sein und seiner gelehrten Zeitgenossen Namen ist eingegraben in die Geschichte; eingegraben auch in die vollendeteren Leistungen, die auf diese Zeit nun folgen.

8.

Erste hälfte des elften Jahrhunderts.

So oft die Bildung einen neuen Aufschwung zu nehmen im Begriffe ist, so oft das Streben sich erneuert, aus der naiven Betrachtungsweise in die höhere Anschauung überzugehen, lehnt sich dasselbe an die zwei alten fertigen Bildungsvölker und Literaturen, knüpft es sich an sie als in sich abgeschlossene, mustergültige Sprachen und Bildungselemente, an den Hebraismus und den Hellenismus. Auch der Islam hatte an diese beiden einander ergänzenden Anschauungsweisen angeknüpft. Der Koran hatte aus dem Judentume, aus der hebräischen Bibel sein bestes und edelstes geschöpft; die darauf folgende Literatur der Mosleme, der Aufschwung des Geistes knüpfte ganz besonders an die Denkmale der griechischen Literatur an, die in Übersetzungen ihnen zukamen. Doch hatte der Islam bloß die abgeleiteten Bächlein aus jenen großen Lebensströmen in sein Land zu ziehen gewußt, er konnte nicht unmittelbar an der Quelle schöpfen, Hebräisch und Griechisch blieben den Bekennern des Islam ganz unbekannt, sie schöpften nur aus Übersetzungen, die ihnen die griechischen Orginale wiedergaben, bloß aus dem, was ihnen von dem Judentume mitgeteilt wurde; so erhielten sie eine Bildung, die ihnen wie aus zweiter Hand entgegengebracht wurde, der eigentliche Brunnengeist, der in diesen Quellen lebte, kam ihnen nicht zu. Soll jedoch die Bildung eine wahrhaft erfrischende sein, so muß sie an den Quell selbst hinan gehen. So sehen wir es in späteren Zeiten, wo man sich bei der Wiedererstehung der Wissenschaft mit wahrhafter Begierde, mit jugendlicher Begeisterung in die wiederentdeckte Sprache des griechischen und hebräischen Altertums versenkt, wie man in dem vorigen Jahrhunderte wiederum, nachdem die Quelle eine Zeit lang getrübt war, enger an sie sich drängte und an den lautern Wassern Gesundheit trank.

Während nun den Bekennern des Islam jede fremde Sprache verschlossen blieb, war die eine Sprache und Literatur den Juden niemals ganz versiegelt, und so oft ein frischer Geist in sie einzog, erwachte auch das Streben, sich in die hebräische Sprache zu versenken und tiefere Erkenntnis derselben zu erlangen, lebhaft und jugendlich, nicht bloß als wissenschaftlicher Drang, sondern als dunkles Bewußtsein, daß man daran ein neues frisches Leben gewinne, sich selbst verjünge. Die Philologie erscheint zu solchen Zeiten, wie uns die Geschichte belehrt, als Königin der Wissenschaften; Humanismus, Humanitätsstudium ist dann der Name für die Kenntnis des Altertums, man pflegt mit dieser Kenntnis das wahrhaft Menschliche. Die Bestrebungen, die diesem Studium zugewendet werden, gelten daher nicht als reine gelehrte Fragen, sondern als Fragen der ganzen geistigen Existenz; sprachlichen Erörterungen, welche wir als geringfügig betrachten, wird dann ein unendlich hoher Wert beigelegt, sie sind ein Ausfluß der geistigen Lebensströmung.

So erging es auch in der damaligen Zeit dem Judentume; die erwachende Bildung bekundete sich in der hingebendsten Pflege der hebräischen Sprache. Wir haben diesen Eifer schon an Menachem und Dunasch kennen gelernt; wenn heftig zwischen ihnen der Streit entbrennt über Einzelnes und Geringfügiges, so findet diese Entzündlichkeit des Gemütes ihre Erklärung in dem unermeßlichen Werte, den sie notwendig auf diese Gegenstände legen mußten, die ihnen mehr als bloße Gelehrsamkeit waren. Was sie begonnen, setzten ihre Nachfolger fort mit gleichem Bemühen, mit glücklicherem Erfolge. Ein Schüler Menachems ist der berühmte Juda Chajug, mit seinem arabischen Namen Abu-Sakaria Jachia, der bedeutendste Grammatiker, der zuerst in das innere Wesen der hebräischen Sprache eindrang, die Dreibuchstabigkeit der Stämme zuerst enthüllte und so Klarheit in die ganze Erkenntnis des grammatischen Baues der Sprache errang und mitteilte. Die Doppelnamen, welchen wir bei den Juden Spaniens begegnen, einem arabischen neben dem hebräischen, sind gleichfalls ein Zeichen

der Zeit. Sie haben als Juden ihren hebräischen Namen, aber sie leben zu sehr in ihrem Volke, in der Sprache des Landes, in dessen Sitten und Gewohnheiten, als daß sie nicht einen arabischen Namen tragen sollten, — eine Doppelnatur, die sich ähnlich in der neueren Zeit wiederholt. Ein Nachfolger Chajugs, der unmittelbar sich an ihn anschließt, berichtigend und ergänzend, der die Wissenschaft der biblischen Grammatik und Lexikographie für die damalige Zeit und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts abschließt, ist Jonah, Abulwalid Mervan ben Ganach, Arzt und Philosoph, epochemachend als Sprachforscher, indem er eine vollständige hebräische Grammatik und ein hebräisches Wörterbuch ausarbeitete in arabischer Sprache und dieser Wissenschaft dauernde Grundlagen legte. Er beherrschte das ganze Material, beweist tiefe Einsicht in den Bau und die Grundzüge der Sprache und weiß alle Feinheiten derselben systematisch nachzuweisen und zu ordnen. Aus ihm schöpften alle Späteren, und waren auch seine Werke, weil arabisch geschrieben, den des Arabischen nicht Kundigen verborgen, sind sie auch in der hebräischen Übersetzung, die von ihnen angefertigt worden, teilweise noch heute ungedruckt, weil spätere Werke sie verdrängten, welche dem Zeitgeschmacke sich mehr anlehnend, sie überflüssig zu machen schienen: so haben doch die verbreitetsten Lehrbücher sämtlich aus Abulwalid geschöpft, und gerne ist die neueste Zeit wieder zu ihm zurückgekehrt, um seinen nicht erschöpften Reichtum zu verwerten und an der Tiefe seiner Auffassung sich zu belehren.

Wir sind mit ihm in die erste Hälfte des elften Jahrhunderts eingetreten, in die Zeit, welche an Männern des Geistes, an Gelehrten jeder Art einen überströmenden Reichtum zeigt. In jedem Zweige der Wissenschaft treten Männer auf, welche die tiefgehende und vielseitige geistige Bewegung bekunden: Astronomen wie Haßan ben Haßan, auch unter dem Namen Jekuthiel, zahlreiche Talmudisten, obwohl die Pflege dieser Wissenschaft damals in Spanien noch in einem frühen Stadium sich befand und erst später zu größerer Vollkommenheit sich erhob, Arbeiter in den verschiedensten philosophischen Disciplinen,

sowie auch Männer, die tiefer in das Innere des Menschenlebens eingingen und den Menschen selbst nach seinen sittlichen Bedürfnissen zu erkennen sich bestrebten. Als einen solchen nenne ich Ihnen besonders Bachia (Bechai) ben Joseph Bakuda; ein Mann von einer liebenswürdigen Innigkeit, der uns in die Tiefen des menschlichen Herzens einführt, die wahrhaften religiösen wie sittlichen Bedürfnisse desselben tief empfindet und erforscht, so daß er, das äußere Gerölle beseitigend, sich in den Strom des geistigen und gemütlichen Lebens taucht, ihn durch sich hindurchrauschen läßt und auch andere mit seinem Quellwasser erfrischt. Es ist ein gewisser Zug des Pietismus in ihm, der nicht ganz frei ist von Weichmütigkeit, aber andrerseits von solcher Innerlichkeit, daß er die Fesseln der vorgeschriebenen Gläubigkeit und Handlungsweise zu durchbrechen weiß, die nackte Tat hintansetzt gegenüber der frischen und lebendigen Gesinnung. Schon der Name seines Werkes zeigt uns, welcher Richtung der Mann huldigt: Herzenspflichten; er will darstellen, was das Herz als verpflichtend empfindet, was es zu seiner Veredelung verlangt, er läßt den Menschen in sein Inneres hinabsteigen, damit er sich seiner Vorzüge und Fähigkeiten bewußt werde und diese zu entwickeln und auszubilden bestrebt sei, aber namentlich auch seiner Mängel und Endlichkeit inne werde und demütig an seiner Vervollkommnung arbeite. Herzenspflichten, sagt er, gehen doch wahrlich den Gliederpflichten voran, der Befolgung eines bloßen Gebotes; Werke, die außer mir stehn, die ich mit Hand und Fuß gedankenlos ausüben kann, sind nicht des Menschen höchstes Ziel, vielmehr das Bewußtsein der Herzenspflichten in sich lebhaft zu erwecken und daran zu erstarken. Und dieser Mann war Dajan, dem Amte und Berufe nach ein religiöser Führer der Gemeinde, und so charakterisiert es seine Zeit noch schärfer, wenn Männer seiner Stellung die innere Gesinnung höher stellten als die rituelle praktische Übung und Gelehrsamkeit. Es befremde ihn gar sehr, sagt er, wenn er sehe, wie viele die entlegensten Fragen aufwerfen, über selten vorkommende Einzelheiten im Ceremonialwesen tiefe Forschungen anstellten. Auch

an ihn sei einst eine solche Anfrage gerichtet worden, aber er habe erwidert: „Mein Lieber, Du mußt wohl schon sehr weit vorgerückt sein in der Ausbildung Deines Herzens. Bist Du wirklich schon so ganz mit Dir selbst im Reinen, daß Du solch Fremdartiges zu erforschen die Muße hast?“ Eine schöne Zeit, der ein solcher Mann angehört!

Einer besonders hingebenden Pflege erfreute sich mit voller Seelenlust Gesang und Dichtung in hebräischer Sprache. Stand die wissenschaftliche Erkenntnis der Sprache damals sehr hoch, so wollte man auch sie sich ganz aneignen, in ihr dichten und singen. Wohl konnte ein solches Beginnen nicht glücken; eine Sprache, die aus dem Leben gewichen ist, eignet sich nicht zum frischen und aus dem Innern des Herzens quellenden Gesang. Und dennoch war das Bestreben ein natürliches und wir sehen es ähnlich zu allen Zeiten erwachender Bildung hervortreten; bei dem Aufleben der Wissenschaften, der Wiederbelebung des klassischen Altertums versuchte man sich ebenso in lateinischen und griechischen Dichtungen, versenkte man sich gleichfalls in diese Sprachen, als wären es die Sprachen des Herzens und des Denkens. Den Juden lag die hebräische Sprache noch weit näher, sie war die Sprache ihres religiösen Lebens, ihres Gottesdienstes, und so schien sie sehr wohl geeignet zum Ausdruck ihrer tiefsten Empfindung. Während man daher wissenschaftliche Werke arabisch schrieb, dichtete man hebräisch. Zwei Männer ziehen besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich, der eine mehr durch den Umfang seines Wissens, durch den Reichtum seiner Lebensbeziehungen und seiner Wirksamkeit, aber zugleich auch durch die allseitigen Versuche, die er unternahm in verschiedenen Gebieten literarischer Tätigkeit, zu welcher auch seine dichterischen Versuche gehören, ich meine: Samuel ha-Levi genannt ha-Nagid oder Fürst, mit dem arabischen Namen ibn Nagdilah.

Samuel ist eine erhebende Erscheinung. Aus schlichtem Stande hebt er sich empor zum Vezirate am Hofe des Khalifen von Granada. Er war in Cordova geboren, allein Verfolgungen, die dort ausbrachen, vertrieben ihn von dort. Denn auch in

jener uns im dichterischen Glanze der Entfernung strahlenden Zeit fehlte es nicht an erschütternden Ausbrüchen. Nicht selten brachen Empörungen aus gegen die eine Dynastie, die von einer andern verdrängt wurde, Einfälle der Berbern aus Nordafrika drohten die Blüten der Bildung zu ersticken, erschütterten jedenfalls die sichere Stellung der Throne sehr oft. So darf uns jene Zeit nicht zu ideell erscheinen, auch sie erfreute sich nicht der ungestörten Entwicklung, auch in ihr war bürgerliche Wohlfahrt und geistiger Aufschwung oft von manchem Stoße unterbrochen; nur waren es eben bloß vorübergehende Erschütterungen, nicht der anhaltende und fast zum Gesetze erhobene Druck, wie er im christlichen Mittelalter herrschte. Samuel nun war bei einer solchen Erschütterung aus Cordova vertrieben; in Malaga, wohin er sich gewandt, wo eine Zeit lang der Khalif von Granada seinen Sitz genommen hatte, wurde er dem damaligen Vezir bekannt, von ihm benützt, und als dieser starb, empfahl er dem Khalifen Samuel als seinen Nachfolger, weil er ihn als einen vielseitig gebildeten, der arabischen Sprache bis in ihre kunstvollen Prunkreden hinein mächtigen wie gewandten und zuverlässigen Mann erkannt hatte. Samuel gelangte zum Vezirat und erhielt sich auf dieser höchsten Stufe im Reiche eine lange Reihe von Jahren; seine Biederkeit und Klugheit, seine Tüchtigkeit, verbunden mit Bescheidenheit ließ ihn alle Schwierigkeiten, die sich ihm zahlreich entgegenstellten, überwinden. Während er so als Staatsmann seiner Stellung sich vorzüglich gewachsen zeigte, strahlt er auch im Nachruhme eines der bedeutendsten und vielseitigsten Gelehrten; er war Schulhaupt, bedeutender Talmudist, Verfasser gelehrter Schriften, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit Gelehrten der verschiedenen Länder und hinterließ eine große Anzahl hebräischer Dichtungen, die, wenn sie auch keinen hohen Schwung verraten, doch nicht ohne Gewandtheit und feine Sprachbehandlung sind. Er starb 1055 in hohen Ehren, hinterließ das Vezirat seinem Sohne, der auch vielfach gerühmt wird, aber als im Glücke erwachsen, nicht die Bescheidenheit des Vaters besaß und bei einem Aufruhr sein Leben verlor.

Ein Mann anderer Art und seine Zeit hoch überragend, ist Salomo Gabirol, auch genannt Aba Ajub Suleiman ben Gebrol. Erhaben ist die Erzählung der Dichtung aus dem Altertume, wie die Menschen der Vorzeit an den Schranken ihrer endlichen Macht rütteln, ihre volle Unabhängigkeit zu erringen bemüht sind; die Titanen häufen Berge aufeinander, um trotzig den Himmel zu ersteigen, die Menschen einer Sprache und einer Rede wollen in Babylons weiter Ebene eine Stadt erbauen mit einem Turme, dessen Spitze zum Himmel hinanreicht, auf daß sie, auf die eigene Kraft sich stützend, Dauer und Forterhalten sich verbürgen. Dieses kühne Emporstreben des Menschen bricht sich jedoch an seiner Ohnmacht, zieht Strafe und Fall nach sich. Noch erhabener ist die Dichtung, wenn sie uns den Menschen in seinem geistigen Ringen darstellt, wie er die Beengtheit, die seinen Geist umgibt, durchbrechen, das Dunkel der sittlichen Weltordnung durchdringen will. Hiob führt das Bewußtsein seiner Tüchtigkeit und Reinheit mit einem gewissen Trotz in den Kampf gegen die Unfälle des Lebens, er stellt die ewige Gerechtigkeit zur Rede: Warum dies mir? stehe ich nicht höher als mein Schicksal? Und dennoch ein solches über mich verhängt? In diesem Ringen der sittlichen Entrüstung mit den Leiden des Lebens liegt eine Hoheit und Würde, daß wir uns mit dem Hadernden trotz seiner Leiden emporgehoben fühlen; beruhigt treten wir wieder mit ihm in die Unterwerfung unter den höheren Gottesgeist, der sich ihm in seiner unendlichen Erhabenheit offenbart. Noch tiefer und sinniger ist es, wenn der Dichter der neueren Zeit uns Faust vorführt, wie er in die Tiefen des Wissens eindringen, das Geheimnis des Werdens entschleiert sehen, in das Weben und Wirken der Urkraft und des Urgeistes hinabsteigen, gewissermaßen mit daran arbeiten und so das Rätsel alles Seins sich lösen und ungeduldig seiner geistigen Endlichkeit und Begrenztheit Herr werden will. Tief ist sein Fall, wenn er aus jener anmaßenden Höhe in die Sinnlichkeit versinkt, um in ihr das hohe Streben zu ersticken; nur durch die Naivetät eines unschuldigen, reinen Gemüts, das sich an ihn kettet, wird er ge-

rettet. Eine Faustnatur, aber ohne alle Beimischung von Sinnlichkeit, ohne Verlangen, auch den Lebensgenuß mit einem Male zu erschöpfen und den Kelch bis zur Hefe zu leeren, ist Salomo Gabirol. Ein Mann, dessen Leben ein ununterbrochenes Ringen ist, in die tiefsten Geheimnisse des Daseins hinabzusteigen, das Triebrad des Geistes und des Lebens, die Kräfte, die das Universum zusammenbinden, zu erfassen.

Solche Männer werden von einer beständigen Unruhe getrieben, sie sind nie in sich begnügt, weil sie nie das Ziel, welches sie unablässig verfolgen, erreichen; das Ideal erscheint ihnen von ferne in seiner vollen Schöne und Anmut, sie eilen ihm nach, sie glauben es zu fassen, und es entschwindet ihnen, dennoch ermatten sie nicht, beginnen neu den Lauf, erheben sich mit kühnem Fluge der Begeisterung, dem letzten Grund der Dinge nahe zu kommen, ermatten wohl in ihrem Fluge, aber erheben sich dennoch wieder. Solche Männer umlagert allerdings tiefer Trübsinn, es geht ein Welt- oder vielmehr ein Wissensschmerz durch ihre Seele, und dennoch ist es wie die Wolke, die die göttliche Herrlichkeit umhüllt und die sie zugleich widerstrahlen läßt. Treten sie in die Wirklichkeit ein, so scheint ihnen dieselbe nackt und kahl, sie finden ihre Ideale darin nicht verwirklicht, die Idee, wie sie in die Erscheinungswelt eintritt, erscheint ihnen gebrochen, entwürdigt, und sie strömen in Klagen aus über die Unempfänglichkeit der Zeitgenossen für das Große, Klagen, die uns oft sehr bitter und ungerecht dünken. Besonders der eigenen Zeit schleudern sie ihre ganze Verachtung entgegen, die früheren Zeiten, denken sie, seien wohl besser gewesen. Der Abstand zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit ist bei ihnen zu groß, als daß ein gerechtes Urteil von ihnen verlangt werden könnte. Sie möchten sich wohl an einzelne anschließen, ihr Herz sehnt sich nach einer gleichgestimmten Seele, zuweilen glauben sie auch einzelne gefunden zu haben, in die sie den ganzen inneren Drang ergießen können, und ach, es war Täuschung. Die einen treten zu ihnen mit der engen Selbstgefälligkeit eines Wagner, bewundern und loben ihr reiches Wissen, ohne den tiefen Urgrund ihrer

Seele zu ahnen; von den andern mit dem praktisch-verständigen Blicke, die sich noch gar hoch erhaben dünken über diese edlen Seelen, wenden sie sich mit eben solcher Entrüstung ab wie von den Dienern der Sinneslust. Und so bleiben sie einsam.

Ein solcher Mann ist Salomo Gabirol, ein Dichter, dessen Dichtungen gedankenvoll geweiht sind, ein Denker, dessen Denken dichterisch verklärt ist. Wenn Charisi, der spätere Dichter und ästhetische Kritiker, sein Urteil über die verschiedenen früheren Dichter fällt, so scheint es als hätte der Schwung der Gabirolschen Muse ihn mit beflügelt, indem er ihn mit einigen Worten so charakterisiert:

Ein König steht er da, erhaben, groß!
Das hohe Lied ist Salomo's.

Schwungvoll, hoch ist bei ihm Gedank' und Wort, — Wer steigt empor zum Himmel und holt sie von dort? — Seine Fastenlieder sind prächtig, — wunderbar mächtig, — seine Bußgebete — duften wie Blumenbeete, — unvergleichlich seiner Bilder Gewalt, — unerreichbar das Wort, wie es kräftig erschallt.

Die Sage liebt schon die Kindheit großer Männer zu verherrlichen; sie spart dies bei Gabirol, denn er steht fertig da, kaum aus der frühen Kindheit herausgetreten. Sechzehn Jahre alt, singt er bereits von sich:

Ein Knab' von sechszehn Jahren
Und wie ein Greis erfahren.

Erfahren wohl nicht in dem Sinne, daß er viel erlebt und Kenntnis der Welt erlangt habe, aber erfahren in dem schmerzlichen Sinne, daß die Dissonanzen zwischen der Idee und der Wirklichkeit schon damals in ihm erklingen, daß es ihn durchzuckte, wie wenn ein Riß durch sein Herz gegangen wäre. Er straft sich selbst darüber, daß er in so frühem Alter in solch schmerzliche Klagen ausbreche, und kann sie dennoch nicht überwinden, weil er sein hohes Ziel nicht lassen kann:

Ach ziemt dem Sechszehnjährigen Klagen,
Zu jammern über Lebensplagen?

Ich sollte mit der Jugend kosen,
Die Wangen frisch gleich blüh'nden Rosen.
Doch nahm mich früh mein Herz in Zucht,
Hab' Sitte, Weisheit aufgesucht.
Da ist die Frische mir geschwunden,
Da hab' den Schmerz ich früh gefunden.
So pressen Seufzer mir die Brust,
Mir weint das Herz, erblick' ich Lust.
Was nützt die Träne? Eitel Lug!
Was birgt die Hoffnung? Blassen Trug!
Ich soll an Balsams Kraft gesunden
Und kranke schon an Todeswunden.

Mag früher wohl besser gewesen sein; doch was nützt es ihm?

Was soll mein Klagen, Stöhnen,
Daß nicht die Welt vollkommen?
Einst bot sie viel des Schönen. —
Ich bin zu spät gekommen.

Er lebte zuerst in Saragossa, dessen Bewohner sicher nicht die schlechtesten unter den Juden Spaniens waren; auch Bachja, der früher genannt worden, scheint dieser Stadt angehört zu haben. Dem Ideale Gabirols freilich entsprachen sie nicht.

Ich muß weilen bei argem Geschlecht.
Was ich links nenn', nennen sie recht;
's ist öd um mich wie im Grab,
Mich dünket mein Haus ein Sarg.
Ich sitz' da in der Ratsversammlung
Und muß hören den sinnlosen Quark,
Denn neben mir Toren und Gecken
Und dünken sich geistige Recken.
Sie mischten mir gern den Trank
Mit Wermut, doch lächelt ihr Mund;
Auf der Lippe süßliche Rede
Und Haß in des Innern Grund,
Und hör' ich sie sprechen, da mein' ich,
Sie sprächen am End' gar lateinisch.
Was soll mir's, dem klangreichen Dichter,
Zu singen vor solchem Gelichter?
Ist besser, daß ich sie zu Brei hack',
Denn meine Zung' ist mein Dreizack.

Er lebte mit Samuel ha-Levi in jeweilig sehr freundschaftlichen Verhältnissen. Der vornehme Nagid sah den ausgezeichneten Mann wohl gerne in seiner Nähe, er erkannte und würdigte ihn, aber er war selbst Dichter und mochte doch auch die Eifersucht der Nebenbuhlerschaft empfinden. Gabirol besang wohl hie und da den Samuel, aber auch schrille Mißtöne vernehmen wir, die durch ihr Verhältnis hindurchziehen. Schon ein kurzer Vers, der uns von Gabirol aufbewahrt geblieben, offenbart uns diese Spannung. Er lautet:

Mir ist so kalt, mich hat ein solcher Frost durchschnitten,
Als hörte ich ein Lied von Samuel, dem Leviten.

Dieser scharfe Hohn klingt in andern Liedern nicht minder durch. Lebemenschen treten an ihn heran, er solle doch klug sein, leben wie die andern, gegen den Trübsinn die Freuden der Welt anwenden, im Genuß des Weines den Schmerz ersäufen; dagegen tritt er mit dem ganzen tiefen edleren Schmerze auf, der solcher frivolen Heilmittel spottet:

„Klagst unter Tränen deine Pein,
Schwemmst fast hinweg den harten Stein;
Warum besingst Du nicht die Reben,
Warum nicht jubelst Du dem Wein?
Der jagt die Trauer keck und tüchtig,
Daß sie davoneilt, feige, flüchtig."

Doch ich: „Er mag dem Armen lügen,
In reicher Schätze Traum ihn wiegen,
Er läßt gleichwie auf Windesflügeln
Der Sorgen schwere Last verfliegen,
Verhärtet selbst des Vaters Herz,
Daß ihn nicht rührt des Kindes Schmerz.

Doch ist kein Meer der Kelch, kein See,
Deckt nicht mein breites, tiefes Weh.
Das wächst so wild; wenn Du's geschnitten,
Der Nachwuchs drängt zu gleicher Höh'.
Ach, Leib und Herz sind mir zerrissen,
Das Aug' bedeckt von Finsternissen.

Das Morgenrot, so lieb, so hold,
Entfaltet seiner Fahnen Gold,

Es steht der Morgensterne Schar
Gleichwie Paniere aufgerollt;
Es glänzt der Tau: — Mir steigt die Trauer,
Mir ist so kalt vom Morgenschauer.

Nur eines gibt es, wodurch er seinen Schmerz überwältigen kann, das eine, was seinen Schmerz erzeugt, das Forschen, das Ringen nach dem Ziele seiner Sehnsucht.

Mit Kraft umgürtet, laß ich nimmer ab,
Bis ich zu End' geführt, was ich geschworen.
Schmelzt auch die Zeit mich gleichwie Gold im Tiegel,
Ich bleib' der Weisheit treu, die ich erkoren.
Und sattelt mir die Zeit nicht ihren Renner,
Ich wagte doch den Ritt, seit ich geboren.
Und geb's nicht auf und werd' es noch vollführen;
Mein Herz ist stark, hat nicht den Mut verloren,
Hab' oft schon hart mit dem Geschick gerungen,
Ich hab' nicht es, es hat nicht mich bezwungen.

Die gleiche Entschiedenheit durchhaucht ein anderes Lied:

Stürmst, meine Seele, und es schwanken
Umher unruhig die Gedanken,
Gleichwie wenn sich die Flamm' erhebet,
Rauchwolken hoch empor sich ranken.
Bist wohl ein Rad, die Erd' umkreisend,
Ein Meer, in dem die Sorgen zanken?
Ein Meeresschlund, in dessen Strudel
Der Erde Schwellen tief versanken?
Du achtest nicht der Welt, sie weiß es
Mit Mühsal reichlich dir zu danken.
Verlaß der Weisheit Pfad, sie reicht Dir
Die Prachtgewänder dar, die blanken.

Das ist das Leid, das mich erfüllt,
Wer bändigt mir den Schmerz so wild?
Ich dürst' nach einem Mann des Geistes, —
Umsonst! Mein Durst bleibt ungestillt.
Ja, bietet mir die Welt nur Täuschung,
Dann spei' ich an ihr trüg'risch Bild,
Ich mag sie nicht, wenn für mein Licht ihr
Das Aug' umdüstert ist, verhüllt,
Und doch, wie wollte ich sie lieben,
Zeigt' sie sich freundlich mir und mild!

's ist nun des Frevels g'nug geschehen;
Kannst, Welt, dein Rad nun einmal drehen,
Hast lang genug die Weisen, Biedern
Zum Sklavendienste ausersehen,
Ist lang genug, daß edle Cedern
Gestrüpp' gleich werden angesehen.
Ach, schafft mir weg die schlechten Wichte,
Die, doch so hohl, sich trotzig blähen!
Wenn nach Gerechtigkeit Du richtest,
Sie dürften nicht die Freuden mähen,
Nicht um die Torheit zu erzeugen,
Der Sonne Töchter sich erspähen.

Was hadert ihr, ihr Dorngewinde,
Daß ich hinabsteig' in die Gründe
Der Weisheit, ihre Schätze grabe
Und ihre Herrlichkeit verkünde?
Weil ihr's nicht schaut, darum verlangt ihr,
Daß ich für ihren Glanz erblinde,
Mein Bündnis, von Gott selbst geschlossen
Mit ihr, gelöset werde, schwinde?
Dich sollt' ich lassen, holde Mutter,
Die so voll Huld sich neigt zum Kinde?
Soll mir den Seelenschmuck entreißen,
Von meinem Haupt die Ruhmesbinde?

Wenn ihres Edens Ströme herziehen,
So mächtig, doch so klar, so linde,
O süße Wollust, Herzenslabung,
Die ich am Ufer weilend, finde!
Drum steig' empor, du ew'ge Seele,
An ihrer Sonne dich entzünde
Und schwör' es laut und fest: ich forsche,
Ich forsche, bis ich Gott ergründe.

So ringt Gabirols Geist kühn titanisch noch in vielen herrlichen Gedichten, in denen sich seine wahre Gesinnung weit tiefer ausspricht, als in den vielen religiösen, die sein Ringen nicht verleugnen, aber sich dennoch mehr an die hergebrachten Anschauungen anschließen. Eine eigentümliche Kraft wohnt jedoch auch in diesen; von ihnen, die noch heute in unseren Gotteshäusern erklingen, mögen einige wenige aus der reichen Fülle zur Probe genügen.

Des Morgens, auch des Abends
Tret' ich vor Dich, mein Hort,
Mein Herz Dir zu erschließen
Und sprech' Gebetswort.
Da steh' ich zagend, bange;
Ich weiß, Dein Auge dringt
In meiner Brust Geheimstes,
Noch eh' das Wort erklingt.
Was ist auch des Gedankens,
Was ist des Wortes Kraft,
So mächtig er emporsteigt,
So mühsam es auch schafft?
Doch Dir gefällt's, wenn dankend
Des Menschen Lied Dich preist:
So schall' es hell und fröhlich,
So lang' in mir Dein Geist.

Ein anderes:

Drei Dinge sind vor meinem Auge fest gegründet,
Von denen jedes Deinen Namen mir verkündet:
Dich schau' ich, wenn den hohen Himmel ich erblicke,
Der um die Erde sich — Dein treuer Zeuge windet.
Die Erde selber, meine Wohnstatt, weckt den Geist,
Daß er in ihrem Bau den großen Meister findet.
Und meine Seele preiset jubelnd meinen Gott,
Wenn sie, sich selbst beschauend, Dich in sich ergründet.

Noch tiefer in das jüdische Leben eingehend, sich enger an die herkömmliche Weise anschließend, ertönt seine Muse in nicht minder lieblichen und starken Akkorden:

Weltenrichter laß gefallen
Unsrer Morgenandacht Lallen
Dir, wie einst in Deinen Hallen,
Als der Priester noch versöhnte,
Seine Fürbitt' noch ertönte
Bei des Opferduftes Wallen.

Dein Gewand ist Gnad', Erbarmen:
Uns, den an Verdienst so Armen,
Wahre gütig das Vermächtnis,
Frommer Ahnen treu Gedächtnis,
Laß' es laut vor Dir erschallen,
Wie bei Opferduftes Wallen.

Neigst zur Huld, daß sie obsieget,
Wenn die Schale schwankend wieget.
Auf die Stirn der Liebe Mal
Präg' mit Deinem Gnadenstrahl
Deines Volkes Söhnen allen
Wie bei Opferduftes Wallen.

Denke Zion's die gepriesen!
Laß den Lichtstrahl sich ergießen
Über alle Menschengeister
Durch der Gotteslehre Meister,
Wie einst aus des Tempels Hallen
Bei des Opferduftes Wallen.

Nur in Gott ruht eure Stärke.
Wenn ihr übet Seine Werke,
Wendet er des Zornes Dräuen
Mild in liebendes Verzeihen.
Läßt der Sühne Wort erschallen
Wie bei Opferduftes Wallen.

Kein Wunder, wenn auch schneidend und düster das Wort gegen die Dränger in der Dichtung erschallt, gegen Christen (Edom) wie Mosleme (Ismael):

Der Feind ist Sieger, ich bin matt geworden,
Zur Beute wilden ungezähmten Horden,
Wag's nicht zu künden meinen Schmerz in Worten,
Ein zitternd Lamm, ein Bettler an den Pforten.
Erbarmst Du, Gott, Dich nimmer Deiner Schar,
Wird nimmer mir das Ende offenbar?

Mich drückte Babel bis zu seinem Falle,
Dann Perser, Griechen, Edoms Völker alle,
Daß flüchtig ich von Land zu Lande walle;
Auch Ismael zertritt mit seiner Kralle
Mich nun vier hundert ein und sechzig Jahr.*)
Wird nimmer mir das Ende offenbar?

Die erst' Erlösung Abram ward enthüllt,
Die zweite nach Jeremia's Wort erfüllt,
Die dritte ward in rätselhaftem Bild
Dem Daniel kund, die Lösung tief verhüllt,
Nicht bietet sie des Forschers Geist sich dar:
Wird nimmer mir das Ende offenbar?

*) 461 d. Hedschra = 1169.

Laſſen Sie uns nach dieſen ernſten Dichtungen noch ein heiteres Lied vernehmen. Er war zu einem Gelage geladen bei einem Manne Namens Moſes, da war der Wein jedoch knapp und bald zu Ende, die Gäſte mußten ſich mit Waſſer begnügen. Mit ſcherzender Trauer, mit komiſcher Entrüſtung beklagt Gabirol das Mißgeſchick und verſpottet den Geizigen, der den Wein (hebr. Jajin, 70 an Zahlenwert) durch das Waſſer (Majim 90) verdrängen läßt:

Es endet der Wein,
O qualvolle Pein,
Das Auge tränet
Von Waſſer.

Der Siebziger, der iſt voll Jünglingsfeuer,
Weg treibt ihn das Neunziger-Ungeheuer.
Nun laſſet das Singen
Das Glas will nicht klingen
Voll Waſſer, von Waſſer, voll Waſſer.

Wie ſoll ich die Hand nach dem Brode ausſtrecken,
Wie kann denn dem Gaumen die Speiſe noch ſchmecken?
Ich werde ganz wild,
Weil die Gläſer gefüllt
Mit Waſſer, mit Waſſer, mit Waſſer.

Durch Moſes ward ruhig das Meer und ſein Toſen,
Der Nil ward zum Sumpf; doch bei unſerem Moſen,
Ach Himmel, da träuft's,
Ach Himmel, da läuft's,
Von Waſſer, von Waſſer, von Waſſer.

Ich werde am Ende dem Froſche noch gleich
Und quake mit ihm in dem Waſſerreich,
Der wird es nicht müd'
Zu ſchreien das Lied:
Quak Waſſer, quak Waſſer, quak Waſſer.

So werde Einſiedler, Dein Leben lang,
Dich labe kein Trunk, Dich erfreu' nicht Geſang,
Und der Kinder Chor,
Sie ſchrei'n Dir ins Ohr:
Gib Waſſer, gib Waſſer, gib Waſſer.

Wie Gabirol als Dichter seine Sehnsucht nach der Erfassung des Urgrundes offenbart, so versucht er als Philosoph mit der vollen Glut seiner Seele und der Energie seines Willens einen solchen Geistesflug. Die Schrift, in welcher er die Resultate seines Denkens niederlegte, ist in arabischer Sprache geschrieben, in der Ursprache nicht mehr vorhanden, aber wohl in Übersetzungen. Sie hieß „Der Quell des Lebens". Seine Lehrmeister sind offenbar die Neuplatoniker, mit ihnen teilt er die Methode, zu dem Unendlichen und Unergründlichen nicht durch allmähliges Aufsteigen aus der zersplitterten Wirklichkeit sich zu erheben, sondern mit intuitiver Anschauung sich hineinzuversenken in die All-Sonne, um zu erkennen, wie alles von ihren Strahlen beleuchtet wird, das Absolute im genialen Fluge zu umfassen und zu begreifen, wie es mit schöpferischer Notwendigkeit in immer niederere Kreise eindringt. Seine Lehre ist eine Emanationslehre, die göttliche Allmacht ergießt sich in ihrer Fülle und Unerschöpflichkeit, und so entstehen allmählig schwächer werdende geistige Neubildungen, die in immer beengendere Formen sich zusammenschließen, bis es an unsere nüchterne Welt kommt, in der wir atmen müssen, aus der wir uns aber emporheben können zu dem Urgrunde, zu dem Allgeiste, zu dem befruchtenden Strome alles Daseins. Doch die göttliche Schöpferkraft ist keine blinde; sie ist der mächtige Wille, der sich wie selbständig ablöst von der Gottheit, um sich auszuprägen, und der seine Schöpfungen durch die Zeiten erhält.

Wir können dieses System hier nicht weiter verfolgen, aber anerkannt ist, daß Gabirol in der Kühnheit seines Gedankens an Spinoza erinnert, mit dem er in neuerer Zeit vielfach verglichen wurde, wenn er ihn auch freilich nicht an plastischer Ruhe und Konsequenz erreicht, ihn jedoch wiederum an Glut und dichterischer Begabung überragend. Seine Theorie des Willens mahnt an Schopenhauer, der tief unter ihm steht an sittlicher Begeisterung und Ausdauer des Forschens. Ähnlich beiden aber ging er einsam durch die Welt, wohl während seines Lebens und in der Nachwelt als großer Mann erkannt

und dennoch nicht in seiner hohen Bedeutung vollkommen gewürdigt. Winden wir, die Spätgeborenen, nach acht Jahrhunderten den Ehrenkranz um die Schläfe Gabirols. Wie aus unnahbarer Höhe herabgestiegen, hat er unerkannt seinen Weg auf der Lebensbahn zurückgelegt. Bald hat sich Schutt und Gerölle um seine Schriften gehäuft. Seine philosophische Schrift, ins Lateinische übersetzt, wurde von den Scholastikern des Mittelalters viel benutzt unter einem Namen, der Gabirol nicht erkennen läßt, unter dem Namen Avizebron, Avenzebrol, der jedoch nichts anderes ist als Aben Gebrol; eine später verfaßte hebräische Übersetzung in Abkürzung blieb ganz unbekannt. Von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an schweigt die Geschichte fast ganz von den mühsamen Arbeiten seines Denkens. Von seinen edelsten Dichtungen ist vieles verloren gegangen, vieles lange bedeckt gewesen, nur einiges von seinen religiösen Dichtungen hat den Namen Gabirol bis auf die neueste Zeit erhalten, erst in ihr ist er gewissermaßen wieder neu entdeckt und in seiner Höhe erkannt worden. Wir stehen ihm fern; ein langer zeitlicher Zwischenraum, die unterdessen breit angeschwollene Entwickelung trennt uns von ihm, in fremdem Gewande, in fernliegender Anschauung tritt er vor uns auf. Aber die hohe, tiefgefurchte Stirn des Denkers flößt uns Ehrfurcht ein, das glutvolle Auge des geistvollen Dichters leuchtet uns entgegen, und so sprechen wir gerne Charisi nach:

Ein König steht er da, erhaben, groß!

9.

Der Orient. Spanien von 1070 bis 1140.

Die erſte Hälfte des elften Jahrhunderts in Spanien gemahnt den Betrachter an die heranreifende Jünglingszeit. Dem befähigten und ſtrebſamen Jünglinge eröffnet ſich eine neue geiſtige Welt; ſein trunkenes Auge ruht auf ihr, er verſenkt ſich mit aller Luſt in dieſelbe, ſucht ſein Wiſſen nach allen Seiten hin zu bereichern und zu vertiefen; in dieſer Beſchäftigung iſt er ſo glücklich, ſo ganz davon erfüllt, daß er die ihn umgebende Welt außer Augen läßt, er kümmert ſich nicht um die Widerſprüche, welche ſich in der Wirklichkeit gegen ſeine Ideale geltend machen, und dieſen nachjagend, läßt er jene gewähren und genießt dennoch fröhlich, was ſie ihm bietet. Der Mann, der mit ſich abgeſchloſſen hat, nicht mehr in ſich hineinlebt, nimmt weit eher Anſtoß an der Wirklichkeit, der Kampf zwiſchen dem, was er erſtrebt, was er in ſich ausgebildet hat, und dem, was geltend iſt, was er ausführen und vollenden kann, tritt näher, bedrückender an ihn heran. Die damalige Zeit war eine Jünglingszeit, man vertiefte ſich in die großen geiſtigen Schätze, die man weiter ausarbeitete. Reicher wuchs die Bildung heran, ſie füllte nach ihren verſchiedenen Richtungen vollkommen die Geiſter aus; ein jeder pflegte ſein eigenes Gebiet, ſuchte ſich in ihm je nach Beſchäftigung und Lage heimiſch zu machen und ſeine Bildung durch die anderweitig ſich vollziehenden Fortſchritte zu ergänzen. Was im Leben feſtſtand, ließ man gelten, ohne ſich daran zu ſtoßen. Die Widerſprüche zwiſchen den Reſultaten des Gedankens und den geltenden Vorſchriften blieben noch verdeckt, traten noch nicht mit aller Schärfe hervor, ſo daß ſie auf einander geprallt wären. Man war noch zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß man in die äußere Wirklichkeit mit dem umgeſtaltenden

Drange und kämpfend hätte eintreten wollen. Spanien's Entwickelung war eine glücklich naturgemäße; es hatte dann keine feststehende, veraltete Gelehrsamkeit hinter sich, der die neue Bildung fremdartig entgegentrat. Die jüdische Bevölkerung war aus schlichten Verhältnissen in die neue Bildung übergegangen und dieselbe breitete sich nach allen Seiten hin gleichmäßig aus, philosophisch, sprachwissenschaftlich, auch talmudisch, eines mit dem andern friedlich verkehrend.

Anders war es in dem Reiche des arabischen Ostens. Dort war eine alte talmudische Gelehrsamkeit schon aus der babylonischen Zeit her fest geworden, dort war der Sitz des Gaonats, jener talmudischen Exzellenzen, die als höchste religiöse Autoritäten galten und in ihrer talmudischen Gelehrsamkeit ihre Bedeutung suchten und fanden. Als die neue Bildung mit dem Islam entstand, wurde bald auch der Widerspruch empfunden, die Versuche zur Ausgleichung und Versöhnung reichten nicht aus, zumal da im Osten die Bildung bald getrübt wurde und in Verfall kam. So begegnen wir zur damaligen Zeit einem Manne, der das sinkende Gaonat, das bald nach ihm zusammenbricht, zuletzt noch kraftvoll stützte und ihm einen reichen Glanz verlieh, als eine schöne Abendröte am Himmel desselben leuchtete. Der Gaon zu Pumbeditha Hai ben Scherira — auch sein Vater war Gaon und erlangte als solcher hohen Ruf — galt mit Recht als talmudische Autorität; er hatte ein vielseitiges, reiches Wissen, war aber der Wissenschaft als solcher und namentlich der Philosophie nicht günstig gestimmt. In einem Schreiben von ihm an seinen hochgestellten und einflußreichen Zeitgenossen in Spanien, den wir bereits kennen gelernt, Samuel ha-Levi, den Fürsten, der ihm wahrscheinlich seine Erhebung zum Vezir und Schulhaupte mitgeteilt hatte und sich von der älteren Autorität Rat erbat, warnt er denselben nachdrücklich davor, der verlockenden Wissenschaft sich hinzugeben, er ermahnt ihn, den Schlingen der Logik, die alles in das Netz der Vernunft und der Denkregeln einfangen wolle, zu entrinnen. Man habe, sagt er, in Bagdad eine Zeit lang der Wissenschaft Eingang verstattet, ihr Einfluß

auf das religiöse Leben gegönnt; auch dort sei die Behauptung aufgestellt worden, wahre Religionserkenntnis sei nur zu erlangen durch tiefes Nachdenken, durch philosophisches Studium. Allein es habe sich gezeigt, daß sie nur abführe von der Ausführung der Gebote und Vorschriften, daß sie dem Unglauben überliefere. Der Gaon Samuel (ben Chofni in Sora) — Hai's eigner Schwiegervater — habe der Wissenschaft gehuldigt, sei aber, nachdem er erkannt, auf welche Irrwege sie führe, davon zurückgekommen.

Wir erfahren in der Tat von Samuel manchen kühnen Ausspruch. Wenn z. B. Saadias — mit ihm übereinstimmend Hai — in Beziehung auf die Zauberin von Endor gesagt hatte, diese habe zwar nicht den Samuel durch eigne Zaubermacht heraufbeschwören können, doch habe Gott Veranstaltung getroffen, durch welche Samuel gleichzeitig mit der Beschwörung erschienen sei, so verwirft Chofni auch diese Auffassung als eine unwürdige, „es sei nichts als wahr anzunehmen, was der Vernunft widerspricht." Vielmehr sei diese Erzählung als ein leeres Vorgeben der Zauberin zu betrachten, die betrügerisch ausgesagt habe, sie sehe den Samuel, ohne daß irgend etwas daran gewesen. Zu solcher Kühnheit erhebt sich Hai nicht.

Die talmudischen Schriften enthalten vielerlei Legenden. Es sind eben Produkte der Volkspoesie; auf der Kinderstufe des Volkes erzeugt, tragen sie auch deren Gepräge an sich. Man weiß nicht recht, sind sie ein heiteres Spiel der dichtenden Phantasie oder treten sie mit dem Anspruche an einen vollen Glauben auf; dieses Zwielicht der Betrachtung entspricht der Kinderstufe der Bildung. Ist aber dann die Zeit vorangeschritten, so macht man Ernst damit, will mit Entschiedenheit ein Urteil fällen. Talmudische Gelehrte, die der Wissenschaft huldigten, lassen solche Legenden dahingestellt, behandeln sie als Traumgesichte, die dem einen oder andern Lehrer erschienen sind, oder sie legen ihnen symbolische Deutungen unter. Hai mochte sich zu einer solchen Auskunft nicht verstehn, er hält an der natürlichen Auffassung fest, und wenn er auch nicht den entschiedensten Nachdruck darauf legen und in ihnen nicht

den Mittelpunkt des Glaubens finden will, so fragt er dennoch, warum nicht auch später Wunder haben vorkommen können, was denn anzunehmen hindere, daß auch die Heroen der späteren Zeit durch göttliche Erscheinungen verherrlicht worden seien, auch ihnen Außerordentliches widerfahren sei? So im Osten.

In Nordafrika begegnen wir noch manchen trefflichen Gelehrten, die mehr vermittelnd gesinnt waren, aber gleichfalls auf streng talmudischem Standpunkte standen und einen bedeutenden Ruf erlangten. In Spanien genoß Hai großes Ansehen; man ehrte ihn, und als er dahinschied (1038), ward er tief betrauert, nach seinen großen Verdiensten in Liedern gefeiert; dennoch drang seine Richtung nicht ein. Der Fürst Samuel, an den das früher erwähnte Schreiben gerichtet war, mag als praktischer Staatsmann sich von den hochfliegenden metaphysischen Spekulationen fern gehalten haben, aber er war ein zu fein gebildeter Mann, zu sehr schöngeistig angeregt, als daß er die Früchte der Bildung, wie sie in Spanien gezeitigt waren, hätte verletzen wollen. Im Gegenteile nahm die allseitige Pflege der Gelehrsamkeit immer zu, die wissenschaftlichen Arbeiten dehnen sich aus. Auch große Talmudisten treten in dem folgenden Geschlechte auf, es werden uns fünf Männer genannt, die alle fünf den Namen Isaak trugen, vier von ihnen geborene Spanier, sie alle neben dem, daß sie ausgezeichnete Lehrer des Talmuds waren, geübt in den verschiedenen Wissenschaften. Der eine Astronom, der andere Dichter, der dritte Philosoph, der vierte ein Sprachkundiger, und so ging die Wissenschaft und die religiöse Disciplin mit einander Hand in Hand. Der fünfte Isaak, ein hochberühmter Talmudist, **Isaak Alfasi**, war kein geborner Spanier, kam aus Nordafrika, war Haupt der bedeutendsten Schule in Lucena. Ihn kennen wir nur als bedeutend in seinem Gebiete, in der talmudischen Literatur; aber mit welcher Klarheit behandelt er sie, welch' ein milder gebildeter Hauch durchweht das trockne Werk, das die Resultate des Talmuds zusammenstellt! Nirgends zeigt sich schroffe Härte, kein hartes Wort gegen die Wissenschaft, im Gegenteile wird manche Spitze gebogen, manche Schärfe geglättet.

In allen Gebieten des Wissens treten Männer auf fördernd und die Resultate vertiefend. Sie werden von den Männern eines folgenden Geschlechts wieder verdrängt, so daß wir wohl ihre Namen, doch wenige ihrer Werke kennen, und so mag es genügen, wenn ich einen einzigen nenne, Moses ben Samuel Gikatilia, der der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts angehört und als Grammatiker, als feinfühlender Sprachkundiger, als Bibelerklärer sehr hoch steht. Aus den vereinzelten Bruchstücken, die uns von ihm geblieben, erkennen wir doch den selbstständigen Denker, den kritischen Kopf, der als Schrifterklärer mit kühnem Freimut verfährt, mit klarem Blicke die Probleme ergreift und ihrer Lösung entgegenführt.

Selbst bei einer ununterbrochenen ruhigen Entwickelung mußten sich allmählig dennoch die Gegensätze schärfen, die bisher ungetrübte innere Freude konnte nicht anhalten. Allein schon bereiteten sich in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Ereignisse vor, die einen Umschwung bewirken mußten. Die Macht des Islam begann in Spanien zu sinken, sie zerstückelte sich in mehrere kleine Dynastien, die an Ansehn und Bedeutung verloren. Aus Nordafrika drangen mehr und mehr berberische Stämme ein, wilde, trotzige, urkräftige Horden, die bald die Übermacht erlangten über die in Spanien verweichlichten Araber. Noch sittigten und bildeten sich die Eindringlinge, nachdem sie Eroberungen gemacht, aber immerhin wurde der Bestand der Staaten und der Bildung durch solche Eindringlinge gestört. Die Zeit war längst vorüber, wo der mächtige Arm Abdorrahmans III. fast das ganze Spanien unter seinem Khalifate vereinigte und jeden Widerstand der Urbevölkerung niederhielt. Zersplitterten Reichen gegenüber, die sich oft durch gegenseitige Fehden noch mehr schwächten, erhob sich nunmehr die alte romanische, d. h. christliche Bevölkerung. Besonders war es Castilien, in welchem das romanische oder christliche Element ein Bollwerk errichtete; dort begründete die mittelalterliche Kirche in Spanien zuerst fest ihre Macht und von da aus drangen die Streifzüge immer tiefer in Spanien erobernd vor.

Die Einflüsse auf die Bildung im Allgemeinen und namentlich auf die jüdische Bildung waren ganz anderer Art als die vom Islam ausgehenden. Der Islam ist dürftig, arm an religiösen Grundsätzen, stützt sich ganz auf den Glauben an die Einheit und Allmacht Gottes, berücksichtigt alle anderen Seiten Gottes und des Menschen wenig, bietet daher wenige spekulative Anhaltspunkte, aber er stellt deshalb auch weniger Hindernisse und Hemmungen der freien Entwicklung der Vernunft und der Wissenschaft entgegen. Die Bildung innerhalb des Islam ging und geht unter an der Rohheit der Stämme, die über ihn hereinbrachen, nicht an dem inneren Widerspruch, den der Islam selbst gegen die Bildung erhebt. Anders war es mit der mittelalterlichen Kirche. Ihrer Entstehung gemäß stellte sie sich die Aufgabe, das Judentum und das Heidentum in sich zu vereinigen. Das Judentum bot die reine Geistigkeit Gottes dar, seine Einheit, seine Unendlichkeit und Vollkommenheit, das Schrankenlose in Gott, das daher auch durch keine sinnliche Darstellung erreicht werden kann, dem kein Bild zu entsprechen vermag, für welchen selbst das Wort unzureichend bleibt, das alles Umfassende, von nichts Umfaßte, ungreifbar, untastbar, zu dem der Gedanke sich nicht vollkommen erheben kann, um wie viel weniger die Sinne. Das Heidentum prägte im Gegenteile seine Ideale sinnlich aus. Seine Gottheiten waren nicht vollkommene Wesen, sie waren nur vollkommener als die Menschen, sie waren greifbare Ideale, konnten dargestellt, konnten in individuellen Erscheinungen nachgebildet werden, die Kunst konnte zu ihnen hinandringen, sie entsprechend dem Blicke vergegenwärtigen. Die mittelalterliche Kirche hatte nun das Bestreben, diese beiden Gegensätze in sich zu vereinigen: das Schrankenlose, Unendliche und Geistige auf der einen und dennoch auf der andern Seite wieder das Individuelle, Sinnliche, Faßbare, in menschlicher Gestalt Erscheinende und auch dem menschlichen Sinne Darstellbare. In dem Ausdrucke „Gottmensch" sind diese Gegensätze in ein Wort zusammengedrängt, was die Sprache durch Nebeneinanderstellung erreicht, ohne daß damit ein klarer Gedanke bezeichnet werden könnte. Allein die Kirche rang

danach, diese beiden Gegensätze zu versöhnen oder vielmehr in einander zu schieben, als wirklich vorhandene Einheit zu behaupten. Sie kämpfte gegen eine jede Richtung, die eine dieser Seiten in den Hintergrund stellte, welche in dieser Vereinigung entweder das Göttliche in seiner idealen Unbegrenztheit oder das Menschliche nicht genug hervortreten ließ; ein jedes galt als Ketzerei. Die zwei Naturen gleichberechtigt, die menschliche und göttliche in ihrer Vereinigung, in der vollen gegenseitigen Durchdringung wurde als einzig wahrer Glaube festgestellt.

Dieses Verlangen, das Leibliche und Geistige, das Sinnliche und das alles Sinnliche Überragende in einander zu schieben, klingt als oberster Grundsatz überall in der Kirche wieder. Daraus ergibt sich das andere Verlangen, daß in gewissen sinnlichen Erscheinungen die Fülle des Geistes als vollkommen innewohnend anerkannt werde. In der Hostie sollte die Gottheit selbst sein, von den Reliquien, den Überresten der Leiber, geistige Gnadenfülle ausgehen. Die einzelnen kirchlichen Handlungen galten nicht als bloße Mittel, die zur Weihe, zur religiösen Erhebung dienen; sie wurden Heiligtümer, Sakramente, in sich eine Fülle von Göttlichkeit und Gnade einschließend, die auf den, der sie ausübte, ausströmt. Eine solche religiöse Richtung schreibt der Philosophie bestimmte Resultate vor, sie verhält sich nicht passiv zu dem Ergebnis der Spekulation, sie diktirt ihr, wohin der strebende Geist gelangen, welches sein Endziel sein muß, sie befiehlt ihr — wie dies denn auch während der langen Zeit der Herrschaft der Kirche über die Geister geschah — die größte Anstrengung darauf zu verwenden, daß sie diese Gegensätze durchdringe, vereinige. Wahrhaft erstaunliche Geistesmittel sind dafür erschöpft und aufgezehrt worden, ohne daß das Mittelalter es weiter als zu inhaltslosen Formeln und zu knöcherner Scholastik gebracht hätte; in einer späteren Zeit kämpfte die Kirche selbst gegen die scharfen Konsequenzen dieser Grundrichtung, beseitigte im Protestantismus die am Auffälligsten hervortretenden Härten, ohne jedoch die Wurzel, aus der auch diese naturgemäß hervorgewachsen, aufzugeben, und so blieben die Gegensätze nach wie vor unvermittelt in ihrem Bestande.

Ob eine Lösung noch erreicht werde, mag der Zukunft überlassen bleiben; die mittelalterliche Kirche stellte diese Gegensätze nebeneinander, ohne daß sie als Gegensätze betrachtet werden durften, sie sollten vielmehr als vollkommen geeinigt und sich durchdringend anerkannt werden.

Wo nun die Kirche herrschte, war diese Richtung die geistige Luft, die von allen auch von den Nichtbekennern des Christentums, eingeatmet wurde. Auch auf die Entwicklung des Judentums innerhalb der christlichen Lande ist deren Einfluß nicht zu verkennen. In vollem Maße tritt er erst später hervor, als die unbestrittene Herrschaft der Kirche sich geltend machte: die spätere jüdische Mystik ist ein Produkt dieser Einwirkung, die Kabbalah mit ihrem Streben nachzuweisen, wie die Gottheit sich selbst einschränkt, um das Irdische aus sich hervorgehn zu lassen, wie die irdischen Wesen ihrerseits durch die Ausübung der einzelnen Ceremonien in die geistige Weltordnung eingreifen und so eine gegenseitige Durchdringung entsteht. Aber auch damals schon konnte es und namentlich in Castilien nicht fehlen, daß diese kirchliche Grundrichtung ihre teilweise Einwirkung auf die Auffassung des Judentums, namentlich bei solchen Männern hatte, die von einem innigeren Gemütsbedürfnisse erfüllt, dichterisch gestimmt waren. Sie nahmen, wenn auch voll im Judentume wurzelnd, eine gewisse Färbung in ihrer Denkweise von der Kirche an. Denn gerade für dichterische Gemüter hat eine solche Richtung eine große Anziehungskraft. Wie sie nämlich der Spekulation, philosophischer, klarer Gedankenfreiheit Zwang antut, so liebt es das Gemüt und die Phantasie, auf das Einzelne den ganzen Reichtum auszugießen, das Individuelle und Greifbare zugleich als Höheres zu verehren, es mit aller Inbrunst an sich zu schließen und über dasselbe den ganzen Glanz des Göttlichen auszubreiten.

Einem Denker mit dichterischer Genialität, der eine Zier des Judentums für alle Zeiten bleibt, aber doch mit der bezeichneten erborgten Färbung der Ansichten auftritt, begegnen wir in Juda ha-Levi, arabisch Abul Hassan, geboren um

1080 in Kastilien, gestorben um 1140 in Palästina. Juda ist eine höchst liebenswürdige Natur und ein bedeutender Mensch; nicht befriedigt von jener Spekulation, die sich mit philosophischen Allgemeinheiten nährt, verlangt er mehr persönlich Faßbares, an das er das warme Herz anlehnen, das er in die Dichterbrust einschließen kann. Um Gott zu erkennen, genügt ihm nicht der Beweis, der sich aus der vollen Wirklichkeit zu immer verdünnterer Abstraktion erhebt; diese ist ihm nicht lebendig genug, nichts Individuelles, nicht was man lieben, anbeten und verehren kann. Er trägt ihn allerdings in sich, in seinem Gemüte, in seiner Sehnsucht, wie er es häufig in seinen religiösen Gedichten herrlich ausspricht, aber noch lebensvoller wird er von ihm erkannt in der Geschichte, besonders in der Israels. Hier tritt Gott persönlich einwirkend auf, zeigt er sich als die Macht, die überall waltet, zu bestimmten Zwecken hinführt. Überhaupt tritt bei ihm die Einwirkung Gottes auf einzelne Menschen in den Vordergrund, denn nur in dem Individuellen und Persönlichen ist volles Leben. Die Offenbarung Gottes, sagt er, richtete sich zuerst an den ersten Menschen, auf ihn strömte die volle unmittelbare Einwirkung Gottes über, in ihn senkte sich die Fülle des göttlichen Geistes ein. Von ihm geht die ihm eingehauchte göttliche Anlage durch leibliche Zeugung auf seine Nachkommen über. Manchen wird diese göttliche Anlage bald durch eigene Schuld, bald durch Verkettung ungünstiger Umstände umhüllt, getrübt und verdichtet sich in der Fortzeugung immer mehr zu düsterer Stofflichkeit; bei andern aber tritt sie durch günstige Umstände, auch durch selbsterhebende Veredelung wieder mit schrankenloser Erweiterung auf, wird zur wahren Fülle göttlicher Erleuchtung. So ist der Gottesgeist in die Erzväter, von ihnen in Israel, zumal in die Propheten eingegangen, so erbt er sich weiter fort in Israel, selbst in seinen zerstreuten Gliedern. Es ist ein Erbe, an Leibliches und Geistiges geknüpft und unverwüstlich.

Wie die Personen, so durchstrahlt der Gottesgeist auch die Vorschriften, welche, wenn sie auch ihrem tieferen Sinne nach nicht begriffen werden, doch veredelnde Kraft in sich

tragen, das Band mit der Gottheit enger knüpfen. Während die alten Lehrer von vielen Vorschriften aussagen, sie seien als von Gott ausgegangen ohne weiteres zu beobachten als Gebote, zu üben in reinem Gehorsam, ohne daß auf ihre tiefere Begründung einzugehen sei: so genügte dies dem tiefern Gemüte Juda's nicht, aber eben so wenig wollte er gewaltsam Gründe aufsuchen, die ihnen dann mehr die Weihe entziehen als sie verklären. Nein, — und hier ist es besonders, wo der kirchliche Einfluß sichtbar wird — nein, sagt er, diese Vorschriften sind getränkt von dem göttlichen Geiste, sie wirken an und für sich veredelnd und vergeistigend, die in sie von Gott gelegte Weihe strömt auf diejenigen aus, welche sie üben. Er kommt wohl hie und da mit einzelnen Vorschriften ins Gedränge; es wird seinem bei allem schwärmerischen Anfluge doch schlichten unverkünstelten Sinne schwer, ihnen weihende Kraft beizulegen. Er verkennt es nicht, daß manche talmudische Satzung gar zu sehr einem listigen Ausweichen, einer künstlichen Umgehung ähnlich sieht; man merkt, wie er von dieser Betrachtung gequält wird, indem er mehrere Male darauf zurückkommt, und er schüttelt dann doch das Bedenken ab. Wenn es biblische Vorschrift ist, sagt er z. B., daß am Sabbate eine größere Wegstrecke nicht zurückgelegt, eine Last nicht außerhalb eines engen Gebietes getragen werden darf, wie kann denn durch künstliche Vorrichtung, Erub, der weite Weg als zusammengehörig und verengt, ein weites fremdes Gebiet als das eigne, dem wirklichen Sachverhalt widersprechend, phantastisch umgestaltet und damit das Verbot umgangen werden? Allein der Zwang des Systems trägt den Sieg davon auch über solche Bedenken. Auch solche Maßnahmen tragen eine innere Weihe in sich, die wir zwar nicht erkennen und die dennoch in ihnen verschlossen ist. Willst du vernünfteln, fügt er hinzu, blos nach deiner Einsicht Gründe aufsuchen, dann rüttelst du an allen festen Grundlagen; du mußt dich dem Zauber der ausströmenden Weihe ganz hingeben, deine Vernunft ihr unterordnen.

Was er von den einzelnen Übungen hält, das gilt auch von den Orten. Die alten Lehrer haben allerdings die besondere

Heiligkeit Palästina's nachdrücklich hervorgehoben; dort war der Tempel, dort die Stätte des selbständigen Reiches, nur dort konnten viele Satzungen in ihrer Fülle und Ganzheit ausgeübt werden. Dennoch klingt nur sehr leise durch, daß etwa Palästina, namentlich Jerusalem Heiligkeit ausströme, mit größerer Weihe erfülle auch zu der Zeit, wo der Tempel zerstört, das Reich aufgelöst, Israel dort nicht versammelt ist. Die Babylonier haben sehr entschieden das Gegenteil behauptet: es sei sündhaft von Babylonien nach Palästina auszuwandern. Bei Juda zuerst begegnen wir der Heiligsprechung Palästina's auch in seiner Verwüstung. Dort hat nach ihm die Gnadenfülle Gottes sich für alle Zeiten eingesenkt, dort ist dauernd die Verbindung des Göttlichen mit dem Sinnlichen hergestellt, dort war die Stätte der vollen Offenbarung, diese Orte haben den sich ergießenden Strom der Heiligkeit aufgenommen, er versiegt nie in ihnen, sie tragen das unverwischbare Gepräge der Heiligkeit an sich. Für ihn ergoß sich daher noch immer die Gnadenfülle Gottes auch auf die Trümmer Jerusalems, es mündeten noch immer die Pforten des Himmels in die verschütteten Tore des heiligen Landes, noch immer ging von dort aus ein verklärtes und verklärendes Licht über die Gesammtheit.

Diese Ansichten stellte Juda ha-Levi in einem religionsphilosophischen Werke auf, das er charakteristisch genug so einleitete. Anknüpfend an das Chazarenreich, in welchem die Herscher zum Judentume sich bekannten, läßt er vor uns denjenigen Herrscher auftreten, welcher zuerst das Judentum annahm. Ein frommer, denkender Mann, ebenso ehrerbietig gegen die Gottheit, wie wohlwollend gegen seine Untertanen, lebte er in der Naturreligion. Im Traume erscheint ihm mehrmals ein Engel, der zu ihm spricht: Deine Gesinnung ist Gott wohlgefällig, doch nicht so deine Handlungsweise. Gequält von diesen Ermahnungen sendet er aus nach den Priestern und Lehrern der verschiedenen Religionen. Da sowohl Islam als Christentum auf das Judentum hinweisen als auf die Mutterreligion, wendet er sich an das Judentum, und so entwickelt Juda in dem Dialog zwischen dem Könige und dem

jüdiſchen Lehrer ſeine eignen Anſichten, deren Grundgedanken ſoeben angegeben worden, mit reichbelehrender Fülle von Gedanken und erwärmender Glut der Empfindung. Zum Schluſſe, nachdem der jüdiſche Meiſter ſeine Aufgabe erfüllt zu haben glaubte, ſpricht er ſeinen Entſchluß aus, nach dem heiligen Lande zu wandern. Wie, ſagt der König, was willſt du jetzt dort? Es iſt verwüſtet, kein Tempel ſteht mehr, Gefahren der verſchiedenſten Art umgeben dich; was ſoll dir der Aufenthalt dort? Kannſt du nicht überall einen frommen Wandel führen? Wohl, erwidert der Lehrer; wenn wir verhindert ſind dorthin zu wandern, wenn die Überſiedlung unmöglich iſt, wird Gott auch in jedem andern Lande meine Geſinnungen und Handlungen aufnehmen; wenn aber die Möglichkeit vorhanden iſt, dann zieht das Herz, dann ruft die Pflicht mich hin. Iſt das Land auch nur eine Trümmerſtätte, muß ich auch über Schutthaufen wandeln, kann ich auch nicht in dem Tempel meine Andacht verrichten, ſo ſind auch die Trümmer und Überreſte derart geweiht, daß das Gemüt darin edle Nahrung, höhere Erhebung findet. Der König läßt ihn ziehen.

Dieſer Lehrer iſt Juda ha-Levi ſelbſt, er hat es nicht mit einem Chazarenkönige beſprochen, aber im Innern ſeines Geiſtes es ernſt erwogen, und mehr und mehr drängte es ihn unwiderſtehlich dorthin. Entſchiedener Widerſpruch wird ihm von ſeinen Landesgenoſſen entgegengeſtellt, denn die Richtung der Zeit unter den arabiſchen Juden war keineswegs die Juda's; man begreift ihn nicht, man beſtürmt ihn mit nüchternen Bedenken, faſt ſpöttiſch ruhen die Blicke auf ihm. Allein er kann nicht anders, ſeine dichteriſche Sehnſucht muß in dieſer Wanderung Befriedigung finden.

Denn ein Dichter war Juda ha-Levi, ein Dichter von edelſtem Schwunge, von der innigſten Gemütstiefe, von der glänzendſten Darſtellung. Schon in früher Jugend erſcheint er vollkommen ausgerüſtet, und als er, faſt ein Knabe noch, ein Lied an einen damals bereits angeſehenen Mann und Dichter ſendet, da bezeichnet dieſer ſeine Zuſchrift mit den Worten:

Ein Schreiben, gleich dem Morgenglanz,
Ein Lied — ein Geistesblütenkranz,
So kräft'gen Klangs, so zart und weich,
Voll edlen Sinns und tief zugleich.
Du Jüngling noch, Du lieber Sohn,
Wie ist's, daß Du ein Weiser schon?
Schon in des Wissens Tiefen drangst,
Zu solcher Höh' empor dich rangst?

Seine Dichterkraft bekundet sich in allen seinen Dichtungen, wie sie reich über die verschiedenartigsten Stoffe sich ergießt, besonders aber da, wo seine weiche, elegische Gemütsart hervortreten kann: im religiösen Liede und im Sehnsuchtsliede nach Palästina. Mögen wenige Proben zum Belege genügen!

Gott, ich hab's in mir vernommen,
Gläubig treu will ich Dir dienen,
Will nicht fragen, will nicht grübeln,
Dich zu meistern mich erkühnen.
Bist mein Hort, mein starker Schutzfels,
Bist ein Licht, das All durchdringend;
Also preist Dich jede Seele,
So mein Herz auch, Dir lobsingend.

Und die Himmel, sich verneigend,
Künden Deine Macht und Ehre,
Und von Deiner Größe zeugen
Deine Boten, Engelheere,
Daß Du trägst und nicht ermattest,
Ohne Arm und ohne Hände,
Heil'ge Wesen in der Höhe,
Erdgeschöpfe ohne Ende.

Wer ergründet den Verborgnen?
Doch in Seiner Gnadenfülle
Läßt herab Er sich zum Sohne,
Zeigt sich ihm in heil'ger Hülle,
Und es schau'n ihn die Propheten
Als Gestalt nicht, nicht im Bilde,
Doch als König hocherhaben,
Groß an Weisheit, voll von Milde.

Wer vermag's sein Tun zu schildern?
Doch zu huldigen nicht säume
Ihm, o Mensch, der trägt umfassend
Aller Welten Grund und Räume
Und erfülle Dich mit Ehrfurcht
Ohne Wechsel, ohne Wandlung
Und verehre treu sein Walten,
Wie Er richtet jede Handlung.

In Dich selbst bewundernd blicke,
Was Du bist, wer Dich gegründet,
Gottes Werk betrachte staunend,
Seine Größ' es Dir verkündet.
Doch Ihm selbst zu nah'n vermeide,
Laß vorwitziges Beginnen;
Undurchdringlich bleibt verborgen,
Was verhüllet ist den Sinnen.

Juda war ein viel beschäftigter Arzt und hoch geehrt. Er hatte eine einzige Tochter, die ihm zwei Enkelsöhne gebar, Juda und Asarel; er war geknüpft an sein Haus, an seine Heimatstätte und an die Seinen, dennoch reißt er sich von ihnen los, verläßt die Heimat, er muß Palästina, Zion aufsuchen, das ihm entgegenstrahlt, das er im Liede verherrlicht:

Mich drängt's nach meines Gottes Hause hin;
Wo die Gesalbten thronten, weilt mein Sinn.
Nicht gönnt' ich mir die Lieben satt zu küssen,
Nicht läßt die Sehnsucht mich den Garten missen,
Den ich gepflanzt, mit Liebe hab' gepflegt,
Ach, dessen Früchte sorgsam ich gehegt,
Gedenk' nicht Juda's, Asarels sogar,
Die meines Stammes schönstes Blütenpaar.
Nicht Isaak's, den ich wie 'nen Sohn gehalten,
Zur Reife ließ an meiner Sonn' entfalten,
Vergeß' den Ort, wo zum Gebet ich stand,
Wo ich im Forschen Geistesruhe fand,
Die Sabbatweihe, die das Haus mir schmückte,
Der Feste Feier, die mich tief erquickte.
Ach, willig geb' ich Alles hin, vertraue
Dem Meer mich an, bis daß mein Auge schaue
Den Ort, wo Gottes Herrlichkeit gethront.
Ein trunkner Blick mein tiefes Sehnen lohnt.

Dort sitz' ich dann, von Himmelsluft gekühlt,
Von Jordans Flut wird meine Hütt' umspült.
Da preis' ich, danke, lobe, singe;
O daß ich's bald, ja bald vollbringe!

Er reißt sich los, er reist über Ägypten, und auch hier treten Freunde kopfschüttelnd an ihn heran: Du willst nach Palästina gehn? Ach, dort ist der Boden öde. Bleibe bei uns, auch in Ägypten hat Gott sich offenbart, da war die erste Stätte, wo die wunderbare Gotteserscheinung für Israel sieg- und hilfreich kund ward, — er kann nicht. Man fesselt ihn mit Liebesbanden, er löst auch diese:

Wie? Darf der nackte Leib denn bannen
Das Herz, das eilend zieht von dannen?
Was ist mir anders noch das Leben,
Was ist denn sonst mein Sinnen, Streben,
Als daß noch meine glüh'nde Wange
An Dir, o edler Boden hange?
Ich hab' mit Schmerz mich losgerissen,
Will Spaniens blüh'nde Fluren missen,
Zieh' über's Meer, durchwandre Wüsten,
Wehr' ab die Freunde, die mich grüßten,
Begrüße Strauße und Hyänen,
Mir ist Gesang ihr dumpf Erdröhnen,
Mich fesselt nicht Ägyptens Pracht —
Nach Kanaan zieht mich's mit Macht.

Nun tadeln mich die kühlen Geister,
Der Sinnenlust gar kühne Meister.
Ich duld' es still, will's überwinden;
Was spräch' ich auch, daß sie's verstünden?
Den Großen dieser Erde dienen
Hat ihnen neidenswert geschienen;
Ein Vöglein in der Hand von Knaben
War ich, an dem sie Kurzweil haben.
Umdüstert war mir jeder Morgen,
Dem Labetrunk entschlürft' ich Sorgen,
Gedrängt, ermattet und bedrücket.
Nur Menschen dienend, Gott entrücket;
Da ist mein Herz mir heiß entbrannt —
Ich ziehe hin nach heil'gem Land.

Dort in dem Lande der Begabung,
Da such' Verzeihung ich und Labung,
Dort strahlt mir Sinai entgegen,
Abarims Berg, wo Moses' Segen,
Dort ruht der Leib, wenn er ermüdet,
Dort ist mir Geist und Herz umfriedet.
Dort in dem Lande der Verheißung,
Wo Sehern ward die hohe Weisung,
Dort an den Gräbern meiner Lieben,
Da will ich weinen, mich betrüben;
Wo sie geweilt, nun ruh'n, die Reinen,
Will ich mit ihnen mich vereinen.
Drum rasch dorthin, mein Schiff, enteil',
Wo Gott ergossen einst Sein Heil!

Doch zag' ich nun der Jugend Sünden,
Die Gottes Bücher laut verkünden:
Das Alter auch, das sie vertrieben,
Ist es von Fehlern rein geblieben?
Nicht Anspruch habe ich auf Mild'rung,
Ich weiß, zu groß war die Verwild'rung.
Ach nun, mein Herz was willst beginnen?
Mir will die Seel' in Schmerz zerrinnen.
Doch ist das Herz noch so beladen,
Es flüchtet sich zu Gottes Gnaden
Und ist beruhigt im Verzagen
Und ist gestärkt bei seinen Klagen.
Vergilt mir, straf', ob gut ob schlecht,
Dein Urteilsspruch ist stets gerecht.

So zieht er hin. Wie er dann dort geweilt, ob seine Seele die tiefe Befriedigung und Erquickung gefunden, ob sie ernüchtert worden an den Trümmern: — wir wissen es nicht. Keine Nachricht dringt darüber zu uns, doch weiß die Sage das Ende Juda's würdig zu schmücken; sie hat einen Zug erfunden, der aus der tiefsten Erkenntnis des Charakters geschöpft ist. Als er Jerusalem betreten, so wird erzählt, sei ein Araber einhergestürmt und habe ihn mit den Hufen seines Rosses überritten; Juda hauchte, sein Zionslied auf den

Lippen, den letzten Atemzug aus. Sein Sehnen war erfüllt, seine Lebensaufgabe erschöpft, am Ziele angekommen, läßt die Sage ihn auch das Lebensziel finden. Juda greift mit Dichtergeist der Richtung einer späteren Zeit vor, seine Zeitgenossen huldigten derselben nicht. Die Bildung schreitet in Spanien weiter vor, schärfer treten Probleme und Konflikte auf und drängen ernster zur Lösung hin; vom tiefsten geistigen Ernste erfüllt, versuchen sich Männer an dieser Aufgabe in einer Weise, wie sie die schönen bisherigen Arbeiten der spanischen Zeit noch weit überragt.

10.

Aben Esra und Maimonides.

Eine fest und tief wurzelnde Bildung wird auch dann nicht so bald erschüttert, wenn sie selbst mit großen Schwierigkeiten zu ringen hat, ihr früher nicht gekannte Widerwärtigkeiten begegnen. Wie mit einer inneren geistigen Naturnotwendigkeit arbeitet sie sich auch unter ungünstigen Umständen zu ihrer Höhe empor. Dann erst, wenn sie ihre Aufgabe erfüllt, ihren Höhepunkt erreicht hat, mag sie ermattet zurücksinken, sie unterliegt dann rasch den Stürmen, die über sie kommen. In Spanien warfen bereits die trüben Ereignisse, welche über dieses Land und namentlich über dessen jüdische Bevölkerung einbrechen sollten, ihre düsteren Schatten voraus; bereits war der Himmel mit dichtem Gewölk umzogen und dennoch reiften die Garben des Geistes in reichem Maße. Die Berbereinfälle von Nordafrika her mehrten sich in bedrohlicher Raschheit; diese Stämme, roh und ungebildet, von wildem Fanatismus erfüllt, gründeten einzelne abgerissene Reiche, und die Wissenschaften fanden an ihnen keine Gönner. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts traten die Almohaden auf, jene fanatischen Scharen, die zuerst in Nordafrika ihrem blinden Eifer Genüge taten, um dann auch in Spanien ein Ähnliches auszuführen. Sie waren wie von dem Instinkt des zusammenbrechenden Islam angetrieben, und um die Abschwächung fern zu halten, welche die Bildung ihm beibrachte, ziehen sie mit Feuer und Schwert gegen die Wissenschaft los und verfolgen nebenbei mit roher Gewalt die anderen Religionen. Christen und Juden sollten bloß geduldet werden, wenn sie aufhörten Christen und Juden zu sein, wenn sie sich zum Islam bekehrten. Nur heimlich konnten beide Bekenntnisse sich erhalten; die ernsteren Geister, die Männer von höherer Bildung suchten allmählig aus dem Lande herauszukommen

um anderswo ihrem Bekenntnisse öffentlich leben zu können. Der Islam geht allerdings nicht mit Beharrlichkeit bei derartigen Verfolgungen zu Werke; nicht inquisitorisch dringt er in die Häuser und in die Herzen, die Folgen schleichen sich daher auch nicht in das innere Mark des Geistes zernagend und ausmergelnd ein, aber immerhin war diese Verfolgung wie ein Mehltau, der auf die Saaten herniederfällt.

Noch waren diese Umstände am Ende des elften Jahrhunderts nicht in ihrer vollen Härte eingetreten und die geistige Bewegung ließ sich in der Regelmäßigkeit der fortschreitenden Entwickelung nicht stören. Auch der Einfluß des romanisch-christlichen Elementes, welches bei den Zersplitterungen im spanischen Islam immer mehr erstarkte und sich ausbreitete, machte sich im allgemeinen noch weniger bemerklich, wenn auch einzelne weiche Gemüter, wie Juda ha-Levi, die Eindrücke nicht ganz abwehrten. Castilien war christlich und dennoch war die jüdische Bildung in ihm durch und durch arabisch. Die jüdischen Bewohner dieses Teils des Landes waren immer in engster Verbindung mit den spanisch-arabischen Juden, und dorthin, wo sie höhere Geistesentwickelung fanden, zog sie ihr Geistes- und Gemütsleben. Eine Anzahl der reichst entwickelten Männer tritt uns um diese Zeit entgegen, Männer, die in der verschiedensten Art sich auszeichnen, ohne jedoch ein neues Element der Bildung hinzuzufügen oder ein altes zu größerer Schärfe und Klarheit durchzuarbeiten.

Nur zwei Männer ragen in solcher Weise hervor und verdienen unsere sorgsame Betrachtung. Ein jüngerer Zeitgenosse und Landsmann Juda ha-Levi's war Abraham ben Meir Aben Esra, geboren in Toledo 1093, gestorben in Rom 1167. Ein Mann von außerordentlicher Vielseitigkeit, scharf eindringendem Geiste, von biegsamster Gewandtheit. Er hatte die arabische Bildung und die jüdische Gelehrsamkeit der damaligen Zeit, nach allen Richtungen hin, vollkommen in sich aufgenommen, und dennoch scheint seine Geburtsstätte insofern einen gewissen nachteiligen Einfluß auf ihn geübt zu haben, als er, wie mich bedünken will, wenn auch der arabischen

Sprache kundig und in der arabischen Literatur vollkommen heimisch, sich dennoch des Arabischen nicht so vollkommen bemächtigt hat, daß er auch schriftstellerisch darin auftreten konnte. Er lebte unter den Romanen, so war seine vaterländische Sprache nicht arabisch, und die Annahme liegt nicht fern, daß er diese erlernt, aber nicht schriftstellerisch zu handhaben vermochte. Es wäre sonst im höchsten Grade auffallend, daß von Aben Esra in der Zeit, innerhalb welcher er in Spanien lebte, d. h. in seinem Jünglings- und kräftigen Mannesalter, keine Schrift — die kleineren, die aus jener Zeit herrühren sollen, sind zweifelhaft — und daß überhaupt keine Schrift von ihm in arabischer Sprache erschienen ist. Dieser Umstand lastete auf dem ganzen Mittelalter, ebenso auf den jüdischen Gelehrten desselben schwer, daß sie nämlich keine Sprache hatten, in der sie zugleich dachten und schrieben, ihre Gedanken in eine tote Sprache übersetzen, ihr Gefühl in stehende Formen gießen mußten, das entzieht dem Gedankengange die Lebendigkeit, der Darstellung die Frische. — Erst um 1140, als Aben Esra bereits ein reifer Mann, schon 47 Jahre alt war, erschien die erste größere Schrift von ihm, und nun folgt rasch Werk auf Werk; fast alle aber geben außer dem Datum auch den Ort ihrer Entstehung an, sie sind alle außerhalb Spaniens geschrieben. Wie es scheint, ist er über Nordafrika und Ägypten nach den christlichen Landen, zunächst nach Italien gegangen, wo wir ihn in Rom, Lucca, Mantua sehn, dann nach der Provence, wo er in Narbonne, Beziers, Rhodez sich aufhält, dann nach Nordfrankreich, wo die Gelehrten ihm wie überall mit hoher Ehrerbietung begegnen. An allen diesen wie an den Orten seines späteren Aufenthaltes arbeitet er für Gönner und Freunde Werke aus, von denen er einige wiederholt abfassen muß oder will. Von dort geht er nach England und ist auch hier einige Jahre schriftstellerisch tätig. Dann tritt er die Rückreise wohl in derselben Weise an, bis er in Rom im 75. Jahre die irdische Lebensbahn verläßt.

Sein Leben muß ein tief zerrissenes genannt werden. Ein Mann mit der vollen spanischen Bildung ausgerüstet,

ganz in arabischem Geiste lebend, — er ist umhergetrieben in Ländern, deren Richtung er nicht teilte, deren Sprache ihm fremd war, mit Männern verkehrend, die auf andern Standpunkten standen, überall heimisch und nirgends die Ruhe des häuslichen Lebens genießend. Er selbst spricht seinen Schmerz über die Ruhelosigkeit an vielen Orten aus:

Im Alter muß im fremdem Land umher ich irren
Den Vöglein gleich, die nach dem Neste bange girren.

Ja, er sehnte sich nach seinem Vaterlande und konnte dennoch nicht dort hin. Die Wirren, die dort ausgebrochen waren, die Wut der Dränger, wie er sich ausdrückt, hatten ihn vertrieben, er irrte nun umher und fand nirgends eine dauernde Stätte. Wohl ward er überall geehrt, die Gelehrten wußten seine Bedeutung zu schätzen und dennoch hatte er auch Unbilden zu erfahren, Kämpfe zu bestehen mit der Engherzigkeit und Beschränktheit in den christlichen Landen unter den Juden. Er selbst teilt uns gelegentlich ein solches Ereignis mit. An einem Orte in Italien traf er mit einem jüdischen Gelehrten aus dem byzantinischen Reiche zusammen, der nach der Engherzigkeit seiner Heimat, getränkt mit talmudischem Geiste, mit Verachtung auf jedes wissenschaftliche Streben hinblickte. Der Mann entsprach der Geistesrichtung Italiens mehr als Aben Esra, und dieser mußte es anhören, wie jener alle bedeutenden spanischen Gelehrten schmähte und dennoch mit hoher Anerkennung behandelt wurde. Seinen Schmerz darüber ergießt er in einem Liede an einen Freund:

Die Jugendfrisch' ist mir entschwunden,
Von Lähmung Geisteskraft umwunden,
In Ketten Zung' und Mund gebunden
Durch ruhelos unstetes Leben.

Mein Freund, wir leben tief verachtet;
Der Geist, von Torheit, Wahn umnachtet,
In doppeltem Exile schmachtet,
Erfüllt von Gram, von inn'rem Beben.

Ach, hätt uns doch der Tod ereilt,
Als wir im Glücke noch geweilt,

Daß wir dem Spott nicht zuerteilt,
Der tiefen Schmach nicht preisgegeben!

In Edom*) sind nicht Lob und Ehren
Dem span'schen Weisen, seinen Lehren;
Das Einz'ge, was sie ihm bescheren,
Ist daß sie Hohn gen ihn erheben.

Doch kommt ein griech'scher Heuschreck an,
Der wird mit Würde angetan,
Der stolzt einher auf hoher Bahn,
Als Riese keck emporzuschweben.

Sieh, wie der Heuchler trüg'risch blickt,
Wie er sich krümmt, sich schmiegt und bückt,
Sieh, wie die Hände warm er drückt —
Die Hände derer, die was geben.

Nun hebt er sich, schimpft die Verehrten
Die hohen Geister der Verklärten:
Die leeren Tröpfe, die es hörten,
Stehn lachend, Beifall nickend, neben.

Ist das, ihr strahlend hellen Lichter,
Ist das, ihr Lehrer und ihr Dichter,
Ihr Meister, sünf'ren Wahns Vernichter,
Ist das der Lohn für euer Streben?

Nun läßt er seine Stimm' erklingen,
Als sollt' sie zu den Wolken dringen,
Spricht gar gelehrt von Talmud-Dingen,
Weiß wahrlich nicht von seinem Leben.

Frag' ihn, der auf des Ruhmes Giebel,
Frag' ihn nur einen Vers der Bibel —
Dem Kind bekannt aus seiner Fibel —
Er weiß ihn nicht, das kränkt mich eben!

So einen dummen groben Götzen
Zu ihrem Gott sich einzusetzen!
Sie füllen ihn mit Speisen, letzen
Ihn mit dem Safte edler Reben.

Ja, nährt ihn gut, daß er nicht schmächtig,
Auch hüllt ihn in Gewänder prächtig,

*) Reich der Christenheit

Führt Jungfrau'n ihm in's Haus, so dächt' ich,
Wird eure Schuld er euch vergeben.

Nun dienet eurem fetten Horte,
Umschwirret betend seine Pforte!
Wir bleiben treu dem Gotteswort
Und treu dem ew'gen Geistesleben.

Ein tiefer Schmerz durchzuckt Aben Esra bei seiner unsteten Wanderschaft, und dieser Schmerz spiegelt sich in allen seinen Arbeiten ab; Zerrissenheit und Wehmut blicken überall durch. Wie er in jedem Lande heimisch ist und dennoch nicht zu Hause, so ist er auch in jedem geistigen Gebiete heimisch und fühlt dennoch nicht die Ruhe der Seele dabei. Aben Esra ist Grammatiker, Schrifterklärer, Philosoph, Astrolog, Mathematiker, Dichter, in jedem Fache bedeutend, und dennoch fehlt es ihm an der Einheit, die das Ganze zusammenbindet, an der durchgreifenden Idee, die überall Frieden hineinbringt. Es herrscht ein unaufhörliches Abspringen bei ihm, sein Geist eilt unruhig von einem Gegenstande zum andern hin, man merkt ihm an, daß er niemals sein volles Genüge findet in dem, was er arbeitet und pflegt. Aben Esra ist Astrolog, sagte ich. Das ist die Krankheit einer unbefriedigten Zeit und unbefriedigter Geister. Zeiten und Männer, die sich in ihrer Gegenwart unheimlich fühlen, möchten gern den Schleier der Zukunft lüften, in das geheimnisvoll Werdende hineinschauen, um die Erfüllung von Hoffnungen, an deren Verwirklichung sie für jetzt verzweifeln, für die Zukunft zu erblicken und durch diesen Blick größeren Frieden zu gewinnen. Sie möchten gern den Grund des Widerspruchs enträtseln zwischen ihrem Geschicke und der waltenden Gerechtigkeit; in den Sternen glauben sie wie das Rätsel der Zukunft gelöst, so auch die Macht zu erkennen, welche die irdischen Verhältnisse lenkt und der man sich unwiderstehlich beugen muß.

Aben Esra ist der erste witzige jüdische Schriftsteller. Der Witz als schriftstellerische Manier ist ein Schönpflästerchen der modernen Literatur. Die Alten kannten ihn nicht, und er hat in der Tat nur seine Berechtigung, wenn er als heiterer

Scherz auftritt, als eine anmutige Hülle für einen harmlosen Gedanken, oder auch umgekehrt, wenn er dem tiefen bitteren Ernste entspringt, wenn er sich an das Gemeine heftet, es in seiner vollständigen Lächerlichkeit enthüllt und so die scharfe Lauge über dasselbe ergießt, wenn er zersetzend in seinen Eingeweiden wühlt und mit einer gewissen Lust es zerpflückt. Wenn er aber überraschend in ernste Untersuchungen eintritt, wenn er als kunstvolle Draperie sich um den Gedanken legt, ohne daß er naturgemäß sich ihm anschließt, wenn er als ein Fremdes blitzartig hineinfährt: dann ist er ungehörig und unberechtigt. Von einem Schriftsteller, dem der Witz zur Manier geworden, will es mir immer scheinen, als wenn er gar nicht voll in dem Gegenstande lebte, den er behandelt; ein fremdartiges, subjektives Moment tritt in die Mitte hinein, reißt ihn aus der selbstlosen Vertiefung in das Objekt der Betrachtung heraus. Seine Darstellung ist nicht das getreue Abbild der vom Gegenstande selbst angeregten Gedanken, sondern er berechnet sie für den kommenden Leser, dem er ein Lächeln abgewinnen will; er schaut auf diesen hin, weidet sich an dessen Überraschung, lauscht auf die Bewunderung, die ihm die frappante Wendung entlockt. Aben Esra war der erste witzige jüdische Schriftsteller, und er mag sogar seiner pikanten Darstellungsweise in den Zeiten des sich verirrenden Geschmacks höhere Gunst verdankt haben. Doch müssen wir zugestehen, daß bei Aben Esra der Witz nicht künstlich angelegt wird an den Gedanken; er strömt vielmehr bei ihm aus dem Innern hervor, er ist der Ausdruck seiner geistigen Unruhe, das unbefriedigte Abspringen von seinem Gegenstande, er muß den Zwang, der auf ihm lastet gewaltsam durchbrechen, er muß den Druck, der ihn an der freien vollen Meinungsäußerung verhindert, bald durch feine Ironie, bald durch eine heitere Wendung von sich abwälzen.

Denn Aben Esra ist ein Mann von Tiefe und Schärfe des Geistes, und wenn er alle Gebiete, die er durchstreift, mit einem hellen Scheine beleuchtet, so läßt er doch noch mehr ahnen als er offenbart. Er ist besonders groß als Schrift-

erklärer. Als solcher konnte er die verschiedenartigsten Gebiete in bunter Abwechslung behandeln, Gedanken in scharfen Pointen ohne systematische Durcharbeitung aneinanderreihen, von der Verschiedenartigkeit der Themata selbst angeregt, eine Masse zerstreut liegender Kenntnisse benützen und ausprudeln. In diesem Gebiete fühlt sich Aben Esra besonders heimisch; hier arbeitet er mit der größten Lust und mit dem bedeutendsten Erfolge. Hier tritt er auch mit einer Kühnheit auf, wie sie kaum vor ihm gehört wurde und lange Zeit nach ihm ganz und gar verstummt ist, aber auch wiederum mit jener neckenden Vorsicht, die den kühnen Ausspruch verdeckt oder sich den Anschein gibt, als wolle sie ihn zurücknehmen. Aben Esra ist der jüdische Exeget, der am meisten biblische Kritik übt und der uns auch die Nachrichten von den älteren Lehrern, welche in solcher Weise sich mit der Schrift beschäftigten sammelt. Keine Schwierigkeit entgeht seinem Blick, und er hat den Mut die Schwierigkeit einzugestehn und darauf aufmerksam zu machen. Findet er z. B., daß Orte, deren Namen erst späteren Ereignissen ihre Entstehung verdanken, dennoch bereits mit diesem Namen in den älteren Schriften, in den fünf Büchern Mosis erwähnt sind, so sagt er: hier ist ein Geheimniß, oder, fügt er rasch hinzu, dieser Name ist durch prophetisches Vorauswissen hier schon genannt. Wie in diesem Falle, so auch bei andern Gegenständen, die erst in spätere Zeit fallen und dennoch früher berichtet werden, deutet er auf ein Geheimnis hin, das er enthüllt, indem er es bedeckt. An einem Orte stellt er eine Anzahl solcher Schriftstellen zusammen, von denen er angibt, daß es mit ihnen die gleiche Bewandtnis habe, aber der Verständige schweige. Natürlich blieb das Geheimnis, das eben darin besteht, daß diese Stellen erst in späterer Zeit geschrieben sein können, einsichtsvollen Lehrern nicht verborgen, und das Urteil über diese kühne Andeutung war je nach dem Standpunkte des Beurteilers sehr verschieden. Nachmanides z. B. sagt davon: Rabbi Abraham spricht, es sei da ein Geheimnis; wohlan, ich werde der Verräter sein und das Geheimnis bekannt machen, und er straft ihn dann

mit harten wegwerfenden Worten. Ein späterer Erklärer hingegen in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, ein großer Verehrer Aben Esra's und dennoch fest überzeugt von dessen Gläubigkeit, die er auch allen Angriffen gegenüber retten wollte, sagt in seiner naiven Treuherzigkeit: Aben Esra sagt, es sei hier ein Geheimnis, d. h. diese Stellen könnten nicht von Moses geschrieben, sie müßten erst von späteren Propheten hinzugefügt sein. Was tut das? Ob von Moses oder von spätern Propheten, es bleiben immer prophetische Worte.

Aben Esra ist ein Erklärer, der tief in den natürlichen und verständigen Sinn der Stellen eindringt und daher wahrnimmt, daß man nach diesem Verfahren häufig von der Deutung, welche die Talmudisten und die in ihren Wegen gehenden Rabbinen geben und damit Satzungen begründen, abweichen müsse. Er gibt die natürliche Erklärung in aller Umständlichkeit und Klarheit, fügt aber dann hinzu: So würden wir erklären, wenn nicht die Überlieferung wäre, allein die Überlieferung hat das Recht, und die Einsicht unsrer Lehrer war tiefer und klarer, als die unsrige, wir haben uns ihr zu beugen. Allein ist es nicht genug, wenn er in die damals so finstere Nacht des italischen, französischen, englischen Himmels die zuckenden Blitze hineinleuchten ließ? Mußte der Mann nicht vorsichtig die Spitzen umhüllen, die, wenn sie tiefer in jene Gegenden sich hätten einbohren wollen, notwendig gegen ihn selbst gekehrt worden wären? Es müßte uns auch psychologisch erklärlich sein, wenn ihm selbst in der starren Umgebung, wo der Gedanke keinen empfänglichen Boden, das Wort keinen Widerhall fand, zuweilen der klare Blick sich getrübt hätte, er an sich selbst irre geworden wäre. Bei allen diesen notwendigen Unvollkommenheiten bleibt Aben Esra einer der klarsten Köpfe, einer der geistvollsten Denker innerhalb der reichen spanischen Entwickelung; die Funken, welche von ihm ausstrühen, sind nicht bloß verprasselnde Funken des Witzes, sondern Gedankenfunken, welche für alle Zeiten erleuchten, er besitzt eine unverlöschliche Kraft, so daß die bedeutendsten Geister sich gern an ihn anlehnten, von ihm lernten.

Was Aben Esra fehlte, die in sich abgeschlossene Geistesrichtung, die innere Versöhnung, daher auch die systematische Abrundung, das besaß ein jüngerer Zeitgenosse und ist dadurch epochemachend geworden. Moses ben Maimon, mit seinem arabischen Namen Abu-Amran Musa ben Abdallah, gewöhnlich Maimonides genannt, war geboren in Cordova den 30. März 1135. Sein Vater Maimon, Dajan daselbst, war Schüler des hochgeachteten Joseph ben Migasch, des Schülers und Nachfolgers des berühmten Isaak Alfasi in Luzena. Maimon, ein befähigter Schüler Josephs, Dajan in seinem Heimatsorte Cordova, einer der damals blühendsten Städte in Spanien, war ein tüchtiger Talmudist und ebenso — was bei Männern seiner Art unter den arabischen Spaniern selbstverständlich war — ein wissenschaftlich durchgebildeter Mann. Von ihm wurde sein Sohn Moses erzogen und von seiner frühsten Jugend an in die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft eingeweiht. Er wurde bald ein eben so bedeutender Talmudist, wie heimisch in allen andern wissenschaftlichen Disziplinen. Wie Saadias, als der Anfänger der jüdisch-arabischen Richtung, das ganze große Gebiet des Wissens in sich zu vereinigen suchte, wie dieser als Gaon, als Vertreter des geltenden talmudischen Judentums und zugleich auch als Philosoph, Sprachkenner und Bibelerklärer die Initiative ergriff für die Neugründung einer in sich geeinten wissenschaftlichen und zugleich jüdisch-religiösen Gedanken-Entwickelung: so finden wir auch bei Maimonides jene volle Beherrschung beider disparaten geistigen Gebiete. Während bei den andern spanischen Gelehrten eine Richtung vorwiegt, die einen bedeutende Talmudisten sind mit bloß mäßiger allgemeiner Bildung, die anderen Männer der Wissenschaft mit nur allgemeiner talmudischer Kenntnis, ist bei Maimonides beides vereint; er beherrscht die verschiedenen Gebiete, welche die Gelehrsamkeit und den Geistesschmuck des damaligen Judentums bildeten, mit gleicher Auszeichnung. Als praktischer Arzt mußten seine Studien noch theoretisch wie praktisch einen viel weiteren Ausbau des geistigen Lebens anstreben.

Maimonides' Leben fällt gerade in diejenige Epoche, die die gefahrdrohendste für den jüdischen Arabismus in Spanien war. Als er noch Knabe war, fielen die Almohaden in Spanien ein mit dem Rufe: Bekenntnis zum Islam oder Tod! Maimon und seine Familie fügten sich eine kurze Zeit dem Machtgebote und waren heimliche Juden, aber bald entflohen sie nach Nord-Afrika. Auch hier in Fas (Fez) herrschten die Almohaden, und der dortige Aufenthalt konnte nur als vorübergehender Durchgangspunkt gewählt werden, bis sie zur See über Palästina nach Egypten entkommen konnten, um dort unter einem hochsinnigen Regenten — Saladin — wieder als Juden zu leben. Aber auch in den Zeiten des Druckes war, wie später, da Moses wieder frei atmete, seine Geistestätigkeit nimmer unterbrochen. Bereits in Spanien fing er ein erstes größeres Werk, den Commentar zur Mischnah, auszuarbeiten an, in welchem er schon die Absicht, die er sein ganzes Leben hindurch verfolgte, das innere Streben, das ihn von Schrift zu Schrift drängte, offenbarte. Er wollte zuvörderst die gewaltige Masse von Diskussionen, wie sie im Talmud sich auseinander legten und immer mehr sich ausbreiteten, so daß ein ganzes Leben kaum hinreicht sie zu durchdringen, diese Masse wollte er bewältigen, zu einem wohlgeordneten Gefüge gestalten, die Resultate in Klarheit darlegen, so daß es den künftigen Geschlechtern gänzlich erspart werde, sich durch das dialektische Gestrüppe durchzuarbeiten. Sein Kommentar zur Mischnah ist kurz, verständig und klar, versucht die Resultate des ganzen talmudisch-praktischen Lebens wiederzugeben und so den Jüngern der Wissenschaft eine Anleitung zu bieten, von der er glaubte, daß sie ihnen genügen werde.

Bald aber merkte er, daß er hiermit das ganze Material noch nicht erschöpfend verarbeitet habe, und so ging er an das großartige Riesenwerk, an den Kodex, der den Namen Mischneh Thorah, Wiederholung der Lehre, trägt, oder auch Jad chasakah, die starke Hand genannt, weil er in vierzehn Bücher (die dem hebräischen Worte „Jad" entsprechende Zahl) geteilt ist. In diesem Kodex weiß er in höchst lichtvoller, die verschiedenen

Gegenstände umschließender Ordnung das große Material zusammenzufassen, so daß erst aus ihm das Ganze übersichtlich wurde, und mit Ausschluß der Diskussionen alles zu verarbeiten und ein zusammenhängendes Ganzes zu schaffen. Er selbst sagt offen und treuherzig in der Vorrede, — was ihm später von Manchem verübelt wurde: Ich habe hier ein Werk ausgearbeitet, daß wenn du die Bibel gelesen und dich mit diesem meinem Werke vertraut machst, du den Talmud vollständig entbehren kannst, da du dann völlig in Kenntnis gesetzt bist von dem Inhalt des Judentums, wie es sich talmudisch herausgebildet hat. Daß ein solches Unternehmen, indem es alles hinstellt wie ein in sich geschlossenes Gebäude, in welchem Stein auf Stein aufeinandergefügt ist, als ein unzertrennliches Ganzes, das wenn ein einzelnes herausgenommen wird, ganz zertrümmert wird, daß ein solches Unternehmen die geschichtliche Erkenntnis beeinträchtigt, gerade weil es das Ganze als aus einem Gusse erscheinen läßt, ohne daß es ahnen läßt, wie die Zeiten lange daran gearbeitet und erst allmählich, oft sehr Verschiedenartiges zusammengesetzt haben, daß es ferner fast die Möglichkeit abschneidet, daß dem weiteren Hauche der Zeiten Eingang verstattet werde, um bald lösend, bald ergänzend, bald umgestaltend in die Erstarrung neuen Lebensfluß zu bringen: diese Nachteile konnte Maimonides nicht bedenken; denn die geschichtliche Betrachtungsweise blieb ihm wie dem ganzen Mittelalter fremd. Diesem galt das Bestehende ebenso als immer gewesen wie als ewig dauernd.

Schon in diesen beiden Werken zeigt Maimonides, daß, wenn auch deren Inhalt ein rein praktisch-theologischer war, in ihnen das ganze Satzungswesen des Judentums, wie es aus dem Talmud sich herausgebildet hatte, lichtvoll zusammengestellt werden sollte, daß er trotzdem damit im Hintergrunde eine höhere Absicht verband. Denn überall, wo die Gelegenheit sich darbietet, schweift er über auf religions-philosophische Gegenstände, sucht er die inneren Gründe zu beleuchten, bemüht er sich die tieferen Grundlagen des Judentums aufzuweisen und die Gedanken, die es beleben und tragen, als das

Wesentlichste, das eigentlich zu Erstrebende hinzustellen. So hatte er in seinem ersten Werke den Traktat der „Väter" benutzt, um eine Sittenlehre nach aristotelischen Grundsätzen auszuarbeiten und deren Einklang mit dem Judentume aufzuweisen. So ergreift er unter anderem bei der Stelle, welche über den Ausschluß Einzelner vom Anteile an der künftigen Welt spricht, die Gelegenheit, um die Grundlagen des Judentums, wie er sie in dreizehn Glaubenssätzen zusammenstellt, nachzuweisen und als ewige, unverbrüchliche zu bezeichnen. Ebenso weiß er in seinem größeren Werke nicht bloß an vielen einzelnen Orten den Sinn auf die tiefere Begründung, auf die sittlich-religiösen Gedanken, welche den Satzungen innewohnen, hinzuweisen, sondern er gibt auch einleitend in populärem Ausdrucke eine Religionsphilosophie, als wesentliche Grundlage der Lehre, philosophisch-praktische Lebensregeln und sonst daran sich Anknüpfendes. Alles aber erscheint als aus dem Talmud entwickelt, an Stellen aus ihm kunstvoll sich anlehnend, die er in inneren Zusammhang bringt und systematisch gruppiert. Doch konnte diesen philosophischen Erörterungen bloß ein geringer Raum gegönnt werden, sie mußten bloß als gelegentliches Beiwerk erscheinen; das Werk selbst diente doch hauptsächlich dazu, dem Jünger der talmudischen Wissenschaft diese zu eröffnen und zugleich, wie er hoffte, abzuschließen. Sein volles Streben war damit nicht erschöpft.

Maimonides betrieb die Philosophie mit einer edlen Leidenschaft, die Metaphysik war ihm Herzenssache, in der Befestigung der Erkenntnis von der reinen Geistigkeit Gottes, dessen Vollkommenheit erkannte er seine wahre Lebensaufgabe; sie war in den bereits vollendeten Werke noch nicht erfüllt. Als Mann, der bereits den Höhepunkt des Lebens erreicht hatte, als vielbeschäftigter Arzt ging er an sein Hauptwerk, das er wie sein erstes, den Kommentar zur Mischnah, in arabischer Sprache schrieb — während er für den Kodex eines gefälligen und leichten Späthebräischen sich bedient hatte. Dieses Werk, dem er den arabischen Titel gab „Dhalalath Al-Hajirin", Führer der Umherirrenden — bekannter nach dem Namen in

der hebräischen Übersetzung Moreh Nebuchim — hat die ausschließliche Bestimmung, die tieferen Grundlagen des Judentums zu enthüllen, den vollständigen Einklang desselben mit der Philosophie nachzuweisen, die sich entgegenstellenden Schwierigkeiten auszugleichen und die Versöhnung mit der Wissenschaft zu vollziehen. Bibel und Aristoteles sind für ihn zwei untrügliche Quellen; aus ihnen schöpfte er, sie sind die zwei Grundbücher der Weisheit, die in verschiedenem Ausdrucke dasselbe lehren. Die reine Geistigkeit Gottes, die Vollkommenheit seines Wesens, das auch in Gedanken durch nichts eingeschränkt werden darf, ist ihm die tiefste Grundlage des Judentums; selbst diejenigen Eigenschaften, welche von Gott als gute und verherrlichende ausgesagt werden, erscheinen ihm als eine Einschränkung. Eine Eigenschaft inhäriert nicht vollkommen dem Wesen, sie tritt in gewissem Sinn erst an dasselbe heran. Bei Gott aber kommt nichts hinzu, alles ist in ihm unteilbar geeint, während die Aussage von Eigenschaften eine gewisse Teilung voraussetzt, eine zusammengesetzte Einheit behauptet, nicht eine in sich geschlossene, wie Gott gedacht werden muß. Weil nun demnach durchaus nichts Einzelnes von ihm ausgesagt werden kann, um seinen Begriff nicht dadurch zu beschränken, so dürfen wir ihm eigentlich bloß verneinende Eigenschaften beilegen, daß kein Mangel an ihm haftet, kein Makel bei ihm gedacht werden kann, so daß alles Beschränkende von ihm entfernt, nur die volle Entäußerung alles Konkreten, die höchste Abstraktion als die einzig ihm sich annähernde Vorstellung betrachtet werden kann.

Wenn nun aber doch in der Bibel soviel sinnliche Ausdrücke über Gott vorkommen, so sind dies sinnlich klingende Bezeichnungen für geistige Dinge. Maimonides begnügt sich nicht damit zu sagen, es seien Umschreibungen, Bilder, naive Ausdrucksweisen, wie sie zum Verständnisse einer niederen Bildungsstufe angewendet werden müssen; wenn er auch dies annimmt, so begnügt er sich doch nicht damit, weil so das Bibelwort nicht inhaltsvoll genug wäre, vielmehr behauptet er, daß in diesen sinnlichen Ausdrücken auch eine geistige Bedeutung liege. Die

Worte, lehrt er, drücken verschiedene unter sich verwandte Begriffe aus, von denen der eine das sinnliche, der andere das geistige Moment mehr betont. Wenn es z. B. heißt: Gott steht, so heißt das: er ist beharrlich, ist unveränderlich; wenn es heißt: er steigt hernieder, so bedeutet dies seine Einwirkung auf die weltlichen Dinge; wenn von dem Throne Gottes die Rede ist, so ist damit die höhere Sphäre gemeint, welche reicher begeistigt ist, weil sie die nächsten Wirkungen von Gott aufnimmt, und Ähnliches dergl. Er denkt überhaupt, daß die Alten mit Willen in einer Weise sich aussprechen, die für den an Verstand Unreifen als ein Äußerliches auch einen ihm zusagenden Sinn hat, während der Verständige die tiefere Absicht darin erfaßt. Die Männer der Bibel und des Talmuds hätten gleich den alten Philosophen zuweilen absichtlich Ausdrücke, Darstellungsformen gewählt, die auch für den gewöhnlichen Menschen etwas aussagen, ohne daß er die volle Wahrheit erkennt, für den Denker aber tiefere Weisheit erschließen. Solche Aussprüche, sagt er, sind goldene Äpfel in silbernen durchbrochenen Schalen. Demjenigen der fern steht, wie dem Kurzsichtigen werden bloß die silbernen Schalen sichtbar, das Wertvollere, das in denselben ist, bleibt ihm verborgen; wer nahe hinzutritt, wer scharfsichtig ist, erkennt durch die silbernen Schalen die goldenen Äpfel. Es muß daher der Verständige bei solchen sinnlich klingenden Äußerungen der Alten nur tiefer hinein blicken, um die darin liegende verborgene Wahrheit zu erfassen.

Natürlich kann Gott in seiner Geistigkeit nicht mit den Sinnen wahrgenommen werden, die Offenbarung kann daher nicht eine Erscheinung sein, die mit den Augen gesehen, mit den Ohren vernommen wird. Wenn die früheren philosophierenden Theologen, diese Auffassung vermeidend, sich dahin aussprechen, daß Gott eine Lichterscheinung sichtbar werden lasse und eine Stimme erschaffe, die vernommen werde, so will Maimonides sich nicht gerade gegen diese Lösung aussprechen, es genügt ihm, wenn alles Sinnliche nur von Gott selbst beseitigt wird, aber seinem eigentlichen Gedanken entspricht diese

Auffassung nicht. Für ihn ist die Offenbarung ausschließlich ein rein geistiger Akt, es ist die Erhebung des menschlichen Geistes zum Gottesgeiste, die allerdings bei den wenigsten Menschen in vollem Maße stattfinden kann, die daher bloß das Eigentum einzelner Auserwählter und gradweise sehr verschieden ist. Während der eine bloß einmal in seinem Leben sich zu der vollen Höhe erheben kann, so wie ein Blitzstrahl auf kurze Zeit den Horizont beleuchtet, dann alles wieder in Finsternis versinkt, so wiederholt sich bei einem andern die Erhebung mehrfach; bei einem dritten folgt sie noch häufiger, auch mit größerer Klarheit und Fülle und dauert bei einem andern, wie bei Moses, das ganze Leben hindurch. Diese geistige Höhe des Menschen ist ihm Offenbarung, weil der Mensch dadurch mit dem Gottesgeiste in engere Berührung tritt.

Ist ja überhaupt nach seiner Auffassung — welche die ganze arabische Philosophie beherrscht und von ihr als aristotelisch betrachtet wird, während sie in der Tat eine neuplatonische Modifikation ist — ist ja das ganze Universum stufenweise durchgeistet von dem Überströmen des göttlichen Geistes. Es gibt verschiedene Himmelssphären, die von himmlischen Geistern beseelt sind, die Sterne und die Sphären sind für ihn, wie für die Philosophen seiner Zeit insgesamt, lebende Wesen höherer Art: so wirkt der Gottesgeist zunächst auf die höchsten Sphären, von ihnen steigt er herunter und senkt sich herab bis zu der niedrigsten Erdsphäre, deren Begeistigung als die wirkende Vernunft bezeichnet wird, wir möchten sagen: der Erdgeist, der alle irdischen Wesen und Dinge durchleuchtet und lenkt. Der Mensch nun, der sich zu diesem Erden-Allgeiste zu erheben bemüht ist, der im Stande ist durch sein tiefes Denken und durch seine reine Sittlichkeit, durch Bewältigung der Sinnlichkeit, durch Befreiung von Beschränktheiten und Vorurteilen sich zu läutern und zu vergeistigen, tritt zu den Geistern in engere Verbindung, er steigt auf der Stufenleiter der Sphären immer höher empor, — die Propheten sind bis auf die Spitze derselben gelangt. Der Begriff der göttlichen Vorsehung bedeutet ihm auch nichts anderes als die Ver-

bindung des Gottesgeiſtes mit dem Menſchengeiſte, ſo daß der Erleuchtete und Höherſtehende in engerer Verbindung mit Gott während ſeines ganzen Lebens ſteht, von ihm ſtärkere Ausflüſſe ſeiner Allmacht empfängt.

In dieſem Sinne iſt auch die Vergeltung der Menſchen aufzufaſſen. Der Menſch, der zu einer höheren Ausbildung ſeines Geiſtes gelangt iſt, der ſeinen Geiſt geläutert, ſeine innere ſittliche Kraft geſtählt hat, hält dieſen dauernden Erwerb feſt, er tritt Gott und den ewigen ſeligen Geiſtern nahe. In ſeinem Syſteme iſt natürlich kein Raum für eine leibliche Auferſtehung, für eine körperliche Wiederbelebung der Toten. Für ihn iſt die zukünftige Welt das rein geiſtige Leben, und ſchon in ſeiner erſten Schrift, in dem Miſchnah-Kommentare, enthüllt er ſeine wahre Anſicht durch ein ſchönes und bedeutſames Gleichnis. Wer die Menſchen, ſagt er, belehren, zum Guten anhalten will, muß je nach der Stufe, auf welcher ſich dieſelben befinden, verſchiedene Verfahrungsweiſen anwenden, gerade wie man es auch mit den Kindern machen muß, mit denen man erſt allmählig emporſteigt. Will man das junge unverſtändige Kind zum Fleiße anſpornen, daß es lerne, ſo verſpricht man ihm als Belohnung ſüßes Backwerk, iſt es älter geworden und macht eine ſolche Belohnung nicht mehr die Einwirkung bei ihm, ſo verſpricht man ihm andere Dinge, die größere Wirkung haben, bei dem mehr Herangewachſenen weckt man den Ehrgeiz, indem man zu ihm ſagt: Mein Sohn, du wirſt, wenn du fleißig biſt, ein Meiſter genannt werden in Israel, eine hohe Stellung einnehmen. Das ſind alles außerhalb liegende Dinge, durch welche der Menſch gelockt werden ſoll. Iſt er nun aber zum reiferen Alter gelangt, dann kann er endlich zur Erkenntnis geführt werden von der Bedeutung, welche die Geiſtesentwickelung an ſich hat, von dem Werte, welchen die Bemühung um Ausbildung der Seele ihm verleiht. In ähnlicher Weiſe ſind die Darſtellungen der Belohnung und Beſtrafung in der heiligen Schrift als Erziehungsmittel aufzufaſſen. Die wahre Belohnung iſt und bleibt das ewige Geiſtesleben; was die Auferſtehung der Toten betrifft, ſagt er,

so haben wir sie schon entwickelt — und weiter nichts. Dabei nimmt er dieselbe doch als einen der von ihm aufgestellten dreizehn Grund- und Glaubenssätze auf; denn Maimonides nimmt Rücksicht auf die öffentliche Meinung, „erweist der allgemeinen Annahme Ehre"; er zerreißt den dünnen Faden, der ihn mit der Gesamtheit verknüpft, nicht, bricht die Brücke, die ihn mit der Masse in Verbindung erhält, nicht hinter sich ab. Auch er bedient sich, wie er es von den Alten annimmt, hie und da einer Darstellungsform, die sich in ein populäres Gewand kleidet, aber für den wahrhaft Einsichtigen seine Ansichten vollkommen enthüllt. Allmählig freilich mag es auch ihm dann ergangen sein wie so vielen andern Denkern, die ein gleiches Verfahren eingeschlagen haben, wo der Leser oft nicht mit aller Entschiedenheit aussagen kann, was Darstellungsform, was die wahre, innere Absicht ist; so wird es allmählig im Geiste des Denkers selbst unklar, er klammert sich selbst zuweilen an die Form und Bezeichnung, die er gewählt, um sie als wesentlich, als von tieferem Werte, festzuhalten.

Selbst über die Ansicht des Maimonides von der Schöpfung der Welt sind wir daher nicht ganz im klaren. Er bekennt, die Philosophie behaupte, daß die Schöpfung aus einem vorhandenen Stoffe hervorgegangen und daß der Geist Gottes nur diesen Stoff gestaltet habe. So sagt sein hochverehrter Aristoteles, doch sei dies, meint er, der einzige Punkt, wo er von ihm abweichen müsse. Wohl zwinge ihn der natürliche Sinn der Schrift keineswegs dazu, denn der könne in mancher Weise gedeutet werden, „die Pforten der Erklärung sind nicht verschlossen;" allein andererseits seien auch die Beweise für den Urstoff nicht zwingend, und die allgemeine Annahme im Judentume von der Schöpfung aus nichts sei überwiegend, und so schließe er sich denn dieser verbreiteten religiösen Ansicht an, zumal da, wenn diese beseitigt werde, die Möglichkeit des Wunders schwinde. Ist nicht alles aus Gott gekommen, hat der Stoff seine eigne Selbständigkeit, so wäre auch das wunderbare Eingreifen in den Lauf der Dinge an ihm nicht zu erklären. Auf das Wunder rekurriert er auch bei der Auf-

erstehung der Toten, die er in Abrede gestellt zu haben durchaus nicht zugeben will. Die Bibelstellen, welche auf diese Lehre bezogen werden, meint er, lassen sich zwar alle anders erklären, nur etwa eine Stelle des Daniel spricht sich bestimmter darüber aus; allein die allgemeine Ansicht ist so übereinstimmend darin, daß wir ihr folgen müssen. Sie ist eben ein Wunder, kann nur in wunderbarer Weise geschehn, und als solche müssen wir sie annehmen.

Was hält er nun aber von dem Wunder selbst? Auch hier begegnen wir dieser Doppeldarstellung, die in einem gewissen Dämmerlichte erhält. Schon in seinen früheren Schriften spricht er sich dahin aus: Die Welt, sagen die alten Lehrer, geht ihren regelmäßigen Gang; was als wunderbar auftritt, das ist zugleich mit der Schöpfung als Bedingung in die Weltbewegung hineingelegt, daß es zum gegebenen Zeitpunkte hervortreten muß, die Wunder sind also nicht ein urplötzliches Erzeugnis, nicht ein Durchbrechen des ewigen Gesetzes, sondern sie sind mit ein Moment des Gesetzes, alsbald vom Urbeginne in die Dinge gesenkt. Allein damit hört das als wunderbar Erscheinende auf ein Wunder zu sein. Die Israeliten, sagt er in seiner zweiten Schrift, glaubten nicht an Moses wegen der Wunder, die er getan, Wundern begegnen wir ja auch bei Zauberern; allein sie glaubten ihm, weil sie selbst gesehen und gehört hatten, weil ihnen selbst die Offenbarung geworden war. So wird dem Wunder ohne es geradezu in Abrede zu stellen, das Wunderbare untergeschoben, seine Beweiskraft entzogen, und die Berufung darauf ist daher für nichts als für populäre Darstellung zu erachten.

Ja auch in dieser sucht er den Wundern gar manchen Abbruch zu tun. Einzelne Totenerweckungen, wie sie z. B. bei Elias und Elisa vorkommen, erklärt er als bloße Heilungen bei Scheintotfällen, oder vielmehr bei schwerem Siechtum, das dem Tode nahe gebracht aber ihn noch nicht herbeigeführt habe. Viele andere Wunder der Propheten betrachtet er als Traumgesichte, als in Verzückung geschaut, nicht als in Wirklichkeit vor sich gegangen, andre schwächt er ab, wenn er sie nicht

ganz beseitigen kann. Die ersten Menschen lebten viele Jahrhunderte, dann bricht plötzlich das hohe Alter ab und die Lebensdauer entspricht dann der unsrigen. Ein solch hohes Alter ist offenbar ein Hinausschreiten aus den Naturgesetzen; bei den einzelnen, von denen es in der Schrift ausdrücklich erwähnt ist, wie Adam, Seth, usw., muß es allerdings zugegeben werden; aber die andern Zeitgenossen, „die Söhne und Töchter", die von jenen Urvätern noch ferner gezeugt worden und deren Lebensalter nicht ausdrücklich angegeben wird, sie erreichten bloß das gewöhnliche Lebensalter. Freilich meinen spätere Gegner, das sei eine sehr ungenügende Lösung; denn wenn einmal das Gesetz durchbrochen werde, könne es auch mehrfach geschehn.

Die einstige Auferstehung ist ein Wunder, hatte er sich mehrfach geäußert; aber seien wir nicht zu verschwenderisch bei der Ausstattung dieses Wunders. Die Toten stehen auf, aber sie leben dann nicht ewig, sie erstehen und sterben wieder, nachdem sie ein langes glückliches Leben genossen. Das eigentliche Ziel bleibt das ewige Leben, die Unsterblichkeit der Seele. Nicht unfein entgegnet darauf ein jüngerer Zeitgenosse.

„Auf Auferstehung folgt ein zweiter Tod?"
Wozu mir denn die ganze liebe Not?
Da bleib' ich lieber in dem Grabe liegen,
Braucht mich der Tod nicht zweimal zu besiegen.

Mit diesen Erörterungen überschreitet Maimonides schon das eigentliche wissenschaftlich-philosophische Gebiet, und er scheut es nicht, noch weiter in die Vorstellungen und die Einrichtungen des gewöhnlichen Lebens vorzudringen; er will auch die praktischen religiösen Satzungen erklären, ihnen ihre rechte Stellung anweisen. Sie einfach als Vorschriften hinzunehmen, denen, als von dem höchsten Gesetzgeber ausgegangen, wir uns ohne weiteres zu unterwerfen haben, das verträgt sich nicht mit seiner ganzen Anschauungsweise. Ausflüsse der höchsten Weisheit müssen es sein, Mittel, die uns zur höheren Lebensauffassung anleiten; begreifen wir sie nicht, so haben sie keinen Wert. So sucht er denn für einen Teil der Satzungen tiefere

Gründe nachzuweisen, von anderen meint er, sie seien Schutzmittel gewesen gegen frühere irrige Vorstellungen und götzendienerische Gebräuche. Das Opferwesen hat für ihn z. B. keinen Wert, aber Israeliten sollten von den Opfern, die sie den Götzen darbrachten, entwöhnt werden, und da eine vollständige Abschaffung derselben kaum durchzuführen gewesen wäre, sollten sie sie dem ewigen Gotte weihen, wodurch sie doch jedenfalls von dem schädlichsten Irrtume abgelenkt wurden. Bei vielen anderen Vorschriften glaubt er geschichtlich die abergläubischen Annahmen der alten Zeit aufgefunden zu haben, denen sie entgegentreten sollten. Hier freilich bekundet sich die höchst unkritische Weise, welche zu seiner Zeit die ganze Geschichtsbetrachtung beherrschte. Maimonides nahm mit allen seinen Zeitgenossen die absichtlichen und sagenhaften Fälschungen, welche von einem Urvolk der Sabier umhergetragen wurden, ganz treuherzig an; zusammengewürfelte biblische und heidnische Daten statteten dieses angebliche Urvolk gar wunderlich aus, und diese benutzt nun Maimonides, um durch sie die Satzungen der Schrift und zum Teil auch des Talmuds zu erklären und in ihrer Berechtigung nachzuweisen. Offenbar ist diese Partie von der Begründung der praktisch-jüdischen Satzungen die schwächste seines Werkes und Systems; diese Begründung führt höchstens dahin, daß man dieselben als zulässig, als nicht der Vernunft widersprechend betrachte, ohne daß aber in ihnen ein wesentlich religiöses Moment erkannt, ihre Notwendigkeit und Unverbrüchlichkeit, eine in ihnen liegende Kraft sittlicher und geistiger Erhebung nachgewiesen werde. Dabei muß aber doch zugegeben werden, daß die bestehenden praktischen Vorschriften von Maimonides selbst, trotz seiner schwachen Begründung, unzweifelhaft als dauernd verbindlich betrachtet werden.

Denn Maimonides steht auf dem mittelalterlichen Standpunkte, von dem kein Genosse desselben sich entfernen konnte. Das Mittelalter gab dem einzelnen keine volle Berechtigung, keine unabhängige Freiheit; der einzelne war ein Glied einer Korporation, nicht sowohl des Staates, des Volkes, als vielmehr des engeren Kreises, innerhalb dessen er sich bewegte.

Dieser Kreis hat seine bestimmten Sitten und Bräuche, seine Rechte und Freiheiten, seine Privilegien, seinen Majestätsbrief, aber auch seine ganz bestimmt ausgeprägte Gestaltung, innerhalb deren er sich zu halten hat. Das Zunft- wie das Feudalwesen, das Bürgertum wie jede geschlossene Gesellschaft, in die das Mittelalter zerfiel, hatten ihre bestimmten Vorschriften und Gebräuche; wer daran sich nicht hielt, war wie in der Luft schwebend. Der Jude hatte sich an das zu halten, was ihn als Juden eigentlich bezeichnete und kenntlich machte, was ihm in der Gliederung des Ganzen seine bestimmte Stellung als Jude zuwies; davon sich befreien wollen, hieß allen festen Boden sich mutwillig wegziehen. Maimonides ahnt dieses Verhältnis ganz richtig, wenn er die Vorschriften als zur Erhaltung der Welt angeordnet, als zur angemessenen geselligen Gestaltung, zur Befestigung des Verbandes gehörig betrachtet. Aus diesem Kreise kann nun einmal das Mittelalter nicht heraus; wenn auch die geistige Bildung sich zur höchsten Höhe emporhob, so blieb die Beengung, innerhalb deren der einzelne und der Verband, dem er angehörte, sich befand, feststehend und unüberschreitbar. So war es denn Maimonides auch weit mehr um die rein philosophische Auffassung zu tun als um eine Umgestaltung im Leben. Bot dieses überhaupt Schranken, welche das Mittelalter nicht zu durchbrechen vermochte, so dürfen wir auch ferner nicht vergessen, daß der Islam, zu Maimonides' Zeit fanatisch geworden, die freie Selbstbestimmung des einzelnen durchaus nicht begünstigte. Averrhoes (Ibn Roschd) war ein etwas älterer Zeitgenosse des Maimonides, ein aristotelischer Philosoph, der die Spitze dieser Richtung im spanischen Islam darstellt, ein Philosoph, der sich das ganze Mittelalter hindurch einer großen Anerkennung erfreute. Auch Averrhoes mußte sich beugen, den gewöhnlichsten Vorstellungen und Übungen huldigen; einzelne widerwillig unvorsichtige, sehr unschuldige, doch damals kühne Äußerungen brachten ihn dennoch in Verdacht, setzten ihn schweren Verfolgungen aus.

So hat auch Maimonides die Spitze, die damals im Judentume zu erreichen möglich war, wirklich erreicht. Er war ein Mann des heiligsten und reinsten Eifers für tiefere Erkenntnis des Judentums und für allgemein wissenschaftlich durchdringende Bildung, ein Mann, der wohl auf die öffentliche Meinung Rücksicht nahm, Ehre dem Angenommenen erteilte, ohne jedoch die Glut für die Wahrheit und deren Verbreitung deshalb in sich dämpfen zu lassen. Er verkennt nicht die Bedenken, die sich der Veröffentlichung seines religionsphilosophischen Werkes entgegenstellen, er macht selbst auf die Rücksichten und die Darstellungsform, die er für notwendig gehalten habe, aufmerksam und dennoch weiß er, daß er den Anstoß nicht vermeiden könne. „Kurzum", sagt er, „ich bin nun so. Wenn mich der Gedanke drängt und ich kann ihn bloß in der Weise darstellen, daß er einen unter Zehntausend, einen Denkenden befriedigt und fördert, während er vielleicht der großen Masse unerträglich erscheint, so spreche ich kühn und offen das Wort aus, das den Vernünftigen erleuchtet, mag auch der Tadel der unwissenden Menge mich treffen." Maimonides war ein Mann des Gedankens, aber zugleich des reinsten und ernstesten Wollens. Galt ihm auch als Höchstes die reine Erkenntnis, die theoretische Ausbildung, so stand diese doch bei ihm in dem engsten Zusammenhange mit der reinen sittlichen Tat, der Veredlung des Charakters, als der unerläßlichen Vorbedingung auch für die geistige Erhebung. Ohne jede Überhebung ist er stets mit der Prüfung seiner selbst beschäftigt; Bescheidenheit und Wohlwollen durchleuchtet mild ein jedes seiner Worte, und so sind auch seine talmudisch-gesetzlichen Arbeiten — mit Ausnahme einzelner dogmatisch-metaphysischer Härten — von einer wohltuenden sittlichen Wärme durchhaucht. Darum stand er auch als Mann des Geistes und der edlen Tat in seiner Zeit wie in allen späteren hochgeehrt da.

Wir sind nun an den Höhepunkt in der spanischen Entwicklung gelangt. Einen höheren konnte sie nicht erreichen; auch wenn die Verhältnisse günstig geblieben wären, wäre eine

Ermattung eingetreten, ungünstige Verhältnisse beschleunigten den Rückfall. Doch bevor wir mit der höchsten Entwickelung des jüdisch-spanischen Arabismus abschließen, lassen Sie uns noch einen kurzen Rückblick auf dieselbe werfen, noch einmal die herrlichen drei Jahrhunderte uns vergegenwärtigen, die wir an unsern Blicken haben vorüberziehen lassen. Welche schöne und große Resultate bietet uns dieser Zeitabschnitt! Die Wissenschaft wird nicht bloß gepflegt, sie wird in jeder Beziehung bereichert. Die hebräische Sprachkenntnis erhebt sich zur Wissenschaft, erreicht die Stufe, welche bis zum vorigen Jahrhunderte nicht überstiegen worden ist. Die Schrifterklärung dringt tief in den Sinn ein und regt die höchsten Probleme an; die Philosophie wird zum Gemeingute, und wenn sie auch nicht schöpferisch ist, so ist sie doch veredelnd und die Geister verklärend. Die Juden sind nicht nebenhergegangen, sie stehen in den Vorderreihen der Geistesbewegung. Gabirol ist einer der Ersten, der als ächter Meister der Philosophie in Spanien auftritt, Maimonides ist der Zeitgenosse des Averrhoes, die gegenseitig nicht von einander abhängig sind, erst im spätern Alter werden jenem die Arbeiten von diesem bekannt, beide sind die Beherrscher auf dem Throne der Philosophie das ganze Mittelalter hindurch. Die Juden blieben die dauernden Vermittler in allen Wissenschaften, denn die arabischen Schriften wären vollkommen untergegangen und ohne Einfluß geblieben für die spätere Zeit, wenn sie uns nicht in hebräischen Übersetzungen gerettet worden wären, da sie im arabischen Gewande unverstanden geblieben wären, manche im Originale ganz verloren sind, und wir es nur dem Eifer der Juden allein zu verdanken haben, daß dieselben noch heute als Denkmäler einer schönen Bildungszeit dastehen. Der Islam hat dem Judentume große Dienste geleistet, indem er ihm Raum ließ; er ging ihm keineswegs in allem voran und konnte ihm nicht alles bieten, aber Raum verlieh er ihm zur Ausbildung seiner Kräfte. Und so blicken wir auf diese lichtumflossene Zeit zurück als auf eine Glanzperiode des Judentums; wir werden diese spanisch-arabische Entwickelung des Judentums ehren. Sie

hat Männer erzeugt, die zu allen Zeiten leuchtende Sterne geblieben sind, an Aben Esra hat sich Spinoza herangerankt, Maimonides war der Lehrer des ganzen Mittelalters, und ein jeder erleuchtete Geist, der später entstanden ist, hat gierig aus ihm geschöpft, in ihm Anregung gefunden und sich freudig als seinen Schüler erkannt. —

Die spanische Periode ist zu Ende.

11.

In Deutschland und Frankreich.

Aus weiten, hochanstrebenden Hallen freiester Geistesbewegung führe ich Sie nunmehr in die düstern, niedrigen Gemächer enger Anschauung. Die Stellung, welche die mittelalterliche Kirche gegen die Bildung und überhaupt gegen den Vernunftgebrauch einnahm, war eine ganz andere, als die, welche der Islam einnahm. Dieser ließ der Vernunft einen weiten, freien Raum, schrieb die Resultate ihrer Forschung nicht vor, machte keine ihrem innersten Verlangen und Triebe widersprechenden Zumutungen. Seine tiefste Grundlage, die Einheit und Allmacht Gottes, trug keinen Gegensatz in sich gegen die Anforderungen des vernünftigen Gedankens, und so hatte er sich in seinen guten Tagen stets der Bildung, der Wissenschaft, der Philosophie günstig erwiesen und sie gefördert. Anders war es mit der mittelalterlichen Kirche. Sie hatte von vorn herein versucht Gegensätze in sich zu vereinigen, diese Vereinigung als ihre Grundlage aufgestellt, darauf ihr ganzes Glaubenssystem erbaut; sie hatte dadurch einen Widerspruch in ihr eignes Inneres gelegt und ihn bei geweckterm Nachdenken noch mehr verschärft und den Zwiespalt, indem sie ihn lösen wollte, nur noch klaffender ausgearbeitet. Sie hatte der Vernunft gewisse Ergebnisse hingestellt, welche als unverbrüchlich und unangreifbar erachtet werden sollten, und die dennoch von derselben nicht begriffen zu werden vermochten, ja die ihr vollkommen widerstrebten. So mußte in der Entwickelung der Kirche der Widerwille gegen den Gebrauch der Vernunft und alle freie Wissenschaft mehr und mehr genährt werden. In dieser geistigen Atmosphäre, wie sie von der Kirche ausging, konnte auch innerhalb des Judentums geistige Gesundheit nicht gedeihen, wie sie so schön in den Reichen des Islam sich uns darstellte, konnte nicht die Blüte echter Bildung, tiefes Eindringen in den Schriftsinn, in

die Grundlagen des Judentums, nicht der Aufschwung der Wissenschaft erlangt werden wie bei den spanischen Juden.

Die Stellung der Kirche aber dem Judentume und den Juden gegenüber war wiederum eine ganz andere, als die des Islam. Dieser ließ das Judentum neben sich einhergehen, er hielt es nicht für nötig, einen Kampf mit ihm zu unternehmen; auf seine Macht gestützt, sah er stolz auf es herab, seine überlegene Herrschaft genügte ihm als Bürgschaft für seine Wahrheit. Er bildete keinen Gegensatz gegen das Judentum. Die Einheit und Allmacht Gottes, auf die er sein ganzes Glaubenssystem stützte, die reine Geistigkeit, so daß die Gottheit nicht bildlich dargestellt werden dürfe, hörte er mit gleichem Nachdruck von dem Judentume betonen, und so fühlte er darin einen verwandten Geist. Im Ganzen war auch ein gewisser verwandtschaftlicher Zug zwischen dem Islam und dem Judentume, beide trugen das unverkennbare Gepräge ihrer orientalischen Abstammung an sich, die Sprachen selbst hatten eine innige Verwandtschaft mit einander. So wandelten sie nebeneinander, wenn auch nicht in vollkommener Eintracht, so doch nicht von einander abgestoßen, ja im Gegenteile durch ähnliche Züge aneinander geknüpft. Selbst in den Lebensgebräuchen und Vorschriften war eine gewisse Übereinstimmung. Hat ja der Islam aus dem Judentum manches Gesetzliche aufgenommen, das er eben so ernst hütete, wie das Judentum und seine Bekenner. Auch bei ihm galt die Beschneidung, auch ihm war der Genuß des Schweines verboten, und so findet sich manches andere im Islam als eine Entlehnung wieder, was er aus dem Judentume genommen mit ihm gemein hat. Sie konnten umsomehr ruhig nebeneinander, einer unbekümmert um den andern verharren, als Jeder seine eigne Quelle und Grundlage hatte, welche der andere unangetastet ließ. Der Moslem hatte seinen Koran, der ihm als einzige und untrügliche Quelle galt. Er benügte sich damit vollkommen, ohne auf dessen Urquelle, die hebräische Bibel, zurückzugehn; er ignorierte diese, überließ sie, die ihm fremd blieb und die er nicht verstand, der Pflege der Juden. Ihrerseits vertieften diese sich vollkommen in die

Bibel und kannten den Koran entweder gar nicht oder beachteten ihn jedenfalls nicht. So hatte jeder seinen eigentümlichen Boden.

Ganz anders war es in der Stellung der Kirche zum Judentume und zu den Juden. Der Gegensatz zwischen beiden konnte nicht verdeckt werden; er trat immer entschiedener hervor. Der mächtigen Kirche war es ein Pfahl in ihrem Fleische, daß überhaupt das Judentum fortdauerte: seine Existenz selbst erschien ihr eine unberechtigte, wie ein Hohn gegen sie, ein jeder Jude war ein wandelnder Protest gegen ihre Wahrheit. Wenn der Jude die unteilbare Einheit Gottes nachdrücklich behauptete, so war dies ein frevles Ankämpfen gegen die Dreieinigkeit; seine Fernhaltung einer jeden bildlichen Darstellung Gottes erschien als ein Hohn gegen die Menschwerdung Gottes; der Glaube, daß er durch sein rechtes Tun und auch wenn er gesündigt, durch Buße bei Gott wohlgefällig erscheinen, daß er also durch eigene Kraft Versöhnung erlangen könne, war eine Verleugnung der Erbsünde, der Erlösungsbedürftigkeit; seine Hoffnung auf bessere Zeiten, auf das Erscheinen eines künftigen Messiasreiches war geradezu die lästerliche Behauptung, daß der Heiland noch nicht erschienen sei. So war denn der ganze Inhalt und das ganze Auftreten des Judentums, wenn es sich auch ganz still verhielt, ein beredter Widerspruch gegen das Christentum. Dabei standen sie auf gleichem Boden, und die Kirche mochte nicht dulden, daß das Judentum diesen Boden als den seinigen in Anspruch nehme. Sie standen beide auf der Bibel. Die Kirche behauptete, sie sei ihr Eigentum, ihre Lehre sei darin enthalten und wer von derselben abweiche, sei ein Ketzer, ein Feind der Kirche und ein Schriftverdreher; und da das Judentum dies tat mit der Sicherheit, welche die genaue Kenntnis vom Inhalt der Bibel, mit der Überlegenheit, welche ihm die Vertrautheit mit der Originalsprache verlieh, so war der Haß ein unauslöschlicher und mußte nach der Gesittung der damaligen Zeit ein solcher sein. Das Israel, von dem die Bibel spricht, behauptete die Kirche, sei sie nun selbst, wenn auch ihre Bekenner nicht leiblich von

Israel abstammen, ihr seien alle Verheißungen gegeben; wenn die Juden das Gegenteil behaupteten, es für sich in Anspruch nahmen, so war dies ein Eingriff in die heiligen Rechte der Kirche, ein frevelhafter Versuch den Nerv der Kirche zu zerschneiden. Die Deutung der Bibel war demnach ein immer offenes Schlachtfeld, auf dem man sich bewegte. Was kümmerte es den Islam, wie die einzelnen Verse der Bibel erklärt wurden? Der Kirche war es gar sehr darum zu tun, überall sollten Hinweisungen auf Jesus gefunden werden, überall die Lehre der Kirche ausgedrückt oder typisch angedeutet sein.

So war die Stellung des Judentums und der Juden innerhalb der Kirche notwendig eine weit ungünstigere als innerhalb des Islam. Freilich die drei Jahrhunderte, die wir als die Zeit schöner reicher Bildung jüdisch-spanisch-arabischer Gesittung an uns haben vorüberziehen lassen, nämlich vom Anfange des zehnten bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts, diese drei Jahrhunderte bilden noch die Vorstufe zu der eigentlichen Entartung des Mittelalters; in ihnen war die mittelalterliche Versumpfung innerhalb der Kirche selbst, wie auch unter den Juden, noch nicht zu ihrer ganzen Widerwärtigkeit gediehen. In jener Zeit war noch eine gewisse Naturfrische in den Völkern, welche damals noch Neulinge im Christentume waren. Die Völker des westlichen Europa waren zwar zum Christentume bereits bekehrt, aber noch naturwüchsig, noch mit frischer urkräftiger Sinnlichkeit, im Denken und Empfinden noch nicht verkünstelt, noch nicht scholastisch verschnörkelt. Mit gesundem wenn auch ungebildeten Sinn war die Bevölkerung auch noch nicht von der Gehässigkeit gegen die Juden erfüllt, wie sie in spätern Jahrhunderten des Mittelalters ihnen eingeimpft wurde. Es brachen wohl Verfolgungen, fanatische Aufwallungen, allerdings auch durch künstliche Aufstachelung in diesen Jahrhunderten aus, wie denn die Kreuzzüge diesen angehören; aber es war dies mehr ein wildes Aufflammen augenblicklicher Leidenschaft, das Überschwellen roher Kraftäußerung, nicht das ununterbrochene Raffinement einer kleinlichen Grausamkeit, die mit Nadelstichen in das gesunde

und dann in das wunde Fleisch hineinstach und nicht aufhören konnte, ihre kleinlichen boshaften Quälereien schadenfroh auszuüben. Die ganze damalige Zeit weist noch eine gesunde Kraft auf, die leitenden Persönlichkeiten sowohl im Staate als in der Kirche zeigen Tüchtigkeit und Frische, ein kräftiges Streben, das anregend wirkte, wenn auch die Wissenschaft im wahren und vollen Sinne des Wortes innerhalb dieses Kreises nicht gedeihen konnte.

Frühzeitig schon waren die Juden nach dem Westen Europas gelangt. An den Ufern des Rheins, an den Vogesen, in Deutschland und Frankreich begegnen wir ihnen schon in frühen Jahrhunderten, wir finden sie an den Höfen, als Mitglieder von Gesandtschaften, als Leibärzte. Ihre Stellung im allgemeinen war die einer im Ganzen wohlgelittenen, oft einflußreichen Klasse; die mißtrauische Spannung zwischen ihnen und dem Volke herrschte damals noch nicht. Von einer unter ihnen verbreiteten Bildung erfahren wir natürlich nichts, ebensowenig von talmudischer Gelehrsamkeit; sie lebten in einem gewissen Naturzustande wie die Völker, in deren Mitte sie weilten; genug, daß sie fest und beharrlich in ihrem Glauben waren. Eifrige Kirchenfürsten traten schon damals heftig gegen sie auf, wie im neunten Jahrhundert Agobard von Lyon, aber seine Stimme verhallt und wirkt auf die Stellung der Juden nicht ein. Ein Kaiser Karl soll aus Italien, aus Lucca, eine gelehrte jüdische Familie mit nach Deutschland gebracht haben, und man wollte von dieser die später sich in diesen Ländern ausbreitende talmudische Gelehrsamkeit ableiten. Aber diese flüchtige Notiz wird, wenigstens was den Einfluß auf die Verbreitung der Gelehrsamkeit betrifft, durch den geschichtlichen Verlauf keineswegs bestätigt.

Es gab sehr alte bedeutende Gemeinden, aber vor dem zehnten Jahrhunderte erfahren wir auch bei ihnen nichts von einer größeren geistigen Regsamkeit. Die Gemeinden Speyer, Worms und Mainz werden uns namentlich als alte, festgeordnete Gemeinwesen genannt, sie treten bald auch durch eine reiche Anzahl von Gelehrten in ihrer Mitte in den Vorder-

grund; aber auch bei ihnen sind vor dem Zeitraume, den wir unserer Betrachtung nun unterziehn, Spuren von Gelehrsamkeit nicht vorhanden. Mit dem zehnten Jahrhunderte tritt uns mit einem Male die talmudische Gelehrsamkeit ganz selbständig und fruchtbar entgegen. Woher kam sie? Alles deutet darauf hin, daß die talmudische Wissenschaft unmittelbar von den Geonim in Babylonien auch Deutschland und Frankreich zugekommen ist. Wenn Ihnen die Entfernung eine so mächtige scheint bei den damaligen so großen Erschwerungen im Verkehr, so wiederholt sich diese wirklich wunderbare Erscheinung das ganze Mittelalter hindurch, daß trotz der bedeutenden Hindernisse, welche sich der Verbindung entgegenstellen, dennoch ein lebhafter Verkehr zwischen den Juden der entlegensten Länder sich findet, ein gelehrter Briefwechsel vom Abend- zum Morgenland, von Spanien nach Böhmen, von Frankreich nach Bagdad hin geführt wird. Es zeigt uns dies, wie ein ernstes geistiges Streben alle räumlichen Hindernisse zu überwinden weiß. Genug! Es tritt uns in Frankreich ein Mann zuerst entgegen, der als der Verbreiter der talmudischen Gelehrsamkeit genannt wird, von dem wir indes nichts weiter wissen, als daß er einen großen Schüler gehabt hat, der uns nun näher beschäftigt. Rabbi Leontin wird uns genannt als Lehrer Gerschom's ben Jehuda; der Name, der diesem beigelegt wird, „Leuchte des Exils" bekundet hinlänglich, in welchem Ansehn er stand und einen wie mächtigen Einfluß er übte.

Gerschom, der am Ende des zehnten und am Anfange des elften Jahrhunderts blühte, und der, wie es scheint, vorzugsweise in Mainz lehrte, war ein umfassender talmudischer Gelehrter, das ganze weit verzweigte Gebiet lag ihm vollkommen offen, er durcharbeitete es, machte verschiedene Kommentarien zu talmudischen Traktaten, beschäftigte sich ebenso mit der Bibel bis in ihre Einzelheiten, und wir lernen schon in ihm, wenn uns auch nicht viel von ihm übrig geblieben ist, doch den nüchternen, klar verständigen Geist kennen, der sich zwar nicht kühn erhebt, nicht spekulativ sich vertieft, aber ebensowenig sich in phantastische Träumereien verliert, nicht fremd-

artige Voraussetzungen zu seinen Untersuchungen heranbringt, sich ganz selbstlos in das Gegebene versenkt, dieses, eng sich an Gedanken und Ausdruck anschließend, mit einfach gesundem Sinne auffaßt. An ihm erkennen wir auch, wie in gesunden Zeiten, selbst ohne höhere Bildung, die allgemeine Lebenssitte und die Landeseigentümlichkeit auch auf die religiöse Anschauung einen bedeutenden Einfluß übt. Gerschom war ein Gelehrter mit europäischem Sinne, mit germanischer Anschauung und der diese von orientalischen abweichende Anschauung in wichtigen Entscheidungen ausprägt.

Das Judentum weiß seinem innersten Grunde nach die Würde des Weibes wohl zu erkennen, es verlangt daher seinem Charakter nach die Ehe des einen Mannes mit einem Weibe, es begünstigt nicht die Vielweiberei, wenn es sie auch nicht geradezu verbietet. Die ganze Geschichte legt uns dafür Zeugnis ab, die Geschichte der Bibel und des Talmuds, so daß alle Beispiele andrer Art bloß als Ausnahmen zu betrachten sind, bloß als geduldet, während die geheiligte Sitte, ohne als Gesetz festgestellt zu sein, die Monogamie verlangt. Selbst unter dem Islam, der hierin die orientalische Sitte in ihrer Ausschweifung gestattet, hielt sich das Judentum an seinen Grundcharakter, und wir begegnen unter den jüdisch-spanischen Dichtern dichterischen Erzeugnissen, die von der vollen Innigkeit zwischen Mann und Weib Zeugnis ablegen, die einen ganz anderen Charakter an sich tragen als die arabisch-erotische Dichtung. Ein eigentümlich jüdischer Zug ist z. B. eine ganze Klasse von Dichtungen, die den Arabern ganz fremd, nur von Juden gepflegt werden, wie wir deren vortreffliche von Juda ha-Levi haben, nämlich Hochzeits-Lieder, die voll tiefen Gefühls die Weihe der Ehe und die Innigkeit des Verhältnisses zwischen Mann und Weib laut verkünden. So hat die feststehende Sitte, die mächtiger als das Gesetz ist, dieses Verhältnis geheiligt. Wenn sich die Sitte dennoch nicht zum Gesetze gestaltete, so daß Ausnahmen, wenn sie auch selten vorkommen, bei aller Mißbilligung doch nicht verpönt werden konnten, so war es, weil die Verhältnisse nicht dazu drängten und man

sich die Berechtigung zu einer Feststellung, für die man keine Stütze im Buchstaben des Gesetzes hatte, nicht zutraute. Anders war es im westlichen Europa. Hier war auch außerhalb des Judentums die Monogamie allgemeine Sitte, eine Abweichung davon unter den Juden, und wenn sie auch bloß selten vorkam, mußte das Volksgefühl verletzen. So tritt denn Gerschom in Verbindung mit gelehrten Zeitgenossen auf in einer Synode, um diese Sitte von nun an als Gesetz zu sanktionieren; die Polygamie ward mit dem Banne belegt. So verdanken wir dieser Rabbinerversammlung die gesetzliche Feststellung eines Grundsatzes, der in dem Judentume wurzelte und naturgemäß aus ihm erwuchs, aber doch bis dahin noch nicht gesetzliche Geltung und Anerkennung gefunden hatte; wir verdanken es der Geistesfrische jener Männer, welche ebenso ihre Zeit wie die Bedürfnisse ihres Landes verstanden und ihnen Ausdruck zu geben keinen Anstand nahmen. Eine spätere engbrüstige Orthodoxie würde hierin eine Nachahmung gefunden, würde sich in eine krankhafte, den Namen der Pietät mißbrauchende Besorgnis gehüllt haben, mit einer solchen Neuerung einen Tadel auf die früheren Zeiten zu werfen, wenn man jetzt etwas mit dem Banne belege, was ehedem geduldet worden. Von dieser Engbrüstigkeit, von dieser raffinierten Frömmelei hatte Gerschom keine Ahnung. Eine ebenso enge Freisinnigkeit würde in dieser zeitgemäßen Feststellung den von einer Rabbinerversammlung ausgehenden hierarchischen Eingriff gescheut haben; auch solche schwächliche Ängstlichkeit kannte jene gesunde naive Zeit nicht.

In engem Zusammenhange mit dieser Auffassung stehn noch andere Anordnungen Gerschom's. Eine solche betrifft z. B. die Ehescheidung. Nach orientalischer Anschauung, die übrigens das ganze Altertum teilt, liegt dieselbe ausschließlich in der Macht des Mannes. Schon der Prophet Maleachi bezeichnet die Verstoßung des Weibes freilich als eine hassenswerte Handlung, und das Judentum, wie es sich in der ersten Zeit des zweiten Tempels unter den grundlegenden Sadducäern und in der alten Halachah gestaltete, erschwerte die Scheidung;

sie sollte bloß bei einem von Seiten des Weibes begangenen Ehebruche gestattet sein. Allein mit dieser Erschwerung war zwar die Gewalt des Mannes beschränkt, aber auch das Mittel entzogen, dem ehelichen Unfrieden zu steuern. Der Pharisäismus in seiner konsequenteren Ausbildung, wie er durch Hillel und Akiba vertreten wird, erleichterte daher wiederum die Scheidung und stellte sie hiermit vollkommen wieder in das Belieben des Mannes. Auch hier war freilich wieder die Sitte, der innerste Lebenstrieb des Judentums, besser und mächtiger als das Gesetz. Die Scheidungen kamen keineswegs in dem zu erwartenden Maße und nach Ungebühr vor. Waren überhaupt die Ehen friedlich und innig, so wurde selbst manche Härte der Ehe geduldig getragen, und die Lehrer stellen uns schöne Beispiele auf, wie mit sanftem Entgegenkommen, mit ruhiger Ergebung auch das Los, an ein zänkisches Weib geknüpft zu sein, erduldet werde. „Wer sein Weib verstößt, ist ein altes Wort, über den vergießt selbst der Altar Tränen." Allein gesetzlich blieb doch immer der Mann der einzige maßgebende Teil. Zwar wurde auch für das Weib in seinen Vermögensverhältnissen gesorgt, ja es wurde ihm auch, wovon die Bibel nichts enthält, das Recht eingeräumt, unter gewissen Umständen die Scheidung zu verlangen und sie gerichtlich zu erwirken. Immerhin aber blieb dem Manne doch die unbeschränkte Machtvollkommenheit das Weib zu entlassen, und die Neigung, selbst bei geringer Veranlassung von dieser gesetzlichen Befugnis Gebrauch zu machen, mußte nunmehr — das fühlte Gerschom sehr wohl, — neue Nahrung gewinnen, wenn ihm die Möglichkeit gänzlich entzogen war, neben dem mit Ungunst betrachteten Weibe noch ein zweites Weib zu ehelichen. Gerschom, die in seiner Heimat von der orientalischen abweichende Stellung des Weibes wohl beachtend, setzte daher fest, daß die Scheidung nicht ohne Einwilligung des Weibes stattfinden dürfe. Eine höchst bedeutsame Umgestaltung der gesetzlichen Vorschriften!

Noch in einem ähnlichen Falle spricht sich seine Anerkennung der größeren Selbständigkeit des Weibes aus. Nach biblischer

Vorſchrift ſoll bei dem kinderloſen Tode eines Mannes deſſen Weib von dem Bruder geehelicht, die Schwagerehe vollzogen werden; nur dann, wenn der Schwager dieſe Ehe nicht eingehen will, wird durch einen an beſtimmten Formen geknüpften gerichtlichen Prozeß die Befreiung des Weibes von den Banden des Schwagers erwirkt. Die Schwagerehe war demnach die Regel; die Verweigerung derſelben galt als tadelnswerte Handlung des Schwagers, als Beſchimpfung der Witwe, und an ihre Stelle trat dann die ſogenannte Chalizah. Schon in der talmudiſchen Zeit wurde dieſes Verhältnis zwiſchen Schwagerehe und der mit der Chalizah verknüpften Unterlaſſung nicht mehr ſo aufgefaßt; viele Stimmen behaupten, die Chalizah ſei der Schwagerehe vorzuziehn, man ſolle dieſe unterlaſſen und unter allen Umſtänden jene lieber eintreten laſſen. Eine Feſtſtellung war darüber jedoch nicht erfolgt; unter dem Islam erhob ſich vielmehr wiederum die Meinung als vorwiegend, die auch den Buchſtaben der Bibel und die bedeutendſten talmudiſchen Lehrer für ſich hatte, daß die Schwagerehe die erſte Stelle einnehme und die Chalizah bloß ein Nothehelf ſei. Auch hier trat Gerſchom wiederum mit ſeinen Genoſſen, dem Charakter ſeiner Zeit und Gegend entſprechend, auf und verlangte, daß unter allen Umſtänden die Chalizah vorgenommen und die Schwagerehe unterlaſſen werde. Das ſind Äußerungen eines Geiſtes, der von einer vollen Selbſtändigkeit, von einem Einleben in ſeine Zeit und in die Anſchauungsweiſe derſelben Zeugnis gibt. Durch dieſe Feſtſtellungen ragt Gerſchom hoch empor über jener ſtarren Geſetzlichkeit, die gegen ſo manchen Überreſt veralteter Anſchauung ſich mit dem ehernen Schilde des unverbrüchlichen Geſetzes deckt, das Ohr verſtopft gegen den Jammer einer geknickten weiblichen Seele und in ihrer Vertrocknung über das Mitgefühl mit ſolchen aus den Härten eines veralteten Geſetzes entſpringenden Leiden als über weichliche Sentimentalität ſpottet und ſie mit heiligem Geifer beſpritzt.

Überhaupt war Gerſchoms Richtung eine milde, natürlich geſunde. Gerſchom mußte eine traurige Erfahrung machen. Sein Sohn entzog ſich dem Judentume und ſchloß ſich der

Kirche an. Als dieser starb, trauerte Gerschom zwiefach, statt der vorgeschriebenen sieben hielt er vierzehn Tage Trauer. So lange der Sohn am Leben war, glaubte er, daß er wieder an das Vaterherz kommen werde; nun war die Hoffnung vereitelt, nun mußte er befürchten, daß auch in jener Welt der Sohn ihm verloren sei, und seine Trauer war verdoppelt. Eine spätere verkümmerte Orthodoxie will dem Vaterherzen die Äußerung des Schmerzes in diesem Falle nicht gestatten, sie verlangt, daß um einen solchen Sohn gar nicht getrauert werde, sein Dahinscheiden mache keine Lücke.

So war Gerschom. Von andern gelehrten Zeitgenossen in Frankreich und Deutschland ist uns nur geringe Kunde zugekommen. Sein Bruder Machir wird genannt und seines lexikalischen Versuches, seines „Alfabet", gedacht. Josef Tob-Elem (Bonfils) in Limoges scheint gleichfalls dieser Zeit anzugehören, ein Mann von ausgebreitetem talmudischen Wissen, der sich besonders verdient machte durch Verbreitung der aus dem Oriente herübergekommenen jüdischen Literaturprodukte. Alle überstrahlt jedenfalls Gerschom, und zahlreiche Schüler verbreiteten nach allen Seiten hin ebenso seinen Ruf, wie sie die Früchte seiner Gelehrsamkeit zum Gemeingute machten. Namentlich wird die Schule zu Worms gerühmt, wo Jakob ben Jakar, Isaak ben Jehudah und mehrere andere als ausgezeichnete talmudische Gelehrte der damaligen Zeit erscheinen. Wenn sie auch nichts Schriftliches hinterlassen haben, so haben sie einen Schüler ausgestellt, der einen um so nachhaltigeren Einfluß auf das ganze Judentum des Mittelalters geübt hat, der sich zwar nicht über den Charakter der Juden im christlichen Mittelalter erhebt, aber dennoch eine ebenso liebenswürdige wie bedeutende Erscheinung ist. Salomo ben Isaak aus Troyes in der Champagne, der die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts erfüllt, etwa von 1040—1105 lebte, gewöhnlich nach den Anfangsbuchstaben seines Namens Raschi genannt, war ebenso wie Gerschom ein Mann nüchternen, klaren Verstandes, auf seinem Gebiete vollkommen heimisch und es beherrschend, von liebenswürdiger Bescheidenheit; seine eigene Persönlichkeit tritt

faſt ganz zurück hinter die Gegenſtände, die er behandelt. Salomo ben Iſaak erklärte den ganzen Talmud, die ganze Bibel und einen Teil des Midraſch. Er verfertigte auch Bußlieder, die wie alle Bußlieder und ſonſtigen Dichtungen der franzöſiſch-deutſchen Paitanim, der liturgiſchen Dichter, keinen andern Wert haben, als daß ſie eine traurige Illuſtration der damaligen Zuſtände ſind. Er führte einen ausgebreiteten gelehrten Briefwechſel, da von allen Seiten her Anfragen an ihn gerichtet wurden. In ſeinen Kommentaren erkennt man den klaren Blick des Erklärers, der die leiſeſte Schwierigkeit ahnt, die dem nicht ſo kundigen Leſer bei dieſer Stelle entgegentreten könnte. Mit kurzen Worten, knapp an den Text ſich anlehnend, weiß er die Schwierigkeiten zu beſeitigen, das Dunkel zu erhellen, jede Abſchweifung hält er fern, vermeidet jede nicht ſtreng dazu gehörige Discuſſion; er will nur Erklärer ſein und iſt es auch vollkommen. Freilich tritt er uns ſo zunächſt in ſeiner Erklärung des Talmuds entgegen; da iſt er vollkommen auf ſeinem heimiſchen Boden, bewegt er ſich in ſeiner Anſchauungs- und Denkweiſe. In der Erklärung der Bibel iſt ſein Beſtreben wohl ähnlich, aber hier hat der mächtige Strom der talmudiſchen Erklärungsweiſe, haben Legenden und angelehnte Deutungen ihn ſo überwältiget, daß er in Kürze deren Ergebniſſe darlegen zu müſſen glaubt, ſo daß der natürliche Sinn bei dieſem Verfahren zu kurz kommt. Er fühlt dies ſelbſt und fügt der künſtlichen talmudiſchen und midraſchiſchen Deutung auch ſeine einfachen Erklärungen an, ſucht, ſoweit es ihm auf ſeinem Standpunkte möglich iſt, den Sinn der Schriftſtelle zu erörtern und mit den grammatiſchen Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote ſtehn, das Wortgefüge zu erklären. Freilich ſoweit ſie ihm zu Gebote ſtehn, denn die franzöſiſche Schule der damaligen Zeit kam nicht über die Stufe hinaus, die Menachem ben Saruk und Dunaſch ben Librat erſtiegen hatten, deren Werke, da ſie in hebräiſcher Sprache geſchrieben waren, auch den franzöſiſchen Gelehrten offen lagen, während die ſpäteren arabiſch geſchriebenen Werke ihnen unbekannt blieben. So blieben ſie in der Kindheit der ſprachlichen Erkenntnis befangen und ver-

mochten nicht zur Tiefe des einfachen Sinnes vorzudringen. Raschi war, wie gesagt, noch von der ganzen Ausdeutung, wie sie die alten talmudischen Schriften ihm an die Hand gaben, abhängig, so daß seine Erklärung oft mehr von dem einfachen Sinne abführt als zu ihm hinleitet. Unter den Umständen und Einflüssen seiner Zeit kann uns die Erscheinung eines Mannes nicht befremden, der auf der einen Seite niemals den gesunden, nüchternen Verstand, den klaren, ungetrübten Blick verleugnet und dennoch auf der andern Seite mit allen Legenden, mit allem Wunderlichen sich ganz harmlos verträgt, es als vollkommen geltend und unbestreitbar annimmt, als wäre hier garnichts Auffallendes. So ist Raschi, so seine Schule.

Unter seinen Zeitgenossen und Nachfolgern gab es freilich Namen, die mit weit entschiedenerem Ernste und Bewußtsein auf die einfache Schrifterklärung ausgingen. Ein Zeitgenosse Raschi's, der später, weil man für seine nüchterne Bibelauffassung kein Organ mehr hatte, sehr wenig zur Geltung gelangte, war Menachem ben Chelbo, den wir nach den Ausführungen seiner Schüler als den Vater einer vernünftigen Exegese in Frankreich bezeichnen dürfen. Ein Neffe von ihm und wahrscheinlich unter seiner Leitung herangewachsen war Joseph ben Simon Kara; auch ihn hat die spätere finstere Zeit fast unter ihrem Schutte vergraben, bis er in unsern Tagen wieder entdeckt wurde. Kara war ein heller Kopf, ein nüchterner Schrifterklärer, der an kritische Resultate anstreifte durch den klaren Blick, mit dem er hineinschaute, wenn auch ohne philosophische Bildung, ohne wissenschaftliche Anleitung. Ein Enkel Raschi's, berühmt ebenso als Talmudist, wie verdient als Schrifterklärer, Samuel ben Meir, unter dem Namen Raschbam bekannt, war ein Mann von sehr feinem Sprachsinne und glücklichem Erklärertakte; nur fehlt ihm die sprachliche Gewandtheit seines Großvaters, so daß er bald weitschweifig, bald zu knapp und dunkel wird. Dringt man jedoch durch seine schwerfällige Ausdrucksweise durch, so enthüllt sich uns ein Schatz gesunder Erklärungen, die noch heutigen Tages nach vielen Seiten hin zu verwerten sind. Raschbam ist sich voll-

ständig des Gegensatzes bewußt, in welchem die natürliche Erklärungsweise zur talmudischen steht. Er erzählt uns selbst, wie er mannigfache Discussionen mit seinem Großvater gehabt und dieser, der gefeierte Greis, dem Jünglinge gegenüber mit seiner liebenswürdigen Bescheidenheit wohl zugestand, daß, wenn die Zeit ihm vergönnt wäre, er seine biblischen Kommentarien vollständig umarbeiten und mehr nach der einfachen Auffassung gestalten würde. Samuel ben Meir handhabt dieselbe mit allem Nachdrucke und seinem Blicke entgehn auch kritische Probleme nicht, die er mit feinem Spürsinne enthüllt.

Derselbe Mann tritt uns jedoch wieder als Talmud-Erklärer entgegen, sich vertiefend in die einzelnsten und kleinsten Discussionen, ganz naiv in seiner Anschauungsweise, und wir begreifen kaum, wie die klare Nüchternheit in den biblischen Arbeiten sich mit seinem Verfahren in denen zum Talmud vereinigen läßt, wie es möglich ist, daß hier ohne allen Anstoß in das Seltsamste eingegangen wird. Die Spanier hatten sich gegen solche Dinge bald geradezu abwehrend verhalten, bald sich damit begnügt sie zu ignorieren; diese klaren Franzosen aber gehen ganz ohne Arg darin auf. Ein Beispiel möge genügen, das um so mehr hier angeführt werden mag, als im Verlaufe der Geschichtsbetrachtung uns diese Talmudstelle doch später nochmals begegnen wird.

Die talmudische Legende, die wir hier erwähnen, gehört vielleicht zu den seltsamsten, wenn auch ähnliche vorkommen; sie charakterisiert natürlich nicht den ganzen Talmud. Legenden, sind, wie bereits erwähnt, Kinder der Volkspoesie, märchenhafte Darstellungen, von denen man nicht weiß, wie diese Kinderwelt sie auffaßt, ob lediglich als heiteres Spiel, oder ob sie den Anspruch an einen ernsten Glauben dafür erhebt. Die Legende, welche ich im Sinne habe, lautet: „Rabbi Banaa habe die Grabeshöhlen verzeichnet und da sei er an die Höhle gekommen, wo Abraham und Sarah lagen. Elieser, der Knecht Abrahams, habe davor gestanden und auf Rabbi Banaa's Frage, ob er hineingehen könne, habe Elieser erwidert, Sarah pflege jetzt den Abraham, er wolle jedoch fragen. Er fragte und brachte

die Antwort zurück, er möge immerhin eintreten, da es in jener Welt keine Sinnlichkeit gebe.“ Diese Legende übergingen die spanischen Gelehrten, wie alle derartigen, mit Stillschweigen, sie gingen ihr aus dem Wege. Der große Zeitgenosse Isaak Alfasi hatte sie in sein Werk nicht aufgenommen; als er jedoch angefragt wurde, was davon zu halten sei, so sagte er, es möchte wohl ein Traum gewesen sein, den Rabbi Banaa gehabt habe. Samuel ben Meir erklärt den Traktat, in welchem diese Stelle sich befindet. Er hat nicht den geringsten Zweifel an der Wahrheit der Geschichte, er hat nur einzelnes zu bemerken. Nur einem Manne, wie Rabbi Banaa, einem so frommen und gelehrten, sei es vergönnt gewesen einzudringen in die Grabhöhlen der Frommen; ferner: Elieser, der Knecht Abrahams, gehört zu den sieben Personen, welche lebend in das Paradies gekommen und ein ewiges Leben führten, und so ist er auch in jener Welt der Knecht Abrahams, wie er es in dieser gewesen. Die Thoßaphisten, wie die späteren Lehrer heißen, die aus der Schule Raschi's u. A. hervorgegangen, haben eine andre Frage daran zu knüpfen, sie meinen: Rabbi Banaa habe doch wohl die Höhlen nur deshalb verzeichnet, um die Orte festzustellen, unter denen Totengebeine sich befanden und die als unrein zu betrachten seien. Nun haben doch Abraham und Adam, an dessen Höhle Banaa dann auch kommt, vor der Offenbarung am Sinai gelebt, das Gesetz von der Verunreinigung sei aber erst in jener Zeit entstanden und habe keine Anwendung auf die Patriarchen. Sie suchen für diese Schwierigkeit eine Lösung zu finden.

Auch der Bruder Samuels war ein Mann von großer Tätigkeit, Jakob genannt Tham, berühmt wegen seiner großen talmudischen Gelehrsamkeit und seines Scharfsinnes, auch nicht ohne Teilnahme für weitere wissenschaftliche Erkenntnis. Ihm lagen schon einige spätere spanische grammatische Arbeiten in Übersetzungen vor, er hatte einen kurzen persönlichen Verkehr mit Abraham Aben Esra, schrieb eine Vermittelung zwischen Menachem und Dunasch, in der er nach der Weise jener Zeit den älteren Menachem in Schutz nahm, er ist aber auf der

anderen Seite so recht der Anfänger jener Methode, die an das einzelne sich anklammernd die Discussionen mehr achtet als das Resultat, die Legenden erhebt über den Grundgedanken. Aus diesen Männern ersteht eine Schule, die man die Thoßaphisten nennt, die mit einem großen Aufwande von Scharfsinn in alle Einzelheiten der Dialektik eingeht, Widersprüche entdeckt und dieselben zu lösen versucht, ohne um das Resultat bekümmert zu sein, sondern lediglich um eine Arbeit des Scharfsinns zu vollziehen, um geistig tätig zu sein. Nicht übergangen werden darf auch ein Schüler Jakob Thams, der eine sehr wichtige Stelle als einfacher Schrifterklärer einzunehmen verdient; ich meine Joseph Bechor Schor, der in den Wegen Samuels ben Meir gehend eine sehr verdienstliche Leistung in seiner Erklärung des Pentateuch liefert, dessen Werk gleichfalls die Jahrhunderte lange verschüttet hatten, weil sie es nicht zu würdigen wußten, bis es in unserer Zeit wieder aufgegraben wurde. Sonst begegnen uns noch fleißige Gelehrte mit sehr nützlichen Arbeiten. So legt Tobia ben Elieser in Mainz, aber offenbar eine Zeit lang im Oriente weilend, ein talmudisches Sammelwerk zu den fünf Büchern Mosis an; ähnlich noch umfassender Simon Darschan, dem auf dem Titelblatt seines mehrfach gedruckten Werkes „Jalkut" Frankfurt a. M. als Vaterstadt beigelegt wird, wofür ich jedoch keine Bürgschaft übernehmen möchte. Vertreten diese und ähnliche Männer keine selbständige Richtung, wirken sie nicht schöpferisch und anregend, so sind sie doch als treufleißige Arbeiter achtungswert und nützlich, indem sie aus zum Teil entlegenen Werken das an die Bibelstellen sich anschließende Material zusammentragen.

So legen alle diese Männer und deren Tätigkeit ein Zeugnis ab von der geistigen Frische, soweit sie in dieser Umgebung vorhanden sein konnte, von dem hingebendsten Ernste. Sie alle sind nicht trockene Gelehrte, alle ihre Aussprüche werden von einem begeisterten tiefen Glauben getragen, von liebender Innigkeit durchweht, und welch' reinen, gesunden, sittlichen Sinn bekunden diese Männer! Die Schlichtheit der

Sitte, die Naivetät des wohlwollenden Herzen söhnt uns aus mit der zuweilen engen geistigen Auffassung, so daß wir, wenn wir ihnen nahe kommen, wohl sagen müssen: Wir sind in düstre, enge Hütten eingetreten, das Geisteslicht konnte da nicht hell leuchten, und dennoch erlosch es nicht, und doch war das Herz so frisch und gesund! So in Nordfrankreich und in Deutschland.

12.

Italien und Provence.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Mittelalter und dem Altertume ist unter andern folgender: In dem Altertume steht immer ein einzelnes Volk im Vordergrunde, entfaltet die volle Macht nach außen hin und tritt auch mit seiner geistigen Bildung die übrige Welt überwältigend auf; die andern Völker folgen entweder seiner Führung oder verharren in dunklem Traumleben weiter. So in alleiniger Geltung wechseln die Ägypter, die Assyrer, die Babylonier, die Perser, die Griechen, die Römer. Im Mittelalter gestaltet sich das Verhältnis anders. Mehrere Völker leben nebeneinander, auf gleicher Stufe verharrend, wenn auch verschiedenartig unter sich an Machtverhältnissen und geistiger Erhebung, aber im allgemeinen eine gewisse Teilung der Welt in Beziehung auf Macht und geistige Einwirkung in sich darstellend. Das ist teilweise dem Einfluß der herrschenden Kirche zuzuschreiben. Das Altertum erzeugte alles aus dem Volke heraus; geistige Bildung und Religion war sein inneres volles Eigentum, wie es aus ihm herauswuchs und das darum zu einer die minder entwickelten Völker beherrschenden Macht sich gestalten mußte. Im Mittelalter war die Kirche eine universelle Macht, sie stellte sich als solche dar, die über allen Völkern stand, die kein einzelnes, überhaupt kein Volksleben als berechtigt anerkannte; sie ließ nicht zu, daß die Volksindividualität eine schöpferische Macht werde, die aus sich erzeugen dürfe, sie wollte die einzige Macht sein, der die ganze Menschheit huldigen, aus der sie ihre ganze Kraft schöpfen müsse. Das bürgerliche Leben galt als untergeordnet, das ganze weltliche Treiben als nichtig, und so mochte wohl ein jedes Volk seine Angelegenheiten betreiben, doch die Kirche allein war es, welche für alle die geistigen Schätze in sich barg und allen gleichmäßig spendete.

So war das geistige Leben getrennt von dem Volksleben, der Staat nicht durchgeistet, Religion und Wissenschaft ohne reales Leben, ohne die Kraft, die aus dem Mutterboden der Wirklichkeit immer neue Säfte empfängt, in den innersten Trieben des Volkes wurzelt; sie wurden zu wesenlosen Schatten oder starren Gestalten, welche nicht in dem innersten Gemüte des Volkes lebten. So fehlte denn auch das Mittelglied, welches das Volksleben mit höherer Volkskultur und Volksliteratur verbindet: die gebildete Sprache, welche durch den Gedankenadel, den die Wissenschaft ihr einprägt, auch die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens, die in ihr gesprochen werden, erhebt und die wissenschaftliche Forschung mit dem Leben im Zusammenhange erhält. Die Angelegenheiten des täglichen Lebens gehörten im Mittelalter der Volkssprache, einer ungebildeten und verwilderten, an, welche die Roheit der Sitten und die Geschmacklosigkeit der Auffassung noch erhöhte: die Angelegenheiten der Wissenschaft und Religion waren das Eigentum einer Gelehrtensprache, die dem Volke fern blieb und als eine tote nicht aus dem fortströmenden Quelle des Lebens schöpfte und sich nicht verjüngte. Dabei durfte selbst diese Gelehrtensprache, die lateinische, nicht auf ihre klassischen Erzeugnisse zurückführen; als Werke des Heidentums waren diese verpönt, nur die entartete, versteinerte mönchische Ausdrucksweise war gestattet. Ein langes Hemmnis einer freien Geistesentwickelung in der christlichen Menschheit!

Andererseits aber bereitete sich dadurch wieder jene Staatenordnung vor, welche ein Nebeneinander von verschiedenen Völkern gestattete und allmählig eine gebildete Staatengruppe hervorrief, jene Staatenordnung, die später unter dem Namen des europäischen Gleichgewichts als politisches Axiom galt, in neuerer Zeit als Recht der Nationalitäten nach Anerkennung ringt. So sehen wir denn in dem christlichen Mittelalter mehrere Völker nebeneinander aus der geistigen Dumpfheit mühsam sich emporarbeiten, gleichmäßig an den höheren Angelegenheiten der Menschheit je nach der Stufe, welche sie einnahmen, sich beteiligen. Ebenso nun begegnen wir im Juden-

tume dieser Zeit in den verschiedenen Ländern dem gleichzeitigen und gleichmäßigen Aufstreben der Gelehrsamkeit, sehen wir überall Männer hervortreten, welche als die Träger der Zeit einen großen Schatz von Wissen in sich vereinigen. Wie in Deutschland und Frankreich begegnen wir auch in den andern Ländern, welche damals einen gewissen Grad von Kultur erlangt hatten, derselben Erscheinung. Auch in Italien entwickelte sich die Gelehrsamkeit, zunächst nur auf talmudischem Gebiete.

Italien, jenes Land, in dem so viele Reste alter Bildung überall umher zerstreut lagen, bei dem man erwarten sollte, daß der unmittelbare Anschluß an das Altertum eine tiefe Einwirkung auf das ganze Leben üben sollte, stand zu jener Zeit nicht höher als irgend eines der andern Länder. Auch in ihm war die Wissenschaft in ihrer Kindheit umnebelt von den Spukgestalten, welche die damalige religiöse Richtung heraufbeschworen. So finden wir denn in Italien auch innerhalb des Judentums, obgleich dasselbe auf diesem Boden schon lange Jahrhunderte sich tief eingelebt hatte, keine hervorragende Erscheinung bis in das elfte Jahrhundert hinein. Aus der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ist in unseren Tagen ein lange vergessener Mann wieder zum historischen Leben erweckt worden. Arzt, Astronom, Astrolog, auch auf jüdischem Wissensgebiete tätig, stand Schabthai Donolo oder Donnulos auf der Höhe der damaligen Wissenschaft; was jedoch diese Höhe bedeuten soll, ist bekannt genug. Die Arzneikunde blieb den Juden zu allen Zeiten nicht fremd. Sie war eine freie Wissenschaft, die dennoch auch für das Leben eine gesicherte Stellung darbot. Wie wir demnach überall und allezeit, auch in Ländern und Zeiten, da Wissenschaft und Bildung sehr niedrig standen, der Druck zentnerschwer auf den Juden lastete, jüdische Ärzte und medizinische Schriftsteller treffen, so war denn auch Schabthai tätig als Arzt, zugleich Astrolog und Erklärer des Büchleins von der Schöpfung (Jezirah), also in gewissem Sinne auch als philosophischer Schriftsteller. Stellen wir ihn neben seinen Zeitgenossen und Bekannten,

neben den heiligen Nilus, so dürfte es schwer sein, ihm den Vorzug echt menschlicher Bildung, wissenschaftlicher Einsicht und geläuterter Religiosität abzusprechen. Als der heilige Nilus krank wurde, bot ihm Schabthai seine Dienste an; jener aber lehnte sie ab, er scheute die Heilung durch einen Juden, sie könne die Stellung der Kirche beeinträchtigen.

Erst am Ende des elften Jahrhunderts — er beendete sein Werk im Jahre 1101 — lernen wir einen talmudischen Gelehrten kennen, der als Schriftsteller Bedeutung erlangt hat. Nathan ben Jechiel aus Rom legte ein großes Wörterbuch zu dem Talmud, den Midraschim und dem Thargum, d. h. der chaldäischen Bibelübersetzung, an, das zwar nicht von höherer, wissenschaftlicher Einsicht getragen ist, aber ein so reiches Material darbietet und auf so alten Quellen beruht, daß es noch heute als ein nicht ganz ausgebeuteter Schatz uns vorliegt. Wir haben erfahren, wie Abraham Aben Esra Italien gefunden; tiefe Spuren hat er daselbst nicht zurückgelassen. Auch sein und Juda ha-Levi's Schüler Salomo Parchon, ein spanischer Flüchtling, wirkt durch sein Wörterbuch, welches er, die Spuren Abulwalid's verfolgend, 1160 in Salerno beendigt, nicht bedeutend. So bleibt Italien bis zu dem Zeitpunkte, den wir als Endpunkt unserer diesmaligen Betrachtung bezeichnet haben, bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts auf derselben Stufe, auf der die anderen christlichen Länder verharren.

Eine etwas abweichende Erscheinung bietet die Provence. Jener sonnumglänzte Süden Frankreichs war in seinen staatlichen, bürgerlichen Verhältnissen unabhängiger, und die verschiedenartigen geistigen Einflüsse, welche dorthin drangen, regten die Kräfte mannichfaltig an. Frankreich hatte von seiner ersten Zeit an die Neigung zur festeren Zentralisation, so daß die Macht der Krone eine mehr durchgreifende war, das Volk sich enger zu einer Einheit aneinanderschloß; gerade dies aber hatte im Mittelalter die nachteilige Folge für die Juden, daß sie als ein fremdartiges Element ganz zurückgedrängt wurden, wie dies sehr bald in Nordfrankreich eintritt. Im Süden hatten jedoch

die einzelnen Barone und Grafen eine größere Selbständigkeit, das Volk entwickelte sich freier und auch die jüdische Bevölkerung genoß einer weit größeren Freiheit. Noch aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts erfahren wir von einem Dokumente, wo ein jüdischer Grundbesitzer Kalonymos ben Todros dem Kommandeur von St. Jean zwei Landgüter mit allen herrschaftlichen Rechten, die er bisher als Eigentümer besessen, verkauft. War diese freiere Lage schon wohl geeignet, auch die Geister zur allseitigen Entwickelung zu befähigen, so wirkte die Weltlage des Landes ganz vorzüglich auf seine geistige Erhebung. Es lag in der Mitte zwischen Frankreich und Spanien. Von dort her drang jene ernste, zum Teil finstere talmudische Gelehrsamkeit auf den Süden ein, von Spanien aus strömte ihm der Quell der Wissenschaft zu. Nicht genug damit, hatten sich im zwölften Jahrhunderte zahlreiche Auswanderer aus Spanien, die den Verfolgungen der Almohaden entflohen, in der Provence angesiedelt; sie brachten aus Spanien die ganze reiche Bildung, die Schätze ihrer Wissenschaft und ihrer Literatur mit und suchten sie in ihrem neuen Vaterlande einheimisch zu machen.

Vordem treffen wir in diesem Lande auf Anfänge von Gelehrsamkeit, auf talmudische und midraschische Autoritäten, wie Moses Darschan aus Narbonne, der bereits in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts geblüht, und andere, die dort Lehrer und Verbreiter der talmudischen Wissenschaft waren. Reich ist im zwölften Jahrhundert die Schar der Männer, welche ausgerüstet mit allen Waffen talmudischen Geistes und Wissens praktisch wie theoretisch sich auszeichneten. Dort lebte Meschullam ben Jakob mit seinen gelehrten Söhnen in Lünel, dort in der Mitte des zwölften Jahrhunderts dessen Schüler Serachja ben Isaak ha-Levi, der als von spanischer Abkunft bezeichnet wird, ein Mann von großem Selbstbewußtsein, entschiedener Kraft und tapferer, einsichtsvoller Jugendlichkeit, die Werke früherer talmudischer Gelehrten mit Glossen versehend und seine selbständige Ansicht ihnen gegenüber vertretend. Er zeigt auch Bekanntschaft mit andern Wissenschaften. Seinen Kampf gegen einen großen Lehrer verteidigt er selbst

im Vorwort mit den Worten: Es sagen die alten Weisen: wert ist mir Plato, wert Sokrates, aber am allerteuersten ist mir die Wahrheit. Das ist eine Geltendmachung der selbständigen Überzeugung gegen den Autoritätsglauben mit Worten griechischer Weisheit. Dort lebte Abraham ben David in Posquières, ein Mann von ausgebreiteter talmudischer Gelehrsamkeit, mit kühnem Geiste, aber mit grollendem Unmute über jeden gegen ihn sich erhebenden Widerspruch und finster blickend auf die spanische Richtung, auch unzufrieden mit dem talmudischen Werke des Maimonides, das er allein unter dessen Schriften kannte. Dort lebte Isaak ben Abbamari in Marseille, Verfasser eines gelehrten talmudischen Werkes „Ittur," und viele andere.

Wichtiger aber wird die Provence als Vermittlerin zwischen dem nordfranzösischen Geist und dem spanischen, oder vielmehr, daß sie die in Spanien arabisch ausgearbeiteten Werke, die später den Juden unzugänglich geworden wären, in hebräischen Bearbeitungen und Übersetzungen auch den des Arabischen Unkundigen zuführte und ihnen so weite Verbreitung verschaffte. Schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts sehen wir vereinzelt von Spanien herübergekommene Männer der Wissenschaft in der Provence auftreten, so unter andern Abraham ben Chija, einen Mathematiker, der unter dem verstümmelten Namen Savasorda den Mathematikern des Mittelalters als eine Autorität erscheint. Vorzüglich verdient machten sich zwei Familien in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts und übten einen besonders großen Einfluß auf die spätere Zeit aus. Das sind die Familien der Kimchi und der Thibbon. Joseph ben Isaak Kimchi, der Vater mit zwei gelehrten Söhnen Moses und David Kimchi, haben als Nachbildner die Sprachgelehrsamkeit, Grammatik, Lexikographie, nüchterne Bibelerklärung aus Spanien mit herübergebracht nach der Provence. Bereits Joseph Kimchi verfaßte Kommentare zu vielen biblischen Büchern, übersetzte und bearbeitete einiges Philosophische und Poetische aus der Literatur Spaniens und ward so mit ein Neubegründer des wissen-

ſchaftlichen Lebens für das ganze Mittelalter. In einer merkwürdigen Weiſe zeigt ſich übrigens der Einfluß des neuen Heimatlandes auf die ſprachliche Behandlung des Hebräiſchen bei Joſeph Kimchi. Die jüdiſchen Grammatiker nämlich unter den Arabern ſtellten nach der Eigentümlichkeit der arabiſchen Sprache auch für das Hebräiſche drei Grundvokale auf, nämlich a, e, o; Joſeph Kimchi war der erſte, der, von den romaniſchen Sprachen beeinflußt, die Teilung in fünf Vokale auch in das Hebräiſche hinübertrug und zwar in doppelter Weiſe als lange und kurze Vokale. Seine beiden Söhne gingen in ſeinen Wegen. Von größerer Bedeutung als der ältere Sohn Moſes, der vielleicht größeren Ruf erlangte als er verdiente, war David, unter dem Namen Redak weithin bekannt, der Sprachlehrer des ganzen Mittelalters durch ſeine Grammatik, ſein Wörterbuch und ſeine Bibel-Erklärung und faſt als unantaſtbare Autorität geehrt. Der Mann verdient wohl wegen ſeiner genauen Sorgfalt, ſeiner Gründlichkeit, ſeines verſtändigen Sammlerfleißes den Ruf und das Anſehn, die er genießt, wenn er auch keine ſchöpferiſche Kraft war. Gerade dadurch, daß er weniger nach Originialität ſtrebt, bloß ſchlicht darſtellen, faßlich zuführen will, war ſeine Wirkung um ſo nachhaltiger, wurde er der zuverläſſige Führer des ganzen Mittelalters bis zum vorigen Jahrhunderte, und noch heute werden ſeine Schriften mit Recht ſehr geſchätzt und bieten einen noch nicht erſchöpften Stoff der Belehrung.

Weit enger noch an die Spanier ſchloß ſich die andre Familie, die der Thibbon, an. Während die Kimchi mehr ſelbſtändig verarbeiteten, begnügten ſich die Thibboniden mit Überſetzungen und verfolgten enger die Schritte ihrer ſpaniſchen Meiſter und Vorgänger. Juda ben Saul Thibbon, gleichfalls am Anfange der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, war Arzt, genauer Kenner des Arabiſchen und ein vielſeitig gebildeter Mann. Er überſetzt nicht bloß Grammatiſches, wie die Werke des Abulwalid, die dadurch auch den jüngeren Kimchi, die, wie es ſcheint, des Arabiſchen nicht mehr kundig waren, zugänglich wurden, ſondern ſein vorzügliches Ver-

dienst besteht darin, daß er die arabisch-jüdischen Philosophen übersetzte. So übertrug er das religions-philosophische Werk des Saadias, die Herzenspflichten des Bechai ben Bakuda, das religions-philosophische Werk Cusari des Juda ha-Levi und mehreres andere. Diese Werke, wenn arabisch geblieben, würden vielleicht in unseren Tagen im Original aufgefunden worden sein und sich als Denkmale dargestellt haben eines kühn strebenden, mächtig ringenden und forschenden Geistes. Allein sie hätten nicht während der langen Jahrhunderte gewirkt, nicht die lange Finsternis erleuchtet. Juda Thibbon verdanken wir es, daß diese Werke das ganze spätere Mittelalter hindurch nicht bloß erhalten worden, sondern als ein Lebensstrom die Sandwüste desselben durchströmt und vielfach befruchtet haben; an ihnen erquickte sich der gedrückte Geist, an ihnen erhoben sich die gebeugten Gemüter.

Juda Thibbon hatte einen einzigen Sohn Namens Samuel. Es hat etwas eigentümlich Rührendes, wenn wir nach langen Jahrhunderten in die enge Häuslichkeit, in die kleinen Sorgen eines verdienten Gelehrten eingeführt werden; das wird uns von Juda Thibbon verstattet. Wir besitzen von ihm ein Schreiben an seinen Sohn, das eine Art wissenschaftliches Testament an ihn enthält. Samuel scheint als einziger Sohn verwöhnt worden zu sein. Sein Vater sorgte für ihn mit der größten Zärtlichkeit, war bemüht, seine geistigen Kräfte auf's reichste auszubilden, hielt ihm die trefflichsten Lehrer, eiferte ihn ohne Aufhören an, aber eben deshalb war Samuel verdrossen und die kleinlich pedantische Anleitung des Vaters machte ihn unwillig. In diesem Testamente nun klagt Juda darüber und ermahnt seinen lieben Sohn, gegen den er sonst keinen Tadel auszusprechen habe, der von der Natur wohl begabt sei und auch einen löblichen sittlichen Sinn in sich trage, doch von nun an seiner Sorgfalt mehr zu entsprechen. Er habe ihm so viele schöne Bücherschränke hingestellt, kostbare Werke angeschafft, alle Bücher seien so schön geschrieben, so herrlich gebunden, in so sauberer Ordnung erhalten. Er habe ihn ermahnt, er solle eine schöne zierliche Handschrift schreiben,

wie er es an ihm wahrgenommen, ihn zur Erlernung des Arabischen und aller Wissenschaft ermuntert und ihm darin den Weg geebnet; in allen Büchern seien Anmerkungen von ihm verzeichnet, die ihm das Verständnis erleichtern. Was er bis jetzt sehr lässig betrieben, solle er nun, da er bald keinen Führer mehr haben werde, mit Ernst aufnehmen. Seine Bücher möge er doch ja gut erhalten, die ungebundenen hebräischen jeden Monat herausnehmen und abstauben, die arabischen alle zwei Monate und die gebundenen alle drei Monate und so fährt er mit ähnlichen Ermahnungen fort. Ich glaube kaum, daß diese gutgemeinte Peinlichkeit, diese zärtliche Ängstlichkeit, diese wohlwollende Quälerei eine Wirkung zu üben vermochte; sie konnte weit eher dem Sohne das Studium noch mehr verleiden als ihn dazu hinführen. Allein da erglänzte die Sonne des Maimonides. Das Werk „Der Führer der Umherirrenden" imponierte dem Verwöhnten durch die Fülle der Gedanken, durch die Kraft und Kühnheit der darin lebenden Überzeugung, durch die Abrundung des Systems. Nun bedurfte es keines Treibers mehr zum Studium; mit allem Eifer vertiefte sich Samuel in dasselbe und faßte den Entschluß dieses Werk zu übersetzen. Er setzte sich mit dem Verfasser selbst in Verbindung, sendete seine Übersetzung stückweise ihm zur Durchsicht und Berichtigung zu; der uns erhaltene Briefwechsel zwischen Samuel und Maimonides ist ebenso liebenswürdig wie belehrend. So hat Samuel, abgesehen von noch einigen andern Übersetzungen, die er angefertigt, und eignen schriftstellerischen Versuchen, durch seine Übertragung des „Führers" eine sehr verdienstvolle Arbeit ausgeführt: ihm ist es zu verdanken, daß die spätere Zeit in den Besitz desselben gelangt ist und dessen befruchtende Einwirkungen empfangen hat.

Die Thibboniden sind durch ihre Übersetzungen zugleich Schöpfer des eigentümlichen philosophisch-hebräischen Stils geworden; weder die Sprache der Bibel, noch die der Rabbinen reichte aus alle philosophischen Ausdrücke nach ihrer spekulativen Entwickelung wiederzugeben. Die sorgsamen Bemühungen der Thibboniden haben eine philosophisch-hebräische Sprache ge-

schaffen, die zwar nicht elegant ist, an Härten und Schroffheiten leidet, aber den Vorzug der Bestimmtheit und der knappen Anlehnung an den Gedanken hat. Sie hat sich in die jüdische Literatur eingelebt, wurde daher trotz ihrer zuweilen fremdartigen Neubildungen allgemein verständlich und auch für die spätere Zeit ein gefügiges Werkzeug zum Ausdrucke philosophischer Gedanken und so wieder ein neuer Fruchtkeim für reiche Saaten der Bildung, die sich anschlossen. Die Provence aber war ein Speicher geworden für die mannigfaltigsten Schätze der Gelehrsamkeit, eine Sammelstätte für die sehr verschieden gearteten abgeschiedenen Geister. Ob diese auch friedlich mit einander verkehren werden?

Wir haben den Höhepunkt des Mittelalters erstiegen. Mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts schließt für die Geschichte des Mittelalters im Allgemeinen wie für die Geschichte des Judentums in demselben ein bedeutsamer Abschnitt. Zwölf Jahrhunderte hat die Geschichte durchschritten; wir haben sie begleitet, die Wanderung mit zwei großen Ereignissen begonnen, mit dem Eintritt des Christentums in die Weltgeschichte und mit der Auflösung des jüdischen Volkstums. Im Laufe dieser zwölf Jahrhunderte hat die Kirche ihre Macht immer weiter ausgedehnt, ist weithin herrschend geworden. Ihre erste Heimat, dort wo ihre Wiege stand, hat sie bald verlassen müssen und hat ihr niemals ein befruchtendes Leben zugeführt, Palästina war durch die Kirche nie zur Blüte gelangt, ja das Land war und ist nicht in dem Besitz der Kirche geblieben. Ihre zweite Heimat war Stadt und Reich, wo die Kirche den Thron erstiegen. In Byzanz, Konstantinopel im oströmischen, byzantinischen Reiche gelangte sie im vierten Jahrhundert zur Herrschaft. Auch dieser neuen Heimat hat sie die Segnungen einer reichen Entwicklung nicht gebracht. Das byzantinische Reich ist in sich verschrumpft, seine Macht und seine geistige Bildung sind zu leeren Formeln geworden, zu Etiquettenstreitigkeiten verkümmert, bis auch diese Heimat im Laufe einer späteren Zeit der Kirche ganz und gar entzogen wurde. Aber eine dritte Heimat hat sie sich gegründet und von dort aus ihre ganze Machtfülle über das Abendland aus-

gebreitet. Von Rom aus, das noch das alte Besitzrecht nicht eingebüßt, Mittelpunkt der Welt, aller staatlichen Herrschaft zu sein, hat die Kirche ihren Einfluß weithin erstreckt, an Kraft im Laufe dieser Jahrhunderte immer zugenommen und ist am Ende des zwölften Jahrhunderts zu ihrer Höhe gelangt. Doch hat sie in den ersten Jahrhunderten das römische Volk, den italienischen Staat nicht zu durchdringen vermocht; er konnte der Überflutung der Barbarei keinen Widerstand leisten. Der Andrang der Barbarei vermag nur da zu überwältigen und niederzustürzen, wo er auf träge, geistlose Massen, auf verweichlichte Völker mit hohler Scheinbildung trifft; der lebendige Geist, ein geweckes Volksbewußtsein, ein geläuterter Sinn setzt der einbrechenden Flut, der rohen Naturkraft einen mächtigen Damm entgegen. Nicht die Völkerwanderung hat die römische Bildung zerstört, vielmehr war die römische Bildung bereits in sich zerfallen, die Kirche hatte ihr keinen neuen gesunden Geist eingehaucht, und deshalb konnte die Völkerwanderung ungehemmt vordringen. Die Kirche hat, als Trägerin höherer Ideen, diese wilden Horden gezähmt; das ist ihr großes Verdienst. Dennoch bekundete sie sich nicht als eine höhere Geistesmacht, der freie Geister willig huldigen, die alle edlen Triebe in dem Volkscharakter und Volksleben zur Entfaltung bringt; sie wurde zur geistlichen Macht, die die geknechteten Geister unter sich beugte. Im Laufe dieser zwölf Jahrhunderte entstand keine neue Wissenschaft, keine Volksliteratur von den frischen Kräften und Säften genährt; eine lange Wüste mit kargen abgerungenen Früchten, eine vertrocknete Gelehrsamkeit, abquälende Zerlegung unbegriffener Gedanken! Solchen Eindrücken und Erscheinungen gegenüber hatte das Judentum keine Veranlassung vom Schauplatz der Welt sich zurückzuziehn, es vernahm nicht den dringenden Mahnruf der Weltgeschichte: Gehe ein, eine neue Lebensmacht ist entstanden, welche deine Aufgabe in höherer Weise erfüllt. Das Judentum hatte neben diesen Erscheinungen das volle Recht seine Wahrheit zu wahren und darzustellen.

Es hatte in diesen zwölf Jahrhunderten schwere Zeiten zu bestehen, schwerere noch sollten kommen. Mit dem Anfange dieses Abschnittes begann es ein ganz neues Leben; nicht mehr getragen von einem eng in sich geschlossenen Volke, waren dessen zerstreute Glieder nach den verschiedensten Richtungen ausgesendet, und wohl konnte der Zweifel erstehen: Kann ein solch zerklüftetes Volk sich erhalten? Kann eine so eng mit dem Staatsleben verknüpfte Religion ohne dieses fortdauern? Die Geschichte hat dieses Bedenken verscheucht. Diese auseinandergerissenen Glieder haben ein großes Werk vollbracht! Die Zeitumstände wohl erwägend, haben sie mannigfache Wälle und Ringmauern um sich erbaut, um dem äußeren Andrängen nicht zu erliegen, und haben dennoch durch eine große innerliche Kraft der Erhaltung und Fortbildung aus dem Volksleben heraus zur Glaubensgenossenschaft sich gestaltet; sie haben ihr System mit Geistesfülle ausgearbeitet, sich in den Glaubenswahrheiten immer unerschütterlicher befestigt, aber auch das Leben durchtränkt von den Anschauungen, die teilweise zwar eine vorübergegangene Zeit gewaltsam festhielten, teilweise jedoch demselben wahre Weihe und geistige Erhebung aufgeprägt haben. So haben sie ihr inneres Eigentum, wenn auch hier und da dem Drucke, der von außen auf sie sich lagerte, nachgebend und durch ihn zu Mißbildungen verleitet, treu gewahrt und es in seiner Tiefe und nach allen Richtungen hin durchgearbeitet, und haben dabei an allen höheren Angelegenheiten des Lebens, soweit der Raum ihnen vergönnt war, und namentlich des geistigen Lebens, einen lebhaften Anteil genommen. Das Judentum hat unterdessen die Kirche mit der Kenntnis der hebräischen Bibel befruchtet, hat den Islam an seiner Wiege gepflegt, hat neue Sprachwissenschaft gezeitigt, hat in den Zeiten, als geistige Erhebung möglich war, überall tiefe Spuren in der Entwickelung jeder Wissenschaft eingegraben.

Was ihm seinen Adelsbrief ausstellt, das ist, daß es in diesem ganzen Abschnitte nie den wohlwollenden, echt menschlichen Sinn einbüßte, sowohl gegen die eignen Glieder, als auch nach außen hin. Für den Zartsinn, den die Juden gegen

ihre Glaubensgenossen allezeit bewährten, bedarf es keines besondern Nachweises; das ist weltkundige Tatsache. Aber auch gegen andere Religionen, die nur das Wort der Verdammung gegen Andersgläubige kannten, hielt das Judentum an dem Worte fest, das wir schon in der talmudischen Zeit vernommen haben, daß die Frommen aller verschiedenen Völker und Religionen Anteil an dem zukünftigen Leben haben, das hatte alle Kreise und Schichten des jüdischen Volkslebens durchdrungen. Als ein zum Judentum bekehrter Moslem von seinem Lehrer das harte Wort vernahm, er sei früher ein Götzendiener gewesen, und deshalb an Maimonides fragend sich wandte, da erwiderte dieser: ein solcher Ausspruch sei von dem, der ihm als Lehrer und Vorbild dienen sollte, doppelt tadelnswert. Wenn die Anhänger des Islam Lügnerisches gegen die Juden aussagten, so sei es darum den Bekennern des Judentums nicht gestattet den Islam strenger zu beurteilen als er es verdiene. Die Bekenner des Islam wanderten zwar nach Mekka und verrichteten ihre Andacht bei der Kaaba, jenem alten schwarzen Steine, der in der heidnischen Zeit der Araber abgöttisch verehrt worden; doch dürfe man ihnen dies nicht als Götzendienst anrechnen, es sei alte Gewohnheit, während Grund und Kern des Islam das Bekenntnis zum einzigen Gotte bleibe. Das entspricht vollkommen einem andern talmudischen Worte, daß die Völker außerhalb des heiligen Landes keine Götzendiener seien und nur die Sitte ihrer Väter weiter erhalten hätten, ohne daß der Götzendienst in ihrem Herzen Wurzel geschlagen habe. Diese Lehre hatte Gesetzeskraft im Judentume zu allen Zeiten, trotzdem daß ihm von seinem Standpunkte aus die Religion der es umgebenden Völker nur als eine zweite Auflage des Heidentums erscheinen mußte.

Die Lehrer und Träger des Judentums strahlen während dieses ganzen Abschnittes durch Gelehrsamkeit und Sittenreinheit. In der Kirche ist es nicht selten, daß selbst hohe Würdenträger tief in Unwissenheit versunken sind; der Stolz des Judentums war die Pflege der Gelehrsamkeit. Nur der Gelehrte erfreute sich dauernder Ehre, ein jeder betrachtete es

als heilige Pflicht nach seinem Teile und seinen Kräften selbst der Lehre kundig zu sein, seine Freude war der Umgang mit Gelehrten, eine Erhöhung des eignen Wertes, die Wissenschaft in andern zu achten. Die Fälle von tiefer Versunkenheit in andern Bekenntnissen gerade an den Stätten, wo wir Recht und Tugend, Liebe und Wohlwollen erwarten, sind nicht selten; bei den jüdischen Lehrern ist Rechtssinn, Billigkeitsgefühl, milde Gesinnung entschieden vorherrschend, und kaum dürfte eine Ausnahme gefunden werden. Wir besitzen aus allen diesen Jahrhunderten Gutachten, rechtskräftige Entscheidungen für die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse; in ihnen allen paart sich ein gesunder Verstand, eine klare Auffassung des Lebens mit der strengsten Unparteilichkeit, dem unbeugsamen Rechtssinne, der ernstesten Fürsorge für Wahrung der Sittlichkeit, für Förderung des Gemeinwohls. Ehre diesen Männern, die tüchtig an Geist und Herz waren, wenn auch viele unter ihnen den niedrigen wissenschaftlichen Standpunkt ihrer Zeit und Gegend nicht überschreiten konnten.

Das Judentum des Mittelalters ist gleichfalls um diese Zeit zu seinem Höhepunkte gelangt, von nun an geht es tief abwärts in der Geschichte des Mittelalters wie in der des Judentums. Innerhalb der Kirche finden nun Zersetzungen und Reibungen statt, die Volkstümlichkeiten wollen sich emporarbeiten, die Wissenschaft will zur Freiheit gelangen — jedoch die Kirche zieht die Zügel straffer an, um dies zu verhindern. Es entbrennt von Zeit zu Zeit ein Kampf auf Leben und Tod, aber die Macht der Kirche wird nicht gebrochen, die freien Regungen werden noch argwöhnischer beobachtet, noch schärfer verfolgt. Da erhebt sich der Ruf von allen Seiten: Reform an Haupt und Gliedern, Umbildung in Sitte, in Anschauung, in Glauben und Leben! Fast scheint wiederum dieser Ruf in Blut und der Flamme des Scheiterhaufens erstickt zu werden. Doch nein! Ein Teil löst sich ab, aber über den größten Teil behält die alte Kirche ihre Macht. Neue Zustände gestalten sich um die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die Völker ringen sich empor und ringen immer noch mit der alten An-

ſchauung, die ihre Macht nicht vollkommen eingebüßt hat, die noch heute ihre Bannſtrahlen ausſendet, wenn ſie auch nicht mehr ſo zünden, die heute noch mit demſelben, ja mit noch geſteigertem Ingrimme gegen alle Wiſſenſchaft und Staatenbildung auftritt.

Das Judentum hat im Laufe dieſer Zeit eine doppelt ſchwere Stellung: es wird von zwei unter ſich zerfallenen Feinden aus entgegengeſetzten Gründen verfolgt. Die alte Feindſchaft der Kirche läßt nicht nach, aber auch das neu ſich erhebende Volkstum blickt nicht minder unfreundlich auf das Judentum hin. Volk und Staat haben noch nicht das Vollbewußtſein ihrer Kraft, ſie haben noch nicht das Vertrauen zu ſich ſelbſt, daß ſie auch Fremdartiges in ſich aufnehmen, in ſich verarbeiten, es zu ihrem Eigentum machen, durch ihre eigne Friſche es ſeiner Fremdartigkeit entkleiden können. Dem erwachenden noch leicht verletzlichen Volkstum erſcheinen das Judentum und ſeine Genoſſen als fremder Beſtandteil, der ausgeſtoßen, ferne gehalten werden muß. — So von beiden Seiten verfolgt, äußerlich und innerlich geknickt, führt das Judentum ein trauriges Daſein mehrere Jahrhunderte hindurch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein. Da beginnt auch für dieſes eine neue Zeit, ein neues Licht erleuchtet die Menſchheit, durchſtrahlt die weiten Räume der Welt und dringt auch in die finſteren Kammern des Judentums.

Wie die Zeit ſich weiter entwickeln, wie in dieſem Ringen die Menſchheit ſich geſtalten werde, das iſt für den ahnenden Blick des in die Ferne Spähenden nicht zweifelhaft. Der Geiſt der Menſchheit ringt ſich empor, die Völker werden alleſammt als die einzelnen Glieder eines großen Menſchheitskörpers durchleuchtet ſein von dem echten Gottesgeiſte, und ein jedes an ſeinem Teile die wahre und volle Bildung in ſich aufnehmen und ausſtrömen, alle einander gegenſeitig fördernd, ſtärkend und läuternd, und die Religion wird, als die edelſte Blüte der Weisheit in den Geiſtern verjüngt, als Lebensmacht erſcheinen. Ob das diejenige Religion ſein wird, welche die Macht ererbt hat, ob ſie ſich zur vollen Höhe mit emporzuringen, die Ausſöhnung mit dem lebendigen Volksgeiſte und mit der Wiſſenſchaft zu

vollziehen vermag: darüber ein endgültiges Urteil zu fällen, mag der Zukunft überlassen bleiben. Jedenfalls hat das Judentum, seitdem es ihm vergönnt ist mit einzutreten in die volle Bewegung der Weltgeschichte, den Geist in sich verjüngt, die Wissenschaft in sich aufgenommen, die Schranken schon teilweise durchbrochen, die es als bloß volkstümlichen Glauben gegen die übrige Menschheit abgesperrt haben. Diese Umgestaltung und geistige Durchbildung des Judentums ist eine Tatsache, die es bereits während der schmalen, erst allmählig sich erweiternden Öffnung seiner Kerkerpforten vollzogen hat, eine Tatsache aus der Geschichte des letzten den Juden noch sehr mühevollen Jahrhunderts, die mit leuchtenden Zügen in die Tafeln der Geschichte eingegraben ist.

Belebt vom Hauche voller Freiheit, immer mehr durchtränkt vom Geiste der den Blick erweiternden wie vertiefenden Wissenschaft, wird das Judentum der Gegenwart immer mehr seiner Aufgabe inne werden und ihrer Verwirklichung nachstreben, einer Aufgabe, die ebenso allem tieferen Streben der Gegenwart entspricht, wie sie in seinem eigenen Grundwesen tief wurzelt, daß es Religion der Menschheit werde. Nur die Religion, die mit dem freien Gedanken sich aussöhnt, hat die Berechtigung, aber zugleich auch die Bürgschaft für ihre Fortdauer; eine jede Religion hingegen, welche ankämpft gegen das Recht des Geistes, wird unter den Rädern der Zeit zermalmt. Und ferner: Nur die Religion trägt die Bürgschaft ihrer Zukunft in sich, welche der ganzen Menschheit ihre Segnungen zu spenden als ihre Aufgabe betrachtet, sich daher auch in der der Gesammtheit gemäßen Gestalt ihr darbietet, nicht jene, die sich auf einen engen Kreis beschränkt, sich in die Zelle zurückzieht, von der übrigen Menschheit, als wäre diese ein unbeseelter oder ein ungleichartiger Körper, sich abschließt, sich vorzugsweise in ihre eignen kleinen Interessen versenkt. Das Judentum wird dessen eingedenk bleiben, daß es berufen ist das Ziel anzustreben, wenn es auch nicht von uns allein herbei geführt werden kann, daß Gott als einer und sein Name als einer erkannt werde.

Anmerkungen.

1. Zu 7, S. 267.

Dieſe Worte führt im hebräiſchen Originale Abulwalid in Rikmah S. 21 Ende, S. 140 an. Das letzte Wort iſt ſtatt מדוחי, wie gedruckt iſt, nach der Handſchrift zu leſen מרוחי. Daß die Verſe Menachem zu ihrem Urheber haben und von ihm an Chasdai gerichtet waren, iſt eine Vermutung, die Sachkenner hoffentlich billigen werden.

2. Zu 7, S. 268 fg

Wie uns dieſe Verſe vorliegen, ſo ergibt ſich aus ihnen das Akroſtichon: אנחא בן נרוק; daß nämlich der Anfang des einen Verſes zu leſen ſei במרי (mit Beth) ſtatt פמרי, hat Luzzatto aus der erſten Ausgabe bereits nachgewieſen (Kerem Chemed VIII. S. 86). Derſelbe erkannte dann auch (daſ. S. 188 ff.), daß in dieſem Akroſtichon der Name Menachem ben Saruk enthalten ſei, indem dieſer ſich damit als Abfaſſer des Schreibens bezeichnet habe. Woher aber die drei unrichtigen Buchſtaben? Luzzatto vermutet, Menachem habe ängſtlich ſeinen Namen durch Buchſtabentauſch verſteckt; für dieſes Verſteckenſpiel, das den Zweck des Akroſtichons vereitelt und auch ganz zwecklos war, läßt ſich kein rechter Grund einſehen. Ich glaube daher, daß Menachem urſprünglich ſeinen Namen voll ausgedrückt habe, uns jedoch ſeine Worte in veränderter Form vorliegen. So mag der Satz: ארבי העתים ינמ׳שבו היטים urſpünglich gelautet haben: מ׳שבו העתים וארבי היטים, wie er ſich ſpäter auch im Briefe ſelbſt des Ausdruckes bedient: עד אשר מ׳שבו העתים; hiermit wäre das erſte Mem in Menachem ſtatt des Alef hergeſtellt. Vor dem Anfange des Satzes לא אל אילותי אפרש כפי mag das hier paſſende Wort מרום ausgefallen ſein, vielleicht ſtand gar אשא עיני ſt. אפרש כפי; ſo iſt das zweite Mem in Menachem hergeſtellt. Den Worten נצח קדית מלך רב aber ging

wohl noch סלה voran, das alle Alten und so auch Menachem (vergl. sein Wörterbuch ed. Filipowski S. 126) mit „ewig" übersetzen, und hiermit wäre das Samekh in Saruk ergänzt. Ist nun aber meine Vermutung richtig, daß die akrostichontische Andeutung seines Namens neben dem seines Gönners dem Menachem den Zorn Chasdai's zugezogen, so ist es auch sehr erklärlich, daß er dieses Akrostichon zerstören ließ, was bei den zwei letzten Versen durch die Wegwerfung des ersten Wortes sehr leicht gelang, bei dem ersten durch eine Umstellung, die dann auch dem biblischen Sprachgebrauche sich enger anschloß, da in der Bibel משך von der sich hinziehenden Zeitdauer nur in Nifal vorkommt, während Menachem hier, wo das von dem Akrostichon verlangte Mem ihn veranlassen mochte, aber auch in Mitten des Briefes, wo kein Zwang vorlag, das Kal in diesem Sinne anwendet. Dies zur Begründung der im Texte aufgestellten Vermutung, die auch bloß als solche gelten will.

3. Zu 10, S. 308 ff.

Wer dieser griechische Talmudist gewesen, den Aben-Esra in diesem Gedichte so heftig schmäht, ist im ganzen ziemlich gleichgiltig, und wir werden auch schwerlich Näheres mit Bestimmtheit über ihn feststellen können, da Aben-Esra selbst uns nur dunkle Andeutungen über seine Person gibt. Luzzatto, der das Gedicht zuerst mitteilte (Kerem Chemed IV. S. 138 ff.), glaubte nach einem Verse desselben, der Mann habe Simeï geheißen (S. 139 A. 6.). Jedoch ist dies ein Mißverständnis. Die hierher gehörigen Worte nämlich, aus denen Luzzatto diesen Namen erschließt, lauten (S. 140):

כמו שִׁמְעִי כשמו וְהַיַּחַשׁ עמו וחשבון עם טעמו
דברים עתיקים: יוני בהם שים יהי שִׁקּוּץ מַעֲשִׂים . . . .

Dazu bemerkt Luz. (A. 8) sehr richtig, daß, wenn יוני (der Grieche), an Zahlenwert = 76, zu שמעי = 420 hinzugezählt werde, die herauskommende Zahl 496 dem Worte שקוץ (Greuel) entspreche. Allein die früheren Worte deuten offenbar darauf hin, daß auch da schon mit dem Zahlenwerte der Namen gespielt wird und daß der Mann nicht wirklich Simeï geheißen,

sondern vielmehr sein Name mit Simeï gleichen Zahlenwert habe; sie sind zu übersetzen (בשמו, mit Beth, ist wohl zu lesen): „Soviel wie שמעי ist in seinem Namen, wenn der Geschlechtsname mit hinzugenommen wird; die Übereinstimmung des Zahlenwertes aber mit dem Sinne des Wortes ist eine alte bewährte Sache." Darauf fährt er in derselben Weise fort: „Nimm zu ihnen (d. h. zu dem Eigennamen und Geschlechtsnamen) noch יי hinzu, so wird daraus ישביעי. Also der Mann hieß nicht Simeï, sondern seine zwei Namen, von denen einer Geschlechtsname ist, entsprechen bloß an Zahlenwert dem Namen Simeï; damit aber wird auf Simeï ben Gera hingedeutet, der dem David fluchte und ihn schmähte (2. Sam. 16, 5 ff.), und diesem der Grieche gleichgestellt, welcher in gleicher Weise große Lehrer mit Fluch und Schmähung verfolgte. Den eigentlichen Namen erfahren wir also von Aben-Esra nicht, und wir können ihn nur durch Nachrechnen erraten. Dieses läßt mich vermuten, — ohne daß ich dafür eine Bürgschaft übernehmen will — daß der Grieche משה בן geheißen, welche zwei Namen, Eigennamen und Bezeichnung der Abstammung, zusammen gleichfalls an Zahlenwert 420 betragen gerade, wie שמעי. — Mit diesem Erraten des Namens ist freilich wenig gewonnen, da ein Moscheh Cohen aus jener Zeit in Griechenland sonst nicht bekannt ist, und mag er überhaupt, wie ihn Aben-Esra darstellt, nicht wert sein weitere Nachforschungen über ihn anzustellen. Jedoch sind dadurch andere willkürliche Annahmen, die sich bereits hier mit souveräner Bestimmtheit hervorgewagt, zurückgewiesen.

Dritte Abteilung.

Von dem Anfange des dreizehnten bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

1.

Das Judentum als historische geistige Macht. Rückblick und Ausblick.

Mit dem Unternehmen, die Geschichte des Judentums vom dreizehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart vorzutragen, ist zugleich der Anspruch erhoben, daß das Judentum so wie überhaupt, so auch in dem bezeichneten Zeitabschnitte wirklich eine Geschichte hat, und zwar eine Geschichte im wahren und höheren Sinne. Nicht die Erzählung dessen, was an einem Dinge geschieht, mit ihm vorgeht, auf es einwirkt, so daß verschiedene Änderungen in ihm hervortreten, bildet den wahren Inhalt der Geschichte, vielmehr wird nur dasjenige Einzel- oder Gesammtwesen zu einer geschichtlichen Persönlichkeit, welches eine eigentümliche Anlage in sich trägt, und aus sich heraus entwickelt, eine Anlage, die zuerst wie ruhend, still schlummernd in ihm vorhanden ist, allmälig drängt, wächst, erstarkt, in das volle Bewußtsein eintritt, Ziele und Aufgaben sich stellt, um deren Erfüllung und Erreichung ringt, Kämpfe darum zu führen hat, bald verdrängt wird, sich aber dennoch wieder erhebt und dann zu seiner Vollkraft gelangt, den eigenen Reichtum auch zu verbreiten, nicht unterläßt. Das ist ja das Merkmal des Geistes, daß er, nicht an den Raum gekettet, nicht durch selbstische Begierde eingeengt, gerne sich mitteilt, liebend sich anschließt, seine Güter verteilt. So wird auch eine geschichtliche Persönlichkeit, die eine höhere Anlage in sich trägt und in sich ausgeprägt hat, dieselbe, ohne sie aufzudrängen, gerne anderen mitteilen, zu ihrer Förderung und Veredelung. Während nun manche geschichtliche Lebensmacht ihr bestimmtes Ziel hat, das sie erreicht, damit aber erschöpft ist, ihre Aufgabe erfüllt hat und vom Schauplatz abtritt, gibt es andere schöpferischere Lebenskräfte, die auch im Fortgange der Zeiten sich immer

wiederum verjüngen, neue Aufgaben, nachdem die früheren gelöst und erfüllt sind, sich stellen, deren Ausführung unternehmen und daran die geübte Kraft weiter erproben; das sind die besonders hervorragenden, tief und mächtig einwirkenden geschichtlichen Persönlichkeiten, die in ihrer welthistorischen, bezwingenden Macht die Entwickelung des Menschengeistes fortdauernd begleiten und fördern.

Ohne Scheu nun bezeichne ich das Judentum als eine solche Lebensmacht, erhebe für dasselbe den Anspruch, daß es nach eigentümlicher Anlage sich selbst ausgebildet, weithin gewirkt und diese lebendige Kraft in sich noch nicht erschöpft hat. Eine Bürgschaft für diese Behauptung gewährt schon der Umstand, daß das Judentum, hinaufragend in jene Zeit, in welcher sich Geschichte mit Sage auf schwankem Stege enge berührt, dann die ganze weltgeschichtliche Zeit durchwandernd, allen Hindernissen kräftig zu begegnen und bis in die neueste Zeit hinein in jugendlicher Frische sich zu bewahren weiß. Seine gründlichere Beglaubigung und Besiegelung erhält jedoch dieser Anspruch, wenn wir bei einem kurzen Rückblicke in die vergangenen Weltalter die Einsicht gewinnen, wie das Judentum sich als eine wirksame Macht bewährt hat und gerade meist in heilsamem Gegensatze zu den Mächten, welche außer ihm den geschichtlichen Verlauf der Menschheit beherrscht haben.

Kennzeichnend ist das Merkmal für das Altertum, daß ein jedes Volk in sich die Menschheit vollendet betrachtet; ein jedes Einzelvolk lebt in sich abgeschlossen, entwickelt seine größeren oder geringeren Anlagen, seine nationale Eigentümlichkeit, ohne auf die es umgebenden Völker weiter seinen Blick zu richten; erst dann tritt es hinaus, wenn seine Gewalt erstarkt ist, um erobernd und vernichtend die übrigen Völker in sich aufzunehmen, wo es dann auch alsbald seine Reinheit trübt, die Kraft seines nationalen Willens abschwächt, seine geistigen Anlagen erschöpft, und durch die Berührung mit fremdartigen Bestandteilen zur eigenen Auflösung getrieben wird. Dem ganzen Wesen dieser nationalen Bestrebungen, dieser engen Abgeschlossenheit entspricht dann auch die Blüte, welche der nationale Geist in der Vor-

stellung von der Gottheit entfaltet. Auch die Gottheit des Altertums ist eine in dem Lande abgeschlossene, wie an dem Boden haftende, sie lehnt sich an die Volkseigentümlichkeit ängstlich an, überragt nur um wenig die menschliche Entfaltung, welche das Volk aus sich, für sich zu erzeugen vermag. Die Erhebung zu einer rein geistigen Höhe, zur Befreiung von jeder Unvollkommenheit, eine Erhebung zu einem allwaltenden Geiste über die gesamte Welt, der frei von einer jeden Beschränkung, die reinste Vollendung in sich trägt — zu einer solchen Erhebung hat der Geist des Altertums sich nicht emporzuschwingen vermocht. Selbst in jenem Volke, welches die edelsten Güter aus sich zu erzeugen vermochte, welches voranging in Kunst und Wissenschaft, die großartigsten Geister erweckte, konnten wohl diese einzelnen bevorzugten Genien sich über die Beengung des Volksgeistes erheben, innerhalb dessen sie weilten, den höhern Gedanken aus sich erzeugend und ihn in sich zur Herrschaft bringend, aber zum Volksbewußtsein ihn zu gestalten, war auch ihnen nicht vergönnt, sie traten vielmehr in den lebendigsten und schärfsten Gegensatz zum ganzen Charakter ihres eigenen Volkes durch die geistige Erhebung, deren sie gewürdigt waren. Die Sage von dem Riesen Antäus ist charakteristisch für das Altertum überhaupt; er schöpft seine Kraft aus dem Boden, solange er auf demselben sich befindet, er wird schwach, wenn er über denselben sich erhebt.

In den lebendigsten Gegensatz dazu tritt das Judentum. Das Judentum wurzelt allerdings in der alten Volksbestimmtheit, das Volk, welches zuerst dessen Träger ist, ist von dem vollsten Bewußtsein seiner vorzugsweisen Berechtigung erfüllt, und dennoch ringt es von vornherein nach dem Gedanken des einzigen geistigen, von allem Menschlichen, allem Beengenden reinen und befreiten Gottes; es kann zuerst diesen Begriff noch nicht in seiner vollen großartigen Einfachheit erfassen, in seiner ungemischten Reinheit ausprägen, es ist ein schweres Ringen mit allen Instinkten des Altertums in seinem eignen Innern, Verlockungen und mächtige Einwirkungen von außen sind überwältigend, es kommen Rückfälle wiederholt vor, wo Götzen-

dienst, Vielgötterei, Verehrung sinnlicher Gottheiten auch in Israel zur Herrschaft gelangten, aber die edle geniale Uranlage des Volkes läßt sich nicht niederdrücken. Der Gedanke der Gotteseinheit wird immer von seinen edelsten Geistern vertreten; in ihm finden sie Ermutigung und Tröstung zu allen Zeiten, die beseeligende Aussicht für die schönste Zukunft; mit allem Nachdrucke verkünden sie ihn dem ganzen Volke, begeistern es dafür, gestalten ihn allmählig in ihm zur vollen Lebensmacht, weil er in der innersten Tiefe des ganzen Volkes wahrhaft wurzelt. Der Gedanke des einzigen, geistigen Gottes, des Herrn der ganzen Welt, den die Himmel und der Himmel nicht fassen können, um wie viel weniger ein einzeln Haus, des Gottes, von dem es heißt, daß die Fülle der ganzen Erde seine Herrlichkeit ist, daß der Himmel sein Thron, und die Erde der Schemel seiner Füße ist, des Gottes, der in reiner Geistigkeit mit durchdringender Weisheit und unerschöpflicher Liebe und Huld über die Welt waltet, der daher der Gott der ganzen Menschheit, der ganzen Erde ist, — dieser Gedanke führt das Judentum von vornherein über die Grenzen seines eigenen Volkstums hinaus.

So tief und lebendig das Bewußtsein seiner selbständigen Volkstümlichkeit in ihm vorhanden ist, so schaut es doch immer auf die ganze Menschheit hin, sehnt sich danach mit ihr verbunden zu sein, sie hinanzuführen zu dem hohen Ziele, das es sich stellte, diese Verbindung in einer herrlichen, glänzenden Zukunft zu feiern. Das sind die Jubelgedanken, welche in den edelsten Männern des Volkes erklingen, das sind die leuchtenden Höhen, nach welchen ihr verklärtes Auge ausschaut. Seitdem namentlich das Reich Juda, allein auf dem Schauplatze noch befindlich, die Geschichte beherrscht, ist dieser Gedanke so siegreich durchgedrungen, daß ein Rückfall nicht mehr möglich war. Wohl ward in einer späteren Zeit dann die Versuchung von überwältigenden Weltmächten gegen das Judentum und seine Bekenner wieder unternommen, doch da entfaltete sich in ihm eine Widerstandskraft, die klar zeigte, was ein Gedanke ver-

mag, was ein von einem solchen erfülltes und belebtes Volk zu leisten im Stande ist.

Der Gedanke war nun erstarkt, innerhalb des Judentums selbst zu einer unbesiegbaren Macht geworden, nun trat er dann auch in die Welt ein, vermittelt durch einen Absenker aus sich selbst. Der Gottesgedanke, der Gedanke seiner Einheit, wie der von der Einheit innerhalb des ganzen Menschengeschlechts, welcher als die edelste Sehnsucht in dem Judentum genährt worden, trat vermittelst des Christentums in die gesammte Welt ein. —

Das Christentum ist nicht bloß auf dem irdischen Boden des Judentums, in Palästina, erstanden, es ist auch aus dem Fels des jüdischen Geistes vollständig gehauen. Lange Jahrhunderte hat sich die Kirche dagegen gesträubt es anzuerkennen, daß alle die wahrhaft geistigen Güter, insoweit sie sie besitzt, lediglich aus dem Judentume entlehnt sind, hat den Anspruch erhoben, daß mit ihr die Ergießung eines ganz neuen Geistes begonnen habe, sie hat die Gewalt dazu mißbraucht, diesem Anspruche Nachdruck zu geben. Dennoch dringt die Wahrheit mehr und mehr auch innerhalb ihres Gebietes durch: daß aus dem Judentum, und lediglich aus ihm, die Lehre von der Einheit Gottes, die Anerkennung der Menschenliebe, alle die edeln, geistigen und sittlichen Güter, insoweit die Kirche die Menschheit mit ihnen ausgestattet, ursprünglichstes und vollstes Eigentum des Judentums, Entwickelung des jüdischen Geistes sind.

Aber das Judentum hat damit seine Aufgabe noch nicht erfüllt, es hat seinen Beruf noch nicht ganz abgetreten an den überwiegenden Teil der Menschheit, der in seine Wege eingegangen, hat seine Wirksamkeit innerhalb der Weltgeschichte damit noch nicht erschöpft. Bereits damals hatte sich noch ein zweiter großartiger Gedanke zu entwickeln begonnen und hat fortschreitend Leben innerhalb des Judentums gewonnen, um dann, sie verjüngend, wiederum in die Menschheit einzutreten. Und auch dieser in ihm entwickelte und zur Herrschaft gelangte Gedanke bildet den entschiedensten Gegensatz zu der Macht,

welche außerhalb des Judentums damals die Weltgeschichte bewegte.

Die Überzeugung von der Gotteseinheit, von der Zusammengehörigkeit der gesammten Menschheit war nunmehr in die Völker eingegangen und wurde in ihnen auch eine bewegende Kraft, aber sie nahm eigentümliche Ausprägungen an. Es war, wie wenn die Menschheit insgesammt sich unwürdig fühlte, zu dem einzigen Gotte in unmittelbarer Weise hinzutreten, es bemächtigte sich ein Gefühl des Elends, des Jammers, ein inneres Geknicktsein der Menschheit; in dem Bewußtsein seiner Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit wagte der Mensch nicht, hinzutreten als Kind zum göttlichen Vater, er bedurfte der Vermittelung eines Zwischenwesens, das höher war als der Mensch und doch an ihm Anteil nahm, das eben so göttlich wie menschlich. Zu dieser Würde hat die Kirche, das Christentum, den Genossen des Judentums erhoben, der der Verkünder war der jüdischen Lehre für die Welt. Diese Vermittelung konnte aber nur durch ein Opfer hergestellt werden. Der Mensch konnte nicht in seiner eigenen Unzulänglichkeit zum reinen Gotte hintreten, er fühlte sich nicht als Geist aus seinem Allgeist, als aus dem Urquell seiner Vollkommenheit geschöpft; die Verdienstlichkeit eines für ihn dargebrachten Opfers mußte vorangehen, um ihn würdig zu machen, daß er vor Gott erscheinen dürfe. Dieses Verdienst, einmal als blutiges Opfer gewonnen, mußte erneut werden durch wiederholentlich erneute Erweckung in einem sogenannten unblutigen Opfer. Noch immer jedoch war der gewöhnliche Mensch nicht gereift genug, daß er für sich vor seinen Gott hintrete, dazu bedurfte er der besonders Geweihten. Ein Priestertum entwickelte sich innerhalb der Menschheit, welches allein und ausschließlich eine jede höhere Berechtigung hatte, welches allein und ausschließlich die gezeitigten Früchte der Erkenntnis in sich aufnahm und so viel davon der übrigen Welt darbot, wie es für angemessen erachtete, welches allein die volle Würdigkeit in sich trug und der übrigen Menschheit die Vorschriften zu machen befugt war, in welchen Bahnen sie gehen sollte. So erstarkte eine Macht, welche die

Geister knechtete, das freie Gewissen ertötete. Der Bann, welcher in jener Zeit über jeder geistigen Entwickelung, über jeder freien sittlichen Erhebung lag, ist das redendste Zeugnis von der Verkrüppelung und Verkrümmung der Menschheit, die erst dann geheilt werden konnte, als in dem späteren Weltalter, gerade in dem Zeitabschnitte, den wir beschreiben werden, vom dreizehnten Jahrhundert an, der Kampf dagegen lebhaft ausbrach und mit Entschiedenheit durchgeführt wurde.

Dieser Entartung gegenüber begegnen wir schon frühzeitig im Judentum ganz entgegengesetzten belebenden Strömungen. Schon im Reiche Juda erhebt sich der Kampf entschieden gegen Priestertum und Opferwesen. Während das Menschenopfer, das in gewissem Sinne im Christentum wieder zu Ehren kam, im Judentum als ein Greuel anerkannt war, wurde auch das tierische Opfer, das dem ganzen Altertume so tief eingelebt war, daß man in ihm den Ausdruck der Gottesverehrung fast erschöpft fand, es jedenfalls als deren wesentlichsten Bestandteil betrachtete, innerhalb des Reiches Juda bereits entschieden in den Hintergrund gedrängt, wurden die Priester möglichst in ihrer Macht und in ihrer Bevorzugung, in ihrem Ansehen und in ihrer Würde beschränkt, traten gerade die Männer auf aus den verschiedensten Schichten und Kreisen des Volkes, die weit eindringlichere Lehrer waren und weit größeres Ansehen genossen, eines viel weiter hin reichenden Einflusses sich erfreuten, als die ganze Schaar der Opferer und Priester: die Propheten. Das Volk, nachdem Staat und Tempel zum ersten Male zertrümmert, die Sehnen seines Volkslebens ihm zerschnitten waren, sammelte sich wiederum, die Konstellation der Ereignisse war gerade damals dem Priestergeschlecht ungemein günstig, und wirklich ward dem Priesterstande Verwaltung und Lenkung des ganzen Staates zu Teil, der Tempel erschien als der Mittelpunkt, der den Zusammenhang des ganzen Volksdaseins, des sonst ganz lockeren und geschwächten Staatslebens bildete. Das Priestertum hätte gemäß dem natürlichen Verlaufe der Dinge zu unbestrittenem Ansehen gelangen müssen. Und dennoch entfaltete sich innerhalb des jüdischen Geistes damals ein ent-

schiedener Kampf gegen Macht, Ansehen und Geltung des Priestertums. Noch ist nicht allgemein genug anerkannt und gewürdigt diese Bewegung innerhalb des Judentums des zweiten Tempels, welche das innerste Wesen, die Wurzel des Pharisäismus bildet, womit er die freie Gelehrsamkeit des intelligenten Bürgertums gegen die Anmaßung der Priesterschaft und des Priestertums zur Geltung brachte, womit er die Ebenbürtigkeit des ganzen Volkes betonte und die übergreifenden Ansprüche eines heiligen Adels, wie das Priestergeschlecht ihn darstellte, mit aller Entschiedenheit zurückdrängte. In Gegenwart, im Anblick des Tempels, des Hohenpriesters in seinem blendenden Schmucke, der ihn umgebenden reichen Priesterschaar, die nun doch einmal ihre alt herkömmliche Geltung hatte, die in der Volksgeschichte lebte, in allen Verwaltungsnormen und Einrichtungen sich ausgestaltet hatte, wußte der Pharisäismus dennoch deren Macht zu brechen, ihr Ansehen zu schwächen, die Gleichberechtigung zur siegenden Tatsache zu machen. Neben diesem Tempel, der als Symbol ebenso der Heiligkeit wie der ganzen Staatseinheit unverbrüchliche Verehrung genoß, wagte man schon frühzeitig Gotteshäuser zu errichten, in denen nicht geopfert wurde, in denen der geistigere Ausdruck für die andächtige Gesinnung gefunden wurde, in denen das Gebet entstand. Das Opfer trat in seinem Werte zurück; es war nur ein Vermittelndes, eine äußere Tat, nicht voller Ausdruck der Gesinnung, dargebracht durch einen Stellvertreter, nicht die freie Tat des Andächtigen selbst. Mehr und mehr verlor das Opfer an Beachtung, und das Gebet im Gotteshause ward die heiligende Macht, welche das fromme Gefühl belebte und ausdrückte. Hiermit hat das Judentum ein hohes Gut für sich und für die gesammte Menschheit errungen. Als dann der Tempel zum zweiten Male fiel, als der Staat wiederum zerstört wurde, da war das Opfer vollständig geschwunden, waren die vielen Auszeichnungen, deren sich die Priester noch erfreut hatten, ganz verblichen, war die freie Gelehrsamkeit, die Forschung, wie sie einem jeden offen stand, die Krone der Thorah, der einzige Halt innerhalb des

Judentums, welcher es fähig machte, sich zu erhalten ohne Staat und ohne Tempel, ihm die Kraft verlieh, die geistige Einheit in sich zu bewahren und zu befestigen, und es ihm dann auch möglich machte am Ende jenes zweiten Weltalters, im elften und zwölften Jahrhundert, unter glücklichen Einflüssen die schönste Blüte aus seinem Geiste zu entfalten, zu einer Höhe sich zu erheben, die das christliche Mittelalter kaum zu ahnen im Stande war.

So hat das Judentum damals bereits für sich jenes hohe Gut erworben: Anerkennung der Ebenbürtigkeit aller Glieder innerhalb der Genossenschaft, die Unmittelbarkeit, mit welcher der Mensch in Beziehung zu Gott tritt, jenes hohe Gut, durch welches der Mensch erst zu seinem wahren Werte gelangt, welches allein ihm seine geistige Freiheit und seine sittliche Würde sichert. Um dieses hohe Gut aber ringt die Menschheit in dem Weltalter, welches mit dem dreizehnten Jahrhundert beginnt. Ob der Kirche dieser Kampf aus dem Judentum übertragen worden ist, ob dieses hohe geistige Gut denn auch aus der Vorratskammer des Judentums übergegangen ist in die Menschheit? Unmittelbar zeigt sich allerdings dieser Übergang, diese Übertragung nicht. Wer kennt aber die geistigen Fäden, wie sie sich verschlingen in tiefer Verborgenheit, um mit einem Male dann sichtbar hervorzutreten in die Erscheinung? Wer vermag den geistigen Hauch abzuwägen, wie er von einer Richtung nach der anderen hin erfrischend sich bewegt und Lebenskräfte aufregt, ohne daß diejenigen, die erweckt werden, wissen, woher der Weckruf gekommen, woher der Hauch belebend auf sie eingedrungen? Bei näherer Betrachtung wird sich auch zeigen, daß die Waffen, mit denen der Kampf innerhalb der Kirche unternommen worden gegen die Geisteesknechtschaft und die Gewissensbeherrschung, gegen den Alleinbesitz von Wissen und Heiligkeit in der Hand eines bevorzugten Priestertums, wirklich zunächst aus den Rüstkammern des Judentums entnommen worden, die Kenntnis der Urschriften, durch welche die Befreiung des Geistes erreicht worden war, vermittelst

jüdischen Geisteserwerbes und dessen direkter Aufnahme angestrebt und erzielt worden ist.

Wir sind an den dritten Abschnitt gelangt. Der Eintritt in diese neue Zeit war von reichen Gaben begleitet, von edeln Gütern, die das Judentum aus sich hervorgearbeitet; aber andererseits hat in dem großen, langen Kampfe, welchen das Judentum für diese Güter zu führen hatte sich auch manche trübe Beimischung angesetzt, haben sich manche Überreste und Stoffe erhalten, die aus der früheren Zeit in ihrer einseitigen, mangelhaften Ausprägung sich angeheftet und in der Trauer der Zeit sich verhärtet haben. Das Judentum, im tiefen Drange, seiner weltgeschichtlichen Aufgabe nachzukommen, die Lehre von der Einheit Gottes und der Einheit des ganzen Menschengeschlechts zu bezeugen und zu verkünden, mußte sich mit aller Entschiedenheit wahren gegen die Überflutung seines Heiligtums, welche ihm von den es überall umgebenden entgegenstehenden Ansichten drohte; die Boten des Heils und des Friedens an die Menschheit wurden zum Heeresbanne, der, wenn nicht zum Angriffe, doch zur Verteidigung gerüstet sein mußte. Nur in sich gesammelt, scharf von dem die übrige Welt beherrschenden Irrtume sich sondernd, konnten die Träger der neuen, eine große Zukunft in ihrem Schoße bergenden Ideen dieselben bewahren und pflegen, und — mußten sie gerade dadurch trüben, sie beschränken. Berufen, die Einigung des Menschengeschlechts vorzubereiten, damit vorzugehen, daß es diesen Gedanken in sich darstelle, den eigenen liebenden Anschluß an die Menschheit erstrebe und vollziehe, mußte es den scharfen Gegensatz hervorkehren, den es damit gegen die ganze damalige Weltanschauung festhielt, es mußte in zeitweilige Abschließung und Absonderung gedrängt werden, wie sie seinem innersten Wesen durchaus fremd waren. Als dann Feindseligkeit die Waffen gegen es schärfte, Verfolgung und Druck über es hereinbrach, da mußte es um so tiefer in sein Inneres sich zurückziehen, mußte die Scheu vor der Berührung mit der übrigen Menschheit zunehmen, die absondernde Neigung wachsen. Sein tiefster Lebensgehalt nahm, indem er in Wirklichkeit

treten wollte, in sehr bedenklicher Weise seinen vollen Gegensatz in sich auf; die Genossenschaft, zum Bunde der Völker bestimmt, schloß sich scharf ab. Wohl blieb es seines tiefsten Gedankens inne; wenn die Zeiten günstig waren, fehlte es niemals an liebender Anerkennung von Seiten des Judentums. Es ist wie eine Gottesverkündigung, die von ihm ausgeht, wenn es selbst in der schweren alten Zeit den Ausspruch tut: daß die Frommen aller Völker Anteil am ewigen Leben haben, wenn es so die Ebenbürtigkeit des Menschen betont, — eine Gottesverkündigung, die es an die Menschheit ergehen läßt, und mit der es seinen eigenen göttlichen Ursprung besiegelt. So oft innerhalb der Geschichte ihm eine Erweiterung zu Teil wurde, so oft ein freundlicher Sonnenstrahl es auf seiner mühevollen Wanderung begleitete, hat es dann auch das Herz warm und liebevoll geöffnet und sich gerne an dasjenige Volk angeschlossen, das ihm erweiterte Pfade darbot. So hat es in Babylonien freudig das Land als seine Heimat erkannt und demgemäß seine ganze Lebensweise eingerichtet und in Verjüngung seine Gestaltung vollzogen, die nur wiederum dann durch neue Verfolgung unterbrochen wurde. So hat es später in Spanien mit inniger Glut an das Vaterland sich geknüpft, an den geistigen Bewegungen desselben einen fördernden und veredelnden Anteil genommen, so daß es die Erinnerung an Land und Volk, das dann mit blinder Glaubenswut über es herfiel, noch immer nicht verwischen konnte und noch festhält. Dennoch mußte Absonderung und Zurückziehen in alle seine Lebensverhältnisse und Anschauungen eindringen.

Der Kampf gegen das Priestertum, wie er durch den Pharisäismus geführt wurde, hat große, glänzende Erfolge, eine mächtige Vertiefung für das Judentum errungen, aber auch diesen Erfolgen eine scharfe Ausprägung gemäß den damaligen Umständen aufgedrückt. Um dem Priestertum ebenbürtig zu sein, suchte der Pharisäismus dem ganzen Volke das priesterliche Wesen anzueignen. Nicht der Priester allein sollte das Opfer verzehren, sollte geweihtes Fleisch genießen, ein jeder sollte in gleicher Weise sein Mahl weihen, das Tier mußte ohne Fehl

sein, gleich dem Opfer zubereitet werden, ein jeder sich zum Genusse wie der Priester weihen und vorbereiten. So ging das Streben dahin, das ganze Volk in priesterliche Satzung und Gewandung zu hüllen. Wie das Stirnblech den Hohenpriester schmückt, wie der Priester das weiße Gewand zum Dienste im Heiligtume anlegte, so sollte auch die Stirnbinde und ein weißes Gewand den Betenden dem allein durch seine Geburt und durch seinen Tempeldienst geweihten Priester gleichstellen. So umgab der Pharisäismus das ganze Volk mit einer großen Anzahl von Satzungen mit der bewußten Absicht, dadurch die Gesammtheit zur Höhe und Würdigkeit des Priestertums zu erheben. So lange der Kampf ein lebendiger war, so lange hatten allerdings diese Satzungen ihre demonstrativen Gedanken und ihre Bedeutung in der Gesinnung, aber sie drangen in das Leben ein und erhielten sich in demselben, nachdem das Priestertum völlig erloschen, der Kampf gegen dasselbe längst vergessen war. Die Satzungen hatten auch ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt, hatten Sinn und Bedeutung verloren, und indem sie dennoch fortwucherten, drückten sie schwer auf dem Geiste des Judentums.

So nun trat das Judentum, mit reichen Gütern, aber ebenso mit schwerem Drucke belastet, in das dritte Weltalter ein, ein ernster Kampf mußte im Verlaufe desselben entstehen. Die freie geistige Erhebung, welche durch die arabische Kultur in den Juden, namentlich Spaniens, erweckt worden war, die Pflege der Wissenschaft, welche in der wahrhaften geistigen Erkenntnis, in der echten, sittlichen Entfaltung von innen heraus das Wesen des Menschen und seinen höchsten Zielpunkt erkannt hatte, trat in einen offenen Gegensatz gegen das überkommene Satzungswesen, ohne daß bis dahin der Versuch etwa gewagt worden wäre, daran zu rütteln. Es freute sich der Geist, Genüge findend an seinem Besitze, ohne nach außen hin eine neue Gestaltung erwecken zu wollen. So war bis dahin eine gewisse Einhelligkeit zwischen der Pflege der Wissenschaft und der strengsten Pünktlichkeit in der Erfüllung überkommener Satzungen. Ebenso war in Frankreich, im Norden wie im

Süden, das Streben nach einer nüchternen Schriftauffassung im vollkommenen Einverständnisse mit der alten gesetzlichen Deutung wie mit der legendenhaften Überschwenglichkeit. Man ließ beide Deutungen nebeneinander einhergehen: das Schriftwort, sagte man, hat neben seinem natürlichen Sinne, der zu wahren ist, Keime in sich, die als Andeutungen benützt, zu einer großen Anzahl neuer Gesetze, reicher Sagenbildung anleiten. So in der ersten Zeit; allein war es möglich, daß diese beiden Gegensätze lange sich friedlich nebeneinander erhalten konnten? War die Philosophie, die Wissenschaft, die Erkenntnis des natürlichen Schriftsinnes nicht so stark, daß sie überwältigend, umgestaltend auf die bestehenden Verhältnisse und Anschauungen wirken konnte, so mußte sie dem Herkommen unterliegen. Wir begegnen daher bei dem Eintritte in diese neue Geschichtsperiode einem heißen und heftigen Kampfe, der fast ein Jahrhundert hindurch dauert, zwischen der philosophischen, geistigen Erhebung, zwischen der nüchternen Auffassung des Schriftwortes auf der einen Seite und auf der andern Seite der überlieferten Satzung, die nicht bloß als bindend, als in fortdauernder Geltung anerkannt werden, sondern auch als die einzig berechtigte Deutung der Schrift den Wortsinn verdrängen wollte. Der Kampf war ein heißer. In einer jeden neuen Aera, deren gutem Willen nicht die gleiche entschiedene Tatkraft entspricht, die mehr freundliches Wohlwollen beweist, aber weniger mit den energischen Mitteln zur Ausführung ihrer Absichten ausgerüstet ist, schärft sich der Gegensatz nur um so entschiedener. Die alten Mächte, die das Ansehen ererbt, die in dem Leben sich ihren Besitz gesichert hatten, sich nun aber darin bedroht finden, sammeln ihre Kräfte nochmals mit aller Anspannung, um den Feind, der nun in Sicht gekommen, niederzustürzen. So traten auch die alten Gewalten im Judentum gegenüber dem Erwachen der Philosophie, der klaren Erkenntnis des natürlichen Schriftsinnes und suchten den Eindringling mit allen Mitteln zu vertreiben. Der Erfolg mußte verstärkt werden durch die äußeren Umstände, welche den Kampf begleiteten; denn auch in der gesammten Menschheit war ein neues Ankämpfen aller

finstern Mächte gegen den sich entwickelnden frischen Geist vorherrschend geworden.

Die Völker erwachten, sie wollten die Selbständigkeit ihres Geistes sich selbst zum Bewußtsein bringen und zum Maßstabe ihres Tuns machen. Nun aber sammelte um so mehr die die Geister bindende Macht ihre Kräfte und trat gegen einen jeden Widerstrebenden mit um so größerer Gewaltsamkeit auf, die Fesseln um so stärker zu nieten, damit der Aufschwung des Geistes, wie sie glaubten, zur Unmöglichkeit werde. Bis dahin hatte gerade die geistliche Macht häufig die Juden mit einer gewissen mitleidigen Herablassung behandelt; man duldete den genug Gedemütigten, die Schwäche des Abweichenden verlieh dem großmütigen Starken einen neuen Glanz. Von nun an wandelte sich ihre Gesinnung um. Die kirchliche Macht sah sich gefährdet, sie hatte nun ein weit aufmerksameres Gehör für einen jeden leisen Widerspruch, sie lauschte überall hin, ob irgendwo ein gegnerisches Wort hervortrete, nun fühlte sie sich auch durch das bloße Dasein der Juden gekränkt, sie vernahm darin einen fortdauernden Protest gegen ihre Berechtigung. Ihr früheres scheinbares, mitleidiges Wohlwollen verwandelte sich nun in grimmigen Haß, der Bedrückung und Verfolgung in seinem Geleite hatte. So zog der Widerstand, welchen die geistliche Macht dem Bestreben des Zeitalters entgegenstellte, die Juden in tiefe Mitleidenschaft. Unglücklicher Weise war das Streben auf der andern Seite, sich von der Alleinherrschaft jener veralteten Geistesmacht zu befreien, das Erwachen der Volksgeister, gleichfalls der freien Entfaltung des Judentums und der Juden höchst ungünstig. Der nationale Instinkt wollte sich klären, zu dem Bewußtsein seiner selbst gelangen; das Leichentuch, das über die Völker im allgemeinen gebreitet war, wurde gelüftet, der Lebenshauch erweckte zu nationalem Bewußtsein. Da fanden die sich aufrüttelnden Völker in den Juden ein Fremdartiges, das sie nicht in sich vollkommen verschmelzen konnten, das sie deshalb von sich aussondern mochten. So entstand in der Zeit ein Drang nach Austreibung der Genossen des Judentums, bei den einen in Folge des Glaubens-

hasses, eines blind wütenden Eifers gegen alle Andersgläubigen bei den anderen in Folge der Abneigung, welche die nationalen Instinkte gegen alles Fremdartige einflößten. So war es natürlich, daß der Geist innerhalb des Judentums noch tiefer hinabgedrückt wurde, daß er um so enger in die Gewandung des Satzungswesens sich hüllte, welches allein ihm seine Eigentümlichkeit noch bewahrte, welches allein ihm als Kennzeichen einer Zusammengehörigkeit diente.

Doch der Geist bedarf einer Befriedigung, und wenn auch der Eifer, mit dem man sich in die ausgearbeiteten Lehren versenkte, eine gewisse Nahrung darbot, so begnügte man sich damit doch nicht ganz. Wenn der Geist sich nicht zu erheben vermag, wenn er in seinem Freiheitsschwunge gelähmt wird, nagt er an sich selbst, vergräbt er sich tiefer in sich. Wenn er die äußeren Zustände nicht verklärend zu lösen, nicht erweiternd zu durchbrechen vermag, sucht er dieselben als den vollen Ausdruck des echten Geisteslebens sich nahe zu bringen, sich selbst darüber zu täuschen, als läge in ihnen wirklich die volle Ausprägung alles tiefern geistigen Daseins. Der Buchstabe bleibt ihm dann nicht Diener des Gedankens, er soll selbst eine geistige Macht bedeuten, die Tat, lediglich der Ausfluß der Gesinnung, soll unmittelbar eingreifen in den gesammten Weltzusammenhang, in Beziehung treten zu den höchsten über die Welt waltenden Kräften. Das ist die Mystik; sie ist ein Wandern in dem Dämmerlichte, da dem Auge das Sonnenlicht verschlossen ist, ein Umhertasten in Irrgängen, weil ihm die breite Heerstraße versperrt ist, er zu den lichten Höhen nicht emporklimmen kann. In diese Mystik hat auch das Judentum der damaligen Zeit sich vertieft. Sie ist in ihrer jüdischen Entwicklung als Kabbalah, als eine angebliche Uroffenbarung, als überlieferte Geheimlehre, die die tiefsten Rätsel in dunkeln und um so mehr prunkenden Ausdrücken verkünden sollte, eine entscheidende Macht geworden. Mehr noch als innen, zeigt sie sich uns in ihrem Einflusse nach außen. Das Judentum, seinem innersten Wesen nach nüchtern, klar, sträubte sich gegen den überwiegenden Einfluß der neu auftretenden Mystik und

konnte sich ihrer dennoch nicht erwehren. Die bedürftigen Gemüter, die sehnsüchtigen Herzen flüchteten sich in diese erträumte Weisheit, ehrgeizige Schwärmer bedienten sich ihrer, teils um sich selbst zu blenden, teils um andere zu täuschen und sich eine Macht über die Schwachen zu erwerben. Mehr aber noch als nach innen, gewahren wir den mächtigen Einfluß, den sie auf die Gestaltung der ganzen Menschheit gewinnt. Gerade die edelsten und am kühnsten sich erhebenden Geister in der gebildeten Christenheit ließen von dieser Mystik in ihrer jüdischen Ausprägung sich beherrschen und sich von ihr, als von einer sichern, die beste Gewähr leistenden Anleitung in angebliche Geheimnisse der verborgenen Wahrheit einführen.

Die Mystik ist die Zuflucht des ermattenden Geistes, der dort eine Ruhestatt findet und sich sammelt; aber er läutert sich dann, gewinnt neue Kraft. So ist die Mystik denn auch wiederum eine Vorstufe für eine neue Erhebung des Geistes, für ein erstarktes Wirken des neubelebten Gedankens. So entspringt der Mystik die Reformation. Durch den Kampf gegen die vertrocknete Satzung, wie ihn auch der Mysticismus in sich nährt, entsteht die Befreiung des Menschengeistes; innerhalb der Kirche trat der Bruch ein zwischen der Jahrhunderte lange herrschenden Gewalt und den neuen Anforderungen, welche die fortschreitende Menschheit an sich selbst und an ihre Entwickelung stellt. Unmittelbar kam das dem Judentum nicht zu Gute. Was die Reformation zunächst als ihre Güter wirklich erworben hat, das hatte das Judentum bereits: die Befreiung vom Priestertum, die klare Erkenntnis des nüchternen Wortsinnes in den schriftlichen Quellen; eine neue Anregung ward ihm nicht geboten. Bald auch setzte sich die Macht der Reformation selbst Schranken und war ebenso bald eingeengt und eingedämmt worden. Die alten Mächte gewannen bald neue Kraft und vermochten es, die geistige Befreiung ebenso innerlich wie räumlich zu beschränken und zurückzuzwängen. Nur etwa da, wo die Reformation, sei es durch die eigentümliche springende Natur des Volkes, sei es durch die geringere einigende Kraft in dem dortigen Staatsleben, in ihrer weiteren Ausbreitung

sich ergehen konnte, nämlich in den slavischen Länder, in Böhmen und Polen, wo das Aufschäumen des Volksgeistes über die gesetzten Schranken hinaus ging, wo Socinianer, Unitarier weiter vordrangen in der Läuterung, in der Brechung der alten Schranken, da war auch für das Judentum eine neue Anregung gegeben. Von jener Zeit an, nämlich im 16. Jahrhundert, tritt zum ersten Male die jüdische Bevölkerung aus dem Slavenreiche auf den Schauplatz der Geschichte. Es ist wie ein frisches Leben, das in ihre Glieder kommt; es geht von ihnen aus auch eine lebendige Regsamkeit auf die Gesammtheit über. Freilich ist der dortige Geist zu wenig den Regeln der Zucht unterworfen, fehlte zu sehr die vorbereitende Bildung, als daß eine fruchtbare Entwickelung von dort aus entstehen konnte, und gerade das Übergewicht, das damals der slavische Teil innerhalb des Judentums gewann, hatte in der späteren Zeit seine um so drückenderen und nachteiligeren Folgen.

Noch nach einer anderen Richtung hin machte die neue Regsamkeit in der Menschheit auf eine bemerkenswerte Weise innerhalb des Judentums sich geltend. In Italien, dem Lande alter Bildung, wo zwar die neue Richtung innerhalb der Kirche zurückgedrängt war, aber es doch in den Geistern und Gemütern gewaltig wogte und der Aufschwung der Bildung nicht alsbald gelähmt werden konnte, — in Italien waren es auch jüdische geistige Kämpfer, welche über die gesetzten Schranken hinausstrebten, welche mit den Waffen der Kritik und Wissenschaft grollend gegen das Bestehende anstürmten, ihre weitergehenden Absichten zu enthüllen immer die Sehnsucht hatten und dennoch es nicht wagen durften. Das sind stille Märtyrer, von denen viele kaum dem Namen nach bekannt geworden, Märtyrer, die wohl ihr Blut nicht vergossen haben, aber blutige Tränen weinten, die schmerzlichere Seelenpein empfanden als körperliche Leiden über sie verhängen konnten. Aber die stille Trauer, die leisen Seufzer, der innere, aber zurückgedrängte Sturm des Herzens, konnte auf die allgemeine Umgestaltung der Zeit eine befruchtende Wirkung nicht ausüben, es schien, als wolle das Judentum gänzlich hinwelken, wie ja auch die Zeit im All-

gemeinen keine Erhebung ahnen ließ, Vertreibung und Verfolgung, Einschnürung und Bedrückung des Geistes, das waren die Merkzeichen in der ganzen Bewegung der Menschheit, um so mehr innerhalb der Geschichte des Judentums.

Und dennoch! als es der geistlichen Macht neuerdings gelungen zu sein schien, jede Regung freien geistigen Lebens niederzudrücken, ihr alter Einfluß in erhöhtem Glanze neu dastand, mußte sie einen Bruch erleiden, indem ein Volk seine Selbständigkeit und seine Freiheit gegen eine Weltmacht, die sich in Verbindung mit dem Geistesdrucke gegen es gewaffnet hatte, zu erringen und zu bewahren wußte. Die vereinigten Niederlande bewiesen, wie selbst ein kleines Volk, wenn es von reinem Geist einmütig erfüllt und beseelt ist, gegen die verbündete weltliche und geistliche Macht durchzudringen vermag Alsbald fand auch das Judentum hier eine neue Stätte, in der es seine Eigentümlichkeit pflegen, seine Fahne ungescheut entfalten durfte. Doch Holland war ein viel zu kleiner Staat, als daß es ein mächtiges Gewicht in die Wagschale der gesammten Weltentwickelung hätte legen können, es vermochte die Interessen der Menschheit nicht in dem Maaße zu fördern, wie es für sich selbst Freiheit errang; ebenso ist das Vorgehen innerhalb der Judenheit in diesem Lande keineswegs so befruchtend gewesen, wenn es auch Anfangs an glänzenden Erscheinungen nicht arm war. Ja, es traten Männer auf mit einem weiten weltbürgerlichen Blicke, mit Eifer und Geschick, für die Gesammtheit ihrer Genossen Befreiendes zu erwirken; auch andere Männer erstanden, die einen inneren Sturm in sich heraufbeschworen, schwer mit sich gerungen und die Kämpfe gegen das Bestehende nicht scheuten. Aus dem Schoße der dortigen Juden ging der große Denker hervor, der vereinsamt auf seiner Höhe eine neue Weltanschauung, wenn auch erst für eine spätere Zeit, vorbereitete. Doch eine belebende Erfrischung, neue Befruchtung ging von dem dortigen Judentum nicht aus. Dieselben Männer, denen wir einen weiten Blick nicht absprechen können, sie waren in dem Aberglauben tief verstrickt, beengt nicht bloß innerhalb der überkommenen Satzung,

sondern auch einer verblichenen, vertrockneten Bildung, die sie aus dem alten Heimatlande mit sich gebracht hatten, und der große Denker, der einer Welt seine Schätze darbieten sollte, hatte, wenn auch von den Säften des Judentums getränkt, von dessen edelstem Gut genährt, den innigen Zusammenhang mit seinen Genossen abgebrochen, hatte sich innerlich von ihnen abgewendet. Es mußte eine neue Zeit kommen.

Man fühlte endlich in der Menschheit, daß sie nicht zu ihrem Ziele gelangen könne, wenn nicht auch die andere Macht, die einen engen Bund mit der Verfinsterung und der Knechtung der Geister geschlossen hatte, überwunden worden. Der Feudalismus hatte sich im Mittelalter mit erdrückender Macht über die untergeordneten Klassen erhoben; im Bunde mit der kirchlichen Macht, ließ er die Ebenbürtigkeit der Volksgenossen insgesammt nicht zur Geltung und Verwirklichung kommen. Ehe dieser gebrochen war — das war eine Überzeugung, die allmählig in der Menschheit sich entwickelte — war an eine Befreiung des menschlichen Geistes und des Volkslebens nicht zu denken; und so richtete sich denn allmählig der Kampf vorzüglich dorthin, und gewann vorzugsweise in jenen Ländern Gestalt, in welchen ein geeintes Staatsleben vorhanden, daher auch die Volkskraft nicht zersplittert war. Dort aber konnte gerade das Judentum, wenn ihm auch die Freiheit entgegengebracht wurde, wenig gehoben werden, teils weil die Anzahl seiner Bekenner dort eine äußerst geringe war, teils auch das Judentum zu sehr geistige Macht ist, als daß es durch äußerliche Erfolge erstarke und nicht vielmehr durch die innere geistige Vertiefung.

Deutschland blieb es vorbehalten in seiner Entwickelung auch den nachhaltigsten Einfluß auf das Judentum zu üben. Angemessen der ganzen Naturanlage des deutschen Volksgeistes wie seiner ganzen Geschichte und der damaligen Zerstückelung entsprechend, gestaltete sich hier der Kampf mehr zu einem von innen heraus sich entwickelnden als zu einem von außen her anstürmenden. So wurde denn die neue Kulturentwickelung, welche in Deutschland begann, von dem Judentum in seine

Strömung voll aufgenommen. Während des letzten Jahrhunderts ist das Judentum in Deutschland zu neuer schöpferischer Tatkraft erstarkt, es ist seiner Aufgabe wieder inne geworden und arbeitet emsig an deren Ausführung. Zuerst waren einzelne hervorragende Männer hervorgetreten, die sich mitbeteiligten an dem Geistesleben der ganzen Zeit, dieselbe in Verbindung bringend mit den Errungenschaften, welche sie als Erbe erhalten haben. Mehr und mehr traten Vorbereitete hinzu, immer tiefer dringt es in alle Schichten, in die Masse verklärend ein. Das Bewußtsein des eigenen Wertes wächst, die eigene Aufgabe, welche noch zu erfüllen ist, wird immer klarer erfaßt. Man fühlt es, daß man in eine neue Zeit eingetreten, für die man sich selbst durchzuarbeiten hat, daß man ein vollkommen gleichstehender geistiger Faktor ist, der seinen Überschuß der Menschheit als einen würdigen Beitrag darzubringen so berechtigt wie verpflichtet ist. Die Menschheit steht nach 600jährigen Kämpfen und ebenso das Judentum fast noch am Anfange ihrer neuen Wirksamkeit, aber sie kennen ihre Aufgabe. Die Menschheit hat noch heutigen Tages gegen die Übergriffe einer geistlichen verdumpfenden Macht anzukämpfen, sie hat gegen die Anmaßungen, die Tag für Tag noch immer mit neuer Wucht hervortreten, sich ihr Recht und ihre Freiheit zu wahren. Das Völkerwohl und das Bewußtsein der gesamten Volksfreiheit ist noch immer nicht zu seiner Verwirklichung durchgedrungen, noch nicht einmal seinen Zielen nach klar erkannt. Schon schien es, als sei der Grundgedanke des neuen Weltabschnitts zu siegreicher Geltung gelangt: der Gedanke, daß die Völker, ein jegliches nach seiner eigentümlichen Anlage, im friedlichen gegenseitigen Verkehre, die allgemeinen menschlichen Interessen zu fördern haben, um in freudigem Zusammenschlusse sich zur Gesammteinheit zu gestalten und die Veredlung und den Fortschritt um so leichter anzubahnen. Und wiederum ist dieser hohe geistige Erwerb in unseren Tagen in Frage gestellt. Ein Frevel, der aus einer leichtsinnigen Selbstüberhebung hervorgegangen ist, hat zur Notwehr aufgerufen und hat die beiden reifsten Völker der heutigen Kulturentwickelung

in einen blutigen Kampf hineingeschleudert, so daß wie ein Bann des Verhängnisses auf ihnen ruht und sie dem Zwange der Notwendigkeit, einander zerfleischend entgegengetreten, nicht entrinnen können.

Die Menschheit hat noch große Aufgaben und in gleichem Sinne das Judentum, sich selbst zu verjüngen und zu befreien und an der Verjüngung und Befreiung der Gesamtheit mitzuwirken. Indem das Judentum sich in seinem Laufe betrachtet, erkennt es die unerschöpfliche Kraft, die in ihm gewaltet; es wird seiner selbst und seiner Aufgabe mehr inne, es will die ganze Ehre seiner Pflicht in sich erwecken, es will, wie es als Lebenskraft gewirkt, auch weiter wirken. In ihm erstarkt der Mut, einen lebendigen Anteil zu nehmen an dem Geisteskampfe, den es für sich und für die Gesamtheit noch mit durchzuringen hat, die Teilnahme wächst ihm für seine eigenen Zustände, sowohl der Vergangenheit als auch der Gegenwart.

So wollen wir getrost die Wanderung vornehmen durch die beiläufig sechs Jahrhunderte, welche als Vorbereitung für unsere Gegenwart gelten. Mag auch dieser Zug uns durch manche Geisteswüstenei führen, so liegt auch in ihr die Bürgschaft für den Eintritt in das Land der Verheißung, die Sicherheit von der Erfüllung der großen Verkündigung, welche das Judentum zuerst an die Welt hat ergehen lassen, der Verkündigung von der geistig befreiten, in allen ihren Gliedern geeinten Menschheit.

2.

Die Nachgeborenen.

Dem Gesetze folgend, welches die geschichtliche Entwickelung auch des menschlichen Geistes beherrscht, trat auf einige Jahrhunderte regster geistiger Anspannung eine Ermattung der Geister ein, und sie wurde noch zu größerer Erschlaffung hinabgedrückt durch bürgerliche Unruhen und durch viele traurige Zeitereignisse.

Mit dem Ende des zwölften, dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts war eine schöne Entwickelung erstiegen, es war die Höhe erklommen, welche überhaupt das Mittelalter zu erreichen imstande war, es war der Gipfelpunkt erreicht, zumal in den Gebieten, wo der Islam herrschte. Die Moslems hatten, wie sie auf flüchtigem Rosse in jugendlicher Kraft eine halbe Welt rasch sich erobert haben, also auch in geistigem Fluge sich die reichen Wissensschätze des Griechentums angeeignet, und wenn sie sie nicht auf dem Boden ihres Geistes selbst gegraben, so doch sich zum vollsten Eigentum umgewandelt, indem sie sie in ihre Sprache übertrugen. Ihre biegsame, klang- und sangreiche Sprache war ihnen nicht eine profane, so daß sie sie nicht zur Wissenschaft und zur Religion geeignet betrachtet hätten, sondern wie sie aus dem tiefsten, innersten Lebensquell ihnen entströmt, wurde sie alsbald auch zur Sprache der Religion durch den Koran erhoben und ebenso zur Sprache der Wissenschaft, indem alle Resultate des Denkens, alle Arbeiten der Forschung, wie sie von anderen Völkern, namentlich von den Griechen unternommen worden, innerhalb dieser Sprache nun angebaut wurden. Das gab eine Wechselbeziehung zwischen Leben und Wissenschaft, wo diese von jenem immer frische, neue Nahrung sog, und jenes durch diese veredelt, vergeistigt wurde.

An dieser Arbeit hatten die Juden ihren reichen Anteil genommen; sie nahmen nicht bloß auf, sie waren selbst auch mittätig, waren Mitarbeiter, die den jugendlichen Geistesboden emsig pflegten und anbauten. Sie hatten noch den großen Vorzug, daß sie statt des gedankendürren, sittlich dürftigen, poetisch trockenen Koran die geistige Quelle in ihrem hebräischen Schriftentum, in ihren heiligen Büchern hatten, welche ihnen eine reiche, ursprüngliche Gedankenfülle, große sittliche Vertiefung, hochpoetischen Schwung darbot, der ihrem ganzen Denken eine höhere Weihe, eine größere Kraft verlieh. So war die griechische Wissenschaft in das Reich des Islam siegreich eingezogen, auch unter den Juden war der Wahlspruch: Aristoteles in inniger Verschmelzung mit der Bibel und der ganzen an sie sich anlehnenden Überlieferung. Man hatte sich in den Gedanken hineingelebt, daß hier zwei geistige Potenzen seien, die in gewissem Sinne einander decken, die höchstens einander ergänzen, nimmermehr aber sich gegenseitig ausschließen oder widersprechen. Es mußte allerdings da zu mannigfachen Zwangsversuchen kommen, bald mußte sich die Aristotelische, griechisch-philosophische Anschauung in die gewohnte positive Überlieferung fügen, bald wieder jüdische Auffassung, alte, ehrwürdige, überkommene Anschauungen und Verpflichtungen in eine abstrakte, geistige Höhe hinein versetzt werden, die ihr ursprünglich nicht eigen war. Allein man übersah das, man lebte in dem guten, frohen Glauben, man habe die Versöhnung in Wirklichkeit zu Stande gebracht, und in dem Namen Maimonides war der volle Ausdruck dieser Versöhnung, dieser friedlichen Vereinigung gegeben.

Bei dem Anblicke der reichen Früchte, welche die herrschende Richtung für das Judentum zur Reife brachte, durfte man sich diesem Glauben vertrauend hingeben. Die erneute Aufmerksamkeit auf die Bibel förderte deren Erkenntnis innerhalb der arabischen Wissenschaft mächtig. Die Juden sprachen dort eine Sprache und schrieben in ihr, die der hebräischen, der Ursprache der Bibel, so nahe verwandt war, daß das Hebräische fast aufhörte für sie eine Sprache der Überlieferung zu sein, es

ward eine solche des unmittelbarsten Lebens. An der Schwestersprache, an der arabischen, lebte das Hebräische neu auf, gelangte zur klareren Erkenntnis. Das Wort wurde ihnen durchsichtiger, inniger, lebendiger, am Arabischen lernten sie auch die Sprachgesetze erkennen; was von ihnen bisher, als durch Überlieferung bekannt, war angenommen worden, wurde ihnen nun zu einer wissenschaftlichen Erkenntnis, die Wurzel und das ganze, reiche Geäder der Begriffe war ja innerhalb der arabischen Sprache, als einer semitischen, so verwandt mit dem Hebräischen, daß sie auch bei diesem tiefer in Begriff und Wort hineinschauten, und es ihnen mehr zum innersten Eigentum wurde. Die Erkenntnis der Sprachgesetze, wie in ihnen das Denken sich ausprägte, wie das Wort, den Gedanken entsprechend, in seinem Gefüge, in seinem Zusammenhang gebraucht werde, diese Gesetze wurden von ihnen in einer Weise erfaßt und dargelegt, wie kaum diese Wissenschaft später überschritten wurde.

So war ein klares Verständnis der Bibel für sie angebahnt, das weit hinaus ging über die überlieferte Erklärung, das sich erhob über die Anschmiegung an die Satzungen, in welchen das Wort ausgedeutet wurde, und über die legendenhafte Ausschmückung. Der nüchterne Sinn des Schriftwortes war ihnen aufgegangen, und so erfaßten sie denn auch das dichterische Gepräge, welches die heilige Schrift in so anmutiger Weise auszeichnet. Ihr Geschmack war geläutert, ihre Bildung eine sorgfältige, an der arabischen Dichtung beschwingte sich auch ihre Phantasie, die jedoch gezügelt und bewahrt wurde vor dem überkühnen Fluge orientalischer Überschwenglichkeit unter den Arabern durch den Hinblick auf die keusche Ausdrucksweise der heiligen Schrift. War ihnen das Hebräische durch seine Verwandtschaft mit dem Arabischen eine frischlebendige Sprache geworden, so wandten sie auch ihre Innigkeit, ihre weihevolle Gesinnung mit wahrem Jubel dieser Sprache zu und dichteten in ihr. Solche Dichtungen, namentlich gottesdienstliche, waren allerdings schon alte, fromme Sitte; doch hatte die Sprache sich da manche Verrenkungen gefallen lassen müssen, die Ge-

schmacklosigkeit war in den Dichtungen vorherrschend und sie verloren den dichterischen Wert. Als aber im Reiche der Araber, unter den Spaniern, der Geschmack sich läuterte, der Gedanke klarer und freier wurde, das Gefühl sich veredelte und erwärmte, da schien es, als wollte die hebräische Sprache in den Dichtungen neu erstehen. An Salomo Gabirol's ringender Kraft, an seiner Tiefe der Gedanken erstarkte auch der Ausdruck, wunderbar entfaltete sich ihre Fülle, Biegsamkeit und Ausdrucksfähigkeit für einen jeden Gedanken. Er rüttelt kühn an den Pforten der Sprache und sie tun sich ihm auf. An Jehuda Halevi's glühender Liebe und inniger Sehnsucht erwarmt auch die leichenkalte, tote Sprache, an dem scharfen Geiste, dem sprühenden Witze, dem kühnen Gedankenbau der beiden ben Esra, Moses und Abraham, wird die Sprache zu einer Abrundung gebracht, die man jener scheinbar dürftigen, längst schon dahingeschiedenen nicht mehr zugetraut hatte.

So allerdings bloß im Reiche des Islam. Dort wo die Kirche herrschte, wo das Dogma die Geister zusammenschnürte, eine geistliche Macht den freien Gedanken niederhielt, eine Volkssprache sich noch nicht entwickelt hatte und entwickeln konnte, wo die Sprache der Religion und der Wissenschaft eine längst abgestorbene war, die man einzwängte in neue Begriffe und in Abstraktionen, für die sie nicht geschaffen und gebaut war, die daher auch in dem Geiste einen Wiederklang nie finden konnte, dort war allerdings die Bildung im allgemeinen nicht zu dieser Höhe emporgestiegen und ebenso wenig unter den Juden in Nordfrankreich. Dennoch blühten Thalmudschulen, die mit den in Spanien und den übrigen arabischen Landen bestehenden wetteifern mochten. Das Thalmudstudium wurde in einer Großartigkeit gepflegt und angebaut, daß man dort die großen Meister fand und nicht mehr nach dem sinkenden Palästina und Babylonien hinschauen mußte, um von dorther sich die Lehren zu holen; es hieß nun: von den Gefilden Frankreichs geht die Lehre aus. Die Großen Lotharingens strahlen schon aus dem zehnten und elften Jahrhundert uns entgegen. Raschi (Rabbi Salomo ben Isaak)

aus Troyes in der Champagne, der mit seinen Genossen, seinen Lehrern, seinen Schwiegersöhnen, seinen Schülern, seinen Enkeln, sie bildeten eine zahlreiche Schar von kräftigen, gesunden Gelehrten, die mit nüchternem Blicke das große und weite Gebiet durchdringen und sich so aneignen, daß sie zu Lehrern auch für die spätere Zeit werden. Wir hören von Schulen in Troyes, in Ramerü, in Evreux, in Paris und Coucy und so in den verschiedensten Orten, die selbständig das Wort ergründeten und die Satzungen ausarbeiteten. Freilich die anderen Wissenschaften konnten dort nicht gepflegt werden, dennoch fand das einfache natürliche Bibelverständnis seine schöne und reiche Pflege. Dieselben Männer, Raschi und die sich ihm anschlossen, namentlich sein älterer Zeitgenosse Menachem ben Chelbo, der ihm gleichaltrige Joseph Kara, seine beiden Enkel Samuel ben Meir und dessen Bruder Jakob genannt Tham, dessen Schüler Joseph Bechor Schor sind Bibelerklärer von klarem, gesundem, Blicke, so daß wir heute noch auf ihre Worte begierig hinlauschen. Sie haben freilich die Sprachkenntnis meist Spanien entnommen, sich nicht zu den philosophischen Höhen emporgeschwungen, aber ein gesunder Verstand leitete sie sehr richtig und ließ sie tief hineinschauen in das Satzgefüge, so daß ihnen eine klare Erkenntnis daraus entgegen strahlte.

In ähnlicher Weise, ja in noch höherem Sinne hatte es sich im südlichen Frankreich gestaltet; ziemlich unabhängig, in der Mitte liegend zwischen dem Norden Frankreichs und dem Norden Spaniens, nahm es von beiden an und erwarb sich reiche Gelehrsamkeit. In jenen gesegneten Fluren der Provence gab es gleichfalls reiches, thalmudisches Wissen, glänzende Schulen blühten in Montpellier, Marseille, Lünel, Narbonne, Toulouse, in allen diesen und andern Orten hören wir von bedeutenden Männern, die dort lehrten, und ihre Schriften sind uns noch auf diesem Gebiete Führer und Wegweiser. Aber dort begnügten sie sich nicht mit der thalmudischen Überlieferung, dort nahmen sie auch anderes aus Spanien auf, die ganze Bibelkenntnis mit den reichen Schätzen der Sprachgelehrsamkeit wurde ihnen von da übertragen und fand auch

eine reiche Pflege. Sie haben wenig Eigenes, schaffen nicht selbständig, aber sie sind fleißig sammelnde Gelehrte, die das Empfangene tüchtig verarbeiten und weithin verbreiten, so daß ihre Werke noch bis zur heutigen Zeit teils maßgebend sind, teils als reiche Schatzkammern sich darbieten. Wer kennt nicht die Namen der Thibboniden, jener bedeutenden Übersetzer aus dem Arabischen, die die neuhebräische philosophische Sprache schufen und so die bedeutendsten Werke über den ganzen Erdball ausdehnten? Wer kennt nicht die Namen der Kimchi, jener großen Sprachgelehrten und Bibelerklärer, die lange Jahrhunderte hindurch fast als die Alleinherrscher dastehen auf dem Gebiete der Bibelerklärung und der Erleuchtung durch gediegene Sprachkenntnis? So schloß das zwölfte Jahrhundert.

Mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, am Ende des Jahres 1204, am 13. Dezember, war Maimonides gestorben. Und es war, wie wenn ein Grabeshauch über die schöne Blüte edler Bildung, des Gedanken-Aufschwunges sich legte und sie verdorren machte. Eine schwere Ermattung trat ein; wohl bewegten sich noch die Geister, aber nur in den gegebenen Bahnen. Nach einer Zeit, in welcher große Geister, Meister der Wissenschaft und der Kunst schöpferisch gewirkt, tritt immer eine andere ein, in welcher die Bildung weithin sich ausdehnt, allgemeinere Verbreitung findet über alle Schichten der Bevölkerung, dadurch aber auch zur Mittelmäßigkeit herabsinkt, aus frei idealer Höhe herabsteigt, mit dem gewöhnlichen Leben in Berührung tretend den Duft verliert, die ursprüngliche Kraft einbüßt. Noch gab es Dichter in dem Reiche des Islam, sie besitzen eine merkwürdige Sprachfülle, sind gewandt in Behandlung der Formen, geschickt im witzigen Gebrauche der Bilder, sie wissen die Worte in künstlicher Zweideutigkeit anzuwenden und so den Geist anmutig zu beschäftigen wie im Rätselspiel. Aber die Weihe und die Kraft fehlte.

Einer der bedeutendsten Epigonen aus jener Zeit, Juda Charisi, der im Jahre 1218 schrieb und dichtete, drückt es mit großer Klarheit aus, wie alle dichterischen Versuche seiner Zeit gar sehr zurückstehen hinter den Meisterwerken der voran-

gegangenen Heroen. „Als Salomo — lauten ſeine Worte — dahin war, der Herrſcher unter des Thrones Genoſſen, — geſtorben Abraham, der fürſtlichem Geſchlechte entſproſſen, — auch Juda, ein Feldherr, der einherfuhr mit des Geſanges Roſſen, — zugleich Moſes, von Prophetengeiſt umfloſſen, — da war des Sanges Quell verſchloſſen, — und war Keiner mehr, der des Engels Anblick genoſſen. — Keinem Späteren gelang es, — den Wert zu erreichen ihres Geſanges. — Wir leſen die leeren Ähren auf, die jenen entgangen, — ſuchen ihre Nachzügler aufzufangen, — laufen in ihren Wegen mit Sehnen und Bangen — und können bei aller Mühe nicht zu ihnen gelangen. — Wir ſinnen und grübeln, doch wills uns nicht glücken; — wir ſuchen nach der tüchtigen Waffe und können das Schwert der Torheit nur zücken".

Aber trotz dieſer richtigen Empfindung Chariſi's, die wohl auch eine gewiſſe erheuchelte Beſcheidenheit einſchließt, ſpricht er dann doch die Klage aus, daß ſeine Arbeiten nicht genug gewürdigt würden, daß jene glücklichen Zeiten, in denen die großen Dichter gewirkt und reiche Anerkennung gefunden, vorüber ſeien, nunmehr fehle es an Sinn und Verſtändnis, an der Hochherzigkeit und Hingebung. So ſagt er an einem andern Orte:

Des Sanges Väter, Salomo und Juda,
Auch Moſes, ſtrahlten hell in Weſtens Landen,
Um hohen Preis verkaufend ihre Perlen,
Weil damals Herzensadel noch vorhanden.
Ich Ärmſter bin erſt jetzt geboren, da ſchon
Hochherzigkeit dahin, die Edlen ſchwanden.
Sie labten ſich an Strömen voll Genüſſe,
Ich durſt' auf dürren Fluren, die verſanden.

Er legt hier der Zeit Gebrechen, Mangel an Empfänglichkeit bei, während der Fehler an den Schaffenden lag; es fehlte an der Weihe und Bedeutung, an der inneren Wahrheit und Glut. Der hohe Lebensernſt war aus jenen Dichterlingen geſchwunden, und ſo konnten ſie die Achtung nicht erlangen, welche den großen Denkern und Meiſtern, die nicht

bloß der Muse huldigten, sondern in den verschiedensten Gebieten des Geistes Großes leisteten, zuteil war geworden. Wie sehr die würdige Gesinnung gesunken, beweist der Maßstab, welchen Juda für die Anerkennung anlegt; es ist der Lohn, den der Dichter erhält, die Dichtkunst ist zum Erwerbe geworden. Er berichtet auch über weite Reisen, die er gemacht, über Städte und Bewohner, über Sitten und Gebräuche und liefert uns manche schätzbare Kunde. Allein bei dieser Beschreibung faßt er vorzugsweise ins Auge, ob die Leute dort freigebig sind oder karg, ob sie die Hände verschließen oder reiche Spenden ergießen. Das ist der Maßstab, den er an Charakter und Sitten der von ihm Besuchten anlegt. Juda Charisi ist ein anmutiger Dichter voll sprudelnden Witzes, leicht geschürzt, aber dahin tändelnd, ohne den tieferen Ernst, ohne seine Werke zu feilen, ein Nachahmer. In seinem bedeutendsten Werke ahmt er dem arabischen Dichter Hariri nach, der uns so wunderbar durch Rückert in den Wandelungen des Abu-Zaid nahe gebracht worden ist; ähnlich ergeht auch er sich in verschiedenen Umwandelungen, verschiedenen geistreichen und witzigen Sprüngen, wie sie Hariri als ursprünglicher Dichter uns vorführt. Als kleine Probe von der Art seiner Dichtungen mag ein kleines Gedicht dienen, das über ein winziges, bösartiges Tierchen gedichtet, ein Tierchen, das durch den Goethe'schen Mephistopheles in unserer poetischen Literatur Bürgerrecht gewonnen hat, und dem auch die Ehre ist zuteil geworden, daß sich eine talmudische Diskussion daran knüpft. Dort nämlich ist die Frage, ob man am Sabbate sich an ihm vergreifen und so sich seiner erwehren dürfe. Allein man kann sich nicht zur Erlaubnis entschließen, es ist eine Jagd, eine Tötung, die am Sabbat nicht gestattet werden könne. Darin findet Juda Charisi die Veranlassung zu folgendem Gedichtchen:

Heilloser Floh, entweih'st mein Lager,
Willst dich an meinem Blut erquicken,
Ruhst Sabbat nicht und nicht an Festtag,
Dein Fest ist: Andre beißen, zwicken.
Nun sprechen meine weisen Freunde,

Ich dürft' am Sabbat dich nicht knicken.
Doch ich befolg' die andre Lehre:
Komm' nur zuvor des Mörders Tücken!

Wie die Dichter sich als die Epigonen bezeichnen — denn Charisi als der damals bedeutendste gibt den Maßstab für die ganze Zeitrichtung —, so nicht minder die Schrifterklärer. Neues Schöpferisches und Selbständiges geht von ihnen nicht aus, es ist lediglich ein Sammeln und Zusammentragen dessen, was früher bereits erforscht worden ist. Was die früheren Meister gelehrt, wird erklärt, ausgeführt und zugänglicher gemacht, aber nichts Selbständiges geschaffen. Die Bibelerklärung wird nicht gefördert und in gleicher Weise ergeht es der ganzen wissenschaftlichen Behandlung. Die Stufe wie sie Maimonides erklommen hat, bleibt als die unübersteigliche Grenze. Man ist bemüht, die Geistigkeit Gottes zu erkennen, sie in ihrer Reinheit festzustellen und sie vor einer jeden Versinnlichung zu bewahren, man sucht demgemäß jeden naturwüchsigen Ausdruck der Bibel sinnbildlich zu deuten, alles, was sonst noch die geistige Welt in zu nahe Berührung mit der Erdenwelt bringt und sie herabzieht, was die ewigen Gesetze störend durchschneidet, zu beseitigen, zu erklären, demgemäß Erzählungen und Satzungen in das Gebiet des Symbolischen zu erheben. Die Philosophie war ein Überkommenes geworden, man hielt sich in ihr an die Autorität und zwar zunächst an die des Maimonides, der als Alleingebieter in dieser Zeit und noch später stand, soweit eben philosophiert wurde.

Wie man sich in der Weiterführung der symbolischen Ausdeutung biblischer Erzählung und biblischer Vorschriften erging, genügen einzelne Beispiele. Ein Lieblingsschüler unseres Maimonides, Joseph ben Jehuda aus Ceuta an der afrikanischen Nordküste, ein vielseitig gebildeter Mann, dem Maimonides sein großes Werk, „Führer der Verirrten" gewidmet, erklärt z. B. also das Ringen Jakobs mit dem Engel: Die Engel sind für Maimonides Geister, welche in himmlischen Sphären weilen, deren zehn angenommen wurden, eine über der anderen, und ebenso der Geist der höheren Sphäre reicher ausgestattet als

der der untergeordneten. Sie bewirken die Bewegung des Weltganzen durch die Sehnsucht, welche den niederen Geist nach dem höheren hintreibt, und so bewegt sich das ganze Leben der Welt in den Bahnen, die von ihnen angegeben werden. Natürlich sind diese Geister dem menschlichen Auge nicht sichtbar, können nicht dem Menschen erscheinen, nicht mit ihm verkehren. Maimonides selbst unternimmt es demgemäß vielfach, alle Erzählungen, die dahin lauten, umzudeuten und die Erzählungen zu sublimiren. Dasselbe tut auch unser Joseph ben Jehuda mit der genannten Erzählung. Jakob, deutet Joseph, blieb allein, in tiefes Sinnen versunken, sein innerstes Wesen, seinen eigenen Geist anschauend. War sein Geist schon emporgestiegen zu dem Geiste der objektiven Vernunft, welche als der Mondgeist die Erdensphäre beherrscht und die geistigen Strahlen über die Erde und ihre Bewohner ergießt, war er (Jakob) wirklich zur Vollkommenheit gelangt, dem auf ihn wirkenden Geiste adäquat geworden? Er ringt mit diesem hohen Geiste und will zu ihm emporsteigen, aber er ist doch noch an die Sinnenwelt gefesselt und vermag es nicht. Da greift er an seine Sinnlichkeit: er will den Körper brechen, er erschüttert die Hüftpfanne, so daß er lahmt. Der Körper ist gebändigt, der Geist ist in Jakob lebendig; daran schließt sich die Lehre: Darum sollen die Söhne Israels die Spannader nicht genießen, das heißt eben, sie sollen der Sinnlichkeit sich entziehen, sollen dem Körper nicht dienstbar sein. Das klingt so fremdartig und mutet uns seltsam an; der damaligen Zeit ist das ein hoher Erguß weiser Betrachtung, philosophischer Spekulation, und Jahrhunderte hindurch werden diese und ähnliche Erklärungen als schönes Zeichen geistiger Klarheit und Schärfe mitgeteilt und aufgenommen.

Ebenso verfuhr man mit den Satzungen, obgleich man an dieselben durchaus nicht rührte, sie vielmehr mit aller Strenge und Gewissenhaftigkeit aufrecht hielt. Ein anderer Joseph, Esobi aus Perpignan, ein Mann edlen Sinnes, schöner, vielseitiger Bildung, mit dichterischem Geiste begabt, auch nüchtern und vorsichtig, wie er in einem Gedichte seinen

Sohn warnt, sich nicht zu tief in die Philosophie zu vergraben, sie könne ihn leicht auf Irrwege führen, derselbe Mann teilt uns seine Gedanken über das Gebot der Zizith, Schaufäden mit. Du sollst, sagt er, Schaufäden tragen, d. h. schauen auf die Eitelkeit der Erdendinge und auf das Ziel, das dir gesteckt ist, deshalb sind die Fäden an den vier Enden. Sie sind unten, denn das Niedere ist vergänglich, an den vier Enden, nach den vier Himmelsgegenden. Hast du die Vergänglichkeit des Irdischen erkannt, dann bedenke, daß dein Wandel weiß, d. h. rein sein muß gleich den Fäden, doch ein himmelblauer sei hinein verwebt. Hebräisch heißt „himmelblau" „Techeleth". Das klingt an ein anderes Wort an, nämlich Thachlith, welches bedeutet: Zweck, Ziel. Gedenke also des Zieles! Acht sind es der Fäden, das sind die Jahrzehnte, zu denen es der Mensch höchstens bringt; fünf ist die Anzahl der Knoten, das sind die fünf Sinne, und also sollen deine Jahre und deine Sinne alle geweiht sein. Das mag nun recht geistreich sein, aber es sind Gedanken, die gewaltsam in das Gebot hineingezwängt sind. So mußte eigentlich alles Bestehende seine Festigkeit einbüßen, der Gedanke wie die Satzung und die Geschichte ihres lebendigen Gehaltes entleert werden, und es blieben nur blasse Schattengestalten ohne Erfrischung und Belebung.

Wie bereits bemerkt, ging man nicht so weit, daß man an der verpflichtenden Kraft der Satzung gerüttelt hätte. Es kommen zwar einzelne leise Andeutungen vor; man ward hie und da lauer in der Beobachtung. Es gab Gegenden in Spanien, in denen das Thephillin- und das Sabbatgebot minder streng gehalten wurden, ja in denen man die Thephillin ganz vergessen hatte. Erst Moses aus Coucy, der um das Jahr 1240 als Bußprediger dorthin gereist war, veranlaßte die Leute wieder, es ernster mit diesem Gebote zu nehmen. Sein Unternehmen wurde unterstützt durch unglückliche Ereignisse, die damals über diese Gegenden ausbrachen und die man als Strafe für die Vernachlässigung dieser Gebote betrachtete. Es kamen sogar in gewissem Sinne Versuche vor, leise Reformen vorzunehmen, Reformen von der zahmen Art, wie sie

in der ersten Zeit auch unter uns entstanden sind. Es wird berichtet von einem Lehrer, der seine Gemeinde gelehrt habe, das dritte Gebet des Tages, nämlich das Abendgebet, konnte unterbleiben, weil nach der thalmudischen Bestimmung dieses bloß ein freiwilliges sei. Derselbe bemerkte ferner, daß überhaupt für die zwölf mittleren Stücke des Achtzehngebetes (Schemoneh Esreh) immer eine kürzere Fassung, wie sie der Talmud unter dringenden Umständen gestattet, gesprochen werden könne. Er erlaubte auch Käse, der nicht mit allen Vorsichtsmaßregeln angefertigt worden, er gestattete auch, von Wein zu trinken, der nicht gehütet war vor irgend einer Berührung eines Nichtjuden u. d. m. Er wurde jedoch abgewiesen, man ging in die alten Satzungen und den alten Brauch wieder regelmäßig ein. Es sind dies leise Versuche, die aber im allgemeinen im Mittelalter nicht zu Bedeutung kommen konnten. Das Mittelalter hielt einmal streng an Satzungen und Bräuchen für einen jeden Stand, für eine jede Kaste, für eine jede Genossenschaft. Der Mangel einigen Staatslebens führte dahin, daß kleinere Kreise sich durch ein engeres Band in ihren Gliedern verknüpfen mußten, und solche Genossenschaften, Zünfte und Stände hatten ihre ganz eigentümlichen Bräuche und Symbole, in denen man sich ihr Wesen ausgeprägt dachte. Das wurde allmählich fremdartig, unverständlich, sinnlos, dennoch hielt man mit aller Strenge daran, man fand darin das wahrhaft Charakteristische. So ging es auch in der Religion. Die Religionen hielten streng an der bestehenden Ausprägung, an der vollständigen Ausarbeitung ihrer Satzungen; der Gedanke mochte der Einwirkung und der Biegsamkeit unterworfen sein, aber die äußere Tat, das Zeichen mußte ungeändert bleiben.

Aber dennoch mußte endlich die Gedankenrichtung mit dem äußeren Leben in Zwiespalt treten, es mußte sich das Bewußtsein von einem innern Widerspruche um so mehr erheben, wenn die Resultate des Denkens aus der Stätte heraus, auf der sie geboren waren, aus dem Reiche des Islam heraus in fremde Gebiete, nach Frankreich, dem Norden und dem Süden hingetragen wurden, dort als ganz neu, daher abstoßend erscheinen

mußten. In Spanien war es die Frucht einer mehrhundertjährigen Entwickelung, man hatte sich vollkommen in Richtung und Verfahren hineingelebt, man war daran emporgewachsen, hatte sich so vollkommen hineingebildet, daß man nie überrascht war, sich solche Ziele vorzustecken. Nach Frankreich kamen diese Ansichten von der Fremde her, mit einem Male nach ihren vollen Resultaten unvermittelt, und somit im Widerspruch mit der bisherigen Erklärungs- und Anschauungsweise. Das mußte die Gemüter in Schrecken versetzen, der Zwiespalt mußte eintreten, die Einen von brennendem Eifer erfüllt, das Versäumte rasch einzuholen, sich kopfüber in die neue Erkenntnis zu stürzen, die Andern starr vor Entsetzen über die seltsame Weisheit, die in ihr Heiligtum eindringen wollte.

3.

Der Kampf über Maimonides, seine Schriften und Lehren.

Im Charakter einer Zeit, die wohl geistig angeregt aber nicht schöpferisch selbsttätig ist, mehr aneignend und nachbildend verfährt, liegt es, daß sie eine weithin sich erstreckende Übersetzerlust in sich erweckt und zu befriedigen sucht. Wir begegnen daher in diesem und in dem folgenden Jahrhunderte einer weit ausgedehnten Übersetzertätigkeit, die sich über alle Gebiete ausbreitet. Mit den alten jüdisch-arabischen Werken hatte man allerdings schon früher begonnen, aber auch alle andern philosophischen arabischen Werke wurden in das Hebräische übertragen, dadurch auch für die gesamte gelehrte europäische Welt vermittelt, indem diese Werke dann wiederum aus der hebräischen Übersetzung ins Lateinische umgewandelt wurden. Man begnügte sich auch damit noch nicht. In Italien nämlich wurde in diesem und im folgenden Jahrhundert nicht bloß aus dem Arabischen, sondern auch aus dem Lateinischen ins Hebräische übersetzt; das waren natürlich Werke der christlichen Scholastiker, auf welche das Augenmerk gerichtet war. Wenn man auch nicht die eigentlich christlich-dogmatischen Arbeiten seiner Übersetzertätigkeit unterwarf, so waren die Werke doch alle von christlicher Färbung und man nahm daran keinen Anstoß, wenn dieselbe auch in der hebräischen Übertragung nicht ganz verwischt werden konnte. So mußten Albert der Große, Thomas von Aquin, Aegidius, Alexander der Minorite, Angelus u. m. A. ihre Schätze öffnen, um der unersättlichen Begierde Übersetzungsstoff darzubieten. Man begnügte sich nicht einmal mit rein wissenschaftlichen Arbeiten, zu unserer Überraschung nehmen wir wahr, daß selbst Abhandlungen, die schon in der Ursprache auf ein nur sehr beschränktes Publikum rechnen

durften und in der Überſetzung für Juden kaum ein ſolches fanden, daß dieſe dennoch nicht der Luſt der Überſetzer entgingen. So wurde die Anleitung zum Verfahren bei der Behandlung der Pferde in den Marſtällen, welche der Stallmeiſter des Kaiſers Friedrich II., Jordanus Rufus, ausgearbeitet hatte, ins Hebräiſche überſetzt, ebenſo die Kunſt, die Speiſen zu zerſchneiden und auf fürſtliche Tafeln aufzutragen!

Dieſe reiche Überſetzungs-Literatur gibt uns Zeugnis von dem regen, weit verbreiteten, über alle Gebiete ſich ausdehnenden geiſtigen Streben. Die Werke, weil durch die Überſetzung in den Bereich der hebräiſchen Sprache aufgenommen, wurden wie ein heimiſches Gut zugleich von einer religiöſen Weihe umfloſſen; die Überſetzer ſelbſt faßten ihre Arbeit in dieſem Sinne auf. So ſetzt ein ſehr fruchtbarer Überſetzer in Italien am Ende des dreizehnten und am Anfange des folgenden Jahrhunderts, Juda oder Leo Romano, einem von ihm übertragenen Werke ein kleines Gedichtchen vor, das ungefähr lautet:

Als Leo dich geſehn
Einſt vor dem Engel ſtehn
In kothbedecktem Kleide:
Lieh er dir Prachtgewand,
Und um die Stirn dir band
Er köſtliches Geſchmeide.

Freilich war das Hebräiſche der Überſetzer nicht mehr die Bibelſprache, ſondern ein eigentümlich geſtaltetes philoſophiſches Idiom, dennoch erſchien ein ſolch hebräiſches Werk wie geweiht.

Natürlich erhielten auch die Werke des Maimonides hebräiſches Gewand. Sein großes philoſophiſches Werk „der Führer der Verirrten“ wurde zwei Male übertragen, einmal von dem berühmten Samuel Thibbon, dem Begründer der philoſophiſchen Terminologie im Hebräiſchen, und dann von dem uns ſchon bekannt gewordenen Chariſi. Es war natürlich, daß nun das Werk, das im Hebräiſchen den Titel trägt More Nebuchim, ein außerordentliches Aufſehen machte, ebenſo mit Jubel von den einen begrüßt, wie es auf der andern Seite mancherlei Bedenken wachrief. Der Gegenſatz zwiſchen der

denkenden und der überkommenen Richtung trat mit einem Male recht scharf hervor.

Schon bei Lebzeiten des Maimonides hatte es an einzelnen Protesten gegen seine Ansichten nicht gefehlt. Maimonides' Autorität war allerdings fest begründet durch das großartige Werk, welches er seinem philosophischen hatte vorangehen lassen, das thalmudische Werk, das den ganzen Thalmud in ein geordnetes System, in einen Codex brachte. Ein wahrhafter Cyklopenbau, ebenso großartig in seiner Anlage, wie umfassend in seinem Umfange, wie kunstvoll ausgeführt in allen seinen einzelnen Teilen; der denkende Künstler führt uns in wohlgeordneten Gängen und Wendungen durch die bis dahin unwegsamen wildverwachsenen Gebiete das Thalmud. Das Werk, in hebräischer Sprache abgefaßt, verbreitete sich weithin und stellte das Ansehen des Maimonides unerschütterlich fest. Von allen Seiten her wurde er um Abschriften angegangen, oder man suchte sich solche zu verschaffen, und schickte sie ihm mit dem Ansuchen zu, er möge sie prüfen, ob sie vollkommen korrekt seien, und den Befund mit seiner Unterschrift bezeugen. Solche Exemplare mit Autographen des Maimonides besitzen wir noch. So ward das Werk weithin verbreitet und mit ihm der Ruhm des Verfassers. Man bewunderte die Geistesgröße, die Gelehrsamkeit, den umfassenden und scharfen Blick des Mannes, er wurde verehrt wie ein Heiliger und ein Weiser zugleich. Im Orient zumal galt sein Wirken als Heil verbreitend, so daß man, wie berichtet wird, beim Gottesdienste im Kaddischgebete, an der Stelle wo es heißt, „es werde Gottes Name verherrlicht und sein Reich verbreite sich während eures Lebens und in euren Tagen," hinzugefügt: „und während des Lebens unseres großen Lehrers Mose ben Maimon." Auch im Westen fand das Werk ungeteilte Anerkennung. Freilich es fehlte auch nicht an einzelnen Kritiken; natürlich mußten Gelehrte, welche ihr ganzes Leben dem Thalmud gewidmet hatten, in einer an verwickelten Diskussionen so reichen Literatur auch Stellen finden, in welcher sie Ansichten, welche von seinen Entscheidungen abweichen, zu begründen sich veranlaßt sahen.

Die Anlage des Werkes selbst, welches einen Abschluß darbot, ohne daß die Begründung gegeben wurde, andere gleichfalls vorgebrachte Ansichten gar nicht zur Erwähnung kamen, mußte den Freunden der Diskussion mißfallen. Maimonides hatte diesen Zweck bestimmt ausgesprochen; es sollte das Resultat der thalmudischen Dialektik ein für alle Mal entschieden hingestellt sein, man sollte zur Orientierung in den verpflichtenden Satzungen in diesem Buche hinreichende Auskunft finden, ohne daß man nötig hatte, auf die Quelle zurückzukommen. Das war aber gerade denen, welche in solcher Gelehrsamkeit ihre Lebensaufgabe fanden, ein Stein des Anstoßes.

Ganz besonders aber erregte Bedenken der philosophische Geist, der schon in diesem Werke sich so bemerkbar machte. Maimonides hatte nämlich dem ersten Abschnitte von den vierzehn Büchern, in welche das Werk geteilt ist, den Titel gegeben: Grundlagen der Lehre. Darin waren religiös-philosophische Grundsätze aufgestellt über Gott, über die zukünftige Welt, über das Los der Geister in derselben und Ähnliches. Hier machten sich Ansichten, als dem Judentume wesentlich, geltend, welche von denen, wie sie gang und gäbe waren, sehr abwichen. Maimonides war ein philosophischer Dogmatiker, scharf, selbst schroff, wo es galt, die philosophischen Begriffe rein zu erhalten. So tat er unter anderm den Ausspruch, daß, wer Gott sich körperlich denkt, wer ihn unter irgend einer körperlichen Gestalt verehrt, als eine Kraft im Körper, der sei ein Abtrünniger. Die Behauptung über die Unkörperlichkeit Gottes war allerdings keineswegs neu im Judentume, aber mit einer solchen Schärfe ausgesprochen galt sie doch gar Vielen als zu hart, als Eingriff der Philosophie in den naiven Glauben.

Zunächst waren es Gelehrte aus der Provence welche Einspruch erhoben, an ihrer Spitze **Abraham ben David** aus Posquières. Er war ein etwas älterer Zeitgenosse des Maimonides, starb bereits fünf Jahre vor Maimonides i. J. 1199; ein Mann von umfassender thalmudischer Gelehrsamkeit, unabhängig durch seinen Reichtum, genoß er hohes Ansehen und

war Lehrer einer zahlreichen Schule. Von ungestümem und heftigem Charakter, drückte er überhaupt seinen Widerspruch nicht sehr zart aus und hatte manchen gelehrten Streit mit anderen provençalischen zeitgenössischen Lehrern. Nachmanides, der ihn hoch verehrte, muß doch das Geständnis ablegen, daß man bei der Durchsicht der zwischen ihm und den von ihm Angegriffenen geführten Discussionen zu dem Ausrufe sich gedrängt fühle: es bringt dem Manne Ehre, wenn er des Streites sich enthält. Abraham ben David glaubte seine Gelehrsamkeit aus einer höhern Quelle ableiten zu dürfen: Der heilige Geist, sagt er, strahlte schon in unserem Lehrhause; gab er eine Erklärung oder Entscheidung ab, verfehlte er nicht hinzuzufügen; das ist ein Gottesgeheimnis, wie er es seinen Verehrern offenbart. Nicht, als habe er sich etwa die Gabe der Prophezeiung angemaßt, aber er glaubte, daß ihn wie ein göttlicher Strahl umspiele.

Ein solcher Mann mußte auf das Werk des Maimonides und auf die darin geäußerten Ansichten mit Ungunst, ja mit Ingrimm hinschauen: wohl muß er zuweilen die Gelehrsamkeit des Mannes anerkennen, doch nur zu oft spricht er ziemlich wegwerfend von ihm. Nun gar den philosophischen Äußerungen gegenüber kann er seinen Zorn nicht unterdrücken. Bei der Stelle über die Unkörperlichkeit Gottes, deren bereits Erwähnung geschehen, ruft er aus: „Er nennt einen solchen, der Gott körperlich hält, einen Abtrünnigen! Wahrlich, klügere und bessere Männer als er haben das geglaubt.“ Er will wohl diesen Glauben nicht verteidigen, meint, die Männer seien verleitet worden durch den Buchstaben mancher Stellen der heiligen Schrift, namentlich aber der thalmudischen Legenden. Doch genug, er nennt diese Männer größere und bessere Männer als Maimonides, wenn sie auch in solchem naiven, kindischen Glauben verharrten.

Nicht minder offenbart die Lehre über die Auferstehung der Leiber das weite Auseinandergehen der Richtungen. Man merkt es allen Aussprüchen des Maimonides über diesen Punkt an, daß er sich hier in einer großen Verlegenheit befand. Eine

jede Wendung bezeugt, daß sie sich mit seiner ganzen Denkweise nicht verträgt, und dennoch konnte er einen Glauben, der allgemein verbreitet war, der in einer Stelle des Daniel eine mächtige Stütze fand, nicht geradezu in Abrede stellen. Ob er nicht gewagt, sich selbst den Widerspruch einzugestehen gegen eine allgemein recipirte Lehre, ob er es blos nicht der Öffentlichkeit gegenüber wagte: wer kann darüber entscheiden? Ein Lehrer im Orient vernahm einst von Schülern des Maimonides Äußerungen, die ihn zur Auffassung brachten, als wäre die Lehre der Auferstehung der Leiber von Maimonides in den Hintergrund gerückt, blos die Unsterblichkeit der Seele, das geistige Leben festgehalten. Da sah er sich veranlaßt, eine weitläufige Schrift abzufassen, darin alle die Stellen aus dem Thalmud zusammenzutragen, die davon handeln; ohne direkt polemisch gegen Maimonides zu verfahren, bemerkte er, seine Schrift dürfe wohl hinreichen, diejenigen zu belehren, welche durch falsche Ansichten sich verleiten ließen. Maimonides fühlte den verdeckten Angriff und hielt ihn für bedeutend genug, um darauf zu antworten. Auch die Antwort ist von einer Haltung, die uns seine Ansichten ebensowenig klar darlegt; er umgeht mehr einen bestimmten Ausspruch und meint, es sei eigentlich nicht viel darüber zu sagen, Auferstehung der Leiber sei ein Wunder, das, wenn auch die anderen darauf bezüglichen Stellen der heiligen Schrift sich deuten ließen, doch durch das Buch Daniel klar bezeugt sei, es sei ein in der Gesamtheit feststehender Glaube, woran zu rütteln Keiner sich unterfangen könne. Dennoch geht er in seinem großen thalmudischen Werke, wenn auch die Annahme von der Auferstehung der Toten darin aufgenommen wird, sehr flüchtig darüber hinweg, während er mit Vorliebe bei der Besprechung des fortdauernden Geisteslebens verweilt, dafür Sprüche des Thalmud, die mit seiner Überzeugung übereinstimmen, möglichst verwertet, während er andere, ihn weniger ansprechende, bei Seite läßt. So betont er den Satz, daß in der zukünftigen Welt nicht Essen, nicht Trinken, nicht sinnlicher Genuß sei, die Aussprüche aber, welche von der Mahlzeit handeln, die in jenem Leben bereitet werde,

seien als bildlich aufzufassen, auf den hohen Genuß, dessen die Seele sich erfreue, zu beziehen. Diese Äußerung bringt Abraham ben David sehr auf. Mich dünkt, ruft er aus, der Mann glaubt nicht an die Auferstehung der Leiber, während es ausdrücklich heißt, daß die Toten in ihren Gewändern auferstehn, mit ihren leiblichen Gebrechen, die später geheilt werden. Wenn die Mahlzeit blos bildlich zu nehmen ist, was soll denn das bedeuten, daß David den Tischsegen sprechen werde? Von diesen und ähnlichen Einwendungen hörte wohl Maimonides nichts, und so blieb der Streit als ein gelehrter in den Büchern verschlossen, ohne auf den Markt des Lebens zu treten.

Auch in Spanien, wo die arabische Bildung doch heimisch war, fanden sich schon zu Lebzeiten des Maimonides Manche, denen seine Ansichten bedenklich erschienen. Unter ihnen tat sich namentlich hervor Meir Halevi aus Toledo, ein vornehmer, stolzer Herr aus der angesehenen Familie Abul-Afia, und selbst zu noch höherem Ansehen sich emporringend, sowohl durch seine Gelehrsamkeit als durch die bürgerliche Stellung, die er einnahm. Er wird Fürst genannt, welchen Titel damals die Besitzer eines großen Gutes, eines reichen Gebietes trugen, die mit Privilegien und einer gewissen Machtbefugnis ausgestattet waren. Von da an, daß er zu solcher Adelsstufe gelangte, wird erzählt, sei er nicht zum Besuche bei seinem Vater gewesen; dieser habe ihn begrüßen müssen. Charisi, der vielgewanderte, der uns Charakteristiken über verschiedene Länder und Personen liefert, sagt von Meir Halevi: an Gelehrsamkeit wüßte ich ihm keinen zu vergleichen, doch muß sein Stolz ihm zur Schmach gereichen. Ein Mann von umfassenden Wissen, war er allerdings auch den wissenschaftlichen Ergebnissen nicht ganz entfremdet, der spanische Hauch hatte ihn nicht vergeblich angeweht, aber doch war es bereits der Glutwind, der in Castilien wehte, die kirchliche Macht hatte bereits das Übergewicht erlangt, drückte die arabische Blüte nieder und hauchte allen Bewohnern des Landes den verzehrenden Glaubenseifer ein. Er bewährt es, daß er in spanisch-geistigem Boden wurzelte. Alle sinnlichen Bezeichnungen mag er nicht annehmen,

dennoch will er nicht mit den Philosophen Schritt halten in ihren Vergeistigungsversuchen. Auch er greift namentlich die Lehre von der Auferstehung der Toten auf und beklagt sich bei den Gelehrten Lünel's über die Art, wie Maimonides dieselbe darstellt. Bei diesen fand er freilich wenig Anklang; dort lebten die Thibboniden, dort herrschte der Einfluß der Kimchis, dort war eine wahrhaft priesterliche Familie, geweiht und strahlend von Gelehrsamkeit: die Familie des Meschullam ben Jakob, an welche eben Meir Halevi, als an Befreundete, sich wandte. Sie aber weisen ihn mit aller Entschiedenheit zurück, und fragen, wie er, der Jüngere, es wagen könne, gegen den allgemein verehrten Maimonides, dem auch sie mit Begeisterung huldigten, auftreten zu wollen. Später finden wir ihn wieder in dem Kampfe, der über die Schriften des Maimonides entbrennt und er faßt in Beziehung auf den Moreh (den Führer der Verirrten), seine Einwendungen scharf und bestimmt zusammen in dem Urteile: Der Moreh, sagt er, kräftigt wohl die Wurzeln der Religion, aber er haut die Zweige ab, er bessert die Risse in den Grundlagen aus, reißt aber die Zäune um; in seiner Kehle ist Erhebung Gottes, und dennoch ist zugleich Tod und Leben auf seiner Zunge, er nähert mit der Linken, stößt aber ab mit der Rechten. Meir Halevi entging freilich auch dem Spotte nicht über sein Unterfangen; ein Dichter knüpft witzig an seinen Namen „Meir", was leuchtend, lichtspendend bedeutet, an und sagt:

Ihr fragt, warum er leuchtend heißt,
Da er das Licht gering doch schätze.
Nennt man ja Dämmerung auch Zwielicht;
Die Sprache liebt die Gegensätze.

So bei Lebzeiten des Maimonides, als seine philosophischen Werke noch nicht allseitig verbreitet waren, auch das Ansehen des Mannes einen jeden lauten Widerspruch dämpfte. Aber Maimonides war 1204 gestorben. Er stand nicht mehr da in seiner imponierenden Größe; die Nachgeborenen, die sich in seinem Erbe teilten, waren schwächere Geister, die sein Ansehen nicht teilten, sein Werk aber war durch Übersetzungen in weitere

Kreise, in alle Schichten des Volkes gedrungen, nun mußten die Bedenken an Gewicht zunehmen. Wie? sagte man: Gott ist geistig, lehrt Maimonides, wie steht es nun mit den göttlichen Erscheinungen? Sind sie blos Vermittelungen des göttlichen Geistes an den Menschengeist, keine sichtbare Bürgschaft dafür, daß eine wirkliche göttliche Offenbarung stattgefunden habe? Die Engel sind Sphärengeister, nicht sichtbar dem menschlichen Auge, also alle Erscheinungen der Engel blos Träume, prophetische Gesichte? Wenn Abraham seinen Sohn zum Opfer bindet, ein Engel ihm zuruft und ihn vom Beginnen zurückhält, so wird das als Traumgesicht erklärt; wenn Jakob mit dem Engel ringt und sie einander nicht überwältigen, so ist das ein Traumbild. Wenn Bileam auszieht, um Israel zu fluchen und ein Engel Gottes ihn zurückhält, die Eselin den Engel schaut und die Worte zu Bileam spricht, so ist dies Alles ein Werk der Traumphantasie. Der Engel, der bei der ersten Entstehung des Kindes seine Zukunft bestimmt, muß dann umsomehr in Abrede gestellt werden. Böse Geister fanden gar in dem Systeme des Maimonides keinen Raum. Während die Bibel leise an denselben vorübergeht, kommen im Thalmud die Dämonen, wenn auch der Glaube an sie keine maßgebende Bestimmtheit gewinnt, mannigfach vor in Legenden und Sagen; es werden die schädlichen Einflüsse, die sie ausüben, als zweifellos anerkannt und Heilungen empfohlen, die man dagegen anzuwenden habe. Man ist ganz vertraut mit ihren verschiedenartigen Eigenschaften, mit der ganzen Art ihres Verhaltens, man kennt einige sogar nach ihrem Namen. Der Dämon Joseph trägt am Sabbat Entscheidungen aus einem Lehrhause in das andere, da ein Mensch die Entfernung über die Sabbatgrenze hinaus nicht überschreiten durfte, während der Dämon Joseph sich über die Erde erhebt und damit in ein Gebiet gelangt, in welchem das Gebot über die Sabbatgrenze keine Gültigkeit mehr hat. Neben diesem freundlichen Kobold, der in traulichem Verkehr den gefälligen Vermittler zwischen den Lehrhäusern macht, machen wir auch die Bekanntschaft eines bösartigen mit Namen: ben Themalion, welchen Simon ben

Jochai aus der Kaiserstochter austreibt. Wie ist es nun mit diesen? Sind alle Berichte über sie blos Märchen? Auch andere Glaubenslehren, namentlich insofern sie mit dem Wunderbaren im Zusammenhange stehen, fühlte man tief erschüttert. Da gab den meisten Anstoß die schon erwähnte Lehre von der Auferstehung der Toten. Wie Maimonides im Allgemeinen über sie hinwegzuschlüpfen versuchte, so möchte er in seinem philosophischen Werke auch die Erzählungen von den durch Elias und Elisa bewirkten Belebungen von Toten auf eine Erweckung aus todähnlichem Schlaf reduzieren. Die Naiv-Gläubigen mochten sich auch nicht der süßen Hoffnung beraubt wissen auf die feinen Semmel und die milesischen Gewänder, die nach der Auferstehung als von selbst aus der Erde hervorwachsend verheißen worden. Die vielen Wunderberichte, wie z. B. der Stillstand der Sonne bei Josua, wie der für den Nikodemus ben Gorion, dem der Thalmud gleichfalls einen solchen außerordentlichen Gnadenbeweis zu Teil werden läßt, wurden in die Schrauben natürlicher Vorgänge gezwängt, und dem widerstrebte man. Und welche mächtige Schranke zogen weiter zwischen den Starkgläubigen, denen jedes überlieferte Wort unverbrüchliche Wahrheit war, und den Denkern, jene massenhaften thalmudischen Erzählungen, die wir allerdings als Märchen aus einer Jugendzeit betrachten, die aber damals sehr ernst genommen wurden. Wenn z. B. Rabba bar Chana Gänse gesehen haben will, von so außerordentlichem Gewichte, daß ihnen die Flügel vor Schwere herabsanken und Ströme von Öl ihnen entflossen, er sie dann gefragt habe, wie es mit ihnen für die zukünftige Welt stehe, die eine dann den Flügel, die andere dann den Schenkel emporgehoben zum Zeichen, daß diese fetten Stücke Teile für die einstige große Mahlzeit bilden würden, so hielt man von der einen Seite solche Legenden sehr fest, während die Denker mit Kopfschütteln daran vorbeigingen.

Nicht minder Bedenken erregend war die Erklärung der biblischen Gebote, wie sie von Maimonides war unternommen worden. Wenn diese Gesetze ihm gemäß zumeist nur Maßregeln bilden sollten zur Fernhaltung götzendienerischer Annahmen und

Gebräuche, nur Anleitungen zu einem ſittlichen Leben bezeichneten, ſo war ihnen ein ſelbſtändiger innerer Kern, eine heiligende Kraft entzogen. Das galt namentlich in Beziehung auf das Opferweſen. Opfer, ſagt Maimonides, ſind an ſich keine Gottesverehrung; allein die alten Völker hatten nun einmal die Übung, ihre gottesdienſtliche Verehrung durch Opfer zu bekunden. Die Iſraeliten, aus Aegypten her gleichfalls daran gewöhnt, würden ſchwer davon haben entwöhnt werden können. Was war nun zu tun? Die Opfer mußten weiter zugelaſſen werden, jedoch unter der Bedingung, daß ſie lediglich dem einzigen Gotte dargebracht werden. Maimonides hat für die einzelnen dabei feſtgeſtellten Beſtimmungen noch beſondere Gründe. So ſollte das Räucherwerk ſeine Veranlaſſung darin haben, daß die üblen Dünſte, welche ſich in dem Tempel durch die vielen Opfer notwendig erzeugten, vertrieben werden. Dieſe Gründe müſſen auch wir etwas trivial nennen und ſie zerſtörten jedenfalls alle Weihe des Opferdienſtes, alle höhere Bedeutung des Räucherwerks, das als höchſter Dienſt im Tempel durch den Hohenprieſter verſehen wurde. Es iſt natürlich, daß ſich die Gläubigen dabei nicht beruhigen konnten.

Die alſo eingetretene Spannung der Gemüter mußte zum Ausbruche kommen. Die Dichter ließen es an Stachelreden, an aufreizenden Pasquillen nicht fehlen. Einer ſang:

Wehe über die Frechen,
Die wagen zu ſprechen,
Die heilige Schrift ſei Traumgeſicht nur.
Es ſei nicht geweſen,
Wie wir darin leſen,
Da ſei man Geheimniſſen auf der Spur.
Und gar bei dem Wunder
Macht's der Ketzer noch bunter.
Er glaubt nur, was die Erfahrung ihn lehrt.
Chariſi, der iſt auch
Mit Schuld an dem Mißbrauch,
Der werde zum Schimpf und wie Kot weggekehrt.
Wo jener verletzt,
Hat er's überſetzt
Mit ſeinem grübelnden ſeichten Verſtand. —

Er will es nicht glauben,
Auch den Glauben uns rauben.
Daß einstens die Sonne dem Gorion stand.
Der Engel der Zeugung
Der ist ihm 'ne Beugung
Von seiner Vernunft, drum eitel und Tand.
Dämonische Wesen
Sind dennoch gewesen,
Joseph und Themalion, den Alten bekannt.
Drum weise ihn weg,
Will er führen den Weg,
Und halte dich fern vom logischen Schluß!
Was den Worten der Frommen
Im Madda entnommen,
Das magst du ergreifen, das bietet Genuß;
Was mehr, ist vom Übeln,
Zumal gar das Grübeln,
Ob Gott ist ein Körper, ob geistig, ob Bild.
Mir g'nügt, daß er ist,
Daß er lenket und mißt,
Verborgen sein Sitz, doch mein Schöpfer, mein Schild.
So mache dich auf
In eilendem Lauf,
Mein Frankreich gen den ungläubigen Hauf!
Gen Beziers erglüh'
Mit Schwert überzieh'
Die kecken Spötter mit frevelndem Mund.
So werde gerochen,
Was Jene verbrochen,
Und fester gelegt des Glaubens Grund.

Wir hören hier einen Schlachtruf des Glaubenseifers aus dem Süden Frankreichs ertönen. Ein Anderer spricht sich sinniger, auch unsicherer, aber ebenso unwillig aus. Er beginnt ein größeres Gedicht mit den Worten:

Ich brüte ohne Unterlaß und sinne,
Und weiß noch immer nicht, was ich beginne.
Ich forsch' den alten Lehren nach, auf daß ich
Die reine Wahrheit ihnen abgewinne,
Daß ich die Wunder gläubig anerkenne
Und des Naturgesetzes Zwang entrinne.
Ich habe Zeugen; meine Väter künden
Mir Gottes Werk voll Wunderkraft und Minne.

Nun tritt er gegen den Führer auf, der mit kalter Hand alle diese Blüten abstreife und den Glauben mächtig erschüttere. Wie, fragt er, alles bloß Traum, wenn von Bileams Eselin die Rede, von Engeln, welche Abraham erschienen? Er will es nicht glauben, daß Maimonides alles dies läugne, er meint, nur die Übersetzer hätten es falsch hineingedeutet. Er kann es nicht zugeben, daß die zukünftige Welt bloß im reinen Geistesleben bestehe, die Strafe lediglich Vernichten der Seelen, nicht Schwefelströme und zehrend Feuer. Er kann die Darstellung davon nicht für bloße Drohungen und Schreckgespenster halten. Da halte er sich lieber an den Sohn Nachman's, Esra und Asriel — Männer, die noch später Erwähnung finden werden.

Sie wissen Zahl und Maß für ihren Schopfer,
Doch halten mit dem Wort aus Scheu sie nur,
Sie, meine hellen Sterne meine Priester,

und ich, so schließt er dann:

Und ich, ich forsche ohne Unterlaß und sinne
Und weiß noch immer nicht, was ich beginne.

Die Unruhe, die sich der Zeit bemächtigt, kann nicht in den Gemütern verschlossen bleiben, kann sich nicht in einzelnen sinnigen Betrachtungen abschließen, der Kampf wird ein offen ernster. Um 1232 stellt sich ein thalmudischer Gelehrter, Salomo ben Abraham aus Montpellier an die Spitze der Unzufriedenen. Seine beiden Schüler, Jona ben Abraham, ein Spanier, der später in Toledo Schulhaupt ward, und David ben Saul sind seine Sendboten, sie rufen alle Lehrer auf, daß man Maßregeln treffe, um jene Lehren des Unglaubens inmitten des Judentums zu verbannen, die Schriften aber dem Feuerbrande übergebe. Im Süden Frankreichs, der Provence, welche die Einflüsse zwar von dem Norden dieses Landes aufnahm, aber in noch höherem Grade mit den Nord-Provinzen Spaniens in engem Zusammenhange stand und sich von deren Bildung und geistigen Richtung bestimmen ließ, dort wo die großen Übersetzer und Schrifterklärer lebten, fanden die Aufreizungen nicht genügenden Anklang, und so wandte sich Solomo nach dem

Norden. Dort war jene gesunde Frische, wie sie von Raschi, seinen Schülern und Enkeln gepflegt worden, längst geschwunden, finstere, talmudische Strenge beherrschte die Geister, wie es nach den von Außen geübten Einwirkungen nicht anders möglich war. Bereits begann die kirchliche Macht mit Feuer und Schwert gegen Ketzerei und Unglauben zu wüten, und so mußte ihr Einfluß auch auf das Judentum der dortigen Gegenden, die ohndies einer Pflege der Wissenschaften bis dahin sich nicht gewidmet hatten, lähmend und ertötend wirken. Dort fand Salomo mit seinen Kollegen geneigteres Gehör. Die nordfranzösischen Rabbinen — Kommentatoren, Glossatoren des Thalmud, die die alten Distinktionen noch feiner und weiter zerlegten ohne selbständige Kraft — stimmten in den Weheruf ein und erklärten, daß ein Jeder, der die thalmudischen Legenden anders zu erklären wage als es Raschi getan, dem einfachen natürlichen Sinne seine tatsächliche Giltigkeit abspreche, mit dem Banne bestraft werden solle.

Mit dieser Unterstützung war jedoch noch immer kein wesentliches Resultat erreicht, da die einflußreichen Gönner der Philosophie und die durch sie bestimmte öffentliche Meinung sich um die nordfranzösischen Finsterlinge wenig kümmerten. Da griffen die Gegner zu dem unwürdigsten Mittel, dem der Denunziation. Sie traten hin zu den Barfüßern (Kapuzinern) und Predigermönchen (Dominikanern), jenen Großwürdeträgern der Ketzerrichterei und Riecherei, und sprachen: „Ihr vernichtet in eurer Mitte jeden Unglauben, alle Ketzerei, beseitigt alle Schriften, die die Grundlagen des Glaubens erschüttern können: warum sorgt ihr nicht auch für uns, bannet nicht auch aus unserm Kreise die ansteckende Krankheit der Denkgläubigkeit? Da ist der Moses, der Ägypter, der hat Schriften hinterlassen, welche den Glauben erschüttern, und sie verbreiten sich weithin durch das Land. Greift sie auf und übergebt sie gleichfalls dem Scheiterhaufen!“ Wie sich die Herzen da begegneten, wie die listigen Blicke einander zuzwinkern mochten! Der jüdische Rabbi bekümmert um den Fortbestand des Christentums, der schlaue Mönch zärtlich besorgt um die Aufrechthaltung thal-

mudischer Satzungen und Wunder-Erzählungen! Eine rührend brüderliche Übereinstimmung! Die Dominikaner hörten darauf. Die Schriften des Maimonides wurden auf ihren Befehl verbrannt. Freilich, sie gingen noch etwas weiter und verbrannten nebenbei auch mehrere Tausend Exemplare von Thalmuden und Thorahrollen, und die Ankläger mußten es in stiller Klage hinnehmen.

Nun aber konnten die Freunde der freieren philosophischen Ansichten nicht mehr ruhig bleiben, dem Treiben nicht mehr mit stiller Verachtung begegnen. Sie rafften sich auf, wie es scheint, auch der geistlichen und weltlichen Macht gegenüber. Welche Mittel sie nach außen ergriffen, ist uns nicht bekannt, aber erfolgreiche Schritte müssen sie getan haben, denn es wird uns berichtet, daß die Ankläger der Verleumdung überführt und nach dem barbarischen Brauche jener Zeit ihnen die Zunge ausgeschnitten worden. Auch von der tiefen Reue wird berichtet, welche die Schüler Salomo's, namentlich Jona, das spätere Schulhaupt zu Toledo, an den Tag gelegt habe; er soll den Vorsatz geäußert haben, nach dem Grabe des Maimonides zu wallfahrten, um dort sein Vergehn gegen den großen Mann zu büßen, doch wurde dasselbe nicht ausgeführt. Aber auch die aufgeregte öffentliche Meinung mußte beschwichtigt werden; gegenüber den nordfranzösischen Gelehrten wurden daher andere Autoritäten zu Hilfe aufgerufen als Stützen der freisinnigen Entwickelung. Solche dachte man in Spanien zu finden, und so machte sich der würdige Greis **David Kimchi**, der berühmte Grammatiker, Lexikograph und Bibelerklärer, auf, um persönlich die Gemeinden und deren Vertreter zur Unterstützung ihrer Richtung zu gewinnen. In der Tat fand er überall bereitwillig Gehör; es wurde ein Bann ausgesprochen gegen alle, welche den Maimonides und seine Schriften verdammten und verdächtigten. Auf dem Wege war David Kimchi erkrankt und er konnte nicht sobald nach Castilien gelangen, wie er es gewünscht; dort hielt er seine persönliche Vermittelung vorzugsweise nötig. Da, in Toledo lebte Meir Halevi; ihn kannte man als verbitterten alten Gegner des Maimonides.

Aber noch ein Anderer genoß dort eines hohen Anſehens, Juda Alfachar, ein wiſſenſchaftlich gebildeter Arzt; ſeine Zuſtimmung zu erlangen war von Wert, aber man war davon nicht verſichert. Es galt den Verſuch zu machen, und David Kimchi wandte ſich an ihn, um ſeine Unterſtützung zu erbitten. Da ſtellte es ſich bald heraus, daß man es hier nicht mit einem Gleichgeſinnten zu tun habe. Juda Alfachar war ein Mann von Bildung, aber von kaſtiliſchem glaubenseifrigem Geiſte beherrſcht. Kimchi wurde von ihm zuerſt kurz abgewieſen und bedeutet, er ſolle ſich lieber mit thalmudiſchen Diskuſſionen befaſſen als etwa im Ezechiel die geheimnisvollen Stellen philoſophiſch erklären. David Kimchi ließ ſich nicht abſchrecken und wandte ſich an ihn mit einer Schutzſchrift für ſich ſelbſt und ſeine Anſichten und nochmals mit der Bitte um ſeinen Beiſtand gegen jene rohen Angriffe, wie ſie von Süd- und Nord-Franzoſen gegen Maimonides unternommen worden, ſowie gegen jene unwürdigen Maßregeln, die ſie dabei nicht ſcheuten. Er beginnt ſein Schreiben nach der künſtlichen Redeweiſe, mit der damals die hebräiſche Sprache gehandhabt wurde: Juda, dir bringen entgegen die Huldigungen deine Brüder weithin; dich ſchmücken Weisheit, Größe und beſcheidner Sinn. Aber alle dieſe Artigkeiten konnten bei dem ſtolzen Gemüte Juda Alfachars nicht verfangen, und er erwidert ihm mit hochfahrender Geringſchätzung, die, wie ſie damals ſelbſt auf Genoſſen ſeiner Partei abſtoßend wirkte, noch nach Jahrhunderten tief ins Herz ſchneit. David Kimchi war aus einer Familie, die auch den franzöſiſchen Namen Petit, Klein trug; mit Beziehung darauf und auf einen Vers des Zacharias ſchnaubt er ihn an: „Weg mit dir, Satan, ruft Gott dir zu, David, du Kleiner, begib dich zur Ruh!“ Und nun fährt er mit Vorwürfen fort gegen ſein Syſtem und gegen ſeine Unternehmungen, wie mit Anklagen, die er über Maimonides zu erheben berechtigt ſei.

Juda Alfachar iſt auf ſeinem Standpunkte ein klarer Kopf und ſtellt einen Kanon auf, der ihm den Beifall Spinoza's eingebracht, Wenn, ſagt er, Stellen der heiligen Schrift mit

einander im Widerſpruche ſtehen, dann bedürfen ſie allerdings einer Ausgleichung: wenn demnach Stellen vorliegen, welche beſtimmt bezeugen, daß Gott nicht ſinnlich wahrgenommen werden könne, daß er geſtaltlos iſt, es aber dann an anderen Orten heißt, er ſei erſchienen, ſichtbar geworden, nun, ſo müſſen wir die einen nach den andern erläutern. Wo aber ein direkten Widerſpruch zwiſchen Schriftſtellen nicht vorhanden iſt, da dürfen wir keineswegs an dem wörtlichen Sinne rütteln. Maimonides aber laſſe ſich nicht von dem einfachen Inhalte der heiligen Schrift, ſondern von philoſophiſchen Vorausſetzungen leiten, ſo ſage er: Wenn zwingende Beweiſe vorhanden wären für die Ewigkeit der Welt, für den zeitloſen Anfang der Schöpfung, ſo würden mich die ihrem Wortlaute nach dem entgegenſtehenden Stellen der heiligen Schrift nicht hindern, dies anzunehmen, indem ich dann die Stellen umzudeuten wüßte; doch meint er, von den Beweiſen, welche die Ariſtoteliker für ihre Annahme aufgeſtellt haben, nicht genügend überzeugt worden zu ſein, vielmehr überwiegende Gegenbeweiſe in Händen zu haben, jedenfalls ſolche, welche das Urteil unentſchieden laſſen. Wie nun? fragt Alfachar, ſollte wirklich die Griechin eine entſcheidende Stimme haben gegenüber der Hebräerin? Auf der Schöpfung der Welt beruht der ganze Glaube des Judentums; nur durch Annahme von deren zeitlichem Anfange nach dem Willen Gottes iſt erſt die Möglichkeit der Wunder gegeben, indem ohne das Zugeſtändnis der Schöpfung ein Eingreifen der göttlichen Vorſehung kaum denkbar wäre, vielmehr wäre dann das Naturgeſetz ein unverrückbares. Ebenſo heftig iſt ſein Widerſpruch gegen die laue Behandlung der Auferſtehungsfrage, gegen die Wegdeutung anderer Wunder wie der Wiederbelebung der Toten durch Elias und Eliſa, von dem Sonnenſtillſtand bei Joſua. Das ſind, ſpricht er, entſchiedene Läugnungen: ich will Maimonides nicht anklagen, er war ein großer verdienſtvoller Mann, allein er war ein Menſch, und ſeinen Irrtümern huldigen wäre ſündhaft. So wolle denn, fährt er fort, ſich an Kimchi wendend, nicht jene bedeutenden Männer, die Säulen des Glaubens, verdächtigen, weil ſie den

Mut haben, in den Riß zu treten. Ja, Salomo ben Abraham ist ein großer Mann; er hatte sich freilich dazu verleiten lassen, den Ankläger zu machen und die äußere Gewalt anzurufen. Ihr habt ihn eben in die Enge getrieben; wer kann für die in tiefem Seelenschmerze begangenen Handlungen verantwortlich gemacht werden?

So wogte der Streit hin und her; Manche traten vermittelnd auf. Zu ihnen gehörte Nachmanides. Damals noch in jugendlichem Alter, wendet er sich an die nordfranzösischen Gelehrten mit der Bitte, den Kampf nicht gegen die angesehene Person und die allgefeierten Schriften des Maimonides zu führen, vielmehr allgemein festzustellen, daß das Studium der Philosophie, dieser verführerischen Wissenschaft, untersagt sei. So durchkreuzten sich die verschiedensten Meinungen und hoben sich gegenseitig auf. Der Sturm der Wogen legte sich, die Wasser kräuselten sich wieder ruhig; es wurde wieder still. In gewissem Sinne hatte die Denkfreiheit einen Sieg errungen und dennoch war der Gedankeninhalt dadurch nicht zu ausgedehnterer Anerkennung gelangt, noch weniger war dadurch eine höhere Entwickelung angebahnt worden. Die Zeit war matt; die Philosophie war nicht unterlegen, aber die Geister waren abgeschwächt und vermochten sich nicht zu selbständigen Leistungen aufzuraffen. Eines jedoch tritt aus dem Gewirre der Meinungen leuchtend und Heil verheißend hervor: *das Judentum duldet keinen geistigen Zwang, es kann sich in ihm keine geistliche Macht, die die Zügel des Denkens in ihren Händen hält, aufrichten.* Die Geister bewegen sich frei, in finsteren Zeiten freilich beengt, in helleren ungehemmt sich aufschwingend. Maimonides und seine Werke waren gerettet. Wohl vermochten sie nicht in allen Stücken durchzudringen, nicht ganz die Atmosphäre zu reinigen, sie traten auch später wieder in den Hintergrund. Doch blieb er für alle Zeiten eine Lichtgestalt, dauernd erhielten sich seine lichten Gedanken, die, wenn sie eine Zeit lang in die Ferne gerückt, den verdunkelten Horizont nicht zu erhellen vermochten, dann später wider aufleuchteten und Lichtfülle verbreiteten.

4.

Die Philosophie und ihre Gegner.

Der Kampf, der an unseren Augen vorübergezogen, zeigt uns so recht das Gepräge von dem Geiste und der Richtung des Mittelalters, wie sie auch das Judenthum beherrscht hat: auf der anderen Seite offenbart er uns jedoch eine Eigentümlichkeit, die dem Judenthum allein angehört, und deren wir uns wohl erfreuen dürfen. Das Mittelalter hatte kein Verständnis für Geschichte, ihm war das Auge verschlossen für die Bewegung des Gedankens, welche in der Aufeinanderfolge der Ereignisse, wenn auch mühsam und langsam, sich unter Kämpfen und Rückfällen vollzieht. Die äußere Geschichte war ihm ein bunt Zusammengewürfeltes der verschiedenartigsten Ereignisse, in denen ein stetiger Prozeß sich nicht kundgab; eine innere Geschichte der Wahrheit, wie sie leise im Keime beginnt, allmählig wächst, sich zu klarerem Bewußtsein in der Menschheit ausgestaltet, mehr und mehr ihr Eigentum wird, die unreifen Formen, in denen sie zuerst aufgetreten, von sich abwirft, um in vollendeteren Gestaltungen, in adäquateren Ausdrücken und Erscheinungen sich auszuprägen: dieser Gedanke eines allmähligen Werdens auch im geistigen Leben, einer Abhängigkeit der Erkenntnis von zeitlichen und räumlichen Einflüssen, von fortschreitendem sich Läutern, Erhöhen und Vertiefen, — solche Vorstellungen lagen dem Mittelalter weit ab. Die Wahrheit ist ihm unbeweglich, entweder zu einer Zeit garnicht erkannt, oder in ihrer Vollständigkeit offenbart; die Gegenwart hat sie dann lediglich von der Vergangenheit ungeändert empfangen. Was daher in der Gegenwart lebendig ist, muß es auch in der Vergangenheit gewesen sein, und wie die Vergangenheit es uns überliefert hat, so muß es auch von der Gegenwart streng und unverbrüchlich festgehalten werden.

Daher der eigentümliche Begriff von Überlieferung, wie ihn die Kirche und das Judenthum im Mittelalter hatte. Ihm bedeutet die Überlieferung nicht ein durch den Strom der Zeiten sich hindurchziehender Geist, der immer neu schafft und belebt, sondern ein festes Übergeben von bestimmten Anschauungen und Satzungen, die in der uralten Zeit bereits ebenso geherrscht haben, wie sie in der unmittelbarsten Gegenwart vorliegen. Es darf uns daher nicht befremden, wenn im Judentum, in welchem die Sehnsucht nach einer Wiedererstehung vergangener Zustände noch verstärkt wurde durch die Trauer der Gegenwart, die Vorstellung Eingang fand, daß der Erzvater Abraham bereits alle Pflichten mit der strengsten Peinlichkeit erfüllt habe, wie der späteste Rabbine, daß David in denselben Diskussionen sich bewegt habe wie die Männer des Thalmud und der späteren Zeit. In ähnlicher Weise darf es uns daher nicht befremden, daß die philosophischsten Köpfe an der Gestalt der Geschichten der Sagen, der Legenden nicht zu rütteln wagten. Diese standen einmal da, sie konnten gedeutet, vergeistigt werden, aber man kam nicht auf den Gedanken, daß an ihnen Kritik geübt werde, daß man sie als die Geistesspiele aus einer kindlichen Zeit, als Ergüsse unreifer Vorstellungen betrachten dürfe. Man suchte sich auf jede mögliche Weise mit ihnen auseinanderzusetzen, aber sie blieben bestehend. Nicht anders war es mit den Satzungen. Auch diese deutete man, man legte ihnen geistige Beziehungen unter, aber man war weit entfernt davon, sie als Früchte von Anschauungen zu erklären, die nun einmal überholt seien, die als in Verbindung stehend mit zeitlichen und örtlichen Verhältnissen, mit deren Änderung auch anderen Anforderungen weichen müßten, die als überwunden nun abzustreifen gestattet sei. Oft hätte die einfachste Konsequenz darauf führen müssen, und dennoch lag es wie außerhalb der Gedankensphäre selbst der klarsten und kühnsten Denker.

Solche Fragen lagen in diesem Kampfe sehr nahe, und dennoch kommen sie nicht vor. Wenn z. B. die ganze Begebenheit von dem Opferversuche des Isaak durch Abraham blos ein Traum gewesen, wie die Philosophen es aussprechen:

wie verträgt sich denn damit, daß auf jenen Traum hin noch weiter Gebete gesprochen werden, welche verlangen, daß das Verdienst nicht blos Abrahams, der wenigstens den Traum hatte, sondern auch Isaaks, dessen blos im Traum gedacht worden, der also gar nicht mittätig war, uns heute noch zu Gute komme? Seltsamer Weise hatte selbst Maimonides ein solches Gebet verfaßt. Es kam Niemandem in den Sinn zu fragen: Die Opfer, sagt die Schule des Maimonides, sind blos eine Ablenkung vom Götzendienste. Die Zeit des Götzendienstes ist vorüber; nirgends werden mehr blutige Opfer dargebracht, eine mögliche Verlockung durch sie zum Götzendienst ist gänzlich geschwunden. Wozu dennoch Gebete sprechen mit der Klage über Fallen der Opfer, mit der Sehnsucht nach deren Wiederherstellung? — Das Ringen Jakobs mit dem Engel war ein Traum, es ist in einer höheren geistigen Deutung zu erfassen. Das Erschüttern der Hüftpfanne ist keine wirkliche Tatsache, es ist eine Gedankenbewegung oder wie es sonst symbolisiert wird. Und dennoch die Spannader verboten, und dennoch der ganze Teil, der damit in Verbindung steht, weil die Ader so sehr verzweigt ist, zum Genusse unstatthaft!

Solche Fragen, die sich bei konsequenter Durchführung des von den philosophierenden Geistern ausgesprochenen Gedankens mannigfach häufen, wurden nicht aufgeworfen. Die Folgerung wird ebensowenig auf der einen Seite gezogen, wie auf der anderen nicht der Verdacht auf die Männer des Nachdenkens gewälzt, als wollten sie diese Satzungen etwa beseitigen. Das ist eben das Gepräge des Mittelalters im ganzen Leben der Menschheit, wie insbesondere im Judentume, daß es immer in den Geleisen des Überkommenen weiter geht, daß seinem Denken die Kraft abgeht sich den entsprechenden Ausdruck im wirklichen Leben zu schaffen, daß es die Bewegung der Weltgeschichte verkennt, dieselbe vielmehr wie festgebannt betrachtet.

Andererseits bewährt sich im Verlaufe dieses Streites wieder die dem Judentume eigentümliche freie Gedankenbewegung, die keiner Vergewaltigung unterliegt. Meinungsverschiedenheiten, und gelten sie auch den höchsten Fragen, betreffen sie auch die

Grundlagen des Glaubens, werden in ihm nicht durch Autoritäten, nicht durch Mehrheitsabstimmungen endgültig entschieden. Man sage nicht, es habe ihm lediglich die Gewalt dazu gefehlt. Liegt es im Triebe einer Religion, ihre Anschauungen nicht im Flusse freier Bewegung zu erhalten, vielmehr sie in bestimmtem bindenden Ausdrucke abzuschließen, so schafft sie sich ihre Organe, welche diesem Ausdrucke die Fassung geben, und die Kräfte, welche, mit der vollen Autorität der öffentlichen Meinung bekleidet, deren Unantastbarkeit mit peinlicher Sorgfalt behüten. Vielmehr liegt es im Wesen des Judentums, sich die innere Triebkraft frisch zu erhalten, lediglich der geschichtlichen Entwickelung die Entscheidung anheim zu geben. Daher hat auch der an uns vorübergegangene Streit eigentlich keinen Abschluß. die freie Bewegung dauert fort. Die Männer von beiden Seiten bleiben in ihrer hohen Bedeutung: Maimonides und Abraham ben David, David Kimchi und Jona ben Abraham, alle die im Streite aufgetreten, sind, insofern sie Tüchtiges geleistet, dem Gedächtnisse, ja dem Herzen der Nachwelt eingeprägt, das Verdienst eines Jeden findet seine Anerkennung, kein Makel ist an dem Namen Eines oder des Andern haften geblieben. So nimmt denn auch im Lauf der weiteren Geschichte die Bewegung ihren ungestörten Fortgang.

Die Zeiten werden zwar trübe, dennoch ist in der Provence, wo der Streit zunächst ausgebrochen war und wo er seinen Mittelpunkt und Sitz hatte, der Geist noch frei genug, daß die Anregungen sich fortsetzen und die Gegensätze später wiederum hart aufeinandertrafen. Die Verhältnisse und die Umgebung hatten sich allerdings unterdeß wesentlich geändert. Mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts war die geistige Bildung in dem südlichen Frankreich durchgedrungen, sie hatte wie ein breiter Strom alle Ufer überschritten, hatte sich vielleicht dadurch auch etwas verflacht. Bedeutende Namen glänzten dort in jener Zeit nicht, es treten keine schöpferischen Geister auf, die neue Richtungen anbahnen, die besondere Kühnheit und Kraft entwickeln, aber alle Klassen des Volkes sind von den Bildungs-Elementen durchzogen. Die zahlreichen Nachkommen

der Thibboniden und ihre Anhänger traten überall mit den Anschauungen ihrer Vorfahren hervor und machen sie zum Gemeingute; junge Leute treten als Prediger auf und verkünden die aufgenommenen Lehren, so daß bis in die untersten Kreise hinein, neben gesundem Gedanken-Nahrungsstoffe die symbolisierenden Spiele, die Auswüchse der philosophischen Richtung eindringen. Darüber grollten gar Manche und es fehlte ihnen nicht an Lust dagegen aufzutreten, sie hatten die schwersten Bedenken gegen jenes Verfahren, das immer allgemeiner zu werden schien. Einzelne Ereignisse schürten die Glut. An den Symbolisierungen von Legenden erfreute sich das Volk, und an ihnen übten besonders die jungen Redner ihre Kräfte.

Da war z. B. die bekannte Geschichte, ein naives Märchen würden wir sagen, das jedoch erst recht ernst erzählt wird. Rabbi Benaa, heißt es, habe die Gräber verzeichnet, da sei er einst an das Grab Abrahams und der Sarah gekommen, er stieg hinein; Elieser, der Knecht Abrahams, stand an der Pforte und wehrte ihm den Eingang. Er sprach: Laß mich hinein, ich bin Benaa, ich verzeichne die Gräber. Der aber sagte: Abraham liegt im Schoße der Sarah, und sie pflegt sein. Gehe nur hinein, sagte Jener und sprich: Benaa ist da. Elieser ging, verkündete seine Botschaft, und Abraham sagte: Mag er doch kommen, in dieser Welt ist nicht Sinnlichkeit. Die alten Lehrer Spaniens erklärten, das sei ein Traum gewesen, den Benaa gehabt. Die alten Lehrer Frankreichs fanden nichts Anstößiges an dem Berichte, nahmen ihn vielmehr gläubig auf. Anders der jugendliche Nachwuchs der Provence. Sie deuteten daran herum. Abraham, sagten sie, ist der gestaltende Geist, Sarah der Stoff, der auf den Geist, so lange der Mensch auf Erden ist, einwirkt, der aber seine wirksame Kraft verliert, sobald der Geist sich von ihm befreit hat. Hatten sie einmal Abraham und Sarah so in der Legende gedeutet, gingen sie dann auch weiter und übertrugen dieses Verfahren auch auf die biblischen Geschichten von Abraham und Sarah. Auch die Söhne Jakobs sollen sie als die zwölf Sternenbilder dargestellt, noch vieles Andere der Art sublimiert haben.

Eine hervorragende und deshalb um so mehr mißliebige Persönlichkeit war ein damals schon greiser, angesehener Lehrer, Levi ben Abraham ben Chajim, der viele Jünglinge in die Geheimnisse und auch in die damaligen Spiele der Philosophie einführte. Er hatte ein größeres Werk geschrieben, voll tüchtiger Gedanken, aber auch erfüllt von mannigfachen Symbolisierungen; darin erregte besonders eine sehr nüchterne, im Ganzen recht unschuldige Bemerkung viel Mißfallen und Übelwollen. Die zehn Gebote nämlich waren auf die zwei Tafeln eingegraben. Eingegraben, sagt der Thalmud, ist nicht etwa in dem Sinne zu nehmen, daß sie blos auf einer Seite sichtbar waren, vielmehr waren sie durchgehauen, die Höhlung war von der einen bis zur anderen Seite eine vollständige. Das geht nun bei den meisten Buchstaben an, da noch irgend ein nicht durchgehöhlter Raum übrig bleibt, so daß die innere Füllung dadurch feststeht. Bei zwei Buchstaben ist dies jedoch nicht möglich; das Schlußmem nämlich bildet ein Quadrat, das Samech ungefähr einen Halbkreis; wie ist es nun bei ihnen, da die innere Füllung sich nicht halten kann, herausfallen müßte? Der Thalmud sagt, sie bestand durch ein Wunder. Levi ben Abraham aber meint: es dürfte wohl ein kleines Häkchen sie festgehalten haben. Diese natürliche Wundererklärung machte viel böses Blut, sie wurde als Unglauben und Ketzerei geschmäht. Die Gegner der Philosophie zählten aber keine bedeutenden Männer in ihrer Mitte, so daß der Kampf gegen die Anhänger der Philosophie nicht sobald gewagt wurde.

Wohl lebte ein Mann in der Provence, in Perpignan, der als Säule der Thalmudgelehrsamkeit anerkannt wurde, Menachem ben Salomo Meïri, ein umfassender Kopf; aber auch er war von philosophischen Anschauungen getränkt. Bei aller Nüchternheit liebte er es, die Mittel der Philosophie anzuwenden, überschwengliche Sagen und Unwahrscheinliches zu beseitigen, und er wollte keineswegs alle Seltsamkeiten buchstäblich hinnehmen. Wenn im Thalmud von wunderbaren Heilmitteln, von Dämonen, den gegen sie anzuwendenden Bewahrungen und Verschwörungen die Rede ist, so meint er, der

Thalmud gehe blos in die verkehrten Meinungen der Abergläubischen ein, spreche blos von dem Verhalten derjenigen, die in diesem Irrtum befangen seien, ohne selbst beizustimmen. Wenn es deshalb heißt, man dürfe die Dämonen am Sabbath nicht befragen, so heiße dies, daß diejenigen, die daran glauben, es am Sabbathe nicht tun dürften, doch es dürfe auch nicht mitten in der Woche geschehen, weil es ein götzendienerisches Werk sei. Ein, zwei Jahrhunderte späterer Lehrer, der diese Meinung Meïris anführte, bemerkt vorsichtig, er habe hier Sätze Meïris nach ihrem Wortlaute angeführt, teile aber keineswegs die zu Grunde liegende Ansicht, er glaube vielmehr mit dem Thalmud an die Kraft und Wirkung der Dämonen. An einer andern Stelle heißt es, man solle nicht in aramäischer Sprache beten, weil dann das Gebet keine Erhörung finde. Nach der gewöhnlichen Auffassung sah man darin die Andeutung, daß das Aramäische in den himmlischen Regionen nicht wohl gelitten sei, das Gebet in diesem Idiome daher nicht wohl aufgenommen werde. Nimmermehr, sagt Meïri, vielmehr war das Aramäische damals nicht mehr der Bevölkerung geläufig, das Gebet in einer solchen Sprache erweckt nicht die gehörige Andacht und deshalb wird, wenn es auch nicht untersagt ist, so doch davor gewarnt. Ein jeder Besuch bei einem Kranken, heißt es anderswo, nimmt den sechzigsten Teil des Leidens hinweg; das galt als sympathetische Einwirkung, als wenn ein Teil des Leidens von dem Kranken auf den Gesunden übergeht, die Krankheit also dadurch erleichtert wird. Meïri jedoch erklärt es dahin, der Besuch erheitert den Kranken, lenkt die Aufmerksamkeit auf die notwendige Pflege und bewirkt, daß sie verschafft wird, und so wird allerdings die Krankheit erleichtert. Aus diesen und ähnlichen Beispielen, die sehr vervielfältigt werden können, ersieht man, daß Meïri ein klarer nüchterner Kopf war; er bearbeitete den Thalmud mit logischem Verständnis und wies selbst dem Maimonides hier und da nach, daß er in seiner logischen Anordnung Manches zu wünschen übrig ließ. Das war sicher nicht der Mann, der gegen die Philosophen aufzutreten geneigt war; er war vorsichtig, gab

keinen Anstoß, aber ließ sich in keinen Kampf verwickeln gegen die Freiheit des Geistes. So war denn die Provence, wenn auch manches in ihr sich geändert, ihrem Grundwesen nach dieselbe geblieben.

Bedeutender hatte sich rings um sie her die geistige Physiognomie umgestaltet. Nord-Frankreich lag darnieder, das geistige Leben war dort erschlafft. Selbst die thalmudischen Heroen lagen im Grabe und hatten blos Nachfolger von untergeordneter Bedeutung gefunden, deren Stimme wenig Geltung mehr hatte; so daß es in dem nun ausbrechenden Streite keinem in den Sinn kam, ihr Urteil zu provozieren. Auch Spanien war mächtig umgestaltet. Dort wich die islamische Macht und der islamische Geist mehr und mehr der Macht des Romanentums und den Einflüssen der Kirche; die blühenden Gefilde sollten bald veröden, und der Aufschwung des Geistes bald erlahmen. Die berberischen Stämme, die die Moslems aus Afrika zu Hülfe sandten, etwa die heutigen Turcos und Gums, waren wahrlich nicht geeignet, die Bildung aufrecht zu erhalten. Sie halfen nur die Saaten derselben niederzutreten. Die herrlichen Erzeugnisse des Kunstfleißes, das fröhliche Treiben aller geistigen und mechanischen Tätigkeit wich dem Einerlei eines finsteren Grübelns, Gesang und freier Gedankenverkehr ward ersetzt durch die Litanei des Klosterbewohners. Das früher helle, klar strahlende Auge war umflort, eine düstere Glut lauerte unheimlich aus ihm hervor. Die Wissenschaft wich widerwillig aber notgedrungen von dieser ihr so liebgewordenen alten Heimatsstätte. Wie in dem gesamten Lande sank natürlich auch im Judentume der Geist unter den allgemeinen Einflüssen und unter dem erhöhten Drucke, den die schwere Hand der Kirche über es breitete. Mit Recht konnte wohl Salomo Abereth am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts sagen: In Aragonien, in Castilien, in Catalonien seien die destructiven Tendenzen und Bestrebungen, wie sie früher geherrscht hatten, ganz und gar verschollen. Die Freunde der Philosophie konnten dort nicht, wie 70 Jahre früher, Schutz und Beistand suchen, weit eher die Vertreter der thalmudischen Buchstaben.

Als Autorität Spaniens blühte am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der eben genannte Salomo Adereth, ein rüstiger Greis — er starb 1310 — eine edle Gestalt, welchem das Alter das ergraute Haupt nicht beugte, der mit den Jahren die Manneskraft nicht einbüßte; ein tiefer Ernst, so steht er vor uns, lagert auf seiner edlen Stirne, aber gemildert durch freundliches Wohlwollen. Denn Salomo Adereth war ein echter Nachgeborener der alten Spanier, der Pfleger echter Weisheit. Er betrachtete die Wissenschaften, wie er sich anlehnend an einen Ausspruch des Maimonides ausdrückt, als Salbenmischerinnen und Gewürzbereiterinnen, während die Thora, das Talmud-Studium die gebietende Hausfrau sei. Aber er erfrischte sich doch gerne an dem Wohlgeruche dieser Salben, er atmete doch gerne den Duft dieser Würzen ein, die dem geistigen Leben einen höheren Reiz verleihen und gern pflegte er die Wissenschaft. So unterhielt er sich mit Freunden über das Wesen der Offenbarung und sah in ihr eine geistige Erhöhung, eine Berührung des menschlichen Geistes mit dem göttlichen, ohne daß ein sinnlicher Vorgang dabei angenommen werden dürfe, wenn er ihn auch nicht ganz und gar in Abrede stellen wollte. Auch die verschiedenen Legenden suchte er so zu deuten, daß Grobsinnliches daraus entfernt werde. Schwärmerei ist ihm widerwärtig, er will nichts zu schaffen haben mit Unwissenden, die über Nacht durch plötzliche Erleuchtung zu Gelehrten werden, wie sie damals aufzutreten begannen, er warnt vor unbärtigen Knaben, die Wunderdinge verkünden und Wunderwerke verrichten. Er ist kein Freund des Überschwänglichen, er fragt gerne die Vernunft und baut die Wissenschaft freudig an, aber freilich das Wesentliche bleibt ihm der Talmud, in ihm ist seine Kraft, in ihm wurzelt seine Seele, ihn liebt sein Gemüt, und er steht da als eine der angesehensten Autoritäten des ganzen Jahrhunderts nicht blos in seinem Lande, nicht blos in den benachbarten Landen, sondern weithin verbreitete sich sein Ruhm: aus Austerlitz in Böhmen werden Anfragen an ihn gerichtet, mit Schemarja in Mühlhausen, mit Chajim Ofarua in Wien steht er in gelehrtem

brieflichen Verkehr. Man ist erstaunt über solche Verbindungen in damaliger Zeit, welche die weite Entfernung, den erschwerten Verkehr überwinden, weil der gelehrte Eifer dazu die Mittel darbietet.

Auch Salomo Aboreth war demnach nicht der Mann, der einen Kampf angeregt hätte; er mußte lange dazu gereizt werden, wenn er sich dazu entschließen sollte. Neben ihm stand am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in Spanien eine andere Autorität, die dort nicht durch ihre Geburt heimisch, sondern als Flüchtling dorthin eingewandert und bald zu großem Ansehen gelangt war. Er war einem Lande entsprossen, das wir bisher noch nicht der Beachtung unterzogen haben, das uns jedoch sehr nahe berührt.

In Deutschland nämlich war die Lage der Juden, im dreizehnten, wie am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts eine sehr trübe, der Geist dadurch auch gedrückt und gelähmt. In Deutschland vereinigten sich nach der eigentümlichen Auffassung unseres Vaterlandes in alter Zeit, die fast bis zur neuesten Zeit reichte, die verschiedenen Gewalten, die sich in die Herrschaft teilten, vielfach auch befehdeten, um den Juden, der jedenfalls unter einer jeden derselben stand, zu drücken, ihm den Erwerb zu erschweren und dann das Gewonnene zu erpressen. Die Stadt, deren Luft er atmete, das Bistum, das den Ungläubigen in seiner Nähe duldete, der Landesherr, der seine Macht ihn fühlen lassen wollte, der Kaiser, dessen unmittelbarstes Eigentum die Juden sein sollten, als des heiligen römischen Reichs Kammerknechte, eine jede dieser Mächte verlangte von dem Juden, stellte die verschiedensten Anforderungen an ihn, wollte ihn ganz in Besitz nehmen, und so war er einer jeden dienstbar, die Quälgeister wechselten blos ab, um an seinem Herzblute, an seiner Lebensruhe zu nagen. Natürlich war das geistige Leben dadurch ein verkümmertes; es ist wunderbar genug, daß unter solchen Verhältnissen, unter den Faustschlägen und Nadelstichen seiner Quäler der Jude nicht ganz entseelt niederstürzte. Die Wissenschaft wurde nicht gepflegt, doch blieb geistige Frische, die sich in der talmudischen

Gelehrsamkeit kundgibt, und eine sittliche Kraft offenbarte sich im Dulden und im Leben, die die Gesundheit des jüdischen Stammes bewährte.

Als Meister der damaligen Zeit in Deutschland gilt Meir ben Baruch aus Rothenburg, ein Mann von weitverbreitetem Rufe, mit zahlreicher Schule, die über alle Gaue des deutschen Vaterlandes sich ausbreitete und den Ruhm des Lehrers immer weiter trug. Er war ein Mann von engen Ansichten, wie wir dies nicht anders erwarten dürfen, von peinlicher Gläubigkeit, aber gelehrt, das ganze Gebiet des Talmud umfassend, so daß seine Schriften bis zum heutigen Tage sich einer hohen Geltung erfreuen. Er war auch Dichter, freilich hatte die Muse den Mund ihm nicht liebend berührt, nicht über seine Lippen Anmut gegossen, wie etwa ihrem Lieblinge Juda Halevi. Seine Sprache war nicht edel, zuweilen inkorrekt, wie er überhaupt der Sprachgesetze nicht ganz kundig war, seine Bilder haben keinen Schwung, seine Rede legt sich nicht mit süßem Wohllaute an das Herz, es bezwingend, und an sich fesselnd, aber das tiefe Weh seiner Seele entlockte derselben einen poetisch-elegischen Hauch, der die Leier zu Klagetönen erzittern machte, so daß sie auch unser Herz noch erschütternd bewegen. Meir ben Baruch aus Rothenburg dichtete nämlich nach Art der Zioniden ein Lied auf den Brand der Thorah, der aus alter römischer Zeit berichtet wird und der als eine der Veranlassungen für das Fasten des siebzehnten Tammus galt.

„Frage," so beginnt er, „frage du im Feuer Verbrannte nach dem Frieden derer, die um dich trauern. Wie? An dir, die du aus himmlischem Feuer herabgestiegen, soll ein irdisch Feuer lecken, soll dich verzehren?" Und mit bitterem Unwillen wendet er sich an den Sinai und spricht:

Wirf, Sinai, hinweg dein Prachtgewand,
Verhülle dich, gleich Witwen, schwarz und nächtig,
Und meine Träne schwemme weg das Land
Und wachse an zum Strome groß und mächtig
Und ströme fort und fort zu Moses' Grabe

Und poche fragend an des Grabes Pforten,
Ob eine neue Lehre er denn habe,
Daß deine Rollen drum verbrannt geworden.

Höher als der Dichter steht der sittliche Held, der Mann mit der echten Dulderkraft. Bei den Erpressungen, welche über die Juden verhängt worden waren, war es ein schlauer Griff des Kaisers Rudolf, daß er, um sich der Summen, die wegen ihrer Höhe nicht so leicht eingingen, zu versichern, den Meir ben Baruch als Geißel sich auserwählte. Meir ben Baruch floh, doch dem Bischofe von Basel gelang es, als Häscher ihn festzuhalten. Er wurde auf die Feste Ensisheim im Elsaß gebracht; dort saß er lange Jahre. Er hatte es nämlich untersagt, daß nicht etwa das Lösegeld für ihn bezahlt werde; er wolle dulden, nicht aber die Veranlassung sein, daß in solcher Weise wieder die Gelegenheit ergriffen werde, um der Gesamtheit Geld zu erpressen. Er wolle dulden, und so solle mit diesem einen verfehlten Versuche die Geldgier gemäßigt werden. Kaiser Adolf von Nassau folgte auf Rudolf im Jahre 1291. Auch er ließ die kostbare Beute, die in Ensisheim verschlossen war, nicht los. Seine Streitigkeiten mit Albrecht von Österreich gestatteten ihm doch, daß er sie wohl bewachte, um so mehr, als er des Geldes benötigt war. In seiner Haft unterbrach Meir ben Baruch nicht seine Arbeiten und Studien, er gab von dort Bescheide, Gutachten, kommentierte eine Mischnah-Ordnung und war fröhlich in seinem Glauben und in seiner Standhaftigkeit. Ausgelöst wurde er bei seinen Lebzeiten nicht, was nur aus Achtung für das Gebot des edlen Mannes unterblieb, indem sonst seine treuen Genossen die letzten Kräfte angespannt hätten, um ihn zu befreien. So starb er in der Haft 1293. Das Pfand war verfallen; aber was der Doppeladler in seinen Krallen als Beute einmal eingefangen, gab er nicht los. Die Leiche blieb über der Erde mehr als ein Jahrzehnt, bis zuletzt ein reicher Mann aus Frankfurt am Main, Alexander Wimpfen, durch Entrichtung einer hohen Summe die Erlaubnis erwirkte, daß die Leiche endlich zur Erde bestattet wurde. Wie es scheint, merkte man

damals, daß neue Gefahren sich zusammenzogen, wenn das Geld ausblieb, daß dieselben über die Häupter der Lebenden sich entladen sollten.

Der bedeutendste Schüler nämlich Meir ben Baruchs, Ascher ben Jechiel, genannt Rosch, sollte gleichfalls als Bürge, als Geißel eingefangen werden. Ascher floh und wußte sich durch die Flucht der Botmäßigkeit des Kaisers zu entziehen; nach langen mühseligen Irrfahrten kam er nach Toledo in Spanien am Anfange des Jahres 1305, und er wurde dort alsbald Schulhaupt. Ascher, unter solchen Eindrücken aufgewachsen und zum Manne herangereift, war daher nicht der sanfte, fein gebildete Mann, wie Salomo Adereth. Er war unter der rauhen Luft Deutschlands gehärtet und sein Gemüt nicht so weich gestimmt. Die Wissenschaft fand bei ihm keine Gunst. Als einst ein Schüler in Spanien an ihn eine Anfrage richtete, kunstvoll Syllogismen zusammenstellte, um durch deren Bau die Entscheidung vorzubereiten, antwortete Ascher: „Was sollen mir deine Syllogismen? Ich habe den klaren Verstand, soviel wie alle Gelehrten Spaniens, wie er sich aus der Thora und dem Talmud ergibt. Eure profanen Wissenschaften kenne ich nicht. Gott sei Preis und Lob, daß sie mir fremd sind, daß er mich davor bewahrt hat". So sehen wir ihn später hart in seinen Entscheidungen, mit jenen rauhen, mittelalterlichen Formen, die keine Milde kennen. Als einst jemand gotteslästerliche Reden führte und ein Schüler ihn befragte — in Spanien hatten die Juden noch eine gewisse peinliche Gerichtsbarkeit — erwiderte er, man solle dem Manne die Zunge ausschneiden. Der Schüler, recht gelehrig, kam bei einem anderen Falle der Entscheidung zuvor: eine Witwe pflog unsittlichen Lebenswandel mit einem Nicht-Juden, und der Schüler entschied, das Weib solle durch Abschneiden der Nase seiner Schönheit verlustig und ihr damit die Gelegenheit zur Fortsetzung ihres sträflichen Wandels entzogen werden; Ascher billigte das Verfahren höchlich. Wir verdammen ihn deshalb nicht; er ist ein Kind seiner Zeit, ein Sohn des rauhen, unbarmherzigen, wilden deutschen Mittelalters, seine Gerechtigkeit

trat in strengen und ungebildeten Formen auf. Freuen wir uns, daß wir diese Zeit überwunden haben und blicken wir nicht mit romantischer Sehnsucht auf eine solche Vergangenheit zurück. Ein solcher Mann war Ascher. Doch war er noch Neuling in Spanien, und einen Angriff gegen die dort oder in der Provence herrschende Richtung hätte er aus eigenem Antriebe wohl nicht unternommen.

Da brach der bisher im Innern still wühlende Unmut durch kleine Veranlassungen in offenen Streit aus; den Anstoß gaben sympathetische Kuren, die von der einen Seite genehmigt, von der anderen verworfen, von den Philosophen verspottet wurden. Nun trat Abba Mari ben Mose ben Joseph aus Montpellier auf, auch Astrüc de Lunel benannt, bisher ein stiller Eiferer, in dem es jetzt gewaltig kochte, und der dennoch mit seinen gegnerischen Gesinnungen noch nicht hervorzutreten wagte, der aber, wie es scheint, in Ascher einen Bundesgenossen zu finden erwartete, da dieser auf seiner Durchreise durch Montpellier bereits sein Mißfallen gegen die dort herrschende Richtung ausgesprochen. So faßte Abba Mari Mut und ergriff die sich darbietende Veranlassung, um auf Salomo Adereth und auf Ascher ben Jechiel einzudringen. Adereth wehrt ab; er tadelt wohl die Ausschreitungen, die man sich erlaube, sagt aber, er sei nicht berechtigt, in fremdem Lande Machtgebote zu erlassen, man solle dort vorangehen, er werde dann zustimmen. Dort hatte man aber nicht die Kraft. Abba Mari schrieb unablässig und drängte, man solle den Bann aussprechen gegen das Studium der Philosophie, namentlich insofern es von Leuten unter 30, oder gar unter 25 Jahren getrieben werde. Adereth sträubt sich noch immer. Immer neue Scharen werden aufgeboten, die sich an ihn heranwälzten; von der anderen Seite laufen Verteidigungsschriften ein. Es war ein Wogen mächtiger Brandungen um diesen Greis herum, um seinen felsenfesten Sinn zu erschüttern. Endlich gab er nach. Er war ja doch zunächst Verehrer des Talmud, und so glaubte er in dessen Sinne auftreten zu müssen. Er schrieb den Bann, aber mit der Bedingung, daß er dort genehmigt

werde. Mit Gier griffen die Dunkelmänner danach, der Sieg war errungen, der Bann wurde verkündet. Aber das Judentum ist frei in seinem Innern. Die Freunde der Philosophie sprachen einen Gegenbann aus. Nun gab es Streit, welcher Bann alleinige Gültigkeit habe, und wiederum verlief der Streit im Sande. Die Gewitter jedoch, die im Innern grollten, sollten nach außen hin sich entladen, wenn auch ein innerer Zusammenhang nicht nachzuweisen ist. Zu Anfang des Jahres 1306 erließ Philipp der Schöne das Edikt, daß alle Juden Frankreich verlassen sollten.

Solche Vertreibungsbefehle hatten gar mannigfache Veranlassungen und Beweggründe: Raubsucht, Befreiung von Schulden, die man kontrahiert und dergl. edle Beweggründe mehr sind allerdings das Nächstliegende. Aber daß zur damaligen Zeit gerade an den beiden einzigen in sich fest geeinten Ländern — im Jahre 1290 war die Vertreibung der Juden aus England, 1306 aus Frankreich — die Juden ausgewiesen wurden, deutet doch auch auf den Charakter der damaligen Volksentwickelung hin. Die Volksinstinkte entfalteten sich mehr zum Bewußtsein ihrer selbst; die fremdartigen Bestandteile standen ihnen im Wege: dies war der eigene dunkle Antrieb, um die Juden aus dem Lande zu entfernen. So schwinden die Juden aus Nord-Frankreich; im Süden weilten sie noch eine Zeit lang. Dort gab es ein päpstliches Gebiet, Avignon und Venaissin, über das der französische Machtbefehl sich nicht erstrecken konnte; ebenso blieb noch in den freien Baronien das vierzehnte Jahrhundert hindurch eine ziemliche Anzahl jüdischer Bewohner. Dort erblicken wir noch in dieser Zeit Männer von großer Bedeutung, kühne Denker, edle Geister, einen Levi ben Gerson, einen Mann von starker Energie des Geistes, der den Gedanken der zeitlosen Schöpfung, der Ewigkeit der Welt zu erfassen und durchzuführen wagte; wohl war er mit mannigfaltigen astrologischen Vorurteilen behaftet, aber kühn rüttelte er an den Wundern, so daß heute noch rationalisierende Erklärer gerne sich an seine Deutungen anlehnen. Da lebte ein Joseph Kaspi, ein klar denkender

Kopf; Nissim ben Mose aus Marseille, der in der nüchternen Wundererklärung soweit ging, daß man glauben möchte, er sei ein Vorläufer des Reimarus gewesen.

Es war ein letztes Aufleuchten, ein schönes Alpenglühen, nachdem die Sonne bereits untergegangen. Allmählich erlosch auch dieses Licht; dunkles Schweigen lagerte nun über dem Lande. Der Einfluß Frankreichs auf die geistige Bewegung der Juden ist zu Ende. Der Kampf, wie er zwischen den Freunden und Gegnern der Philosophie zweimal vor uns aufgetreten, wiederholt sich in dieser Weise nicht wieder; der Geist verdunkelt sich unter den drückenden Einflüssen trauriger Zustände. Ein Schleier des Geheimnisses breitet sich über die in Nacht versenkten Seelen; wir stehen an der Geburtsstätte der Mystik.

5.

Die Mystik.

Die vorgeführten Kämpfe offenbaren uns den Zwiespalt zwischen dem denkenden Geiste und den überlieferten Anschauungen und Satzungen. So lange der Gedanke in seiner Frische war, solange er mächtig rang und höherer Vollendung entgegenstrebte, war er sich selbst genug und unterwarf auch die überkommenen Anschauungen und Satzungen vielfach seinem Gebote, seiner Umdeutung. Aber der Gedanke erschlaffte, die mittelalterliche Philosophie in ihrer Gebundenheit hatte sich erschöpft, sie hatte ihre Aufgabe erfüllt, sie war nun gleichfalls ein Überkommenes geworden; nicht mehr in ihrer ursprünglichen Lebendigkeit war sie ein totes Residuum geworden, das angeeignet wurde ohne eigene Geistesarbeit. Die Zeit war nicht angeregt genug, daß der Geist etwa zu neuem Fluge sich aufgerafft hätte, um neue Gedankenwege zu durchhauen, zu neuen Resultaten sich fortzubewegen, größere Freiheit sich zu erringen. Der Geist war erlahmt; die Schwere der Zeiten lag als mächtiger Druck auf ihm, die freien Schwingen hingen matt herab und konnten sich nicht entfalten.

So bestand der Widerspruch in seiner Schärfe. Die Oberflächlichkeit beruhigte sich dabei, nahm bald von der einen, bald von der anderen Richtung, was sie gerade ansprach und was sie im Augenblicke verwerten konnte. Der Leichtsinn tändelte darüber hinweg. Aber ernstere und tiefere Gemüter trugen eine schmerzliche Sehnsucht in sich nach der Versöhnung, die sie sich nicht verschaffen konnten durch geistige Erhebung. Sie stiegen nun in den düstern Grund ihres Geistes hinab, absehend von Allem, was sie umgab; sie wollten in der Nacht der Seele, in den Schluchten des bangen Herzens Wahrheiten

ergrübeln und anschauen, um an ihnen sich zu nähren und zu erquicken.

Wenn das leibliche Auge sich schließt, so daß es nicht durch den von außen auf uns eindringenden Lichtstrahl erhellt wird, sich ihm die Spiegelbilder nicht abprägen, um von ihm aufgesogen zu werden, dann gestaltet es wohl in sich manche seltsamen Gebilde, die es aus wirklichen Wahrnehmungen zusammensetzt, eigentümlich mischt und fratzenhaft gestaltet; es führt sich willkürliche Bilder vor, denen keine Wirklichkeit entspricht. Auch Lichtfunken vermag das Auge scheinbar aus sich zu erzeugen, die nur eben nicht erhellen, und wenn das Auge sich wieder öffnet, siehe da! dann sind alle Spukgestalten verschwunden, auch das Licht, das scheinbar aus dem Innern sich erzeugt hat, ist erloschen, indem der Lichtstrahl von außen sich über es ergießt. So ist es auch mit dem Geiste. Wenn er sich in sein Gehäuse zurückzieht und dort Gedanken und Gestaltungen aufwühlt, dann setzen sich ihm auch seltsame Erscheinungen und Gedankengebilde zusammen aus denen, die er bei wachem Triebe in sich aufgenommen hat, die als Ueberlieferung ihm übergeben worden sind, und nun bilden sich Gedankengruppen, die nicht zu einander gehören, groteske Vermischungen aus Bestandteilen, deren einer nicht zu dem andern stimmt, und dennoch glaubt der so in sich abgeschlossene Geist die Wahrheit ergründet zu haben. Er erzeugt ein Dämmerlicht in sich, das ihm die Gegenstände umher bestrahlen soll, aber mehr verdunkelt und verschiebt, als daß es sie in ihrer Wahrheit und Klarheit darstellt. Also verfährt die Mystik; sie nimmt die schalen Gedankenüberreste auf, die ihr von vorangegangenen Gedankenbewegungen übergeben worden, ebenso auch alles Geltende, Gebräuchliche, von der Vorzeit Überkommene. Nun gräbt sie in sich und sucht den Widerspruch, den sie nicht lösen kann, mit einer Nebelbrücke zu überwölben. Sie taucht sich in das tiefe Meer des Unsichtbaren, um da phantastischen Urgrund sich zu schaffen, von dort für das Entstehen aller Dinge sich die Lösung zu suchen. In der bunten, wirren Mischung, die sie vornimmt, entgeht ihr der Zügel des Ge-

dankens, das Gesetz des Geistes entschwindet ihr, regellose Willkür wird zum bestimmenden Grunde, die Phantasie wird zur Gesetzgeberin, das Wunder, in die verschiedensten Naturgebiete eingreifend, wird Alltägliches, die Fratzenhaftigkeit wird zur Schönheitslinie, kurz es kehrt sich alles vollständig um, und indem der Schleier sich über alles tief deckt, glaubt sie den Schleier vollkommen gehoben zu haben.

Die Mystik ist kein neues System, sie ist kein selbständiger eigener Gedankengang; sie beruht lediglich auf den vorangegangenen Entwickelungen, die sie aber geheimnisvoll zu weihen versucht, in dunkle, ferne Höhen zu erheben bemüht ist, ohne irgendwie schöpferisch mit ihnen zu verfahren. Die Mystik macht ebenso, wie sie den Urgrund entdeckt zu haben vorgibt, auch den Anspruch, daß sie die älteste geheime Weisheit sei, die in geheimnisvoller Weise fortgeleitet von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgeerbt habe. Die jüdische Mystik nennt sich deshalb auch Kabbalah, weil sie Ueberlieferung alter Uroffenbarungen sei, die von Weisen an Weise, von Heiligen an Heilige übertragen worden. In der Tat war die Kabbalah, wie sie im dreizehnten Jahrhundert auftrat, keine ganz neue unerhörte Erscheinung, sie hat ihre Anhaltspunkte in vergangenen Zeiten und knüpft auch daran an. So oft nämlich der gesunde Verstand oder die geschulte Gedankenbewegung in Widerspruch tritt mit dem positiven Überlieferten, drängt die Mystik sich ein, um den Widerspruch zu läugnen und ihn durch ihre geheime Weisheit zu tilgen.

Schon in der Zeit, da der Pharisäismus zu einem gewissen Abschluß, die schöpferische Gedankenbewegung zum Stillstand gelangt war, nun das Ganze als ein Fertiges dastand, damit aber auch als ein außerhalb Befindliches, auf das man hinschaute, ohne sich selbst darin vollkommen wiederzufinden, hörte man auch schon von Geheimnissen der Lehre. Diese beruhten in Gründen für Gesetze, die nicht jedem zugänglich waren, in der Deutung der göttlichen Namen und ganz besonders in der Deutung von zwei Stücken der heiligen Schrift: der Erzählung von der Schöpfung und der Beschreibung des göttlichen Wagens,

wie sie von Ezechiel dargeboten wird. Die Bilder, welche Ezechiel aus assyrischer Anschauung aufgenommen — wie wir sie ausgeprägt finden an dortigen Denkmälern, die in neuerer Zeit aufgegraben sind — von Verschlingungen der Tiergesichter mit dem Menschenantlitz zu Götterbildern, von Rädern und dem Feuer und dem Glanze, der darüber waltet; diese ganze Beschreibung des göttlichen Haushaltes, des himmlischen Heeres war der späteren Zeit fremdartig geworden, so sollten denn tiefe Geheimnisse darin verborgen sein. Von den Deutungen, die sich an diesen den Verstand überragenden Bericht damals knüpften, erfahren wir nichts, sie waren wohl mehr legendenhafter als philosophischer Art.

Später jedoch gewann die Mystik eine festere Grundlage in mehr philosophischen Voraussetzungen. Jugendlich hatte sich der Islam der griechischen Weisheit bemächtigt; bereits im siebenten und achten Jahrhundert waren die moslemischen Gelehrten tief eingeweiht in alle Ergebnisse der griechischen Spekulation. Besonders muteten die platonischen und pythagoräischen Systeme in ihrer Neugestaltung als Neu-Platonismus und Neu-Pythagoräismus sie an, und so wurden sie vielfach gepflegt. Der Geist sank bald im Orient, und dieses System ward eine Handhabe für mystische Betrachtungen. Am Anfange des neunten Jahrhunderts, vielleicht kurz vorher, entstand ein Büchlein, das Büchlein von der Schöpfung: Sefer Jezirah, das an solche Philosopheme sich eng anlehnt, und mit ihnen operierend ein mystisches System zu konstruieren bemüht ist.

Die Zahlen und die Buchstaben sind ihm die Grundkräfte, welche alles schaffen, aus denen alles entsteht. Die zehn Zahlen, Eser Sefiroth, sind, einfach erfaßt, der Ausdruck der Reihenfolge, in der wir die Dinge einander fügen, die Buchstaben sind äußere Formen für die einzelnen Laute, die in dem Gefüge zum Worte uns vernehmbar sind; sie verhalten sich demnach ganz äußerlich zu den Dingen. Von der Mystik des Buches Jezirah wurden sie jedoch als das Grundwesen aller Dinge, als die ersten Prinzipien betrachtet.

Die zehn Zahlen stellen, wie das Büchlein lehrt, Anfang

und Ende, Gutes und Böses, Höhe und Tiefe und zugleich die vier Weltgegenden dar. Aber von den Zahlen geht es dann bald ab und verfolgt sie nicht weiter. Um so tiefer läßt es sich mit den Buchstaben ein. Sie sind ja die Bestandteile des Wortes, und das Wort ist ihm der Ausdruck des Gedankens oder vielmehr: es deckt vollkommen den Begriff und den Gedanken, ist ihm ebenbürtig, es ist der Urgeist. Dieser, lehrt es, ist eine Dreiheit — und hier erkennen wir einen gewissen christlich-philosophischen Einfluß —: Laut, Hauch und Rede. Aus diesem Geiste entstammt ein zweiter, und aus dem letzteren sind die zweiundzwanzig Buchstaben gehauen, das Grundwesen aller Dinge, aus dem alles abgeleitet wird. Wie diese Ableitung vor sich geht, mag hier übergangen werden. Die Buchstaben selbst aber werden in drei Klassen geteilt. Die ersten bilden drei Grundbuchstaben, die drei Grundelemente. Die zweite besteht aus 7 Doppelbuchstaben, d. h. solchen, welche aspiriert, mit einem Hauche versehen oder auch ohne denselben, hart, gesprochen werden können. Während die sechs Buchstaben, welche einen solchen Doppelausdruck zulassen, uns allen bekannt sind, ist ein siebenter hinzugefügt, nämlich das „r". das Reich, was wiederum auf die Vertrautheit mit der griechischen Sprache hindeutet, in welcher das ϱ ebensowohl aspiriert, wie nicht aspiriert vorkommt. Für die dritte Klasse bleiben dann zwölf einfache Buchstaben. Die Siebenzahl entspricht den sieben Planeten, sieben Himmeln, sieben Erden, die Zwölfzahl den zwölf Bildern des Tierkreises, den zwölf Monaten und noch manchen anderen Dingen, die von ihm aus als zwölf betrachtet werden.

Die Buchstaben nun sind die Grundkräfte, in ihnen ruht der lebendige Geist, aus ihnen ist alles Vorhandene geschaffen, sie sind das Mittelglied zwischen der geistigen und der sinnlichen Welt. Daher ist auch das hebräische Wort — denn es ist natürlich von hebräischen Buchstaben die Rede — nicht blos ein Hauch, nicht ein Ausdruck für ein inneres Gedankenbild, sondern es ist selbst eine Macht, die zu schaffen und zu zerstören vermag. Die Zusammensetzungen der einzelnen Buch-

ſtaben ſind demnach von außerordentlicher Einwirkung, und wenn ſie verſetzt werden, hin- und hergeworfen, wird auch die Kraft vertauſcht und umgeſtaltet. Die zweiundzwanzig Buchſtaben werden in ihrer Kombination, wie ſie einer mit dem andern ſich verbinden laſſen, als eine arithmetiſche Progreſſion von 1 bis 21 inkl. zu 231 Pforten, durch welche die Weisheit ſtrömt, durch welche uns der Eingang eröffnet wird in die höhere Welt. Wie dieſe verſchiedene Zuſammenſetzung, die Verſchiebung der Buchſtaben, einen Einfluß übt, davon gibt uns der Verfaſſer ein Beiſpiel, das für alle genügen ſoll. Die drei Buchſtaben, Ain, Nun und Gimel ſetzen ſich in der eben genannten Reihenfolge zu dem Wort Oneg, Luſt, Genuß zuſammen; werden ſie aber in anderer Reihenfolge zuſammengeſetzt, wird daraus Nega, Schaden, Unheil, Plage. So tragen die Buchſtaben in der einen Zuſammenſetzung Heil in ihrem Schoße, in der andern Unheil. Wenn ſchon alle Buchſtaben eine ſolche Weihe, eine ſolche ſchöpferiſche und zerſtörende Kraft haben, um wieviel mehr die Buchſtaben, welche den heiligen Namen Gottes ausdrücken, durch deren Zuſammenſetzung das höchſte Weſen benannt wird. Durch die verſchiedenen Kombinationen, die mit dieſem Namen hervorgerufen werden können, vermag man auch die außerordentlichſte Wirkung zu üben auf die Welterſcheinungen, ſich hoch zu erheben, ſtürzt ſich aber auch durch deren Mißbrauch in tiefen Abgrund.

Das Büchlein war ohne Namen eines Verfaſſers erſchienen, wie es denn gewöhnlich bei ſolchen, das Geheime angeblich enthüllenden Werken der Fall iſt, daß ſie ſelbſt den Schleier des Geheimniſſes über ſich breiten; ſo wurde es bald dem Erzvater Abraham, bald dem Talmudiſten Rabbi Akiba beigelegt. In der erſten Zeit erlangte es keine ausgedehnte Wirkſamkeit. Die Zeit war noch zu hell und klar, als daß ſolche Gedanken und Ueberſchwenglichkeiten einen tiefen Eindruck hätten machen können. Wohl verdunkelten ſich die Sterne im Oriente, aber in Nord-Afrika, in Spanien leuchtete die Sonne noch in ihrer Mittagshöhe und verſcheuchte die dort aufſteigenden Nebel. In der Tiefe, im Verborgenen, pflanzte ſich jedoch die Lehre

fort und gestaltete sich auch wesentlich um. Waren schon von vornherein die Sefiroth als Zahlen von geringer Bedeutung in dem Systeme, so mußten sie, je mehr der Neu-Pytagoräismus in den Hintergrund getreten war und ein neues System, der neu-platonisch gefärbte Aristotelismus die Herrschaft errungen hatte, noch mehr als Zahlen zurücktreten. Sie wurden etwas Anderes; die Sefiroth wurden nun den Kabbalisten die Sphären. Zehn Sphären waren ja in dem geltenden Systeme die umschließenden Ringe des Weltalls. Diese zehn Sphären nun sind die zehn Sefiroth; aber mehr noch: sie sind die zehn Geister, die in diesen Sphären walten, die Seelen dieser einzelnen weltbeherrschenden Kreise, die in Abstufungen von der höchsten Höhe herab bis zu dem Mondgeiste herniedersteigen; oder noch tiefer erfaßt: es sind die zehn in Gott selbst ruhenden höchsten Eigenschaften. Gott selbst ist das Ensof, das Ohne-Ende; in ihm ruhend, aus ihm strömend, sind die zehn Sefiroth. Ob sie an seinem Wesen haften, unzertrennlich mit zu ihm gehören, oder ob sie bloß von ihm ausstrahlen, von ihm geschaffene Werkzeuge sind, deren er sich in seinen Schöpfungen bedient, darüber ist die Mystik sich niemals klar und deren Eingeweihte nicht unter sich einig geworden. Genug, zehn strahlende Eigenschaften, die Weisheit und die Einsicht, die Kraft und die Herrschaft, die Milde und die Huld u. s. w. sind es, die als die zehn Grundkräfte, als die zehn schaffenden und waltenden Prinzipien zu betrachten sind.

Neben ihnen herrschen auch die 22 Buchstaben, und zusammen bilden sie die 32 Pfade verborgener Weisheit. Wie nun das philosophische System, das der neuen Mystik vorangegangen war, lehrte, daß das ganze geistige Leben in den verschiedenen Kreisen des Weltalls ein Ausfluß sei von dem höchsten Geiste, der sich ergossen und in abnehmender Kraft bis zu den niedrigsten Wesen reiche, so nahm es auch die neue Mystik auf. Die ganze Schöpfung, alles, was auf Erden hervortritt, ist ihr ein solch ausströmender Tropfen. So war die Schöpfung, so ist eine jede neue Schöpfung eine Emanation, ein Ausfluß aus Gottes Wesen, nicht ein Schaffen,

nicht das Hinstellen eines außer ihm Befindlichen, das von ihm nur behaucht und beseelt wird, nein! wie ein Stück aus seinem eigenen Wesen hervorgehend, ohne daß er dadurch abnähme, ohne daß von seiner Einheit irgendwie ein Teil sich ablöste.

Bei diesem Ausflusse gibt es auch Abfälle, die sich verdichten und entfremden, die wie Schalen (Klippoth) sich von ihrem göttlichen Meister entfernen, sich seiner Durchleuchtung und Durchgeistigung entziehen — das Böse; sie sind das Prinzip der Finsternis, der Sünde, der Verdunkelung des Geistes, der Schädigung des Menschen. Hier öffnet sich das Reich der Dämonen. Hier sind die bösen unheilbringenden Mächte, gegen die das Heil nur gefunden werden kann in dem engeren Anschlusse an die göttliche Majestät, in Erhebung des eigenen Geistes zu dem höheren Geiste, in der Benutzung der Mittel, die gegeben sind durch die Buchstaben und die Wörter, durch Taten, die Gott geboten hat, daß sie unmittelbar einwirken zur Reinigung und zur Weihe.

So war eine Gedankenreihe gegeben, die scheinbar Beleuchtung darbot, die aber alle Gesetze des Denkens aufhob, alle Ursächlichkeit des Zusammenhangs zerstörte, die Ringe in der Kette des Denkens auseinanderbrach und sie willkürlich untereinander mischte, das Niedrigste mit dem Höchsten in unmittelbarste Verbindung brachte. Die Grenzlinie zwischen dem Leiblichen und Geistigen war fast ganz verrückt, das Leibliche sollte gleichfalls sich geistig verklären, sollte durch seine Weihe auch sich erheben, und es vermochte es durch die wunderwirkenden Satzungen, die mit den Gliedern geübt wurden, die auch dem Geiste Beleuchtung darboten und zu einer höheren Weihe verhalfen, als die gewöhnliche Sittlichkeit es vermag.

So schlich das System durch einige Jahrhunderte fort, bildete sich bei einzelnen aus, bemächtigte sich mancher Geister, gewann aber keine allgemeinere Herrschaft. Auch die verkehrte Richtung gelangt, selbst bei allgemein herrschender Unklarheit,

erst dann zur Anerkennung, wenn sie an einem bedeutenden Mann eine Stütze gefunden. Ein solcher ward ihr.

Moses ben Nachman (Nachmanides), ungefähr von 1200—1270, war ein Mann, dem wir alle freudig unsere Hochachtung weihen, und an dem wir dennoch oft irre werden; in dem sich aufs seltsamste Klarheit und schwärmerische Verblendung vermischt. Moses ben Nachman war Arzt, er übte die Heilkunde, war vertraut mit der philosophischen Zeitrichtung, aber er huldigte ihr nicht, er verwarf sie vielmehr mit aller Entschiedenheit. Er war ein selbständiger Thalmudist, das ganze Gebiet mit voller Klarheit beherrschend und mit eigenen Gedanken es beleuchtend, und dennoch schmiegt er sich mit romantischer Huldigung den verstorbenen Lehrern an, weil sie ein Jahrhundert und darüber vor ihm gelebt, nun im Dämmerlicht heiliger Verklärung vor ihm stehen; er hält es für eine Pflicht der Pietät, ihre Ansichten zu verteidigen, sie gegen alle Angriffe von Spätern in Schutz zu nehmen. Moses ben Nachman war ein Mann von gesundem Verstande, von feinem Sprachgefühl, von veredeltem Geschmacke, und so drang er mit tiefem Blicke in den Sinn der heiligen Schrift ein; seine Erklärung namentlich zu dem mosaischen Fünfbuche ist an den meisten Stellen ein Muster von Klarheit, er erfaßt oft den natürlichen Sinn, das Wortgefüge und die Satzverbindung weit tiefer als seine Vorgänger, und dennoch beruhigt er sich dabei nicht, es muß ihm überall eine geheimnisvolle Deutung nebenhergehen. Der einfache Sinn ist für ihn wohl berechtigt und doch nur die äußere Hülle, das Gerippe, über das ein weit höherer in dem Schriftworte lebender Geist waltet. Alle Worte der heiligen Schrift, namentlich in dem mosaischen Fünfbuche bilden, so sagt er uns, lauter wunderwirkende Namen Gottes in mannigfacher Zusammensetzung, deren Aussprache und Betrachtung eine heiligende Kraft übt. In solcher Weise deutet er Satzungen und Legenden. In ihnen ist für ihn eine höhere, geistige Wahrheit eingeschlossen, verhüllt, die dem Kundigen sich offenbart. Das Ineinandergreifen des Leiblichen mit dem Geistigen ist ihm eine wunderbare, aber volle Wahrheit. Den

Leib zu läutern, ihn zur durchsichtigen Geistigkeit zu gestalten, ist die Aufgabe des Menschen, des Israeliten, und tritt der Mensch einst aus dieser Zeitlichkeit heraus, so entkleidet er sich wohl des groben stofflichen Leibes, aber ein ätherisch verklärter Leib umgibt die Seele wie ein Spiegelbild des irdischen Leibes. An ihm werden dann auch Strafe und Belohnung vollzogen, und mit ihm geht auch die später eintretende Auferstehung vor sich. In den Satzungen erblickt er die Mittel, durch welche man sich emporringen kann; die Opfer sind etwa nicht so schlicht, ja trivial aufzufassen, wie Maimonides versucht hat, das erscheint ihm als Entweihung, vielmehr bewirken sie eine unmittelbare Verbindung mit Gott. In den Dämonen, an die die heilige Schrift nur einmal anstreift, die aber in dem Thalmud vielfach vorkommen, liegt für ihn das tiefe Geheimnis des Bösen, der unergründlichen Finsternis, die wir zu meiden, gegen die wir uns zu waffnen haben. Wenn dem Asasel der Sündenbock am Versöhnungstage dargebracht wird, darf daran nicht rationalistisch herumgedeutet werden. Asasel ist wirklich der Fürst Esau's, der Fürst der Finsternis, die incarnierte Verführung und Verlockung, er ist der König der bösen Geister, und wenn wir ihm durch das Opfer auch nicht huldigen sollen, so ist es doch Gottes Gebot, ihm ein Geschenk zuzuführen, dessen Zweck dem gemeinen Sinn unverständlich sein mag, dem tiefer Blickenden aber sich enthüllt. Und so führt er uns in die Schauer der Nacht, in die dunkelen Gründe der Vernichtung, die er als von grauenvollen, zerstörenden Mächten, mit drohenden Gefahren erfüllt, darstellt.

Bei einem Manne wie Nachmanides ist der Gedanke keine kahle Abstraktion, er ist eine tiefe Überzeugung, ein lebendiges Gefühl, eine mächtige Anregung zur tatkräftigen Willensäußerung. Was Nachmanides lehrte, war ihm ein heiliger Ernst, und wenn er auch nicht Dichter war, so dürfen wir doch erwarten, daß seine dichterischen Versuche, ohne über andere ähnliche Leistungen hervorzuragen, doch von einer heißen Glut erfüllt, von einer innigen Sehnsucht durchschauert sind, mit der er an den Pforten der himmlischen Gnade Einlaß

begehrend pocht. In schwacher Nachbildung mag ein Gebet von ihm dies vorführen:

Aus tiefstem Herzen möcht
Ich sein ein schlichter Gottesknecht;
Find't dann auch Jeder mich schlecht,
Wenn nur vor Dir, o Gott, ich gerecht.

Vor Dir liegt offen
Mein Sinnen, mein Tun,
Du bestimmst und missest
Mein Wandern, mein Ruh'n.
Aus dir stammt mir Freiheit und Kraft,
Ohn' Dich bin ich in enger Haft.

Empor strebt die Seele
Zu Deiner Höh',
Mich verdrängen die Sinne
Aus Deiner Näh',
O leite Du mich mit sanfter Huld,
Halt' ferne mich von schwerer Schuld!

Die Sünde verhüllt mir den Augenstern.
Eine Schranke, hält sie
Von Dir mich fern.
Erfülle mein Herz mit des Dienstes Pflicht,
Mein Denken läutre zu erfassen Dein Licht,
Und im schmerzvollen Ringen entzieh' Dich mir nicht.

Wonach sein Herz sich sehnte, dem weihte er sein ganzes Leben; als er ins hohe Alter gekommen, verlangte seine Seele danach, wie die des ihm geistesverwandten, doch mehr dichterisch erfüllten und nur schwärmerisch angehauchten Juda Halevi, nach Jerusalem, nach dem gelobten Lande. Ob äußere schwere Lebenserfahrungen ihn mit zur Auswanderung veranlaßt haben, bleibe dahingestellt; von besonderen Leiden, die ihn persönlich betroffen, wissen wir nicht, wenn auch Prüfungen mannigfacher Art auf ihn wie auf jeden Zeitgenossen einstürmten. Zunächst war jedenfalls diese Pilgerfahrt nach Jerusalem die Folge seines inneren Herzensdranges. Denn auch für ihn war dort die Stätte, wo zu allen Zeiten die Herrlichkeit Gottes sich offenbart, dort die Pforte des Himmels geöffnet, aus der

Weisheit, Licht und Huld zu allen Zeiten strömt; er schaute dort die Engelscharen, die ihn überall umgaben, er hauchte dort die Luft ein, die verklärend den Leib zum geistigen Dasein erhob. Nachmanides zog nach Jerusalem. Ob die Wünsche seines Herzens vollkommen erfüllt wurden, ob der Friede in sein Gemüt dort eingezogen, ob der gebildete Spanier nicht doch manchmal die denkende Umgebung, die blühenden Gefilde, den wohltönenden Laut, der ihn daheim immer umschwirrte, vermißt hat, ob er trotz den Trümmern und dem Schlamme, der ihn umgab, trotz der Verwüstung und der Unwissenheit, innerhalb deren er sich bewegte, ob seine Seele mächtig genug war, aus sich heraus ergänzende und erfrischende Bilder zu erzeugen, um daran sich zu erquicken, wir wissen es nicht, er starb dort. Und an dem Grabe eines solchen Mannes stehen wir mit Ehrerbietung; er hat sein ganzes Leben, alle seine reichen Kräfte einer Idee geweiht, und seine Lebenstätigkeit fand einen einklingenden Abschluß. Auch tiefe Wehmut erfüllt uns freilich an einem solchen Grabe; denn was er erstrebte, hat er nicht erreicht, seine Gedankenrichtung war eine verfehlte, die Lösung ist ihm nicht gelungen. Aber ist nicht das mächtige Ringen selbst schon ein erhebender Anblick, und sind *wir* denn so sicher, der Lösung soviel näher gerückt zu sein?

An den Mantelsaum eines großen Mannes hängen sich sehr bald die unfreien und unreifen, oft auch die unreinen Geister. Wenn ein Mann von bedeutendem Ansehen die Bahn geebnet, den Weg frei gemacht hat, dann stürzen sich viele um so mehr hinein, wenn der Weg leicht und mühelos zu sein scheint, denn es ist leichter andächtig schwärmen, als in strenger Gesetzmäßigkeit denken. So waren denn bald viele unfertige Menschen da, die sich mit aller Lust und Gier in das systemlose System der Kabbalah hineinstürzten. Viele Werke erschienen, viele Schriftsteller traten auf, bald auch kamen die Unwissenden, die über Nacht die Erleuchtung erlangt hatten und zu Lehrern, zu Propheten, zu Wunderverkündern und Wundertätern wurden, Schwärmer der verschiedensten Art erfüllten die Zeit. Noch immer mochten die Denkenden ihnen keine besondere Aufmerk-

samkeit schenken. Da gelang es einem Manne, mit größerem Geschick das Werk zu betreiben.

Mose de Leon, ein Spanier in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, verfaßte zuerst eine Anzahl kabbalistischer Werke, die sich nicht vor anderen auszeichneten. Die spindeldürren Gedanken wurden auseinander gerissen, anspruchsvoll als neue Entdeckungen hingestellt und mit den bunten Fetzen der Phantasie überhängt. Die Anmaßung war, wie bei allen Schriften der Art, auch Mose de Leon eigen, dennoch würde er mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit einen tieferen Eindruck nicht bewirkt haben. Da tat er zuletzt gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts einen kühnen und glücklichen Wurf: er verfaßte einen Midrasch zum mosaischen Fünfbuche, einen allegorischen Kommentar, in dem er mit voller Freiheit sich erging, den er aber nicht in eigenem Namen veröffentlichte, sondern dem alten asketischen Wundermann und Heiligen, dem Thalmudisten Simon ben Jochai unterlegte. Das Werk nannte er Sohar, Lichtglanz, es trat in prunkender chaldäischer Sprache auf und imponierte durch seine Fremdartigkeit um so mehr. Er wußte die Gemüter geschickt zu fesseln, durch prachtige Seligsprechungen, andererseits durch geharnischte Wehrufe, durch Berichte über himmlische Versammlungen in den oberen Lehrhäusern, wo die verstorbenen Lehrer zusammentreten, dann unmittelbar mit den Engeln und der göttlichen Herrlichkeit Zwiesprache halten, zu blenden. Das alles nun kleidend, in weitbauschiger Ausmalung, in phantastische Ausdrücke, kühn, mit sicherem Selbstbewußtsein auftretend, machte der Sohar ein ungewöhnliches Aufsehen. Vielleicht wäre dem kritischen Blicke das Alter des Werkes verdächtig gewesen, doch Mose de Leon wußte auch diesem Einwande geschickt zu begegnen. Er legt seinem heiligen Simon ben Jochai die Worte in den Mund: Wenn das sechste Jahrtausend herannahen wird, also um 1240, werden die Himmelspforten sich öffnen, das Licht wird hervorbrechen; bis dahin wird dieses Buch verborgen bleiben und erst um jene Zeit wird es den Menschen bekannt werden. In je sechs Jahrzehnten weiter voranschreitend wird das Licht wachsen und wenn

zehnmal sechs Jahrzehnte vorüber sind, also 5600, im Jahre 1840, ergießt sich die Weisheit in strömender Fülle, gewinnt an Macht bis zu Ende, bis sich erfüllt hat das sechste Jahrtausend; und dann, 2240, erscheint das Gottesreich in seiner ganzen Herrlichkeit. Ob 1840 wirklich die Fülle des Lichtes sich ergossen, etwa in romantischer Verklärung über die Menschen neu ausstrahlte, bleibe Ihrem Urteil allseitig überlassen; ob im Jahre 2240 das Gottesreich sich verwirklichen werde, haben unsere späten Enkel zu beurteilen.

Die Kritik hätte, wenn der Geist der Zeit für sie reif gewesen wäre, noch vieles auffinden müssen, woran sie die Täuschung hätte erkennen können. Das Buch ist im ganzen voll von den Gedankenschalen, die aus der jüngst vorangegangenen Zeit abgefallen sind; mit ihnen wird geklappert, mit diesen hohlen Hülsen vielfach herumgearbeitet. Sie gehörten weder dem hohen Altertume an, noch weniger waren sie neu, es war lediglich dürrer Nachwuchs. Auch die Sprache enthüllt die Täuschung. Sie sollte ein uraltes Chaldäisch sein, aber wir finden darin gekünstelte Ausdrücke, wie sie nur absichtlich geschaffen sein konnten, oder aus Mißverständnissen erzeugt waren. Da wird einmal Esnoga, was die Synagoge bedeutet, die Gemeinschaft Israels, mit den beiden hebräischen Worten „Esch" und „Noga" Feuer, Licht, Glanz kombiniert. Aber Esnoga ist ein spanisches Wort, nur im Spanischen wird die Synagoge so genannt, nur ein Spanier konnte sich dessen bedienen. Das hebräische Wort „lawah" hat die Bedeutung begleiten, aber auch die andere: borgen. Im Chaldäischen sind dafür zwei verschiedene Ausdrücke, für die erste Bedeutung lautet derselbe ähnlich dem hebräischen Worte; für „borgen" ist im Chaldäischen ein ganz anderes Wort gebräuchlich, nämlich „osif". Wenn Mose de Leon nun sagen will: Rab Abba begleitet den Rabbi Simon ben Jochai drei Meilen weit, so sagt er „osif" er borgte ihm drei Meilen, grade so, wie wenn wir im Deutschen sagen würden, er gehorchte ihm drei Meilen weit, statt er folgte ihm, weil gehorchen auch so viel

wie folgen heißt. Jedoch für kritiſche Unterſuchungen hatte die damalige Zeit keinen Sinn.

Dennoch hatte ſich manches Bedenken gegen die Ächtheit des Sohar erhoben. Als Moſe de Leon ſtarb, gingen Verehrer der Kabbalah zu der hinterbliebenen Witwe und boten ihr eine hohe Summe an, wenn ſie die Urſchrift des Buches, von der die Abſchriften verbreitet worden, ihnen überlaſſen wollte. Die Frau aber, ſchlicht und treuherzig, ſagte, eine Urſchrift ſei nicht vorhanden, das Werk ſei eben von ihrem Manne gemacht; ſie habe manchmal ihn gefragt, warum er denn mutwillig ſeines Ruhmes ſich entkleide und ſeine herrlichen Lehren in den Mund eines verſtorbenen Lehrers lege, er aber habe geſagt, aus ſeinem Munde würde dieſe Lehre wenig Gewinn bringen, in den Mund Simons ben Jochai gelegt, werde ſie eine reiche Quelle des Erwerbs. Ob nun Moſe de Leon wirklich blos nackten Betrug geübt oder ob die Gedanken ſich ſo in ihm verwirrt, die Verblendung ihn ſo umnebelt, daß er in der Tat glaubte, in gewiſſer Vereinigung mit dem alten Heiligen zu ſtehen, ob er mehr in Selbſttäuſchung befangen geweſen, als daß er abſichtlich täuſchen gewollt: wer wollte darüber entſcheiden? Wer will in die dunkeln Gänge und Wendungen des Geiſtes und des Herzens eindringen, um dort die nachbarlichen Empfindungen und Gedanken auseinander zu löſen, wer will die Grenzverſchlingung ſo reinlich und ſicher ſondern, daß er ſagen kann: hier hört die Schwärmerei auf und beginnt der bewußte Betrug? Jedenfalls gewann das Buch die Geiſter, wenn es auch damals noch nicht einen ſo mächtigen Einfluß übte, den es in ſpäterer Zeit errang. Denn nach etwa zwei Jahrhunderten, als der Geiſt noch tiefer geſunken, das Auge noch mehr verdunkelt, die Zeitverhältniſſe noch trüber und drückender geworden, alle freie Denkkraft faſt entſchlummert war, ſchwang ſich dieſes Buch zu einer Herrſchaft empor, die umfaſſend und im höchſten Grade verderblich war. So herrſchte es bis zur erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und herrſcht noch in vielen Gegenden, die umdüſtert ſind, wo es reiche Geiſter noch mit ſeinen Banden umſtrickt. Bei uns iſt es verſchollen.

Wir sind zur Nachtseite der geistigen Bewegung im Mittelalter gelangt. Wird kein Licht dieselbe erhellen, kein neuer leuchtender Geistesfunke durch die Finsternis dringen? Siehe, da wird ein frischer Volksgeist geboren in der neuen, aufstrebenden Volksliteratur, die vaterländische Sprache bricht sich in den verschiedenen Völkern Bahn; noch ist sie nicht die Sprache der Wissenschaft und der Religion, aber sie ist die Sprache der Dichtung, das Herz erfrischt sich an ihr und der Geist lernt aus sich selbst schöpfen. Eine neue Zeit wird vorbereitet.

6.

Beteiligung an der Volksliteratur.

Ein frischer Quell entströmt dem Boden der Erde; er hat mühsam deren harte Eingeweide durchwühlt und springt nun mit jugendlicher Lust empor, bezwingt mit der Unwiderstehlichkeit der Naturkraft alle entgegenstehenden Hindernisse, durchbricht auch die schlammigen, zu Pfützen abgestandenen Gewässer und reißt sie mit sich fort, wächst an zu mächtigem Strome, der weithin erfrischt und befruchtet, ferne Ländergebiete mit einander verbindet und auf seinem Rücken schwere Lasten mit Leichtigkeit trägt, immer neu erfrischt von dem Quelle, dem er entspringt. So bricht auch ein neuer Volksgeist hervor aus der erwachten Volkskraft, wenn sie sich aus dem langen Schlummer aufgerüttelt, er sprengt die harten Rinden, die ihn bis dahin umgaben, die Fesseln in die er eingezwängt war, um allmählich über alle Gebiete menschlicher Erkenntnis sich zu verbreiten und sie durch seine edle Pflege zu befruchten. Der erste Ausdruck des Volksgeistes aber ist die Volkssprache; Laut, Gedanke und Empfindung sind mit einander verbunden wie in derselben Werkstätte geboren zugleich hervortretend; mit dem neuen Volksgeiste, mit dem Streben nach neuer Volksbildung entwickelt sich auch eine gebildete Sprache. In ihrer Frische und Ursprünglichkeit tritt sie zuerst in der Dichtung hervor, ihr erster Ausdruck ist Sehnsucht und Jubel, noch im vollen Anschluß an die Empfindung. Erst allmählich gestaltet sie sich zum gefügigen Werkzeuge der Wissenschaft und Forschung, wird nüchterner, losgelöst von allem Bildlichen und Landschaftlichen erhebt sie sich zu den umfassenden Höhen, in denen der Gedanke allein waltet; ihm ist das Wort blos ein dienstbares Werkzeug, es darf für ihn als allgemein giltiges Gesetz nicht an den Ort und nicht an den Boden, kaum an die Subjektivi-

tät des Denkenden und des Volkes, dem er angehört, geknüpft sein, sondern soll der Ausdruck der allen gemeinsamen und gleichen Wahrheit werden.

Zu diesem Zwecke vermag auch ein Fremder Gebrauch zu machen von der Sprache, wenn er mit dem vollen Inhalt des Gedankens ausgerüstet, derjenigen allgemeinen Bildung teilhaft ist, die ihn überhaupt zur Darstellung befähigt. Nicht so in der Dichtung; dort waltet die Schönheit, die die Idee im Sinnlichen ausprägen will, dort begleitet die warme Empfindung des Dichtenden und des dichterischen Volksgeistes den Ausdruck, von dem ein würziger Felddduft aushauchen muß, der vom Boden aufgesogen wird und von ihm wieder ausatmet. Mit einem jeden Worte erklingt noch ein nur leise vernehmbarer, aber tiefsinniger Herzenslaut; unter einem jeden Satzgefüge, in einer jeden Gedankenwendung lauscht ein Seelengeheimnis, das nur von Gleichgestimmten voll empfunden wird. Dem Fremden ist die Sprache der Dichtung fast unnahbar.

So haben denn zur Zeit der höchsten Blüte der jüdisch-arabischen Literatur die großen Meister und Künstler, die Sprachforscher und die Helden der Wissenschaft sich mit Lust und Liebe, mit Fertigkeit und Geschick der arabischen Sprache bedient, haben Werke der Gelehrsamkeit, die tiefsten Forschungen, Schrifterklärung und alle religiösen Untersuchungen in derselben niedergelegt. Wenn sie aber ihre Klage ausweinen wollten, wenn ihr Herz in Sehnsucht erglühte, die Gedanken wie zum Jubel emporstiegen und in lyrischen Ergüssen wieder hernieder sich senkten, wenn sie in gehobener Stimmung didaktisch Sprüche der Weisheit in Perlenschnüren aneinanderreihten, ja selbst wenn sie der heiteren Lebenslust inne wurden und auch dem gefälligen Scherze den ihm gebührenden Raum gönnten, kurz, wenn sie dichteten, so stimmten sie nicht in der arabischen Sprache, sondern in der hebräischen den Gesang an. Denn der Jude war im Mittelalter ein Fremder auf dem Gebiete, das er bewohnte und anbaute, war ein Geduldeter; die Heimat umschlang ihn nicht mit ihren mütterlichen Armen, die Mutterliebe erschloß ihm nicht ihr Herz, daß er an ihr erwarme.

Er selbst betrachtete sich gleichfalls als einen Wanderer, der nur seinen zeitweiligen Aufenthalt in diesem Lande habe, er blickte mit idealer Sehnsucht nach einer fernen, längst verlassenen Heimat, und sein Flehen — das damals nicht erheuchelt war — richtete sich nach der Wiederherstellung jenes Landes, nach der Rückkehr in dasselbe.

Mit dem dreizehnten Jahrhundert zog ein frischer Lebensatem durch die Völker. Überall durchströmte neues Leben die Länder, ein Weckruf mahnte zur Auferstehung der vaterländischen Sprachen. Überall entstanden Dichter, wenn auch die Sprache der Gelehrsamkeit und der Religion, die noch eine erstorbene war, wenn diese auch noch in fremden Fesseln einherging. Genug, die innere Empfindung des Herzens, wie sie frisch hervorsprudelt, strömte in den Landessprachen aus. Es erstanden Romanzensänger, Troubadours und Minstrels, die Minnesänger, Dichter und Novellisten in reicher Fülle. Wir würden uns nicht wundern, wenn wir unter ihnen nach der vorangeschickten Betrachtung keinen Juden beteiligt finden, und dennoch ist dem nicht also. Der Jude hatte und liebte auch damals sein Vaterland, er trug es im Innersten seines Herzens. Das ist eben die geistige Beweglichkeit, die Gemütstiefe, wie sie dem Juden eigen ist, daß er seine Wurzeln bald tief einschlägt und mit warmer Empfänglichkeit sich anschließt. Weniger wird es uns überraschen, wenn wir unter den arabischen Dichtern jener Zeit Juden finden, welche mit Lust und Freude die arabischen Klänge erwählten; in der Tat waren deren mehrere im dreizehnten Jahrhundert. Unter ihnen sei blos einer genannt, der unter seinen Genossen, den Dichtern des Landes, sich eines sehr guten Rufes erfreute. Am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts blühte nämlich Ibn-Sahl, ein arabischer Dichter jüdischen Bekenntnisses, der Lieder der Liebe dichtete in so schmelzenden Akkorden, daß alle Herzen davon bewegt wurden. Als ein anderer arabischer Dichter gefragt wurde, wieso es denn komme, daß Ibn-Sahl's Dichtungen so sehr die Rührung erwecken, da antwortete er: Ja, er ist von einer doppelten Demut erfüllt, von der des Liebenden und der des Juden;

wir würden vielleicht richtiger sagen, von der doppelten Innigkeit. Ibn-Sahl fand seinen Tod in den Wellen, und mit dem geistreich witzigen Spiele, das die Araber so sehr lieben, sagte ein Dichtergenosse der damaligen Zeit: Die Perle ist in ihre Muschel zurückgekehrt.

Auch in dem romanischen Spanien dichteten die Juden in der Landessprache. Das Christentum erstarkte dort immer mehr und dehnte seine Macht immer weiter aus. Die romanische Sprache, nicht mit dem Hebräischen verwandt wie das Arabische, war dabei im Glühofen des Glaubensfeuers gehärtet und von einer eifervollen Dogmatik umschlungen. Dennoch begegnen wir dort jüdischen Dichtern. Am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts lebte Rabbi Santo oder Santob — hebräisch Schemtob — de Carrion, einem Städtchen Castiliens, dem der damals erlangte Ruf in der spanischen Literatur wohl erhalten blieb. Er stand dem Hofe Don Pedro's, der streng gegen alle Landesbewohner, aber den Juden nicht gerade abhold war, nicht fern, und dichtete Lehrsprüche und Ratschläge, die er dem Könige widmete; dennoch wagte er darin Wahrheiten zu sagen, die vielleicht dem Könige gleichfalls galten. Er gehörte nicht zu den Reichen und Angesehenen, achtete sich denselben aber gleich und bemerkt von vorn herein, daß er wohl nicht schlechter sein werde, als die reichen Juden, die weniger durch tatsächlich erworbenes Verdienst als durch klingenden Verdienst zu hohen Ehren gelangt seien. Er bittet den König seine Ratschläge wohlwollend aufzunehmen, wenn sie auch von jemandem kommen, der nicht den Herrschenden und nicht den Reichen angehöre. Seine Worte lauten ungefähr:

Die Rose duftet dennoch süß,
Wenn auch vom Dorn umschweift;
Nicht schmecket schlechter drum der Wein,
Weil er auf Reisern reift.
Und gute Sprüche bleiben gute,
Lehrt sie auch nur ein armer Jude.

Zum Schlusse spricht er die Hoffnung aus, daß die Versprechungen, die ihm schon der früher regierende Vater des

Königs gemacht habe, nun wohl eingelöst werden möchten. Ob unserem Santo wirklich der klingende Lohn geworden, oder ob er statt dessen Hohn geerntet, wissen wir nun nicht, wohl aber erfahren wir solches von einem Genossen im Glauben und in der Kunst unter den deutschen Juden.

Ja, wir staunen, wenn wir vernehmen, daß auch in jenem Lande, das damals das Land der Judenhetzen, der engsten, kleinlichsten Gesinnung war, das Land, in welchem die allgemeine Bildung überhaupt noch sehr tief stand, noch tiefer die der Juden, entsprechend ihrer beengten und niedrigen bürgerlichen Stellung, daß es in jenem Lande jüdische Minnesänger gegeben. Wer weiß? Noch manchen mag das Schweigen des Grabes bedecken, mancher Name unter dem Gerölle und den Trümmern verschüttet sein. Einem ist nach dieser Seite hin ein besseres Loos zu Teil geworden: Süßkind von Trimberg in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Sein Erdenloos war freilich trübselig genug, vielleicht jedoch fühlte er den Trost in sich, daß er auf die Nachwelt kommen werde, und ein gütiges Geschick hat es ihm gewährt. Süßkind von Trimberg war ein Minnesänger wie alle seine Genossen in jener Zeit, er singt mit einer rührenden Kindlichkeit in den naiven Weisen, die damals angeschlagen wurden, er besingt das treue Weib mit keuschem, zartem Sinne, aber ein holdselig Lächeln ist ihm, dem Juden, wohl nicht dafür geworden, auch wohl kein Minnesold. Er stimmt seine Leier noch höher, er rührt sie zum Preise des wahren Seelenadels, der den Geburtsadel weit überrage. Der rohe Ungestüm der Ritter wies den kecken Juden schnöde ab, der Dichter wurde von den Gütern hinweggejagt. Süßkind von Trimberg war ein armer Sänger, geschmäht und verachtet; nachdem er es lange geduldet, im Drange der Lust des Gesanges zu huldigen, da brach sein Mut zusammen, er wehrte dem Sangestriebe, er wollte ihm von nun an nur selten Raum vergönnen. Er klagt seine Not mit bitterem Lachen:

Hebauf und Findenichts
Tut schweres Leid mir an;

Ach, mich beschweret sehr
Herr Not von Darbian.
Im Hause herrscht Herr Dünnehaben,
Hab' nichts, um Weib und Kind zu laben.

Auch seine Klage über die Ritter und deren Dünkel verschweigt er uns nicht:

Ich habe zwar mit meiner Kunst
Geworben um der Herren Gunst,
Die Herr'n doch wollten mir nichts geben,
So will ich ihren Hof denn fliehen,
Von nun als alter Jude leben
Und also vorwärts weiter ziehen,
Mir wachsen lassen einen Bart,
Lang niederwallend, greis behaart,
Will einen langen Mantel tragen,
Den hohen Hut tief in dem Kragen,
Demütig sei von nun mein Gang,
Nur karg erklinge Hofgesang,
Weil mich die Herr'n vom Gute jagen.

Armer Süßkind!

Auch als Vermittler erblicken wir die Juden in den neu erstehenden Dichtungen. Den Parcival von Wolfram von Eschenbach wollten zwei deutsche Dichter fortsetzen: Claus Wysse und Philipp Kolin von Straßburg, indem sie das französische Gedicht des Manessier dazu benutzen wollten. Aber die Dichter scheinen des Französischen nicht vollkommen kundig gewesen zu sein, und bedienten sich eines jüdischen Dolmetschers, dem sie ein Denkmal setzen am Schlusse ihrer Arbeit:

Ein Jude, Samson Pnie,
Verwandte Zeit und Müh
An diesen Abenteuern.
Und tät uns viel beisteuern.
Er hat sie deutsch uns übersetzt,
Wir haben's dann in Reim gesetzt.

Erfahrungen dieser Art in Ländern, in denen Literatur und Kunst damals blos den ersten Anlauf nahm, steigern unsere Erwartungen sehr hoch für jenes Land, in welchem damals bereits die Meister auftraten, nämlich für Italien. Dort ge-

wann im vierzehnten Jahrhundert die Dichtung ihre höchste Entfaltung, und fand der Reichtum des gebildeten Herzens seinen vielgestaltigen Ausdruck. Neben Dante mit der Großartigkeit und dem bewältigenden Ernste seiner Gedanken, mit der Macht der tiefgewaltigen Überzeugung, weckte Petrarca zu süßer Wehmut und lud Boccaccio ein zur Teilnahme an seiner heitern Lust. Italien war damals das Land, in dem gebildeter Sinn, aufgeklärte Gesinnung allgemein verbreitet war. Die Parabel von den drei Ringen, die durch Lessing zum Manifest der Geistesfreiheit und zum Kampfesrufe gegen hochmütigen Glaubensdünkel geworden, ist bekanntlich schon in den älteren hundert Novellen und dann in denen Boccaccio's enthalten, wo sie in den Mund des Juden Melchisedek gelegt ist. Eine ähnliche Gesinnung bekundet die Geschichte vom Juden Aron, die uns Boccaccio erzählt. Der Jude Aron, ein wohlhabender Kaufmann, von seinen christlichen Freunden viel bedrängt, zum Christentum überzutreten, weiß dieses Andringen immer von sich abzuwehren. Einst jedoch, von einer Geschäftsreise nach Rom zurückgekehrt, verkündet er den Freunden, er habe nun die Taufe angenommen. Die Freunde, freudig überrascht, beglückwünschen ihn, daß ihm in Rom die ganze Herrlichkeit und Pracht des Christentums in der Hoheit seiner Träger sich offenbart habe. Im Gegenteil, sagte Aron, ich sah die tiefe Verkommenheit, die sittliche Fäulnis, welche die Kirchenfürsten ergriffen. Da sagte ich mir: Wenn bei solcher Verworfenheit der Haushalter das Gebäude dennoch so feststeht, da müssen die Bausteine sehr massiv sein, es muß auf unerschütterlichen Grundlagen ruhen. So bin ich denn zum Christentume übergegangen.

Diese aufgeklärte Anschauungsweise ist der Grundton, der bei allen Dichtern wiederklingt. Bei Dante ist er ein Schlachtruf. Wie er das Schwert zieht im Kampfe gegen die Übermacht des Papsttums, so zuckte er das Geistesschwert gegen alle Geistesverfinsterung. Bei Boccaccio ist er die Geißel des Witzes und Spottes gegen alle Lächerlichkeit, Heuchelei und Außenfrömmigkeit; seine heitere Laune birgt den Schalk in sich.

Bei dem Walten einer solchen Gesinnung herrschte auch unter den Juden ein gebildeter Geist. Wir begegnen einer großen Reihe von trefflichen Übersetzern und tüchtigen Gelehrten, die in lebhaftem Verkehre stehen mit den Trägern der Wissenschaft im Christentum, ja mit den Trägern der Kronen. Jacob Anatolio, ein Provenzale, Schwiegersohn des oft genannten Samuel Thibbon, lebte in Neapel und verkehrte traulich mit dem Kaiser Friedrich; aus den gelehrten Besprechungen, die er mit ihm unterhält, führt er einzelnes an in dem von ihm verfaßten Werke. Schemaria Ikriti am Ende des dreizehnten Jahrhunderts arbeitet für den König Robert von Neapel Bibel-Commentare aus, die er ihm widmet. Auch an der Lust des Gesanges fehlte es nicht, wenn auch den Juden Leiden mancherlei Art nicht erspart blieben. Die Dichtungen folgen wohl den alten Mustern und sind in hebräischer Sprache abgefaßt, aber keine ist frei von dem italienischen Anfluge; man fühlt in ihnen, wie ein neuer Volksgeist seine Schwingen regt und in die fremde Sprache eindringt.

Kalonymos ben Kalonymos, ein in Italien lebender Provenzale, ist ein Mann von ernsten Studien, von gebildetem Geschmacke und von reichem Wissen, zugleich auch von dichterischer Begabung. Er verfaßte im Jahre 1328 ein satirisches Gedicht den „Prüfstein"; es behandelt größtenteils ernste Gegenstände, überschüttet die Außenfrömmigkeit und Heuchelei, das glänzende Laster und die geschminkte Tugend mit seiner Lauge aber auch mit dem heiteren Anfluge, den ihm Italien darbietet. Diesen Charakter trägt besonders seine humoristische Klage darüber, daß er als Mann geboren und ihm deshalb so viele Pflichten, zahlreiche Gebote auferlegt seien, von denen das Weib befreit sei, daß er die Last vieler Geschäfte zu tragen habe, die wiederum dem Weibe fremd seien, und er spricht in komischer Weise seinen Wunsch aus, er möge doch zum Weibe umgewandelt werden: „Ich wäre wahrlich besser bedacht, — hätte der Schöpfer ein Weib aus mir gemacht. — Da hätte ich rasch an Einsicht gewonnen, — hätte mit meinen Freundinnen am Rocken gesponnen, — wir hätten uns unterhalten wenn's

hell oder dunkel, — von Tagesneuigkeiten und allerlei Stadtgemunkel, — Vielleicht wär' ich noch weiser geworden, ach wie, beglückt! — könnte vielleicht kunstvoll weben, wäre geschickt, — Blumen zu sticken, Engelsköpfe, allerhand schöne Hirngespinste — in bunten Figuren, edle Nadelkünste. — Zuweilen würde man mich auch schauen, — wie es so Brauch ist bei den Frauen, — zwischen dem Heerde verkrochen, — wo die Töpfe kochen, — Holz spalten und Kohlen schüren, — die Speisen kosten und rühren. — An Festtagen ginge ich jedoch in kostbarem Kleide, — geschmückt mit Geschmeide, — spiele und singe, — tanze und springe. — Wenn ich erst werde zur Reife gelangen, — kommt schon ein Jüngling gegangen, — nimmt mich, liebt mich, giebt mir güldene Spangen, — Ketten und Ringe, die glänzen und prangen." So fährt er in manchen komischen Wendungen fort und schließt in kaustisch-drastischer Weise: „Doch was soll das Reden und das Meinen, — das Trauern und das Weinen? — Das Übel steht nun einmal fest — für meines ganzen Lebens Rest. — Über das Unabwendbare zu jammern ist kläglich, — auch eitle Tröstungen unerträglich. — Das Beste ist drum, daß ich's trage — bis an's Ende meiner Tage, — und wie mich gelehrt die Weisen, — will ich Gott für das Leid auch preisen, — und spreche demutig und sacht: — Gelobt sei Gott, der mich *nicht* zum Weibe gemacht."

Von noch größerer Bedeutung ist ein anderer zeitgenössischer italienischer Dichter, *Immanuel ben Salomo* aus Rom, der Mann mit dem seltsamen Doppelgesichte. Zuweilen blickt er uns an, ein ernster Rabbi, ein weiser Denker, ein fleißiger Gelehrter, ein mühsamer Forscher; plötzlich bricht das Satyr-Antlitz durch, und er ergeht sich in den heitersten, ja den keckſten und gewagtesten Sprüngen des Witzes. Ihm ist der Name des italienischen Heinrich Heine aus dem vierzehnten Jahrhundert beigelegt worden, und zum Teile mit Recht. Er teilt mit ihm das Brillantfeuer des Witzes, auch die Liebe zum Frivolen in der Dichtung, doch fehlt ihm die echte Dichterglut, der geniale Schwung. Immanuel der gleichfalls um

1328 schrieb, hat eine große Anzahl ernster Werke verfaßt: Bibel-Commentare nach der damals herrschenden scholastisch-philophischen Weise, die nicht über das damalige Maß emporragen, aber voll den Gehalt jener Zeit in sich tragen, und sie waren ehedem so geschätzt, daß der Commentar zu den Sprüchen eines der ersten in Angriff genommenen Druckwerke war. Vieles von ihm ist noch handschriftlich verborgen; aber seinen Ruf erwarb sich der Dichter, und mit Verwunderung erblicken wir die hebräische Muse, die sonst immer so keusch und würdevoll auftritt, die auch dann, wenn sie die Liebe mit der sinnlichsten Glut preist, wie im hohen Liede, ihr den Adel innerer Herzensweihe aufdrückt, wir sehen sie bei Immanuel im wilden Tanze der Bachantinnen aufspringen, leichtfertig einherschreiten die lüsternen Blicke herausfordern und die Nacktheiten nicht scheuen.

Der größte Teil seines Divan, der in 28 Gesängen besteht, ist den schlüpfrigsten Bildern gewidmet; sein Spott trifft alles, und wenn er manchmal harmlos und wahrhaft erheiternd ist, so überschreitet er doch oft so alles Maß, daß er einem gebildeten Geschmacke widerstrebt. Er verspottet die häßlichen Frauen und traut nicht der Treue der Schönen, er meint: „Nur dann ist eine Frau verläßlich, wenn sie recht alt und häßlich"; er belustigt sich über die Schüchternen und verfolgt mit Verhöhnungen die betrogenen Ehemänner. Man glaubt, er lege es darauf an, die erotische Lüsternheit zu pflegen.

Und dennoch folgt man dem heitern Spötter gern, man merkt ihm doch an, daß er blos Scherz mit sich selbst und mit seinen Lesern treibt. Und so hat auch die jüdische Presse diese Dichtung wegen ihrer großen Vorzüge sogleich in der ersten Zeit das Drucks mehrfach aufgelegt, und die neuere Zeit ist ihr darin gefolgt. Wir werden aber nicht überrascht sein, es auch kaum verargen, wenn die Strenge des Joseph Karo im Schulchan aruch das Buch betroffen und in demselben am Sabbathe zu lesen verbietet, es sei, meint er, unstatthaft, die Nuditäten des Profanen mit dem Heiligen zu mischen, und Moses Isserles erklärt, es sei auch mitten in der Woche untersagt. Immanuel, der zeitlich dem Boccacio vorangegangen,

ihm aber in seiner Zierlichkeit weit nachsteht, war von italienischem Geiste erfüllt, er ist in Form und Stoff Italiener. Neben den alten überlieferten Maßen nimmt er auch die italienische Terzine und das Sonett auf; als dem Schlußgesange seines Divan begegnen wir einer Paradieses- und Höllenfahrt, wie er sie Dante'n nachgebildet hat. Die Entsetzen und Schauer, die wir bei Dante empfinden, ergreifen uns bei dem Durchlesen dieser Immanuelischen Höllen- und Himmelfahrt nicht; sie wird bei ihm zum Teile zum Capriccio doch ist viel Schönes und Gesundes darin. Heiter ist besonders die Darstellung von seinem Eintritte in das Reich der Seeligen. Die Frommen und Verklärten sammeln sich alle höchst erfreut; nun wird's was zu lachen geben, rufen sie alle vergnügt aus, Immanuel ist da. Sie schaaren sich alle um ihn, und die Verfasser der biblischen Schriften kommen, um ihn als den ausgezeichnetsten Schrifterklärer zu begrüßen. Die Ruhmredigkeit, die Immanuel nun über sich ausspruddelt, ist sicher mehr heiterer Scherz als der Ausdruck selbstgefälliger Eitelkeit. Er kommt endlich zu David, dem königlichen Sänger. David entbietet alle Schrifterklärer, daß sie zum Wettkampfe auftreten möchten, und giebt er ihnen dazu den 68. Psalm auf. Ach, sagt Immanuel, was stieg da für ein Qualm auf! Da wird Immanuel aufgefordert seine Erklärung abzugeben. Ich nun, sagt er, gab meine Erklärung zierlich fein, der Wahrheit entsprechend klar und rein. Da sprach denn David: ihr seid alle unnütz Gesindel, hier allein steht mein Myrrenbündel, und so ergeht er sich weiter in heiterer Lobeserhebung seiner selbst.

Dankbar mögen wir ihm sein, daß er uns die grauenhaften Schilderungen der Höllenpein, die uns bei Dante mehr durchschauern als erheben, erspart, wie wir denn überhaupt bei ihm eine humanere Gesinnung wahrnehmen als bei dem Freiheitskämpfer Dante. Bei diesem bleibt der Glaube immer der notwendige Geleitschein, welcher den Eintritt in das Paradies ermöglicht, und selbst der begleitende Virgilius muß an der Pforte des Paradieses zurückbleiben, nicht weil er mit irgend einer Schuld belastet, sondern, sagt er, mir fehlt der Glaube.

Bei Immanuel aber weilen auch diejenigen dort, die, wenn sie auch nicht dem reinen Glauben angehörten, doch im Ernst und Aufrichtigkeit nach dem Guten und Wahren gestrebt haben. Er sieht dort Männer der verschiedensten Nationen, die ihm unbekannt sind, und fragt seinen Führer: Wer sind denn diese? Der aber antwortet darauf: das sind die Frommen aus allen Völkern, die nicht auf den väterlich ererbten Lehren beharrten, die vielmehr von überallher dasjenige, was den Menschen förderlich ist, auswählten, und das, was alle als nützlich und gut erkannten, pflegten; über Gott aber sprachen sie: „Jeder will einen andern Namen erheben; — wie sollten wir es wagen, ihm einen Namen zu geben? — Wie sein Name sei, bleibt sich gleich, — wir verehren in ihm den Schöpfer, der weise, verborgen und gnadenreich, — der erbarmend sorgt für seine Heerde, — mit seiner Herrlichkeit auch uns dereinst heimführt von dieser Erde."

Sollte nun dieser reiche Geist, dieser ganz von italienischer Luft ergriffene Dichter nicht auch den Dichterkreisen Italiens nahe gestanden, nicht auch die Leier in italienischen Accorden gerührt haben? Bis vor einem Jahrzehnt war darüber nichts bekannt. Da hat ein glücklich Ungefähr uns entdeckt, daß Immanuel im vertrautesten Freundeskreise Dante's gestanden. Wir wissen nun bestimmt, daß er in engem Verkehr gelebt mit Bosone, einem als Rechtsgelehrten und Gelehrten überhaupt, wie auch als dem ersten Romanschriftsteller Italiens sehr anerkannten Manne, der an Dante's Seite in den Kampf gezogen, und auch sonst dessen Geistesrichtung teilte. Immanuel ist ebenso genau bekannt mit Cino, einem berühmten Schriftsteller in Versen und in Prosa, der sich eines großen Ansehens erfreute, der jedoch, wenn auch Verehrer des Dichters Dante, weder seine politischen noch seine kirchlichen Anschauungen teilte. Zu diesen und anderen vertrauten Freunden Dante's stand auch der Jude Immanuel oder Manoello, wie er italienisch heißt, in den intimsten Beziehungen. In demselben Jahre, da Dante starb, hatte auch Immanuel seine Frau, die er trotz seinem Spotte über die Frauen mit Zärtlichkeit liebte und der

er mit Treue anhing, verloren, und nach dem Tode Dante's richtet an ihn Bosone die folgenden Worte:

„Zwei Leuchten sind nunmehr erloschen.
Die hell ausstrahlten Tugend, Schönheit,
Die Seele dein, die lächelte,
Beweint deß Tod, der Wissensgrund erforschte.
Betraure die in Schönheit dir
Verbundne, die du hoch gerühmt;
Doch ich beweine Jedermann in diesem trauervollen Kreise.
Magst weinen, Jude Manoel,
Zuerst um eigen Leid, und dann
Um jenes, das die Welt umfasset.
Ein schlechter Jahr wahr wohl noch nie
Mich stärkt der Trost, daß Dante'n Gott
'nen Sitz der Herlichkeit gegeben."

Immanuel antwortet ebenfalls in einem italienischen Sonette:

„Ich zog die Träne aus der Tiefe
Des Herzensabgrunds, sende sie nach oben.
Ich weine, daß mich Schmerzensfeu'r verzehrte
Wenn nicht der Tränen Flut, die überfließet,
Die Glut erlöschte, die mein Leid anfachte.
Ich will nicht sterben, will mit Kraft festhalten
An einem andern Wege, fest, beharrlich,
Doch weinen mag wohl Christ sowohl als Jude
Und Jeder auf dem Trauerschemel sitzen.
Fast wäre ich vor vielem Weinen zum Gotteshaderer geworden."

Auch Immanuel stirbt und Cino schreibt an Bosone, in der ganzen Härte des Glaubenseiferers:

„Bosone, euer Manoello
Beharrend bei dem Irrtum seines Glaubens,
Ist in die Hölle gefahren und duldet jene
Qual, die dem bestimmt ist, der sich nicht bessert.
Nicht weilt er beim gemeinen Haufen, sondern bei Dante steht er."

Bosone antwortet darauf:

„Manoel, den ihr nach jenem Abgrund versetzt,
Wo Lucifer mehr als ein andrer herrscht,
Gehört nicht in dessen Reich, der Rebell war gegen
Den, welcher die Welt schuf um sein Reich zu füllen.
Und wenn er wäre an jenem treulosen Orte,
Wohin ihr ihn versetzt, doch den er nicht erwählt,

So hat nicht die Wahrheit geschildert euer Pinsel,
Daß ihn und Dante treffe solche Schmach.
Dante und Manoel werden ihren Lauf vollenden,
Wo ihnen Haut und Mark verbrannt wird,
Doch langt für sie auch an die große Hülfe."

So war denn Immanuel in dem Dante-Kreise heimisch, aber auch dort umschwirrte ihn der Unkenruf: ein Jude! Das ist die Trauer, die den Juden des Mittelalters so tief niederbeugte. Auch seine Liebe findet keine vollkommene Erwiderung. Der Verfolgung gegenüber vermag der Gedrückte sich mit List, Groll, Schmähen zu wappnen, den Haß vergilt der, wenn auch unterdrückte Haß. Wenn aber der freie Geist die Genossen in dem weiten Reiche des Geistes sucht und dort auf Engherzigkeit trifft, die ihn abstößt, dann vermag er nur in tiefem Unmute grollend sich in sein Inneres zurückzuziehen. Verschmähte Liebe aber ist ganz schutz- und wehrlos. Sie darf nicht lieben, sie kann nicht hassen und schmähen. Wenn sie den Dolch der Rache zücken wollte, würde sie zuerst sich selber treffen, denn der, den sie durchbohren will, bildet den edelsten Teil ihres Innern. So verzehrt sie sich in stillem Gram, bis sie verdorrt oder das Herz ihr bricht. Doch die Liebe ist eine ewig jugendliche Kraft, eine fortdauernd lodernde Flamme. Mehrere Jahrhunderte des Leidens und der Verblendung gehen dahin, da tritt sie später doch wieder frisch und unvertilgt auf; die unterdessen geläuterte Menschheit erwarmt an ihr, das Eis des Hasses und der Verachtung schmilzt, und die Liebe weiht segnend den Bund, den die ehedem Getrennten von nun an zur dauernden Einigung schließen.

7.

Stellung zum Chriſtentum. Abfall und Abwehr.

Still und langſam entwickelten ſich die neuen ureignen Geiſter in den Völkern Europas, noch waren ſie nicht genug erſtarkt, noch vermochten ſie nicht die geſamten Lebensbeziehungen, die Gedankenwelt und die Inſtitutionen umzuſchaffen und neu zu geſtalten. Aber die alte Kulturentwickelung war in der Auflöſung begriffen. Beruhend auf Vorausſetzungen, die ſich zerbröckelten, ſich überlebt hatten, büßte das Gedankenleben die Friſche ein und erhielt ſich nur als ein Ererbtes. So erlahmte das Denken, in den Gemütern herrſchte Bangigkeit und Unſicherheit, da ihnen eine feſte Stütze in der Vernunft fehlte. Um ſo mehr erſtarkte das Kirchentum, zumal in Spanien, wo das chriſtliche Romanentum Schritt vor Schritt das moslemiſche Arabertum verdrängte, dadurch an Macht und Einfluß wuchs und zugleich an der Luſt, innerlich ſich zu befeſtigen, nach außen ſeine Bekehrungen auszudehnen. So machten ſich denn Verfolgungen und Verſuche, den Überreſt der Juden zum Übertritte zu veranlaſſen, in Spanien noch mehr geltend als bisher.

Sie fanden nunmehr einen andern Boden vor, ein weit günſtigerer Erfolg mußte ſich ihnen eröffnen. Da die Ergebniſſe des Denkens wankend geworden, flüchtete man ſich in den blinden Glauben hinein. Denn nicht blos als unſicher erkannte man dieſelben, ſondern auch als lediglich geeignet, alles in Frage zu ſtellen, ja es entſchieden zu verneinen. Mit wahrer Luſt zog man die ſchneidendſten Konſequenzen aus den philoſophiſchen Vorausſetzungen, um die abſchreckenden Reſultate blos zu legen und nachzuweiſen, daß an dieſes Endziel zu gelangen, keine Befriedigung gewähren könne, daß demnach nichts übrig bleibe, als ſich in den Glauben zu ſtürzen. Bekanntlich

hat in neuerer Zeit Friedrich Heinrich Jacobi vom Standpunkte der Philosophie aus dem Spinozismus allein die Berechtigung zuerkannt, um dann hinterher um so entschiedener gegen die Trostlosigkeit seiner und aller philosophischen Resultate Stellung zu nehmen, den Anforderungen des heilsbedürftigen Gefühls Befriedigung zu verschaffen, den Glauben in sein unverkümmertes Recht einzusetzen. So begegnen wir nun in der damaligen Zeit einem gläubigen Spinozisten vor Spinoza in dem jüdischen Philosophen Chasdai Kreskas, der am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ein philosophisches Werk schrieb von tiefem Gedanken-Inhalt, aber eben mit jenem Wühlen in den Eingeweiden des Denkens, mit jener Wollust, die Zweifelhaftigkeit alles vernünftigen Spekulierens, das Unbefriedigende der daraus hervorgehenden Resultate blos zu legen, um dann verzweifelt auszurufen: Hier ist das Heil nicht zu finden. Ein späterer Epoche machender Philosoph sagte: Mit dem Zweifel beginnt das Denken. Damals aber hieß es: In dem Zweifel verharrt das Denken und endet auch mit ihm; dem Zweifel und der Verzweiflung muß man durch den Glauben entrinnen. Dort fand auch Chasdai Kreskas die letzte Zuflucht, so daß er, der in der Tat tiefe Gedanken entwickelte, der vieles im Keime darlegte, was Spinoza, der ihn ehrenvoll erwähnt, benützte, zuletzt doch an dem vollen, unverkürzten herkömmlichen Glaubensinhalte anlangt, nicht zurückschrickt vor der Annahme von bösen Geistern, vor dem Glauben an die gegen sie anzuwendenden Beschwörungen.

Ist nun im Glauben allein das Heil, die Vernunft ihres Richteramtes ganz entsetzt: welchen Glauben soll man vorziehen? welcher soll erwählt, welcher zurückgesetzt werden? Die Vernunft ist irrig, trügerisch, sie kann kein giltiges Urteil abgeben; wer denn? Wir stehen hier vor einer mächtigen Frage, deren Entscheidung damals sich traurig und unheilvoll genug vollzogen hat.

Wenn im allgemeinen an den Geschichtsforscher und Geschichtserzähler die Mahnung ergeht, daß er in seiner Darstellung keine Voreingenommenheit walten lasse, daß er es ver-

ſtehe, ſich in die Stimmung der Zeit, wie ſie durch die verſchiedenartigſten Einflüſſe erzeugt und beherrſcht worden, in die Lage und die Charakterbildung der Perſönlichkeiten zu verſetzen, daß er bei allem Ernſte in der Beurteilung der Sache doch in Beziehung auf die Triebfedern, welche die Menſchen leiten, wegen der Schwierigkeit in die mannigfachen Verſchlingungen der Gedanken und Empfindungen mit Sicherheit einzudringen, die Wagſchale zu Gunſten der Milde und der Nachſicht ſinken laſſen müſſe: ſo muß dann, wenn es ſich darum handelt, daß Abrechnung gehalten werde unter den verſchiedenen Religionen und deren Bekennern, um ſo mehr der Zuruf ſtets vernommen werden: Ziehe deine Schuhe von deinen Füßen, entkleide dich jeder leidenſchaftlichen Parteinahme, denn der Ort, auf dem du ſteheſt und den du betrittſt, iſt ein heiliger Boden. Einer Religion näher tretend, die wir nicht teilen, werden wir daher niemals vergeſſen, daß ſie von zahlreichen Geſchlechtern als ein Heiligtum verehrt wurde, in dem ſie ihre Beſeligung ſuchten und fanden, daß heute noch Millionen unter ihrem Dache Schutz ſuchen und den Frieden ihrer Seele zu finden glauben. Es wäre vermeſſen und unwürdig, wollten wir die Geſinnungen und Handlungen der Bekenner dieſer Religion, wenn wir ſie nicht billigen können, als verabſcheuenswert bezeichnen, und es würde uns ſelbſt tief herabſetzen, wenn wir als Beweggründe Haß und Feindſchaft aufſuchten, während das Herz innerlich erglüht und der Geiſt nach dem Aufſchwunge ringt. Wir werden lieber Verblendung als Verſtocktheit, lieber die Verirrung leicht erregbarer Gefühle als abſichtliche Bosheit, lieber Beſchränktheit als wiſſentliche Verleugnung der Wahrheit annehmen. Wir werden mit Ehrerbietung auch das fremde Heiligtum betreten, aber mit derſelben Sorgfalt, wenn nicht mit größerer, darauf haltend, daß auch unſer Heiligtum nicht mutwillig beſudelt werde, auch unſere geweihten Stätten in ihrer Achtung anerkannt werden.

Die Stellung, in welche das Judentum gegenüber dem Chriſtentume gedrängt wurde, iſt ſehr verſchieden von derjenigen, welche es dem Islam gegenüber einnimmt. Der Islam iſt

auf seinem ureigenen Boden erwachsen. Er hat zu seinem dürftigen Gedankeninhalte allerdings das Beste dem Judentume entnommen, hat sich mannigfach auch an das Christentum angelehnt, aber er hat es zu einer Einheit und zu seinem Geisteseigentum gestaltet. Mit der Vergangenheit des Arabertums, welche götzendienerisch war, hatte er vollständig gebrochen, eine frische Kraft war in ihm erstanden, die rasch aufblühte, gedieh und wuchs, die siegreich bald sich weithin verbreitete und auch den Geist zu frischem Leben entfaltete. Soweit seine Macht reichte, beugte er auch die Völker unter das Joch seines Glaubens; er zog zuversichtlich einher und glaubte gar nicht nötig zu haben, seine Wahrheit zu begründen. Für ihn selbst war sie innerlich besiegelt, nach außen genügte ihm zum Beweise sein Schwert. Er trachtete nicht, weiterhin Seelen zu gewinnen für seinen Glauben; seine Sendboten waren sein Schwert und seine Pfeile, nicht Bußprediger. Dem Judentum und dem Christentum gegenüber nahm der Islam eine gewisse anerkennende Stellung ein; während er Götzendienst und Heidentum mit Feuer und Schwert verfolgte und vernichtete, erkannte er in dem Judentum und Christentum seine Vorstufen, die unvollkommene Vorbereitung für seine vollendetere Wahrheit. Muhammed spricht mit einer freilich sehr wechselnden Gesinnung, aber doch überall durchklingenden Ehrerbietung von den Männern der Schriften, von den Bekennern der früher geoffenbarten Religionen, die den einzigen Gott lehren, und Schriften haben, worin dieses Bekenntnis niedergelegt ist. Duldung gegen Juden, Nazarener und Sabier — eine damalige eigentümliche christliche Sekte — wird ausdrücklich in dem Koran verkündet und empfohlen.

Eine religiöse Polemik des Islam mit anderen Religionen ist kaum in den ersten Anfängen vorhanden. Der Islam kämpft nicht mit geistigen Waffen, er ist Sieger oder unterliegt, aber zu einem Gedankenstreit sieht er sich nicht veranlaßt. Während das Romanentum mit dem Arabertum mehrere Jahrhunderte hindurch um den Besitz Spaniens kämpft, finden wir keine religiöse Polemik zwischen ihnen, und derselbe Fall ist

es mit dem Judentum. Wohl bemerken wir einzelne Ansätze, es giebt einzelne kurze Abhandlungen über diesen Gegenstand, doch sind sie mehr theoretisch gehalten, als aus dem praktischen Bedürfnisse hervorgegangen, und blieben ohne Einfluß auf die Geistesrichtung. Ohne sich feindlich zu begegnen, lebt eine jede Religion sich auf sich selbst beschränkend. Rohe Ausbrüche und Verfolgungen treten auch im Islam auf, aber zudringliche Bekehrungsversuche, Widerlegungen, Mäkeleien und Neckereien trüben kaum die Beziehung zwischen Islam und Judentum.

Ganz anders steht es mit dem Christentum. Es trat von vornherein auf als die Erfüllung der im Judentum verheißenen Hoffnungen; diese Zukunftsverkündigungen bestanden darin, daß ein Messias erscheinen werde, mit dessen Auftreten ein großes Gottesreich die Menschheit insgesammt in sich fassen und über die ganze Welt ein Glaube verbreitet sein werde. In mir, sprach das Christentum, ist was verheißen, erfüllt worden. Ist nun die Menschheit wirklich vollkommen geeinigt in diesem Glauben? Das Christentum mußte dahin streben, wenn es seine eigene Bewährung nicht untergraben wollte. Sein Augenmerk mußte immerwährend auf seine Ausbreitung über die ganze Welt gerichtet sein aus dem Drange nach eigener Selbsterhaltung, um so das Siegel auf seine Wahrheit zu drücken. Besonders mußte dies dem Judentume gegenüber der Fall sein. Je gemeinsamer der Boden, um so hartnäckiger der Kampf über den Besitztitel, je verwandschaftlicher die Beziehung, je enger die Berührung, um so erbitterter der Streit, wenn einmal feindselige Gesinnung ausbricht. Nun aber trat das Christentum mit dem Anspruche auf, das Judentum zu erfüllen, zu vollenden, seine Verheißungen vollkommen zu verwirklichen, was in diesem als Keim, als Trieb vorhanden gewesen, als volle reife Frucht darzubieten. Der Fortbestand des Judentums in seiner früheren Weise mußte dem Christentume notwendig als ein entschiedener Protest gegen seine Wahrhaftigkeit erscheinen. Die zähe Dauer des Judentums war ihm ein niederschmetternder Schlag, eine Verleugnung seiner Berechtigung; ein jeder einzelne Jude erschien als ein Zeuge,

der gegen die Wahrheit des Christentums auftrat, eine jede jüdische nachchristliche Schrift wie eine Schmähung gegen dessen inneres Wesen gerichtet. So mußte das Christentum stets kämpfend auftreten, zumal gegenüber dem Judentume. Es genügte ihm nicht, Verfolgungen und Bedrückungen zu häufen, es mußte überzeugen, zum Übertritte bewegen, es wollte seine Wahrheit durch das Judentum selbst, aus ihm heraus besiegelt erhalten. So gebot ihm Wesen und Lage als streitende Macht gegen das Judentum aufzutreten.

Das Judentum seinerseits verhielt sich blos verteidigend, es war nicht mit dem Schwerte zum Angriff umgürtet, es deckte sich lediglich mit dem Schilde zur Abwehr und zwar nicht blos weil Lage und Klugheit ihm dies gebot, weil es nicht wagen durfte, die Obmacht des Gegners mutwillig herausfordern, den Haß, der leise schlummerte, zu erwecken, nein! es war in seiner ganzen Anlage begründet. Das Judentum hat die Hoffnung aufgestellt, daß in ferner Zukunft ein Glaube die ganze Menschheit umfassen, die Erkenntnis Gottes das Erdreich bedecken, die Menschheit als eine brüderliche Familie verbunden sein werde, doch war dies eine Hoffnung für die ferne Zukunft. Unterdessen sollten lediglich die Bekenner des Judentums, die in seinem Schooße geboren waren, das heilige Gut bewahren und forttragen bis zu der späten Zeit, wo es ein gemeinsames werden sollte für die ganze Menschheit. Nunmehr aber, erklärte das Judentum, ist mein Glaubensinhalt, meine Fülle von Vorschriften lediglich verbindlich für die im Schoße des Judentums Geborenen, für die außerhalb Stehenden sind dieselben nicht verpflichtend. Die Lust zu bekehren, das Verlangen nach außen kämpfend sich auszubreiten, war dem Judentume durchaus fremd, es sprach vielmehr willig aus, daß auch außerhalb, wer den Glauben an Gott in sich befestigt, daß die Frommen aller anderen Religionen und Nationen den Anteil am ewigen Leben erlangen. Dem Christentum gegenüber war es nicht etwa strenger, feindseliger; im Gegenteil! Während es in den früheren Religionen den nackten Götzendienst sah, erklärte es hier den Glauben an Gott zu gewahren, nur daß

noch ein anderes Wesen hinzugesellt werde. Diese Hinzugesellung verwarf es allerdings entschieden; aber es beurteilte sie doch milder als den reinen Götzendienst.

Demgemäß gewahren wir auch in der älteren jüdischen Literatur nur sehr wenig von Kampf gegen das Christentum. Die Thalmude und Midraschim haben nur Vereinzeltes, geistreiche Spiele in Deutung von Versen, und einzelne Verteidigungen in der Diskussion mit Bekennern des Christentums, gleichfalls in Beziehung auf Bibelstellen, die ihnen entgegengehalten werden. Der jerusalemische Thalmud, unter der Umgebung von Bekennern des Christentums am Ende des vierten Jahrhunderts entstanden, hat z. B. ein solches geistreiches Wort, anlehnend an einen Ausspruch Bileams. Dieser sprach: Nicht ein Mann ist Gott, daß er täusche, nicht ein Menschensohn, daß er bereue, sollte er sprechen und nicht tun, reden und nicht ausführen? Dem gibt der Thalmud folgende Wendung Wer da sagt, ein Mann sei Gott, der täuscht, wer da behauptet, Gott sei ein Menschensohn geworden, der wird es bereuen, spricht jemand: Ich will nach der Höhe gen Himmel fahren: Nun! reden mag er es, aber erfüllen wird er es nicht. In gleicher Weise hat auch der babylonische Thalmud, der ein Jahrhundert später, noch weniger von Bekennern des Christentums umgeben, entstanden ist, solche geistreiche Anwendungen. In diesem Sinne deutet er z. B. einen Vers des Jesaias, wo es heißt: Haltet euch fern von dem Menschen, in dessen Nase ein Hauch ist, denn wofür ist er geachtet? Hier liegt es nahe, auf die Beziehung zwischen Mensch und Gott hinzudeuten und die Hinfälligkeit des Menschen hervorzuheben, um so mehr wenn man mit dem babylonischen Thalmud die Vokale eines Wortes, die, wie bekannt, nicht niedergeschrieben waren, ändert. Wir lesen für das, was wir mit „wofür" übersetzen, im Hebräischen: Bammeh, dasselbe kann ebenso gut lauten Bamah und heißt dann „Götzen-Anhöhe". Der Thalmud sagt nun, wer des Morgens vor dem Gebet einen Menschen begrüßt, — und das heißt verhüllt angedeutet: wer die Vermittelung eines Menschen in Anspruch nimmt, wenn

er Gott anbeten will, — von dem heißt es: Haltet euch fern von dem Menschen, der einen Odem hat in seiner Nase, denn er kann nur als Götzenanhöhe erachtet werden, nimmermehr aber als Gott. — Außerdem kommen einzelne bedeutungslose Sagen und Legenden vor, auf die ein höchst geringer Wert gelegt wird und die später sogar aus dem Exemplaren ausgefallen sind, ferner noch einzelne Diskussionen über Verse, an welche das Christentum gerne sich anlehnte, weil von Gott in der Mehrheit gesprochen wird. So, wenn es heißt; Gott sprach: Wir wollen einen Menschen machen nach unserem Ebenbilde und dergl. mehr; ein kindisches Waffenspiel von sehr geringem Belange. Sonst übergeht die alte Literatur ziemlich jede Beziehung auf die Tochterreligion; sie begnügt sich mit dem inneren Ausbau. So geht es fort bis zum zwölften Jahrhundert; wir begegnen immer nur einzelnen Andeutungen, spärlichen Verteidigungen zur Abwehr gegen unternommene Angriffe, kurzen Zusammenstellungen von Gegengründen, keiner eingehenden Erwägung und Beurteilung der abweichenden Religion.

Erst im zwölften Jahrhundert wurden einzelne Schriften verfaßt, um die Wahrheit des Judentums gegen das Christentum aufrecht zu erhalten, sowie die Schwächen, welche man in dem entgegenstehenden Glauben wahrzunehmen vermeinte, aufzudecken. Um nur eine Schrift zu nennen, sei die Aufmerksamkeit gelenkt auf die kleine Abhandlung des wackern, trefflichen Josef Kimchi, des Vaters der berühmten Söhne Kimchi. Er faßt kurz, mit der leidenschaftlosesten Ruhe, ohne alle Erregung und Bitterkeit seine Gründe zusammen. Seine Vernunft, behauptet er, sträube sich entschieden gegen die Menschwerdung Gottes, es widerstrebe dies ebenso dem Nachdenken wie den deutlichen Aussprüchen der heiligen Schrift. In gleicher Weise bekämpft er die Erbsünde, die er mit Gottes Gnade und Huld ganz unverträglich findet, er kann nicht annehmen, daß seine Gerechtigkeit die Sünde eines Menschen allen übrigen Menschen anrechnen solle. Er findet dies auch im Widerspruche mit allen Zeugnissen über die alten Frommen,

die in Frieden gelebt und der Seligkeit teilhaftig geworden sind. Er glaubt daher nicht nötig zu haben an den Sühnetod eines Gottes glauben zu müssen und eben so wenig an die Fürbitte von Heiligen, die er um so mehr abweist, weil er meint, bei einem Menschen bedürfe es allerdings der Vermittelung und Vertretung, weil er nicht alle kennt und diejenigen, die nähere Beziehung zu ihm haben, ihm wohl Mitteilungen machen müssen über die ihm Fremden; Gott aber stünden wir alle nahe, er schaue in jedes Herz, wozu hier Fürbitte? warum ihm nicht einfach nahe treten? Was die Sittlichkeit betrifft, wenn es einmal darauf ankommen solle, daß man den Glauben, die Wahrheit an den Früchten erkenne, denkt er, sie sei innerhalb des Judentums stets mehr gewahrt worden als in der Tochterreligion. Da seien allerdings Einzelne in ihrer Flucht aus der Welt und der Tötung ihrer Lüste vielleicht sehr weit gegangen mit der Entkleidung des Sinnlichen, aber die große Gesamtheit stehe dafür um so tiefer, während sich im Judentume heilige Scheu vor allen Geboten der Sittlichkeit im Herzen und in den Handlungen findet. Was endlich die Verheißungen der heiligen Schrift betrifft, so findet er dieselben vorzugsweise für Israel ausgesprochen und mit der Erscheinung des Christentums durchaus nicht erfüllt. Alles dies wird hier mit vollster Ruhe, mit Klarheit und Fernhaltung eines jeden scharfen und bitteren Wortes ausgeführt; es ist die Überzeugung eines vollkommen seines Friedens sich bewußten Herzens, ein Mann verteidigt was ihm heilig ohne Erregung und Feindseligkeit.

Was sollte auch die Erregung hervorrufen? Wohl trat hie und da einmal ein Abfall ein; wir sind weit entfernt, ein Urteil darüber abzugeben, welche Veranlassung und Beweggründe diese Einzelnen gedrängt haben, aus dem Judentume auszuscheiden und sich in die Arme der Kirche zu flüchten, jedenfalls waren es nur Wenige, und auch diese nicht Männer von Bedeutung. Das Judentum fühlte sich in seiner Glaubensburg sicher, es versparte seine Waffen, wenn sie gebraucht werden sollten, lediglich zur Abwehr.

Mit dem dreizehnten Jahrhundert aber gestalteten sich die Verhältnisse wesentlich um. Die Vernunft war an sich irre geworden, das Glauben galt weithin als Wahlspruch. Soll nun, sagten sich Mehrere, die Vernunft in Knechtschaft geraten, warum nicht sie bis auf den letzten Rest des gesunden Menschenverstandes verbannen, warum nicht dem Glauben sich in die Arme werfen, der von frühe an schon sich zur Fahnen-Inschrift das Wort erwählte: Ich glaube weil es widersinnig ist? Ist Glauben ohne Prüfung Frömmigkeit, nun warum an dem Glauben festhalten, der so viele Beschwerden zu tragen hat, den so harter Druck trifft, warum nicht lieber dem andern sich zuwenden, der Freiheit gewährt und Ehre, Stellung und Glanz verheißt? Und, fuhr man fort, liegt nicht gerade in der Erniedrigung des Judentums und in den glänzenden Erfolgen des Christentums die Bürgschaft für die Wahrheit des Letzteren, ist nicht der Erfolg das Siegel der Berechtigung, nicht die Macht zugleich die Bewährung des siegreichen Gedankens, dem sie entstammt? Alle diese Verlockungen wurden gesteigert durch die peinliche Lage nach außen, durch die mangelnde Befriedigung im Innern, in welche die denkenden Männer versetzt waren. Während sie von den Bekennern des Christentums allen Widerwärtigkeiten ausgesetzt waren, wurden sie im eignen Lager von dem Mißtrauen der Starrgläubigen beobachtet, welche auf ihre aufgeklärte, wenn auch treu anhängliche Gesinnung als nicht vollwichtig mit verdächtigen Mienen hinblickten. Bei dieser unheimlichen Stellung fanden allerdings die Meisten dennoch in ihrer erleuchteten Gesinnung, in ihrem Festhalten an den mit der Vernunft übereinstimmenden Grundlehren des Judentums Kraft, mochten ihnen auch die Auswüchse der Satzungen widerwärtig und beschwerlich sein. Anderen aber war deren Last, von der sie sich, nach der damaligen Lage der Religionen, so lange sie innerhalb des Judentums lebten, nicht befreien konnten, drückender, die Lust sie abzuwerfen, brennender und so erleichterte ihnen dieses Verlangen im Vereine mit allen bereits betrachteten Entschuldigungen den Abfall.

Daß eine solche Gesinnung über die hochangeschwollene Flut der Satzungen unter den Denkenden herrschte, beweist uns ein Bericht, den ein berühmter Schriftsteller jener Zeit, der treu geblieben, über sich selbst gibt. Joseph Kaspi (aus Argentières) erzählt in den Ermahnungen, die er als letzten Willen seinem Sohne erteilt, folgendes: Einst hatte ich eine Anzahl Gäste geladen, wir saßen fröhlich zusammen, die Speisen waren aufgetragen, da verbreitete sich die schreckenerregende Kunde, es sei ein Milchlöffel mit dem Fleischtopfe in eine zu enge und freundliche Berührung geraten. Die Gesichter erbleichten, der Wirt, das ist eben der Erzähler selbst, war erschrocken und eilte hin zum Rabbi des Ortes. Ich habe wohl selbst, fährt er fort, mich früher viel mit dem Thalmud und dessen Vorschriften beschäftigt, allein später hatten ihn viele andere Studien verdrängt, so daß ich die Entscheidung dieses Falles nicht auf meine eigne Verantwortung nehmen mochte. Ich eilte deshalb, wie gesagt, zu dem weit jüngeren Rabbi des Ortes, um von ihm die Entscheidung mir erteilen zu lassen. Auch er saß bei Tische und ließ mich einige Stunden warten, bis er mich vorließ. Endlich war das Urteil gesprochen, ich eilte nach Hause, das Mahl war verdorben, die Gäste waren verstört, die Stimmung konnte nicht wiederkommen. Ich aber dachte bei mir: Ist denn am Ende das Nachdenken über die göttlichen Taten, das Vertiefen in philosophische Gedanken nicht eben so viel, wie die Fragen, die ich an den Rabbi richtete, und dennoch durfte sich dessen Hochmut über mich erheben? Man ersieht daraus, daß ein stiller Ingrimm gar manche über die Starrheit der herkömmlichen Satzungen erfüllte, die sie nicht erschüttern konnten, und die sie doch nicht mit voller Hochachtung umfaßten. Ein Wort aber, eine Befeuchtung, und sie waren befreit.

So begreifen wir es, wie zur damaligen Zeit ein Abfall eingetreten, wie er innerhalb der jüdischen Kreise nicht wieder vorgekommen ist. Wenn wir über einige besonders Hervorragende, welche damals die Fahne des Judentums verlassen, sprechen, so nennen wir sie ohne Groll und Schmähung, wohl

aber mit tiefem Bedauern. Sie konnten eine Zierde des Judentums sein, sie wären die festen Säulen geworden, an die sich die Wankenden anzulehnen vermochten; sie aber entwürdigten sich zu Schergen der Verfolgung. — Am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts lebte Abner aus Burgos, ein tiefer Denker, ein hochgeachteter Mann; im Alter von sechszig Jahren entsagte er dem väterlichen Glauben und wurde unter dem Namen Alphons von Valladolid Lehrer der Kirche. Er begnügte sich nicht damit das Judentum verlassen zu haben, er trat auch gegen dasselbe auf, verspottete es und schmähte seine Lehren, sah in seiner gebeugten Stellung auch seinen inneren Verfall und machte endlich noch gar den Verleumder, indem er fast der erste war, der das Gebet Alenu, in welchem angeblich Antichristliches enthalten sei, und ebenso einen der achtzehn Sprüche Welammalschinim verdächtigte und dadurch zahlreiche Verfolgungen später veranlaßte. Ein Mann des folgenden Geschlechtes, ein scharfsinniger Philosoph, Moses Narboni, beurteilt ihn wohl sehr richtig, wenn er sagt: Es war ein klarer Denker, ein ernster Geist, aber er hatte nicht die Kraft, die über uns verhängten Leiden zu ertragen, er begnügte sich nicht bei der Wohlfahrt der Seele, er bedurfte auch der Wohlfahrt des Körpers, und da stürzte er sich gewaltsam in den Glauben, es sei einmal in den Sternen so geschrieben, daß ein ehernes Geschick über das Judentum hereinbreche, das es zermalme und dem nicht zu entrinnen sei. Wollten wir uns dem entgegenstellen, würden wir uns nur verderben, ohne daß unser Bemühen eine Spur zurück lasse. Besser also, wir fügen uns in die übermächtige Gewalt. Narboni selbst bekämpft ihn, auch Andere machen sich durch Angriff und Verteidigung bemerklich. Allein wichtiger als Schriften und Gegenschriften, die ohne nachhaltige Wirkung waren, war sein persönlicher Einfluß, sein Beispiel.

Ein etwas jüngerer Zeit- und Landesgenosse von ihm folgte diesem seinem Beispiele. Don Salmon Halevi war ein Mann von großem Ansehen unter den Seinigen wegen seiner bürgerlichen Stellung sowohl, als auch wegen seiner Gelehr-

samkeit und Einsicht. Da erscholl es mit einem Male, daß er als vierzigjähriger Mann übergetreten sei und Glieder seiner Familie mit hinübergeführt habe; diese Schreckenskunde fiel wie betäubend auf alle, die den Mann kannten und ihn zu ehren sich gewöhnt hatten. Ein gelehrter Freund von ihm, Josua Lorki, wendet sich bekümmert und ängstlich an ihn, aber man merkt schon so etwas von Unsicherheit in seiner Widerrede. Er meint, es sei wohl bei ihm nicht zu erwarten, daß er wegen äußerer Veranlassung übertrete, für ihn könne doch wohl nicht der Glanz, auf der Gegenseite nicht die Erniedrigung, die uns jetzt beugt, bestimmend sein; auch die Philosophie könne ihn nicht dahingeführt haben, er habe immer an deren gesunden Sätzen gehalten. Es müßten wohl ihm neu bekannt gewordene, geheime Wahrheiten zu dem Schritte bestimmt haben, und um deren Mitteilung bittet er ihn. Bis jetzt nämlich habe er noch schwere Bedenken. Wolle er auch alles sonst Unwahrscheinliche glauben, so wisse er sich doch nicht mit den noch nicht eingetroffenen Verheißungen auseinander zu setzen. Salomon Halevi — jetzt Paulus Burgensis oder a Santa Maria genannt — antwortet in dunklen Redensarten, aber sie scheinen doch Josua Lorki genügt zu haben. Bald nämlich begegnen wir diesem am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, unter dem Namen Geronimo de Santa Fe. Auch er war nun in den Schoß der Kirche eingegangen und bekleidete eine geistliche Würde, und während Salomon Paulus, soviel wir wissen, sich innerhalb seiner gelehrten Bestrebungen verhielt, und nirgens anklagend und schmähend gegen seine früheren Glaubensgenossen aufgetreten, hatte Geronimo diese würdige Haltung nicht bewahrt. Er tritt als entschiedener Gegner des Judentums auf, hetzt einen von drei damals mit einander im Streite befindlichen Untrüglichen dagegen auf. Es waren nämlich drei Päpste gleichzeitig, die mit einander im Kampfe lebten: Benedikt XIII. eine Zeit lang in Avignon residierend, Gregor XII. in Rom, während Martin V. in Deutschland anerkannt wurde. Benedikt XIII. wurde bald auch von Avignon verdrängt und ihm blieb bloß Spanien,

das an ihm hielt und wo er eine Zuflucht fand. An ihn wandte sich nun Geronimo und veranlaßte ihn, eine öffentliche Disputation zu veranstalten zwischen ihm und einer großen Anzahl jüdischer Gelehrter. Reich ausgestattet wurde das Schauspiel im Jahre 1413 aufgeführt. Der Papst eröffnete selbst die Diskussion, indem er sprach: Ihr Juden, glaubt nicht etwa, daß hier eine Entscheidung getroffen werden soll über die Wahrheit und Unwahrheit der einen oder anderen Religion; denn daß meine Religion die wahre ist, bedarf keines Beweises, während ihr einst die Wahrheit gehabt, aber jetzt der Lüge verfallen seid. Nun handelt es sich bloß darum, daß hier einer aus eurer Mitte aus dem Thalmud selbst die Wahrheit des Christentums beweisen, aus ihm die Belege beibringen will, daß der Messias bereits gekommen ist. Geronimo eröffnete nun seinen Vortrag mit den Worten des Jesaias: Wenn ihr glaubt, so sollt ihr sicher sein, wenn ihr aber nicht glaubt, so sollt ihr vom Schwerte verzehrt werden. Diese Einleitung war nicht sehr einladend. Die jüdischen Gelehrten beschwerten sich auch alsbald beim Papste, und sagten, da könne nicht mehr von einem wissenschaftlichen Streite die Rede sein, wenn derselbe alsbald mit Androhungen beginne. Der Papst gab das Unschickliche zu, meinte aber, die Juden müßten das schon ertragen, es sei eben einer von den Ihrigen, der an solche tumultuarische Streitesart gewöhnt sei. Solchen Hohn mußten sie vielfach erdulden. Sie hatten sich untereinander gelobt, die größte Mäßigung zu bewahren, um keine Veranlassung zu Anklagen und gehässigen Verunglimpfungen zu geben. Doch brauste einmal einer auf, als man Unwahrscheinlichkeiten aus dem Thalmud vorführte und darüber seinen Spott trieb. Der Neckereien über die Legenden, deren Verantwortlichkeit zu übernehmen sie schon mehrfach abgelehnt hatten, endlich satt, polterte er nämlich heraus, und sprach: während ihr von uns verlangt so viele Unmöglichkeiten zu glauben, laßt uns doch das Festhalten an dieser einen Unwahrscheinlichkeit nach. Seine Genossen waren entsetzt über diese Kühnheit, traten bittend an den Papst heran, daß das Wort ein voreiliges gewesen,

und es hatte weiter keine Folge. Die Waffe, welche sich Geronimo aus dem Thalmud schuf, war eine zweischneidige. Auf der einen Seite behauptete er, es seien Sprüche darin, die offenbar nachweisen, daß Jesus der Messias sei. Die Gelehrten setzten dem einfach entgegen, dann hätten ja die alten Lehrer des Thalmud selbst sich zum Christentum bekennen müssen. Nein, sagte er, diese Sprüche sind also Überlieferungen, aber von den Thalmudisten mißverstanden und entstellt. Darüber entstand nun ein langes und unfruchtbares Hin- und Herreden, das natürlich zu keinem Ergebnis führte. Sollte ihm nun einerseits der Thalmud eine Quelle der Bewährung sein, so häufte er andererseits Spott auf ihn wegen seiner Märchen und Legenden, wegen mancherlei Unwahrscheinlichkeiten, so daß der Thalmud und seine Anhänger dem Gelächter der Anwesenden preisgegeben werden sollten. Diese geistlichen Turniere waren natürlich bloß Spiegelfechtereien; man trennte sich, und ein Jeder schrieb sich den Sieg zu.

Allein wer die Macht hat, muß den Sieg haben, und diese Macht wurde angewendet, den feierlichen Akt in imponierender Weise zu schließen und daraus einen glänzenden Triumph für das Christentum und für den ihn veranstaltenden Papst zu bereiten. Glücklicherweise wurde dieser Papst als schismatisch erklärt, und die Bulle, die er bei dieser Gelegenheit gegen den Thalmud und die Juden erließ, wurde gleichfalls als ungiltig verworfen. Dennoch waren die traurigen Folgen nicht ausgeblieben. Der Abfall mehrte sich, wie wir dies von manchen angesehenen Männern erfahren. Astruc Remoch, dann als Christ Franzisko dias Corni, verließ den väterlichen Glauben, um innerhalb des Christentums Glanz und Ehre zu erwerben. Mit diesem Bekenntnisse trat er dann unbefangen an seine alten Freunde hinan, sie auffordernd, ein Gleiches zu tun, das Wrack des zusammenbrechenden Judentums gleichfalls zu verlassen, um in dem herrlichen Dome des Christentums Schutz und Zuflucht zu suchen. Seine Aufforderung fand freilich entschiedene Abweisung. Schärfer und einschneidender gestaltete sich ein solcher brieflicher Verkehr zwischen zwei Freunden,

die mit verschiedener Widerstandskraft von Paulus a Santa Maria angezogen wurden. Ein jüngerer Mann nämlich, David Bonet Bongiorno, ließ sich durch den Glanz des Namens des Paulus zum Übertritte veranlassen; er wandte sich nun an einen früheren engen Freund, an Isaak ben Moses Halevi, der auch den Namen führt Prophiat Duran und mit einer Abkürzung Ephodi, einen Mann, der als klarer Denker, geistreicher Schriftsteller in Grammatik und Philosophie schönes für seine Zeit leistete. An ihn nun hatte sich Bongiorno gewandt, um ihn zu demselben Schritte aufzufordern. Ephodi antwortete ihm in einem pikanten Schreiben, dessen hier im Auszuge wiedergegebener Inhalt eine Vorstellung geben mag von der Gedankenrichtung, die im allgemeinen zur Abwehr des Christentums eingeschlagen wurde.

„Ich habe ein Schreiben erhalten, beginnt Ephodi, das mir dunkel und rätselhaft geblieben, blos soviel habe ich aus einem Teile desselben verstanden, daß deine Vorfahren in kläglichem Irrtum gewesen. Mit Mühe habe ich soviel herausgelesen; der heilige Geist muß dich wohl beim Niederschreiben dieses Briefes umschwebt haben. Gesegnet sei der Messias, der dir gegeben ein einsichtiges Herz und ein hörendes Ohr; nicht hat dich der menschliche Verstand verführt, daß du in seinen finstern Kammern wohntest, vielmehr achtest du ihn wie eine Otter, ist er ja von jeher feind dem Glauben. Töricht, der da sagte, der Verstand und das Gesetz seien zwei Leuchten; der Verstand hat vielmehr gar nicht darein zu reden mit seinen Schlüssen und Beweisen, der Glaube allein geht aufwärts, und wer ihn bezweifelt, fährt als Sünder in die Hölle. Da ich nun gesehen, mein Bruder, daß deine Absicht wohlgemeint ist und deine Handlungen um Gottes willen geschehen, der Glaube dir ein Gurt ist um die Lenden, du dich nicht vom Verstande und dessen Lügen verlocken lässest und verkehrt bist in deinen Wegen: so will ich dich denn auch aufmerksam machen auf die Grundsätze des Glaubens, welchen du im Lichte und in der Herrlichkeit des Messias, die dich umstrahlen, erwählt.

So sei nicht wie deine Väter, welche an den einen Gott

glaubten, von welchem sie eine jede Vielheit entfernten, die sich in dem Satze „höre Israel“ geirrt und unter „echad“ die reine Einheit verstanden haben, nicht aber etwa eines durch Zusammensetzung, in Art, Gattung, Verhältnis, oder dem etwas hinzugefügt werden könnte. Du aber nicht also; glaube vielmehr, daß Eines drei und drei Eines sind, innerlich und wesentlich vereint, was der Mund nicht auszusprechen und das Ohr nicht zu fassen vermag. — Sei nicht wie deine Väter, welche bei Gott keine Veränderung möglich hielten, darauf irrig den Ausspruch bezogen: ich, der Herr, ändere mich nicht (Maleachi 3, 6), jede Verkörperlichung mit aller Kraft ihres Denkens von ihm fernhielten, in ihm vielmehr nach philosophischer Spekulation einen reinen Geist sahen, die Schriftstellen, welche nach ihrem buchstäblichen Sinne zur Verhüllung für die Schwachsichtigen dienen sollen, tiefer erklärten. Du aber nicht also! Bewahre, daß du eine Verkörperlichung von ihm fernhalten solltest; glaube vielmehr, daß, er, nämlich eine seiner drei Personen, Fleisch geworden, als sein Blut zur Sühne für sein Volk vergossen werden mußte. Danke ihm dafür, daß er den Tod erduldet, um dich zu retten; seine Weisheit hat eben keine andere Art deiner Rettung gefunden.

Sei nicht wie deine Väter, welcher über die biblische Schöpfungsgeschichte viele philosophische Untersuchungen anstellten. Du aber nicht also! Nimm vielmehr alles nach seinem Wortsinne, nur daß du noch eine Seelenstrafe, die Erbsünde, auf den Menschen ladest, so daß er von seinem Sturze sich nicht aufhelfen kann und den Händen des Satans völlig übergeben ist, bis sein Erlöser kommt und ihn befreit. Diese Strafe, von welcher in der Schrift gar keine Spur, hört dann damit auf, während die andern dort ausgesprochenen Strafen fortbestehen. Halte ja an diesem Geheimnisse von der Seelenstrafe der Erbsünde fest, welches das Haupt der Apostel entdeckt, der den Namen deines Lehrers — Paulus — trägt; dadurch wird dein Lohn sehr groß sein, indem du ein vollendeter Gläubiger wirst.

Sei nicht wie deine Väter, welche sich viel mit der

Spekulation beschäftigten, mit Physik, Metaphysik, Logik und Mathematik und so sich die Wahrheit zu begründen suchten. Du aber nicht also! Fern sei es von dir, daß du etwa die erste Schlußart in der Logik für richtig halteſt, da dies ja zur Verleugnung des Glaubens führen würde; du müßteſt nämlich den Schluß gelten laſſen: der Vater iſt Gott, Gott iſt der Sohn, folglich iſt der Vater der Sohn. Halte auch nicht dafür, daß in dem mathematiſchen Axiome Wahrheit iſt, ſowie daß das Große und das Kleine verſchieden ſein müſſe, daß eine Zahl eine Zuſammenſetzung von Einheiten ſei. Nach dem Glauben iſt vielmehr der große Leib des Meſſias gleich der kleinen Hoſtie und von ihr getragen, und die verſchiedenen Leiber des Meſſias, welche zu Tauſenden in den Hoſtien vorhanden ſind, bilden nicht eine Mehrheit, ſondern ſind alle eins und dasſelbe. Laß dich auch nicht durch die erſten Grundſätze der Phyſik irre leiten, wonach die Bewegung in der Zeit vor ſich geht, Ruhe und Bewegung an demſelben Gegenſtande aber gleichzeitig undenkbar ſei. Vielmehr fährt der Leib des Meſſias vom Himmel auf den Altar, während er dennoch oben ganz ruhig bleibt. Halte feſt an dieſem Glauben, der dich zum ewigen Leben führt, und Gott wird mit dir ſein, denn du iſſeſt das Brot, deinen Gott. — Ach, deine Väter haben Brot der Mühſeligkeit gegeſſen, waren oft auch durſtig und hungrig; du aber haſt deine Seele gerettet, iſſeſt und wirſt ſatt deines Heilands in dir, freueſt dich Gottes und heiligſt den Heiligen in dir. — Wende dich auch nicht dem Axiome zu, das Ganze ſei größer als der Teil. Du aber nicht alſo! Vielmehr nimm an, das Ganze ſei gleich dem Teile und der Teil dem Ganzen. Die unendlich teilbare Hoſtie enthält nämlich in einem jeden ihrer Teile den Leib des Meſſias, folglich iſt der Teil des Ganzen und das Ganze gleich.

Sei nicht wie deine Väter, denen Moſes' Lehre zum Erbteile war, die die geiſtige Welt zu erlangen beſtrebt waren durch Geſinnung und Tat, die die Lehre hoch hielten, ihren Geboten und Verboten dauernde Verbindlichkeit beilegten. Du aber nicht alſo, du müßteſt dich ja ſchämen; beachte keines

der Ge- und Verbote! Freilich haben die Apostel, als Nachkommen Abraham's, die Lehre genau beobachtet, selbst nach dem Tode des Messias und nachdem sie in seinem Namen getauft waren. Aber diese und andere Widersprüche wirst du schon lösen; weiß ich ja, daß der heilige Geist auch aus euch spricht und nichts euch verborgen bleibt. Dankt dem Messias, der euch erwählt.

Sei nicht wie deine Väter, die selbst die Gebeine eines Hohenpriesters für unrein hielten! Gehe vielmehr und hole die Gebeine, sie werden dir Wunder und Zeichen tun. Du hast ja viele bei dir, alle Heiligen, auch Propheten, so forsche bei den Toten! Ihr Überrest, ein Bein von der Größe eines Gerstenkorns, wiege auf mit Gold, huldige ihm und bücke dich vor ihm.

Darauf wollte ich dich aufmerksam machen, da ich weiß, daß du die Wahrheit liebst und dich nicht von den Lüsten dieser Welt verführen lässest, vielmehr ganz hingegeben bist deinem Glauben, dem Glauben an den Messias; in seinem Lichte schaust du Licht. Du achtest nicht auf die Demütigung, die dir auferlegt wird, nicht auf die Schmach, mit der du als getaufter Jude belegt wirst. Dir genügt, daß deine Seele der unbeschreiblichen Wonne teilhaft wird, daß du das Antlitz des Königs (Gottes) sehen wirst und bei ihm weilend seine Hausgenossen.

Daß du mir jedoch törichte Vermahnung gegeben und behauptest, meine Diener verdrehten meinen Sinn, wundert mich; du solltest wohl wissen, daß ich es immer ernst gemeint, wie meine Handlungen beweisen. Ich bin hingegeben meinem Gotte mit ganzem Herzen und ganzer Seele auf immer, auf seinen wahren Messias hoffend und vertrauend, er ist meine Stärke, meine Freude und mein Heil. An diesem Glauben halte ich fest und habe ich mich darin nie geändert; was ich jetzt glaube, war mein Glaube schon seit zwanzig Jahren und wird es bleiben!"

Man glaubt, die Pulsschläge des Herzens zu vernehmen, das sich mit philosophischer Ruhe gewaffnet und dennoch über-

schwillt, man meint, die zitternde Bewegung der Hand zu sehen, wie sie die Züge hinwirft, und trotzdem sie sich zusammen zu nehmen bemüht ist, dennoch von innerem Beben ergriffen ist. Nur derjenige, der kein menschlich Herz im Busen trägt, mag über manchen schrillen Ton, der durch seine Worte hindurchklingt, unwillig werden und Steine auf den Schreiber werfen. Prophiat Duran war ein edler und milder Mensch, aber er war ein Verteidiger seines Glaubens.

Was er hier etwa zurückgelassen hat, die Andeutung über die inneren Widersprüche, sie sind von anderen erörtert worden, zumal von Simon ben Zemach Duran. Fassen wir schließlich dessen Einwendungen kurz zusammen. Er weist darauf hin erstens, wie es denn kommt, daß die mosaischen, ja die pharisäischen Gebote weder von Jesus selbst noch von den Aposteln aufgehoben, vielmehr eingeschärft worden. Zweitens habe Jesus sich nie als Gott bezeichnet, vielmehr einzig Gott allein die Ehre gegeben, wie er dem Pharisäer, der ihn „Guter" anredet, antwortet, nur Gott könne der Gute genannt werden, wie er, als der Satan ihn verführen wollte, ihm die Herrlichkeiten der Welt zu Füßen zu legen versprach, wenn er ihm huldigte, denselben abwies, da er Gott allein verehren und ihn niemals verleugnen werde, daß er, als er im Todeskampfe war, vor Gott weinte, betete und flehte: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! So spräche doch wahrlich nicht ein Gott, nicht ein solcher, der als Gott verehrt werden wolle. Ferner sage Jesus selbst, daß die Frommen der früheren Zeit in das Paradies eingezogen seien; er verheiße den Kindlein das Himmelreich, und diese Kinder seien nicht getauft gewesen und hätten gelebt zur Zeit, bevor er den angeblichen Sühnetod, erduldet habe. So erblicke er auch den armen Lazarus in dem Paradiese, im Schoße Abrahams ruhend: wie könne denn nun behauptet werden, daß vor dem Eintreten des Christentums durch die Erbsünde alle Menschen zur ewigen Verdammnis bestimmt gewesen und erst Jesus' Sühnetod und der Glaube daran die Erlösung gebracht habe? Ferner seien in den christlichen Begründungsschriften Erwartungen

ausgesprochen, die nimmer eingetroffen seien. Jesus sage dort mehrere Male aus, daß aufs baldigste die Auferstehung eintreten werde, die ihn Umgebenden werden es sehen, es werde bei ihren Lebzeiten sich bewähren, was aber bis jetzt noch nicht eingetreten. Ebenso tue sich ein empfindlicher Mangel an Bildung kund in den Begründungsschriften des Christentums, Verse seien falsch angeführt, gar seltsame Deutungen mit denselben vorgenommen. Endlich sei die Sittenlehre, die eingeschärft werde, entweder einfach dem Judentume entlehnt, oder sie sei in eine Überschwenglichkeit gehoben, in eine krankhafte Verzerrung ausgeartet, die sie unberechtigt und unausführbar machen. Das sind Einwürfe, die vielleicht bei einem höheren Standpunkte der Kritik und der Geschichtsbetrachtung ihre Modifikation erfahren müssen, die aber nimmermehr außer Acht gelassen werden können; sie sind Steine auf dem Wege, die hinweggeräumt werden müssen, wenn ebene Bahn verschafft werden soll.

Die Verfolgungen waren zahlreich, die Geister waren matt, 1321 war die Verfolgung durch die Hirten, das Jahr nachher durch die Aussätzigen, 1349 der schwarze Tod, der Schrecken verbreitete über Europa und die schwersten Leiden den Juden brachte. 1391 öffnet es sich bereits wie ein Erdspalt, aus dem ein Jahrhundert später die glühende, vernichtende Lava sich über die Juden Spaniens ergießen sollte; vorläufig verstärkten sich Bedrückungen, Vertreibungen und Verfolgungen gegen die Juden und nahmen einen immer grausameren Charakter an. Die Gemeinden wurden zersprengt, alle Bande wurden aufgelöst. Was konnte da für ein Heil erwartet, wie konnte da Gesundheit des Geisteslebens erhalten werden? Nur das äußere Gesetz, die überlieferte Satzung blieb das die Gesammtheit umschlingende Band; diese wurden weiter in vielen Werken zusammengestellt, aber ohne den durchziehenden Gedanken, ohne höheren Aufschwung. Jakob ben Ascher, der die Turim (die vier Reihen) zusammengestellt, ist im Vergleiche zu Maimonides gedankendürr, aller tieferen Begründung bar, so daß selbst ein logischer Faden nicht hindurchgeht. Sehn wir gar auf einen Jakob

Möln Levi, bekannt unter dem Namen Maharil, für den auch der Synagogengesang eine Überlieferung vom Sinai war, und dem wir manche seltsame Gebräuche und mancherlei Aberglauben verdanken, so erkennen wir den tiefen Standpunkt der Zeit. Die Männer waren achtungswert, sie waren von einem tiefen, sittlichen Ernst beseelt, aber die Zeit selbst stand tief.

Wenn wir nun so zurückblicken auf dieses immer zunehmende Versinken, da bemächtigt sich tiefe Trostlosigkeit unserer Seele, uns ist, als ständen wir vor dem offenen, gähnenden Grabe des Judentums, als sei der Geist vollständig entrückt, als liege eine erstarrte Leiche vor uns, die der baldigen Auflösung entgegenharrt. Und dennoch stehen wir viele Jahrhunderte später als die Enkel da, und fühlen uns von einem frischen Geistesleben erfüllt. Unsere Vorfahren haben das nackte Gerippe bewahrt als teures Vermächtnis, das wir nun mit neuem Geiste zu durchströmen haben. Die Menschheit ist unterdessen weit und mächtig vorgeschritten; was das Judentum als seine höchste Hoffnung in sich trug: die Verbreitung des Glaubens an einen Gott, die Verbrüderung der gesammten Menschheit will seiner Verwirklichung sich mehr nähern. Wohl irren die Wege manchmal davon ab, wohl fehlt es nicht an solchen, die auch heute noch Haß und Feindschaft, die entschlummert sind, wieder erwecken, die erloschene Kohle des alten Glaubensfeuers wiederum anfachen wollen; aber ihr Bemühen ist vergeblich, ihre Zeit ist um.

8.

Tieferes Sinken. Vorbereitungen zur Heilung.

Der erste Tag, so lautet eine sinnige thalmudische Sage, war Adam, dem ersten Menschen verflossen, die Sonne neigte sich und tauchte unter, das Tageslicht schwand völlig dahin, die Nacht deckte den Gesichtskreis, dichte Finsternisse umhüllten Adam selbst, ihn ergriff Angst und Beklemmung, und er brach in den Weheruf aus: ich bin vernichtet! Die Erschlaffung seines Körpers stellte sich ein, und neue Schauer erfüllten ihn; er wagte nicht, die Augenlider zu schließen, so schwer sie ihm auch waren, nur eine dumpfe Betäubung legte sich um die ermatteten Glieder. Nach einer langen schreckensvollen Nacht brach der Morgen wieder an, das Sonnenlicht ergoß sich wieder wachsend über die Erde; da strömte die befreite Seele Adams in ein Jubellied aus, und pries Gott für die Huld am Morgen, für die Treue, die er auch in den Nächten bewährt. Nun erkannte er, daß auch die Nacht zum Kreislaufe der Zeit gehört, auch in ihr das Leben nicht unterbrochen ist, vielmehr Erfrischung für dasselbe ersteht. Als dann wiederum der Abend heranbrach, war er ruhigen Gemüts, er erquickte sich am Schlafe, und mit frischer Kraft begrüßte er den neuen Morgen.

So erkennen auch wir Spätergeborene, auf die nächtlichen Schauer der Vergangenheit zurückblickend, in dem Mittelalter eine Durchgangszeit, die trotz der dumpfen Finsternis, die es umlagert, zur Entwickelung der Menschheit gehört und dieselbe zur Reife erzieht. Wir begreifen es auch, daß, als jenes nächtliche Mittelalter sich verziehen will, die früheren Geister, welche als allgemeine Erdenmächte alleinige Geltung hatten, wenn sie auch nunmehr erschlafften und erblaßten, aus dem gesunden Leben, das sie von sich stießen, keine neue Kraft mehr schöpften, daß sie dann dennoch den Rest ihrer Kräfte zusammennahmen,

um den neu aufstrebenden jugendlichen Feind, der sie bedrohte, niederzuschlagen, die neu aufkeimende Bildung zu entwurzeln, sinnreiche Vernichtungswerkzeuge erfanden, ausgesuchte Qualen ersannen, um diese neue Blüte in ihrem Keime zu ersticken. Den Genossen jener Zeit jedoch war dieser Einblick nicht vergönnt, sie sahen eben blos Verfinsterung, die immer fortschritt, Verfolgung, die immer schwerer wurde, Verhöhnungen und Bedrückungen, die immer zunahmen. Da ist es natürlich, daß viele irre wurden, verzweifelten und ihre Überzeugungen nicht aufrecht zu erhalten vermochten, daß sie in der Bangigkeit ihrer Seele, in dem tiefsten Erbeben sich in die Fluten hineinstürzten, die sie zu überschwemmen drohten, um sich von ihnen forttreiben zu lassen, da der Boden unter ihren Füßen doch erdröhnte. Andere blieben wohl fest und treu, in dumpfer Betäubung dahinlebend. Von einer frischen Geistesentwickelung ist natürlich aus jener Zeit nichts zu berichten, die allgemeine Bildung sank unter das Niveau der Mittelmäßigkeit herab, zumal unter den Juden. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert bietet für die Geschichte der Juden eine Kette von Leiden und Drangsalen, wie sie kaum in der Geschichte wiedergefunden werden, Verfolgungen der härtesten Art, Bedrückungen in der grausamsten Weise, Vertreibungen und Vernichtungen, die mit raffinirter Grausamkeit ausgeführt wurden.

Wer den vollen Inhalt der Geschichte nach den verschiedenen Zeitaltern darzustellen berufen ist, ihm kann es nicht erspart werden, auch den traurigen Inhalt, die nackten Wunden ganz bloszulegen; wir jedoch, lediglich darauf ausgehend, die bewegenden Kräfte, wie sie fördernd und hemmend einwirkten, kennen zu lernen, aus ihnen die innere Entwickelung zu erklären, wollen mit dem Schleier der Vergessenheit jene trüben Zustände bedecken. Die Wunden sind zum großen Teile vernarbt, das Licht des Tages hat sich ergossen, wo die Schatten der Nacht früher geweilt; so mögen wir nicht mit grausamer Lust in den Gräbern wühlend, den Pesthauch des Leichengiftes verbreiten. Weihen wir eine Träne unseren Vorfahren, die gelitten, kein Rachegefühl, kein Groll sei mehr in unserem

Herzen. Nur soweit die Tatsachen den großen geschichtlichen Gang begreifen lehren, dürfen sie nicht verwischt werden.

Sehen wir von den verschiedenen einzelnen Verfolgungen und Vertreibungen ab, so ist ein Ereignis zu tief erschütternd in seinem Auftreten, wie in seinen Folgen, als daß es übergangen werden könnte. Die Juden Spaniens wurden am 2. August 1492 von ihrem heimatlichen Boden vertrieben. Ja es war ihr heimatlicher Boden; sie hatten mehr als sieben Jahrhunderte auf demselben, wenn auch unter Wechselfällen, doch ruhig geweilt und gelebt. Sie lebten dort im edelsten Sinne des Wortes; denn sie haben mit ihrer Kunst und Wissenschaft das Land geschmückt, durch ihren Gewerbefleiß und ihre Hingebung zum höchsten Gedeihen des Landes beigetragen, sie hingen mit dem vollen Herzen an diesem Lande, selbst zur Zeit, als es aufhörte, ein islamisches Reich zu sein, als der christliche Druck auf dasselbe sich lagerte. Die Liebe des spanischen Juden blieb an diesen Boden geknüpft; überall nahm er die Spuren seiner werktätigen Hingebung wahr, überall vernahm er den eigenen Geisteslaut, erblickte er die Ausprägung seiner Herzensbewegung. Der spanische Jude liebte sein Vaterland, es war mehr das seine, als das der Romanen, die nicht lange darin geweilt, die es lediglich früher und ebenso später zur Wüstenei umgestalteten. Jedoch das letzte Bollwerk des Islam war mit Granada gefallen, das Reich war, vereint unter Isabella und Ferdinand, ein rein christliches geworden, und da erscholl denn der Ruf der Zionswächter und des verblendeten Volkes nach Glaubenseinheit; kein unheiliger Fuß sollte mehr diesen geweihten Boden betreten, kein Ungläubiger solle mehr ihn entweihen: entweder sich zum Christentum bekennen oder Spanien verlassen.

So brach das Verhängnis herein über eine zahlreiche edle, wohlhabende, gebildete Bevölkerung, über eine fleißige, durch Sittlichkeit und Wissenschaft gehobene, reiche Anzahl von Bewohnern, sie mußten sich von Spanien losreißen. Unterlassen wir es die tiefe Trauer zu schildern, mit welcher die Armen von ihrem Eigentum, ihren Lebensgewohnheiten, und vor allem

von ihrem geliebten Vaterlande schieden, die Grausamkeiten, mit denen diejenigen, welche sie fortführten, auf der Seefahrt sie behandelten, sie an unwirtbaren Küsten aussetzten oder sie wiederum in die Hand ihrer Peiniger auslieferten, welche Qualen sie auszustehen hatten, welche Drangsale zu ertragen, wenn sie in ein neues Land kamen, wo man ungewiß war, ob man ihnen den Zutritt gestatten sollte, welcher Engherzigkeit sie auch hie und da unter den eignen Glaubensgenossen begegneten, die ängstlich wegen der großen Anzahl von neuen Ansiedlern sie nicht immer mit freundlichen Blicken betrachteten. Auch den kastilischen Stolz wollen wir nicht hervorheben, der sie lange Zeit, fast bis auf unsere Tage, zur Trennung von den übrigen Genossen ihres Bekenntnisses veranlaßte, indem sie sich selbst als eine vornehmere Race betrachten, die sich nicht mischen dürfe mit Niedrigergeborenen. Gehen wir auch nicht in den brennenden Seelenschmerz derer ein, welche weniger mutig, ihrem Glauben, wenn auch nur zum Schein, abtrünnig wurden, um nicht alles zu verlassen, was ihnen lieb war, um nicht von dem geliebten Boden sich zu trennen; die äußere Wohlfahrt zu retten bemüht, verloren sie meist den Frieden des Herzens, die innere Sicherheit, und zugleich schärfte sich der spähende Blick der Auflaurer gegen sie, ihnen alle Lebensfreude vergällend. Wenden wir das Auge von jenen Quälgeistern der Menschheit, welche diese neuen Christen immer umschwärmten, welche die grausamsten Strafen erfanden für diejenigen, die sie des Abfalls, der nicht vollen Treue gegen den neuen Glauben verdächtigten. Nennen wir nicht jene Scheusale, welche im Namen des Glaubens Tausende mit Mordlust und mit lästerlichem frommen Gesange hinschlachteten, oder vielmehr, um in zarter Gewissenhaftigkeit kein Blut zu vergießen, sie verbrannten.

Genug, die Geschichte der Juden Spaniens ist zu ihrem Ende gelangt. In der Fremde haben sie, so sehr sie auch oder weil sie eine gesonderte Stellung einnahmen und einnehmen, so sehr sie auch vor den anderen eine lange Zeit durch Bildung, Wohlstand und feine Sitten sich auszeichneten, haben

ſie nicht mehr nachhaltig und fruchtbar gewirkt. Sie ſtanden auf dem Boden einer veralteten Bildung, und indem ſie an derſelben feſthielten, ging die Zeit über ſie hinweg.

Ein großer Teil der Vertriebenen flüchtete nach Italien. Dort fanden ſie eine aufſtrebende Bevölkerung, ein neuer Geiſt war in dieſes Land eingezogen. Ein Teil der Anſiedler ſchloß ſich demſelben an, andere verharrten in ihrer Sonderung. Es gab damals in Italien ſelbſt Gelehrte und ſonſt angeſehene Männer, die eines geachteten Namens ſich erfreuen und denſelben auch verdienen, ohne ſich jedoch über den Standpunkt der Zeit zu erheben und ohne eine fruchtbare Förderung zu bewirken. Unter den ſpaniſchen Flüchtlingen dorthin darf jedoch ein Mann nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen werden. Don Iſaak Abarbanel war in Liſſabon im Jahre 1437 geboren. Vornehmer Familie entſproſſen, genoß er eine treffliche Erziehung und wuchs an Bildung und edlen Sitten heran. Bald wurde in ſeinem Vaterlande, in Portugal, ſeine Befähigung anerkannt, er gewann die Gunſt des Hofes und wurde ein angeſehener Staatsmann. Aber die Gunſt der Höfe zumal im Mittelalter, und vor allem gegen Juden, war eine launiſche und wetterwendiſche, und ſo fiel auch Iſaak Abarbanel in Ungnade, mußte aus Portugal fliehen und ſuchte in Spanien eine Zuflucht. Auch da fand er bald Anſtellung am Hofe und genoß eines großen Anſehens, allein wiederum zog ſich das Unheil über ihn zuſammen; dem ſchweren Verhängniſſe, das über die Juden hereinbrach, konnte ſeine Fürbitte keinen Einhalt tun, er mußte auch von dort mit den Seinen auswandern. Er floh nicht wieder nach Portugal, wie einige andere taten, wo die Juden noch ſieben Jahre lang geduldet wurden, um dann nach dem Vorbilde des Schweſterſtaates gleichfalls vertrieben zu werden, genötigt, ihre Kinder dort zurückzulaſſen, die den Armen der Mütter entriſſen wurden. Er ging vielmehr nach Italien, und auch da gewann er bald großen Einfluß, in Neapel vermittelte er mancherlei für den Hof, er war einige Zeit Geſandter für Venedig bei Frankreich, doch brach auch in Italien ſeine

staatsmännische Laufbahn bald wieder ab. Allein der Staatsmann würde unsere Aufmerksamkeit und unsere Teilnahme nicht zu fesseln im Stande sein, wenn er nicht in gewissem Sinne ein jüdisch-spanischer Wilhelm von Humboldt gewesen wäre; denn sobald er von seiner staatsmännischen Wirksamkeit verdrängt worden, ergriff er alsbald seine Studien, die er eine Zeit lang unterbrechen mußte, und betrat wiederum die schriftstellerische Laufbahn.

Man fühlt dem Manne in seiner Darstellung an, wie er an vornehmen und gebildeten Umgang gewöhnt ist; sein Redestrom fließt breit dahin in elegantem Ausdrucke, in klaren, gewinnenden Worten, er zeigt sich als einen Mann, der wohl bekannt ist mit allen Fächern des Wissens, wie sie damals gepflegt wurden. Er ist nicht blos Kenner seiner Religion im weitesten Umfange, er ist auch mit den Werken der Scholastik vertraut und kennt wie die jüdischen Philosophen auch die christlichen und arabischen Arbeiten auf diesem Gebiete, um sie in seinen Schriften zu verwenden. Dieselben sind dadurch lehrreich und anziehend geworden, aber Don Isaak Abarbanel gehörte nicht wie der deutsche Staatsmann einer aufstrebenden vielmehr einer absterbenden Zeit an. Seine lehrreiche Belesenheit gibt Nachricht von Werken einer vergangenen Zeit, einer Richtung, die bald überwunden sein sollte; er bewegt sich in breiter Oberflächlichkeit, alle ihm zugänglichen verschiedenartigen Elemente mischend, ohne daß ein höherer einender Gedanke sie beherrscht. Er stellt mit großer Zuversicht eine Masse von Fragen auf, die schwierig und bedeutsam sind, er löst sie mit einer scheinbaren Leichtigkeit, die mehr überrascht, als in der Tat zur Lösung führt. Seine Werke, weil zeitlich naheliegend und leicht faßlich, wurden vielen jüdischen wie christlichen Zeitgenossen und Nachfolgern eine Schatzkammer. Sie bestehen größtenteils in Erklärungen zu den biblischen Büchern, umfassen aber auch andere Gebiete. Sie wurden, da man in ihnen so vieles von alten Schriftstellern findet, so viele gediegene Ansichten anderer dort zusammengetragen sind, eine reiche Fundgrube, die mit großem Vorteil gebraucht wurde,

und darauf gründet sich sein Ruf, der nicht ganz unverdient ist.

Er starb 1508 ohne eine Ahnung zu haben von dem jugendlichen Drange, der in Italien neuen Geistestaten entgegenreifte. Vielfach wurden von Gelehrten seiner Zeit gelehrte Fragen an ihn gerichtet. Einst ward eine Anfrage an ihn gestellt über eine schwierige Stelle in Averrhoes' philosophischem Sendschreiben, welches den Titel trägt: „Über die Möglichkeit der Verbindung mit der wirksamen Allvernunft." Abarbanel hatte in Italien dieses Schriftchen nicht, das ihm jedoch von früher her wohlbekannt war, und er bemerkt in seiner Antwort, daß er deshalb eine vollkommene Beantwortung der an ihn gerichteten Frage nicht erteilen könne, sei ja im Allgemeinen aber in diesem Lande nicht die Möglichkeit der Vernunft, noch der Zusammenhang mit derselben vorhanden. Dem Spanier war Italien mit seinem neuen Geiste fremd geblieben.

So diejenigen, die in diesem Lande eine Zufluchtsstätte suchten, andere waren nach Nord-Afrika gewandert, wo sie unter den Arabern lebten, und wiederum andere pilgerten noch weiterhin nach Osten, größere Sicherheit in der Türkei erwartend, als in christlichen Landen. Ja, das war das Werk der vorsehend waltenden Geschichte! Das byzantinische Reich, das oströmische christliche Kaisertum war im Jahre 1453 untergegangen. Das altersschwache Reich, schon längst bedroht, in seiner Macht und seinem Umfange geschmälert, erlag endlich nach elfhundertjährigem Bestehen gänzlich dem Andrange der wilden, neuen Macht der Osmanen. Mit großen Zügen gräbt bei diesem Ergebnisse die Weltgeschichte wichtige Lehren in ihre Tafeln ein. Dieses Land war die Wiege des Christentums, es war die Stätte einer alten Bildung; der Geist des Christentums, der hier seine Wurzeln schlug, vermochte ihm jedoch keine frische Kraft, keine erhaltende Dauer zu geben, es ist an ihm verdorrt, erstarrt in äußere Formen. Höfische Etiquette, geistige Beschränktheit, pöbelhafter Dünkel wurden im byzantinischen Reiche mehr und mehr herrschend und entzogen ihm alle Lebenssäfte. Die reichen Schätze der Literatur

die auf diesem Boden aufgehäuft lagen, blieben tot und vergraben und konnten erst später auswärts verwendet und verwertet werden.

Der Fall des christlich-byzantinischen Reiches in die Macht der moslemischen Osmanen bietet uns noch eine andere Belehrung. Das Christentum hatte aufgehört, die Lebensbedingung für die Völker der Christenheit zu sein. Keine Hand rührte sich zum Schutze dieses nun der Macht des Christentums sich entwindenden Reiches. Der Vater der lateinischen Christenheit freute sich wohl schadenfroh über die Unterjochung des schismatischen Reiches, das seiner geistigen Alleinherrschaft sich nicht unterwerfen wollte, mochte es nun auch gänzlich dem christlichen Glauben entrissen werden. Die Völker rüsteten sich nicht zum Kreuzzuge, um das Land wieder zu gewinnen, an das sich so viele alte christliche Erinnerungen knüpften und knüpfen; die Herrscher der Völker zeigten durchaus keine Abneigung gegen die neuen Eroberer. Auch der allerchristlichste König von Frankreich, der älteste Sohn der Kirche, schloß vielfache Bündnisse und Freundschaftsverträge mit dem neuen, nicht dem Christentume angehörigen Reiche. Er sah es nicht ungern, wenn dieser wildanwachsende Staat seinen Grenznachbarn mancherlei Unannehmlichkeiten zu bereiten im Stande war. Denn die Türkennot wurde eben nur von dem bedrohten nachbarlichen deutschen Reiche vernommen, das in seinen Ostmarken vielfach von denselben gefährdet, häufig dem wild anprallenden Feinde nicht gewachsen war und nur mit großer Mühe sich dessen erwehrte, bis endlich diese wilde Kraft gedämpft wurde und die ungebildete Macht mehr und mehr niedersank.

Den Juden der damaligen Zeit war jedenfalls hier eine neue Zufluchtsstätte bereitet, welche sie im byzantinischen Reiche, wo freilich schon früher eine kleine jüdische Bevölkerung war, nicht gefunden hätten. Bajazeth, der damalige Sultan nahm sie wohlwollend auf und soll den Ausspruch getan haben, es sei seltsam, daß der König von Spanien so gute Bürger wegjage, die er gerne in seinen Staat aufnehme, um dessen Wohlfahrt zu fördern.

Der glückliche Erfolg, den das Ereignis damals für die Juden hatte, ist freilich für die spätere Zeit von zweifelhaftem Wert. Denn jene massenhaften Wanderungen nach dem Osten sind dem Judentume nicht zum Heile gewesen. Große Schaaren von Auswanderern wurden nach dem Osten hingewälzt und mußten in den slavischen Reichen, in dem Osmanen-Staate eine neue Wohnstätte sich gründen; sie traten damit in Staaten ein, die bis zur Stunde noch nicht die volle reife Empfänglichkeit für die neuere Bildung an den Tag gelegt haben. So sind diese Massen dem langen Drucke despotischer Willkür und allen Verfolgungen, allen Begleitern ungebildeter Zustände ausgesetzt, so daß sie mehr und mehr in tiefes Elend versunken sind. Die Hülfe, die ihnen von außen aus gutem Bruderherzen dargebracht wird durch Verwendung für ihre bürgerliche Sicherheit, durch materielle Unterstützung und Zufuhr von Geistesnahrung, muß notwendig sich als unfruchtbar erweisen. Ein Volk kann seine Wiedergeburt nur aus eigener Kraft erlangen, sie kann ihm nimmermehr von außen zugebracht werden.

Abgesehen von diesem tiefen Elende, das unsere ganze Teilnahme in Anspruch nimmt, ohne daß wir es tatkräftig bewältigen können, hat sich der geistige Druck, der auf ihnen selbst lastet, schwer auch auf uns in den früheren Jahrhunderten abgelagert und legt sich zum Teil noch auf uns. Eine aufstrebende Bildung ist in jenen Ländern nicht zu erwarten, es ist lediglich alte thalmudische Gelehrsamkeit, die von ihnen gepflegt wird und zwar nur in dem finsteren Sinne, wie ihn beengte Geister in sich nähren müssen. Von dort aus ist nun jener springende, in Verkehrtheit ausartende Scharfsinn gepflegt worden innerhalb des Thalmudstudiums, und hat sich von den slavischen Landen auch auf uns mit seinen unheilvollen Folgen ergossen. Dort ist Unwissenheit und Schwärmerei genährt worden und hat auch uns damit lange Zeit überschwemmt, so daß die Juden Deutschlands nur mühsam sich diesen traurigen Einflüssen zu entwinden vermochten. Von dort, und namentlich von Palästina, von Jerusalem aus sind romantisch-mystische Ideen geweckt worden, die nur zu lange ihre Gewalt über

uns geübt haben und zum Teil noch üben. Im sechzehnten Jahrhundert war der Heerd finstersten Mystik, der schwärmerischsten Ausbrüche, der seltsamsten Exaltationen im Orient, seine Sendboten verbreiteten seine Hoffnungen und seine Verfinsterungen über das ganze Europa.

Auch heute sammeln sich in Jerusalem nicht edle Geister wie ein Juda Halevi, ein Nachmanides, nicht zarte dichterische Gemüter, die, wenn auch mit einer unklaren Schwärmerei behaftet, doch immer schwungvoll und liebenswert bleiben, nein! die dumpfen beschränkten Geister, die kecken Abenteurer, die müßigen Herumschlenderer nisten dort, um an der angeblich erhaltenen Westwand des Tempels das Klagegeheul von Zeit zu Zeit laut werden zu lassen, dafür aber auch den Anspruch erheben, von ihren Glaubensgenossen in ihrer Arbeitslosigkeit, in ihrem Mangel an jedem tätigen Streben ernährt und erhalten zu werden. Die Millionen, die dorthin gewandert sind, fruchtlos wie Tropfen auf einen heißen Stein geschüttet, obgleich sie viel nutzbringender für höhere und bessere Zwecke hätten verwendet werden können und noch solche Verwendung finden müßten, diese Millionen Zionspfennige würden wir verschmerzen, aber daß dadurch auch schwächliche, romantische Sehnsucht noch immer selbst in den Herzen der Gebildeten genährt wird, obgleich aus ihrem Geist schon das Verlangen nach einer Rückkehr vollständig geschwunden ist, daß eine kränkelnde Pietät noch immer die Geister dadurch verwirrt, das ist in hohem Grade betrübend.

Jerusalem ist eine ehrwürdige Erinnerung aus der Vergangenheit, es ist die Wiege der Religion; es ist keine Hoffnung für die Zukunft, nicht der Ort, aus dem ein neues Leben sich entwickeln wird. Ein einsichtsvoller Diplomat sprach einst, als er nach einem langen wechselvollen Leben wieder neuen Aufgaben dienen sollte: Mein Kopf ist zu voll von alten Traditionen, als daß ich der neuen Zeitrichtung mich hingeben könnte. Dasselbe sprechen die Größen des Altertums, die Städte, die einst hohen Zwecken gedient hatten, aber allmählich gesunken sind. Der Hellenismus besteht nicht mehr auf seinem

Boden. Athen wird nicht mehr der Mittelpunkt der gesammten Bildung werden. Rom erglänzt noch von den Denkmälern seiner Kaiserzeit; seine Kirchen und Basiliken verlangen anspruchsvoll seine Anerkennung als den Mittelpunkt der Christenheit, wie es im Mittelalter gewesen. Gerade deshalb wird es keine gesunde Hauptstadt eines neuen Reiches werden. Ebenso ist es mit Jerusalem. Ehren wir seine Vergangenheit, aber wir hegen nicht die Hoffnung, daß von ihm aus je das Heil wieder erblühe. Wir wollen nicht in einer Stadt von der Auserwähltheit Gnaden leben, wir wollen in einer Stadt von menschlicher Tätigkeit unter göttlichem Schutze rüstig Hand anlegen; wir wollen nicht unter Trümmern aus einer alten Zeit, wenn sie auch ehrwürdig sind, wandeln, vielmehr den Neubau begründen für eine kräftige Zukunft. Ehre sei Jerusalem und seinem Andenken, wie einem jeden großen Toten, aber stören wir nicht seine Ruhe.

Den Juden der damaligen Zeit war jedoch das türkische Reich, Palästina mit den übrigen dazu gehörigen Ländern die sichere Zufluchtsstätte, und viele Bedrängte und Verfolgte fanden dort ruhige Aufnahme. Noch mehr! Auch ihre Literatur fand dort größeren Schutz als in den christlichen Landen. Dort konnten ihre Schriften unverkürzt, nicht verstümmelt von einer ängstlich und kleinlich lauernden Censur erscheinen; so ist uns vieles gerettet und bewahrt worden, indem die Möglichkeit gegeben war, sie dort frei erscheinen zu lassen, was in den christlichen Landen Angst und Verbot untersagten.

Wir sprechen von dem Drucke der jüdischen Schriften; denn neben den Ereignissen der Geschichte, den tatsächlichen Umwälzungen der bestehenden Zustände, gingen die stillen Taten des Geistes vor sich, die Erfindungen und Entdeckungen, die den Boden der Erde völlig umwandelten. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, nachdem ihr die Erfindung des Leinenpapiers, eines bequemeren und leichteren Materials, dessen sie sich dann bedienen konnte, vorangegangen war, erstand die Kunst, Bücher und Schriften durch den Druck zu vervielfältigen. Die raschere und leichtere Art des Verkehrs in den

Geldwerten erhöht den Wohlstand eines Landes, bereichert seinen Gewerbefleiß, und zu den Mitteln dieses rascheren Umlaufs gehören die Wechsel, bekanntlich von den Juden und den Lombarden in Aufnahme gebracht. Von großartigerem Einflusse noch als diese rascheren Umläufe der Geldwerte ist aber die raschere Bewegung in der Gedanken-Mitteilung, welche durch den Druck bewirkt wird. Sie nähert die Geister einander. In leichterer Weise werden die Erzeugnisse aus allen Jahrhunderten zusammengeführt, die Erleuchtung mußte durch diese Erfindung im hohen Grade zunehmen. Die Erfolge zeigen sich sehr bald, namentlich aber in der Zeit größerer, bewegterer Geistestätigkeit. An dieser Erfindung beteiligten sich bald auch die Juden in Spanien und in Italien; sie legten bald große Druckereien an, namentlich für hebräische Schriften. Nur wenige Jahre bevor sie ihrem heimatlichen Boden entrückt wurden, gründeten die Juden Spaniens diesen neuen Zweig der Gewerbstätigkeit und lieferten uns vortreffliches, das freilich eben so selten geworden ist. In Leiria und Iriar, in Lissabon und Guadalaxara und in anderen Orten Spaniens und Portugals wurden wenige Jahre vor ihrer Vertreibung, ja in diesem Jahre 1492 selbst herrliche Druckwerke veröffentlicht.

Eine höhere Blüte entfaltete diese Kunst unter den Juden in Italien, und ihm gehört auch namentlich deshalb die Palme, weil die ältesten Druckwerke dort hergestellt wurden. So viel man weiß, haben Reggio in Calabrien und Pievo di Sacco gewetteifert in einem und demselben Jahre größere Werke durch den Druck zu vervielfältigen, nämlich bereits im Jahre 1475, dem ersten Jahr, aus welchem ein hebräisches Preßerzeugnis bekannt ist. Aber noch an vielen anderen Orten wurde durch den Druck die Literatur bereichert: in Mantua, Brescia, in Rimini, Neapel und an vielen Orten, namentlich auch in Soncino durch die Familie der Soncinaten, deren Stammvater Moses Soncino eben so das Schwert, wie den Preßbengel zu handhaben wußte. Er hat gegen Capistrano im Jahre 1450 tapfer gefochten, gegen jene Geißel der Juden, die die Länder mit grausamen Judenhetzen durchzog. Er gründete später in

verschiedenen Städten Italiens Druckereien, die dann von seinen Nachkommen in seiner Familie weiter erhalten und befördert wurden, namentlich von seinem Neffen Gerson Soncino, der unter dem Namen Geronimo oder Hieronymus Soncinatus auch in der christlichen Welt bekannt ist. Denn Gerson Soncino beschränkte sich nicht darauf, hebräische Werke zu veröffentlichen, sondern aus seinen Pressen gingen auch italienische, lateinische und griechische Werke hervor; die herrlichsten Ausgaben Petrarcas sind Hieronymus Soncino zu verdanken, der seinem Glauben treu blieb und später sogar nach der Türkei übersiedelte, wo er gleichfalls Druckereien anlegte. Die erste hebräische Druckerei außerhalb Italiens ist in Prag 1513 angelegt durch die berühmte Druckerfamilie der Gersoniden, die dann auch einen Ableger hatte in Öls in Schlesien.

So wurde denn diese Kunst vielfach verbreitet, und die Literaturkenntnis gewann durch sie einen großen Umfang. Durch sie sind jene großen Bibelwerke entstanden, welche die Erkenntnis der Bibel erst ermöglichten. Bald darauf traten die großen Polyglotten, die viel-sprachigen Bibeln hervor, die alle alten Übersetzungen mit dem hebräischen Texte zusammenfaßten und so die Handhabe dazu bieten, die Geschichte der Bibel tiefer zu erfassen, in ihren Sinn kritischer einzudringen, und ebenso die großen rabbinischen Bibeln mit ihren reichen und vielfachen Commentaren, die der Wissenschaft ungemein förderliche Dienste leisten.

Noch andere Erfindungen und Entdeckungen gehören dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert an, die zwar nicht alle mit dem Judentume in enger und unmittelbarer Verbindung stehen, die aber für ein jedes Glied in der großen Menschheitskette einen fördernden und bildenden Einfluß vorbereiteten. Die Zubereitung des Schießpulvers wurde im vierzehnten Jahrhundert erfunden, und durch sie erst ist es möglich geworden, jene unbesiegbare Stütze des Mittelalters, die Ritterburgen, zu stürzen, dem Feudalismus den Boden unter den Füßen zu entziehen, die Schranken und Mauern, mit denen auch die Städte umzogen waren, entbehrlich zu machen und endlich die

Verschiedenheit der Stände zu beseitigen. Nun erst konnte auch der damals niedrigste Stand, der äußerste Ring in einer solchen Gliederung, konnten die Juden gleichfalls zu ebenbürtigen Bürgern, zu gleichberechtigten Gliedern des geistigen Reiches erhoben werden. So war diese Erfindung, deren Tragweite damals noch nicht erkannt und eben so wenig nach ihrem Werte verwendet wurde, eine Vorbereitung für eine spätere Zeit.

Im fünfzehnten Jahrhundert wurde ferner ein Mann geboren, dessen 400 jährige Feier wir binnen kurzem zu begehen Gelegenheit haben. Copernicus stürzte die ganze bis dahin geltende Anschauung über den Zusammenhang und das Verhältnis der Weltkörper zu einander wie über deren Bewegung, um ein neues System an die Stelle des veralteten zu setzen. Unsere Naturbeobachtung stützt sich auf diese veränderte Auffassung; der tiefere Einblick, den wir in die Bewegungen der verschiedenen Himmelskörper erlangt haben, die andere Stellung, die wir einem jeden einzuräumen wissen, die richtige Schätzung, mit der wir die Erde und ihre Bewohner zu betrachten gelernt haben, ist ein Erfolg seiner Entdeckung, wenn sie auch damals noch nicht in diesem Maße erkannt und verwendet wurde. — Der Kompaß wurde bereits im vierzehnten Jahrhundert erfunden oder vervollkommnet. Durch ihn erst ist die Möglichkeit gegeben, große Seereisen mit Sicherheit zu unternehmen und nur durch ihn ist dann auch im fünfzehnten Jahrhundert eine neue Welt entdeckt worden,

Es ist mehr als ein bloßes geistreiches Spiel der Weltgeschichte, wenn den Tag nach der Vertreibung der Juden, am 3. August 1492 Christoph Columbus die Anker lichtete, um hinauszuziehen und eine neue Welt zu erobern. Er fand sie nicht in jener Richtung, in der er sie suchte, aber er fand sie. Spanien wurde zuerst durch diese Entdeckung bereichert; es mästete sich durch den Überfluß, der von dort her ihm zuströmte. Es ließ Silberflotten von dort als Beute heimkommen; es tat noch mehr: es sandte seine blutigen Henker dorthin, um die armen Urbewohner zum Christentume zu hetzen. Es entvölkerte

es verwüstete das Land. Aber Spanien ging dabei zu Grunde, es verarmte, statt sich zu bereichern, seine Macht sank; es hörte auf ein Staat ersten Ranges zu sein, stieg immer mehr herab, zerfleischte sich selbst in blinder Leidenschaft, und noch haben die Wunden zu vernarben, die es sich selbst geschlagen. Aber eine neue Welt der bürgerlichen und geistigen Freiheit ist dort erstanden, und von einem würzigen Seehauche begleitet, zieht sie auch zu uns herüber, um uns mit neuem Leben zu stärken. Was Amerika für die Welt werden wird, was seine verheißungsreiche Zukunft zu sein berufen ist, das können wir nur ahnend vermuten; seine Schätze sind noch nicht in ihrer ganzen Fülle gehoben. Inwiefern es dem geistigen Leben neue Bahnen bereiten, neue Erhebung gewähren wird: wir wollen es von diesem jugendlichen Leben mit seiner strebsamen Kraft freudig erwarten. Dem Judentume ist es gleichfalls eine neue Stätte geworden: dorthin ziehen zahlreiche Massen von Auswanderern, um dort einen freien Boden zu gewinnen und ihn zu pflegen, blühende Gemeinden sind erstanden und erstehen noch. Was es dem Judentume werden wird? Es wird die Aufgabe der jugendlichen dort erwachsenden Kräfte sein, wie der Sendboten, die von hier aus dorthin berufen werden, einst die großen Hoffnungen, die vertrauensvoll auf diesen Weltteil gesetzt werden, auch zu erfüllen.

Diese Entdeckungen und Erfindungen sind Vorbereitungen gewesen, während die Früchte erst später reifen sollten. Eine Folge aber des großen weltgeschichtlichen Ereignisses, das bereits genannt worden, schließt sich unmittelbar an. Als das byzantinische Reich zerfiel, verschmähten es viele von den griechischen Gelehrten, unter der Botmäßigkeit des Halbmondes zu bleiben. Sie verließen ihr Vaterland. Ihnen war ein glücklicheres Loos geworden als den vertriebenen spanischen Juden. Sie mußten nicht nach dem ungebildeten Osten wandern, sie zogen nach den gebildeten Ländern Europas, dorthin ihre reichen literarischen Schätze mitnehmend, die im Boden des byzantinischen Reiches vergraben lagen, vertrockneten und verschimmelten, die nun aber neue Fruchtkeime waren für die auf-

ſtrebende Bildung des mehr weſtlichen Europa. Es ſcheint faſt als wenn die chriſtlichen Völker Europas trotz ihrer Sehnſucht und ihrem Bildungsdrange aus ſich heraus zu einer neuen Stufe ſich nicht hätten erheben können. Sie bedurften der zwei Lichter der Menſchheit, des Hellenentums und des Hebräertums. Neu traten die helleniſchen Schätze vor ihre Augen. Griechiſche Gelehrte brachten ihnen die alten griechiſchen Werke, aus ihnen ſchöpften die Lehrer Italiens, Deutſchlands und Frankreichs und bereicherten ihr Wiſſen und ihre Einſicht. An den Quellen des Hebräertums, an der wieder erſchloſſenen Bibel nährten ſie ein geläutertes religiöſes Gefühl.

Die Pforten des Mittelalters ſchließen ſich; die weiten Hallen einer neuern Zeit öffnen ſich. Treten wir in ſie ein mit Ehrerbietung, mit froher erhöhter Bewegung des Gemüths!

9.

Humanismus und Reformation.

Vierzig Jahre vor der Zerstörung des zweiten Tempels zu Jerusalem öffneten sich plötzlich die Pforten desselben, und man vermochte sie nicht wieder zu schließen. Jochanan ben Sakkai schrie sie an; das bewirkte, daß sie nicht weiter sich auftaten, doch konnten sie nicht mehr geschlossen werden. Vierzig Jahre nachher sank der Tempel in Trümmern. In dieser Sage liegt eine tiefe Geschichtswahrheit, nur daß wir den Zeitraum von vier Jahrzehnten viel weiter ausdehnen müssen.

Auch an der Herstellung der mittelalterlichen Geistesrichtung, an dem Baue des mittelalterlichen Kirchentums arbeiteten ein Jahrtausend rüstige Hände, um ihn zu vollenden, ihn zu einer sichern Burg zu machen, die unangreifbar und mit mächtiger Widerstandskraft versehen sei gegen einen jeglichen Versuch der Umgestaltung. Plötzlich öffneten sich dennoch die Pforten; die wuchtvollsten Bemühungen, sie wieder zu schließen blieben vergeblich, wenn es auch gelang, eine Zeit lang deren weitere Öffnung zu verhindern, allmählig aber stürzte, stürzt der ganze Bau in Trümmern.

Zwei Strömungen machten von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an die versandeten Fluren des geistigen Lebens wieder fruchtbar, zwei Strömungen, welche ihre Wasser oft miteinander vereinigen und die Erfrischung erzeugen, aber dennoch gesonderte Quellen haben, denen sie entspringen; sie stellen sich dar in dem Griechentume und in dem Judentume. Das erstere lehrt den menschlichen Geist, seine ureigene Entwickelung in Selbständigkeit, Wissenschaft und Kunst zu erfassen und zu pflegen; das zweite mahnt an den Zusammenhang des einzelnen Menschen mit der Gesammtheit, macht ihn zum Bürger einer geistigen Welt, bringt ihn in die unmittelbare

Verbindung mit der Gottheit. — Aus dem Orient, aus dem verschütteten byzantinischen Reiche kam die alte griechische Bildung wieder zuerst nach Italien. Die sie brachten, waren nicht deren volle Träger, aber sie besaßen die Schriften, welche jene alte Zeit hinterlassen. Sie waren dem ganzen Mittelalter Bücher, verschlossen mit sieben Siegeln, und blieben ihm unverständlich; die Nachkommen jedoch der alten Griechen hatten wenigstens ein Wortverständnis dafür, wurden also Dolmetscher der von ihnen mitgebrachten Schriften. Wunderbar wurde der Geist von diesen Zeugen einer alten herrlichen Bildung geweckt und erleuchtet, der Geschmack veredelte sich, die Erkenntnis ward erweitert, es zog wieder Geistesfrische durch die Zeit, viel verheißend für alle Zweige der Wissenschaft und Kunst.

Mit dem Griechentume verband sich alsbald das Hebräertum, um auch seinerseits die Geister neu zu beleben, aus der unverstandenen Äußerlichkeit, aus dem toten Werkdienst emporzuheben. Die alte hebräische Literatur war während des Mittelalters innerhalb der christlichen Kreise gänzlich in Vergessenheit geraten, das Verständnis der Quellen für das geltende religiöse Denken und Leben völlig abhanden gekommen. Nun wird es wieder aufgegraben; zunächst in Italien, dann auch in anderen Ländern erwachte ein emsiges Streben, sich mit den Schätzen der althebräischen Literatur vertraut zu machen. Was für das Hellenentum die Neugriechen boten, das mußte für das Hebräertum bei den Juden aufgesucht werden.

Beide reiche Behälter der Fruchtfülle aus der alten Zeit mußten sich freilich dem Zuge der damaligen Zeit anbequemen. Man nahm aus diesen Vorratskammern mit Vorliebe das heraus, was der gegenwärtigen Richtung entsprach. Man vermochte damals nicht, die klare geistige Auffassung, wie sie das edle Griechenvolk in seiner Blütezeit in sich entfaltet hatte, sich anzueignen, nicht zu dem prophetischen Aufschwunge, zu der geistigen Durchleuchtung in ihrer großartigen Einfachheit, wie sie das echte biblische Judentum enthält, zu erheben. Man zog jene Erzeugnisse vor, welche ein gewisses Helldunkel über

die Richtungen verbreiteten, zu schwärmerischer Versenkung anleiteten, welche mehr mit den geheimnisvollen Schauern, in die das Christentum die Kirche geführt hatte, übereinstimmten. Aus dem Griechentume wählte man mit Vorliebe die neuplatonischen Schriften, besonders auch vieles dem Altertume Untergeschobene, weil sie den damaligen geistigen Neigungen und Herzensbedürfnissen mehr zusagten. Aus dem Judentume fand besondere Gunst dessen Auswuchs: die kabbalistische Mystik.

Zuerst in Italien, wo die neue Bildung am frühesten ihre Auferstehung feierte, war ein Rennen und Jagen nach den kabbalistischen Schriften, wie es unter den Juden selbst durchaus nicht vorwaltete. Die beiden Grafen Pico von Mirandola, Oheim und Neffe, hochstehende Männer und bedeutende Gelehrte, hatten jüdische Lehrer für das Hebräische; diese aber waren keineswegs selbst in die Irrgänge der Kabbalah hineingeraten, waren nicht die Veranlassung, daß ihre Schüler sich mit solchem Eifer hineinstürzten. Im Gegenteil war Elia, del Medigo oder Cretensis genannt, der der Lehrer des älteren Grafen Pico gewesen sein soll, nichts weniger als ein Freund der Kabbalah, vielmehr ein entschiedener Gegner derselben. Er bekämpfte sie in einer schönen kleinen Schrift mit klaren Gründen, widerlegte ihre Behauptungen mit einschneidenden Beweisen. Auch Leo oder Juda Abarbanel, der Sohn des früher besprochenen Isaac Abarbanel, mit dem jüngeren Grafen Pico in vertrautem Verkehre, war ein philosophischer Kopf, angeregt vom neu-italienischen Geist; er fertigte in italienischer Sprache nach neu-platonischer Weise ein Buch an unter dem Titel: Gespräche über die Liebe, nämlich über die liebesheiße Sehnsucht der verschiedenen Weltkörper zu einander, die ein gegenseitiges Anziehen bedingt und dadurch die Erhaltung und Förderung der Welt in ihrem Gefolge hat. Leo Abarbanel war aber keineswegs ein Mystiker im Sinne der Kabbalah, er erwähnt ihrer nicht, er kennt sie fast nicht. Dennoch sind diese beiden hochstehenden christlichen Gelehrten vollkommen von der Kabbalah beherrscht, sie vertreten sie mit aller Glut ihrer Seele, widmen ihr alle Kraft ihres Geistes,

suchen ihre Lehren mit dem vollen Liebesdrange zu verbreiten. Der Ältere tritt vor den Papst selbst mit einer langen Verteidigungsschrift, um auch ihn dafür zu gewinnen, ihn zu deren Gunsten zu stimmen. So wird in einer eigentümlichen Weise die Neuzeit von dem Judentume befruchtet, ohne jedoch von dessen tiefstem und innerstem Inhalte berührt zu werden.

Ähnlich war es in Deutschland, wenn auch dort die Erregung heftiger und wirksamer ward. Als wahrhafter Lehrer Deutschlands, als unübertroffener Meister der Wissenschaft, voll ernsten Strebens und reiner Liebe zur Forschung, steht für die damalige Zeit unbestritten da: Johann Reuchlin. Er verbreitete zuerst die Kenntnis des Griechischen; er war der Erste in der deutschen christlichen Welt, welcher des Hebräischen kundig war und die Bekantschaft mit demselben weithin auszudehnen versuchte. Er wirkte höchst verdienstlich in der klassischen Literatur wie in der hebräischen; für diese verfertigte er ein Wörterbuch, lieferte Grammatisches, versuchte Exegetisches, pflegte die mittelalterlich poetische Literatur. Dennoch fand er den höchsten Zielpunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit in der Erkenntnis der Kabbalah und in der Anpreisung derselben an seine Zeitgenossen. Auch er hatte jüdische Lehrer, aber auch von ihnen wußten wir nicht, daß sie Gönner und Förderer jener mystischen Richtung gewesen seien. Jechiel Loans, Leibarzt des Kaisers, ist überhaupt sonst weiter nicht bekannt. Obadja Seforno, sein Lehrer in Italien, war ein kenntnisvoller Mann, der Kommentare zur Bibel schrieb, sich auch in der philosophischen Literatur versuchte, der auf dem gewöhnlichen Standpunkte eines gebildeten jüdischen Gelehrten steht, ohne besondere, hervorragende Verdienste und Leistungen, aber mit nüchternem, klarem Sinne; nirgends bekundet er die Lust, sich zu dem Überschwänglichen zu versteigen, in das Geheimnisvolle unterzutauchen. Jakob Margolith in Nürnberg, mit dem sich Reuchlin in Verbindung setzt, mahnt ihn ausdrücklich von dem Studium der Kabbalah ab.

Dennoch ist Reuchlin voll Huldigung für die Kabbalah, er kann nicht enden mit ihrer Lobpreisung. Er schöpft aus

ihr das Werk seiner Jugendkraft, ihrer Verherrlichung dient die Leistung des höheren Mannesalters; kurz, er findet in der Verbreitung ihrer Erkenntnis seine Lebensaufgabe.

Die Kabbalah nahm unter den Händen dieser ihrer christlichen Verehrer eine ganz eigentümliche Gestalt an; sie sollte zur tieferen Wissenschaft des Christentums werden, in ihr der christliche Glaube seine Befestigung erhalten, in ihr geheimnisvolle Wahrheiten enthalten sein, Zeugnisse für die Ewigkeit des Christentums, Wahrheiten, welche in der Urzeit schon mitgeteilt, in der alten hebräischen Bibel andeutungsweise niedergelegt sind, in den thalmudischen Schriften durchleuchten und endlich in dem Christentume enthüllt sind. Dem Reuchlin wie seinen Genossen sind die kabbalistischen Wortzerspaltungen und -zusammensetzungen, die Zahlenspielereien und Buchstabenvertauschungen, die verschiedene Aussprachsweise der göttlichen Namen, alle jene Kunststücke der Kabbalah sind ihnen mächtige Handhaben zur Begründung des Christentums, und die Anwendung, welche sie von diesen Hilfsmitteln machen, ist ebenso sinnig und ebenso unsinnig wie die der jüdischen Kabbalisten. Wie diese sich freuen, wenn irgendwo vier Wörter hintereinander zu finden, die mit den vier Buchstaben des Gottesnamens beginnen oder schließen, mag auch die Erwähnung Gottes gar nicht in jene Stelle hineinpassen; so ist Reuchlin beseligt, in dem zweiten Worte der hebräischen Bibel, in dem Worte „er schuf", hebräisch „bara" durch Zerlegung nach dessen einzelnen drei Buchstaben die Anfänge der drei Wörter: Ben, Ruach, Av, Sohn, Geist, Vater zu finden. Also an der Spitze der hebräischen Bibel, bei dem Schöpfungswerke, alsbald die Dreieinigkeit dargelegt! Die Frage, ob der Vers mit dieser Andeutung einen Sinn hat, was denn heißen solle: Am Anfange Sohn, Geist, Vater Gott den Himmel und die Erde, eine solche Frage warf er ebensowenig auf, wie es in ähnlichen Fällen auch die jüdischen Kabbalisten nicht taten. In solcher Weise wird diesen Männern die Kabbalah ein Mittel zur Begründung, zur Vertiefung, zur Vergeistigung des Christentums, sie ist ihnen eine heilige Wissenschaft, der edelste Schlüssel zu allen Geheimnissen der Welt und des Glaubens.

Es ist selbstverständlich, daß diese Verwertung der Kabbalah in christlichem Sinne auf die Geistesrichtung innerhalb des Judentums keine Einwirkung zu üben vermochte, der Wert der Kabbalah wurde dadurch für sie nicht erhöht, er mußte ihnen eher verdächtig werden. Für die christliche Welt, namentlich in dem weniger vorgebildeten Deutschland, konnte sich die ganze kabbalistische Bewegung nur auf einen kleinen Kreis sehr weniger mit dem ganzen Apparate vertrauter Gelehrter beschränken, unter den Anhängern selbst des Humanismus war für die kabbalistische Gedankenrichtung im Ganzen keine Teilnahme.

Hingegen hatten die Wächter der Finsternis, die Gegner der Bildung, eine instinktive Ahnung, daß ihnen in den neu eröffneten Quellen, wenn sie auch damals nur noch zur Begründung und Befestigung des herkömmlichen Glaubens aufgesucht wurden, ein gefährlicher Feind erwachse; sie empfanden, daß ein Sturm herannahe und wollten ihn von vornherein unwirksam machen. Die Anhänger des Alten hielten es für ihre heilige Aufgabe, der griechischen und hebräischen Bildung, obgleich dieselbe sich bis dahin dem kirchlichen Leben sehr gefügig zeigte, entgegen zu treten; die Wertschätzung irgend eines andern Wissens mußte ihnen als ein gefährlicher Abbruch, als eine unberechtigte Nebenbuhlerschaft erscheinen, die ihrem gedankenlosen dogmatischen Formelwesen drohe. So kam es denn, daß, wenn auch scheinbar ohne allen Zusammenhang mit den neuen Bestrebungen, doch in der Tiefe von ihnen aufgewühlt, wieder ein Sturm gegen die Schriften der Juden losbrach. Die Zeit schafft sich immer ihre Werkzeuge, und so fand sie ein solches, robust und roh, wie sie dessen bedurfte, in dem bekannten Johann Pfefferkorn, der, als Übergetretener, wie so viele seinesgleichen, seinen Schritt durch Anklagen gegen seine früheren Glaubensgenossen zu rechtfertigen versuchte, nun als Scherge der mönchischen Dunkelmänner mit blinder Wut gegen die Schriften der Juden auftrat und zu deren Verfolgung aufforderte, auch einen kaiserlichen Befehl dafür zu erwirken suchte. Solche Versuche haben sich im Mittelalter vielfach wiederholt;

sie sind zuweilen teilweise ausgeführt worden, bald aber beschwichtigten sich dann die Leidenschaften wieder, entweder ermattend oder nach anderen Richtungen hin gelenkt, und es trat eine Zeit lang eine gewisse Stille ein. Das würde wohl auch jetzt der Fall gewesen sein. Allein während sonst bei der Prozedur, welche doch immer einen gewissen gesetzlichen Schein bewahrte, sich kaum ein Fürsprecher der Mißhandelten fand, war die diesmalige Anregung geeignet, den Umschwung in der Gesinnung der wissenschaftlichen Kreise zu offenbaren.

Unter denjenigen nämlich, welche zur Begutachtung über die Frage aufgefordert wurden, war eben auch Reuchlin, und er trat mit der ganzen hingebenden Liebe des Gelehrten, mit dem Mute des Mannes der Wissenschaft für die Schriften auf, denen er so viele Bereicherung seiner Kenntnis, so viele Herzens-Erquickung verdankte. Wenn er auch die jüdische Literatur nicht vollkommen umfaßte, mit dem Thalmud, wie er selbst hervorhebt, nicht vertraut war, so hatte er doch nach späteren Schriften so vieles aus ihm kennen gelernt, das ihn anmutete, daß er mit begeisterter Zuneigung dafür eintrat. Der unerwartete Widerstand, welchen die Dunkelmänner gegen ihr Beginnen fanden und zwar von seiten eines in seinem Urteile so maßgebenden Mannes, diese liebevolle Teilnahme für die Gegenstände ihrer Verfolgung steigerte die Bitterkeit der Gegner. So brach denn ein langjähriger, heftiger Kampf aus zwischen Reuchlin und der ganzen Meute der Dunkelmänner, denen im Grunde Reuchlin ziemlich allein gegenüber stand, insoweit es sich um die Verteidigung in betreff des streitigen Gegenstandes handelte. Wohl hatte er Anhänger und Freunde in reicher Anzahl, die ihm insofern zur Seite standen, als sie die Gegner dem Gespötte preisgaben; in der Streitfrage selbst konnten sie ihm wenig oder gar nichts nützen.

Daher führte auch der Kampf zu keinem eigentlichen Resultate, jedenfalls nicht zunächst. Die jüdische Literatur war zu wenig gekannt, als daß die nun auf sie gelenkte Aufmerksamkeit mehr als äußerliche Neugierde hätte erwecken können. Von beiden Seiten wurde auch kein neuer Gedanke zu ihrer Wür-

digung, kein tieferes Eindringen in ihren Inhalt versucht, wie viel weniger geleistet. Die wissenschaftliche Welt nahm Anteil an den mächtigen Anstrengungen auf beiden Seiten, sie schaute mit großer Begierde auf die Entscheidung des Kampfes hin, lauschte namentlich auf die maßgebende Stimme, wie sie vom römischen Stuhle aus laut werden sollte. Allein sie sah weniger auf den Gegenstand als auf die Personen des Streites; man nahm weniger Partei für oder wider die Schriften der Juden, viel mehr für oder wider Reuchlin, für den Mann der Bildung gegen die rohen und unwissenden Mönche oder für den Schlendrian gegen die Einflüsse der neuen Wissenschaft, für den Mann umfassender, weitherziger Gelehrsamkeit, oder für die engbrüstigen Werkzeuge des Fanatismus. Die Sache des Judentums, inwiefern es Anerkennung verdiene, eine Berechtigung habe, das beschäftigte die Gemüter sehr wenig.

Das Endergebnis war kein günstiges für Reuchlin und für die Schriften der Juden; doch war die Zeit viel zu aufgeregt, die Aufmerksamkeit bereits viel zu sehr nach andern Streitfragen hingerichtet, als daß man für die jüdische noch ein lebendiges Interesse hätte bewahren können. So wurde zwar die Teilnahme für die hebräische und jüdische Gelehrsamkeit etwas geweckt, aber sie wäre nimmermehr tief in die Zeit eingedrungen, wenn nicht kräftigere Anregungen darauf gefolgt wären. Die Juden selbst vermochten gleichfalls dadurch nicht zu einer Erhebung des Geistes zu gelangen, jedenfalls nicht in Deutschland. Die Frage, die hier behandelt wurde, drang überhaupt wenig in den ganzen Volksgeist ein, den Juden selbst fehlten alle Bedingungen des bürgerlichen wie des geistigen Lebens, um sie zu einem Aufschwunge zu befähigen.

Mehr war dies in Italien. Dort war die Bildung eine bereits tiefer gehende, und so hatten denn auch die neu eröffneten Schätze auf das ganze Volksleben eine weit mächtigere Wirkung geübt, nicht minder auch auf die Juden. Am Ende des fünfzehnten und am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts begegnen wir einer Anzahl jüdischer Gelehrter in Italien, die in allen Gebieten mit arbeiten, die wieder neu den Sprachbau

behandeln, tiefer durchforschen, nach allen Seiten hin wissenschaftlich tätig sind, und wenn sie auch nicht neue Wahrheiten entdecken, nicht Verschüttetes ausgraben, so sind sie doch Zeugen einer weitverbreiteten Bildung, einer reichen geistigen Ausrüstung.

Doch ragen auch einige Männer besonders hervor; war ihre unmittelbare Einwirkung nicht tiefgreifend, so blieb jedoch ihre anregende Kraft eine dauernde bis auf unsere Gegenwart herab. Besonders sind zwei Männer zu nennen.

Elias Levita war ein Deutscher aus Neustadt an der Aisch, gegen 1472 geboren, brachte jedoch den größten Teil seines Lebens (er starb 1549) in Italien zu und entfaltete auch dort seine Wirksamkeit. Er gemahnt uns an einen deutschen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, etwa an Reiske. Lessing, der, wie er die Geister zu prüfen verstand, mit letzterem in gelehrtem Verkehre stand, hatte demselben einst eine Frage vorgelegt, und Reiske fügt schließlich seiner Beantwortung hinzu, er sei bloß ein Grammatikus, kein Kritikus. Allein dieser Grammatikus war Herausgeber vortrefflicher Werke, ein guter Erklärer des klassischen Altertums und ein feiner Kenner zugleich der arabischen Literatur. In seiner Bescheidenheit glaubte er, seinen Kreis eng ziehen zu müssen und schlug er seinen eigenen Wert nicht so hoch an wie er verdiente. Eben so bieder und treuherzig, anspruchslos und bescheiden tritt Elias Levita auf; seine arglose Gutmütigkeit wird von Gehilfen mißbraucht, die ihm seine Manuskripte stehlen und sie auf ihren eigenen Namen drucken lassen. Er ist der Herausgeber der bedeutendsten Werke, wie sie bei dem großen Druckherrn Daniel Bomberg in Venedig erschienen. Auf seinen Rat, durch seine Mithilfe, durch seine gelehrten Bearbeitungen werden dieselben hergestellt und erhalten durch ihn erst ihren wahren Wert. Er ist ein ausgezeichneter Grammatiker, und die christliche Gelehrenwelt sitzt ihm zu Füßen. Die bedeutendsten Männer der damaligen Zeit waren seine Schüler; Kardinäle, wie Kardinal Egidio, Bischof von Viterbo, scheuen sich nicht, von dem schlichten Juden zu lernen, und ehren ihn als ihren Meister. Sebastian

Münſter, der große Gelehrte in Baſel, iſt ſein Schüler, überſetzt ſeine Werke ins Lateiniſche und verbreitet dadurch die Kenntnis des Hebräiſchen weithin; ſo wird er der Vater der hebräiſchen Sprachwiſſenſchaft für die ganze neuere Zeit. Dabei iſt er von einer rührenden Beſcheidenheit.

Er, der doch eigentlich die chriſtlichen Gelehrten die Kabbalah ſtammeln gelehrt, will nicht bloß kein Kabbaliſt ſein, ſondern auch, ſo oft gelegentlich in ſeinen Werken auf ſolche Dinge die Rede kommt, bemerkt er, er verſtehe nichts von der Kabbalah. Er iſt genügender Kenner des Thalmud, und dennoch verwahrt er ſich, ſobald er das thalmudiſche Gebiet anſtreift, er ſei da nicht heimiſch. So macht ihn uns ſeine beſcheidene Anſpruchsloſigkeit nur noch liebenswürdiger und achtungswerter. Wir haben bereits eines Teiles ſeiner Leiſtungen gedacht; fügen wir noch hinzu ſeine Arbeiten über das Chaldäiſche, ſeine Abhandlungen über die bibliſchen Accente, ſeine Zuſammenſtellung der maßoretiſchen Regeln: alles Werke, welche die Grundlagen legen, auf denen man fortzubauen vermag, vorausgeſetzt, daß man ſich die maſſenhafte Gelehrſamkeit Levita's angeeignet und richtig erkannt hat.

Von beſonderer Bedeutung iſt eine große Wahrheit, die er wieder zur Geltung brachte; deren Tragweite blieb zwar damals unbekannt, doch trat ſie ſpäter in ihrer ganzen Bedeutung hervor. Bekanntlich bilden in dem Hebräiſchen, wie auch in den andern ſemitiſchen Schweſterſprachen, die Konſonanten den Stamm des Wortes und werden ſie bloß als Buchſtaben bezeichnet. Die Vokale, welche die Ausſprache der Konſonanten verſchieden modifizieren, werden in den Handſchriften, ſo auch in den Thorahrollen gar nicht durch ſchriftliche Zeichen angezeigt; man ſetzt voraus, der Leſer verſtehe ſie und werde ſie richtig hinzuzufügen wiſſen. Dennoch gibt es beſtimmte Zeichen für die Vokallaute, welche über und unter die Konſonanten geſetzt werden. In den Ausgaben und in den zum gewöhnlichen Gebrauche beſtimmten Handſchriften iſt die Bibel mit dieſen Vokalzeichen verſehen, in den zum Synagogengebrauche beſtimmten Rollen iſt jedoch die Vokaliſation nicht hinzugefügt.

Wie verhält es sich nun eigentlich mit den Vokalzeichen? Haben die Schriftsteller selbst die Vokale ihrem Text beigesetzt oder haben sie bloß die Konsonanten niedergeschrieben und die Vokalzeichen sind erst von Späteren hinzugefügt worden? Nun aber erzeugt eine Verschiedenheit in der Vokalsetzung ganz abweichende Bedeutungen, der Sinn wird oft ein ganz anderer, und so könnte ja, wenn Andere, Spätere erst die Vokale hinzugesetzt, der Sinn des Schriftstellers verfehlt sein, dieser ganz Anderes beabsichtigt haben. Allein Zweifel gegen die Richtigkeit der vorliegenden Vokalisation hatte man nicht; sie war überliefert und man hielt sich daran, ja man dachte, sie sei ursprünglich mit dazu gesetzt. Elias Levita wies nun mit unumstößlichen Beweisen nach, daß die Vokalzeichen erst nach der thalmudischen Zeit entstanden sein können, sie den Thalmudisten noch unbekannt gewesen, daß man die Worte nach Überlieferung, nach dem Zusammenhange ausgesprochen, ohne daß Zeichen die Aussprache genau präzisiert hätten.

Für die Juden der damaligen Zeit war diese neue Wahrheit ohne weitere Folgen, die Aussprache war überliefert, die Vokalsetzung seit Jahrhunderten festgestellt, und wie man überhaupt mit aller Strenge an der Überlieferung festhielt, so bot auch diese Überlieferung keine Handhabe zu irgend einem Zweifel, das Einzelne wurde von dem ganzen System getragen. Später gewann diese Entdeckung unter den christlichen Gelehrten einen größeren Einfluß; sie wurde gehegt und bestritten, je nach dem religiösen Standpunkte. Die katholische Kirche nämlich hielt sich an die alte lateinische Übersetzung, die Vulgata; diese weicht aber nicht selten von unserem hebräischen Texte, zumal nach seiner gegenwärtigen Vokalisation ab, und so hatte die katholische Kirche ein Interesse daran, den hebräischen Text in seiner gegenwärtigen Gestalt recht tief herabzusetzen. Sie benützte Levita's Entdeckung, um es zu betonen, wie das geschriebene Wort gar keine Sicherheit biete, wenn man von der kirchlichen Überlieferung verlassen sei. Umgekehrt suchten die Protestanten, diese Überlieferung verwerfend, in der „hebräischen Wahrheit" einzig und allein die Begründung für ihre Ansichten,

diese „hebräische Wahrheit" sollte daher in allen Punkten, Strichen und Zeichen unverbrüchlich, göttlich, von der Vorzeit überkommen sein. So, von dogmatischen Voraussetzungen ausgehend, wurde der Kampf darüber eine Zeit lang recht heftig geführt, hatte aber gar keine wissenschaftliche Bedeutung. Dennoch führte er allmählich zu richtigen Erkenntnissen, und besonders ist in neuerer Zeit, von den Juden erst in neuester Zeit, die Wichtigkeit dieser Entdeckung nach ihrem vollen Einflusse gewürdigt, und sie trägt noch bedeutende Früchte in ihrem Schoße.

Einer der feinsten kritischen Köpfe unter den Juden jener Zeit war in Italien (etwa um 1514 geboren, gestorben 1578) Asaria de' Rossi, ein Mann von erstaunlicher Gelehrsamkeit und Belesenheit; er war nicht blos mit der ganzen jüdischen Literatur vertraut, sondern auch mit dem ganzen Inhalt des klassischen Altertums, dessen Werke alle er nicht blos gelesen, sondern vollständig in sich aufgenommen hatte, so daß sie ihm zu jeder Zeit gegenwärtig waren. Wenn auch des Griechischen nicht kundig, hatte er doch die Werke in lateinischer Übersetzung gelesen, und er ist in ihnen vollkommen heimisch. Dieser Mann hatte aber auch eine geschichtliche Auffassung, die die Anschauung der damaligen Zeit weit überragte, er verstand es, die Dinge in ihrer Entwickelung zu erfassen, die Zeiten mit einander zu vergleichen. So treten dann in seinen Schriften ganz neue Probleme hervor, bei deren Lösung er mit großer Vorsicht zu Werke ging, um der religiösen Engherzigkeit keinen Anstoß zu geben. Asaria schrieb einzelne Abhandlungen, die zusammen den Namen führen: „die Augenleuchte"; diese Leuchte sendet in der Tat überall hin ihre Strahlen, dunkle Gebiete erhellend. Er geht in den Sagenkreis des jüdischen Altertums ein und bringt Licht hinein, leise das Sagenhafte andeutend, die darin hervortretenden Widersprüche nachweisend.

Nach alter Überlieferung hat der zweite Tempel 420 Jahre bestanden, und zwar die ersten 34 Jahre unter der Oberherrschaft der Perser. Daß der Zeitabschnitt von der Rückkehr der Juden unter Cyrus bis zum Auftreten Alexanders des

Großen blos 34 Jahre umfaßt habe, daran nahmen die Juden der späteren Zeit keinen Anstoß, diese ganze Geschichtsperiode war ihnen entrückt, blos ein oder zwei Namen ragen für sie aus jener Zeit hervor, für welche ein solch kurzer Zeitraum ausreichte. Asaria de' Rossi kannte jedoch fremde Geschichtsquellen und er fand, daß die Zeit viel zu knapp angesetzt sei. Daran knüpfen sich für ihn weitere chronologische Untersuchungen der verschiedensten Art, die den unsicheren Boden nachweisen, auf dem die herkömmliche Geschichte der Juden sich bewegt, besonders auch Bedenken erregt gegen die Angabe über die Anzahl der Jahre, welche von der Schöpfung an verflossen ist, also gegen die Richtigkeit der üblichen Zeitrechnung.

Das hängt nun freilich mit keinem Glaubenssatze zusammen, derartige geschichtliche Irrtümer bieten nicht die geringste Veranlassung zu Zweifeln über den Inhalt der Lehre. Allein in einer Religion, die sich vorzugsweise auf die Überlieferung stützt, die in deren Zuverlässigkeit ihre höchste Bürgschaft findet, ist die Erschütterung dieser Sicherheit, selbst in untergeordneten Punkten, immer bedenklich, und es fehlte daher nicht an scharf mißbilligenden Äußerungen von Seiten der strengen Gläubigen.

Er ist ferner der erste jüdische Gelehrte, welcher auf die Schätze des griechischen Judentums hinwies, er kannte die alexandrinisch-jüdische Philosophie, war mit Philo vertraut und zog ihn mit Ehrerbietung in den Kreis seiner Forschungen. Er ist der erste jüdische Gelehrte, der seine Aufmerksamkeit wieder der griechischen Bibel-Übersetzung durch die Juden zuwandte, die kritischen Resultate und Bedenken, die sich an sie knüpfen, fein empfand. Seine Forschungen nach dieser Richtung hin bleiben noch jetzt wertvoll, wenn er auch nicht zu voll befriedigenden Ergebnissen gelangte; es genügt, daß er mit eindringender Klarheit die Punkte zu erfassen wußte, auf die es ankam, mit kritischem Scharfblicke die Pfade aufzufinden verstand, die aus dem Wirrsal herauszuführen geeignet sind. Noch heute haben wir in Asaria de' Rossi einen der bedeutendsten Gelehrten, der geistvollsten Forscher zu ehren.

Allein mit allen diesen gelehrten und wissenschaftlichen

Versuchen wäre die Zeit und wäre das Judentum doch nimmer viel weiter vorgerückt; es nütze nicht, leise an die Pforten zu pochen, mit sanften Worten, schönen Formen, eleganten Manieren an jenen stolzen, alten Bau heranzutreten und Einlaß zu begehren. Er verschloß sich gegen solche zarte Mittel. Es bedurfte der Keulenschläge; gewaltige Kräfte mußten schonungslos daran rütteln und sich den Eingang erzwingen.

Das römische Christentum hatte seine Stütze nicht blos in seiner alten Macht, sondern auch darin, daß die ganze Bildung eine römische war. Ein großer Teil der Völker Europas war vollkommen dem römischen Geiste, nicht blos der römischen Kirche, untertan, so daß sogar ihre Sprache romanisch geworden. Frankreich, Italien, Spanien, als Töchter der alten römischen Bildung in ihrem ganzen Bildungsgange mit dem römischen Geiste verwandt, halten daher noch heute eng an dem Kirchentume, das von dort ausgeht, trotz dem vielfachen Widerspruche, der auch bei ihnen sich dagegen geltend macht. Auch Deutschland war in eine eigentümliche Abhängigkeit von Rom geraten. Das deutsche Kaisertum war das Kaisertum des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, es wollte der Erbe des alten römischen Weltreiches sein und jagte diesem Schatten alter Größe nach. Der deutsche oder römische Kaiser sollte die weltliche Macht des großen römischen Weltreiches darstellen, wie der Papst die geistliche, und so oft auch beide mit einander in Widerstreit gerieten, so wurzelten sie doch in einem und demselben Boden, gingen von derselben Voraussetzung aus. So war denn auch Deutschland, trotzdem seine germanische Kraft und Sprache von Rom sich nicht hatte zersetzen lassen, dennoch Rom und seinen geistigen Einflüssen unterworfen. Weniger waren es die anderen germanischen Länder und namentlich auch die slavischen. Daher tritt bereits im 13. Jahrhundert Wickleff mit Reformversuchen gegenüber dem Papsttum auf, wie im fünfzehnten Jahrhundert Johann Huß in Böhmen. Diese vorbereitenden Versuche gelangen nicht, es bedurfte doch des deutschen Ernstes und der deutschen Gewissenhaftigkeit, um den mächtigen Bau zu erschüttern.

Der Mann, der mit dem Hammer seines Geistes die alte Form zertrümmert, die geistliche Bevormundung beseitigt hat, wird seinen Platz in der Ehrenhalle des deutschen Volkes und der Menschheit auch dann noch einnehmen, wenn auch sein religiöser Standpunkt längst überschritten sein wird. Martin Luther hat der Menschheit keinen neuen Gedankeninhalt gebracht, aber er hat zwei große Taten vollbracht, die eine neue Zeit eröffneten und vorbereiteten. Er hat den Geist von der priesterlichen Macht befreit, die Gemüter von der Obhut des Papsttums und Mönchtums entfesselt, die Ebenbürtigkeit, die gleiche Würdigkeit eines jeden Gläubigen mit dem Priester errungen. Das ist dieselbe welthistorische Tat, die bereits vor ihm der alte Pharisäismus gegenüber dem priesterlichen Sadduzäismus vollzogen. Er hat zweitens die Religion mit dem Volksleben, mit dessen unmittelbarem Ausdrucke, der vaterländischen Sprache, in die engste Berührung gebracht, indem er die Quelle der Religion, die Bibel, in die deutsche Sprache übersetzte, sodann der religiösen Andacht die Nahrung in der heimischen Sprache darbot.

Dennoch hat er bei seinem Befreiungswerke von den Fesseln geistiger Bevormundung das Gewissen nicht auf sich selbst gestellt, nicht die freie Überzeugung, wie sie aus der reinen Erkenntnis, aus dem geläuterten Pflichtgefühle hervorgeht, als die geltende Grundlage erkannt. Zu der Höhe des hebräischen Prophetentums vermochte er sich nicht zu erheben; jene selige, innere Befriedigung in dem tatkräftigen reinen Willen, verbunden mit der Erkenntnis des alleinigen Gottes, als die ewigen Grundwahrheiten, als die leitenden Gedanken, kamen in ihm nicht zur Klarheit. Er verharrte auf dem alten kirchlichen Standpunkte. Seine Lehre von der Rechtfertigung, der Heiligung durch den Glauben ist ihm nicht, daß der Mensch durch die innere Gesinnung gerecht und befähigt werde zur Seligkeit; er verlangt vielmehr den Glauben an den Sühn- und Erlösungstod Jesu, er verlangt die Versenkung in dieses Wunder mit allem, was daran geheimnisvoll geknüpft sein soll, mit der Menschwerdung Gottes in Jesu, mit der Annahme von der

Dreieinigkeit und allen den eigentümlichen Vorstellungen über Gott und Mensch, die die alte Kirche ergrübelt. Nur durch diesen Glauben soll der Mensch rein werden und seine höhere Bestimmung erfüllen.

Er hatte auch in diesem Verfahren viel Ähnlichkeit mit den alten Pharisäern. Auch sie befreiten von der Priesterherrschaft, aber dadurch, daß sie das ganze Volk mit den Priestersatzungen bekleideten. Also auch Luther. Er befreite, so weit als eben die Priester eines besonderen Vorzugs sich erfreuten, er schaffte die Ohrenbeichte ab, erklärte die Ehelosigkeit der Priester als Sünde, hielt es für einen religiösen Fortschritt, die Priester nicht ferner bei dem Abendmahle allein den Kelch nehmen zu lassen und das Brot dem Laien zu übergeben, vielmehr, daß alle Beides nehmen sollten, auch die Laien der priesterlichen Weihe teilhaft werden. Wie sehr dieser Gedanke in der Reformbewegung im Vordergrunde steht, beweist der Umstand, daß gerade über ihn blutige und dauernde Spaltungen im eignen Schoße hervorbrechen. Mit der zähesten Hartnäckigkeit hielt Luther an den mystischen Vorstellungen fest, die sich an diesen Kirchengebrauch angelehnt, er verfolgt mit solcher Heftigkeit die freisinnigeren Richtungen, welche sich geltend machen, daß fast das ganze Reformationswerk dadurch erschüttert wird.

In solcher Weise auftretend, konnte die Reformation kaum auf die Juden eine Einwirkung üben. Die Priesterherrschaft hatten sie längst abgeworfen; der Inhalt der reformatorischen Ideen war aber sehr eng und beengend, und bald verstrickte er sich noch mehr in dogmatische Spitzfindigkeiten, die dem Judentume nur widerwärtig sein konnten. — Mit seiner Bibelübersetzung legte Luther das Zeugnis ab, daß er seine Erfrischung der Kirche mit den Mitteln des Judentums vollbracht. Denn die Kenntnis des Hebräischen, das Verständnis des Bibeltextes war ihm, wenigstens mittelbar, lediglich aus den rabbinischen Schriften zugekommen; die Kraft der Sprache in der Übersetzung ist sein verdienstliches Werk, die Erkenntnis des Sinnes wurde ihm durch Lira's Postille vermittelt, die aus Raschi schöpfte, so daß man sich des Spruches bediente:

Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset.

Wenn Lyra nicht hätte aufgeſpielt, hätte Luther nicht aufgewühlt.

Auch hiermit bot er alſo den Juden, denen die Bibel niemals entfremdet war, nichts neues.

Allein die freie Forſchung der heiligen Schrift, die er zwar ſelbſt nicht unternahm, weil er von beſtimmten Glaubensvorausſetzungen ausging, wurde nun vorbereitet. Freiheit war nunmehr gegeben, der freie Raum, um unbeengt ſich zu bewegen, die friſchere Luft, die Dünſte verjagend, es fehlte noch die geſunde kräftige Nahrung, und bis dieſe dem Geiſte dargereicht wurde, dazu bedurfte es wieder einiger Jahrhunderte.

So hat das große Jahrhundert mit ſeinen welterſchütternden Ereigniſſen die Verjüngung der Menſchheit, auch die neue Entwickelung des Judentums angebahnt, aber nicht gebracht; es hat die Kraft am Judentume gewonnen, ſie konnte demſelben jedoch erſt ſpäter wieder zu Gute kommen.

10.

Das sechszehnte Jahrhundert.

Was hat höheren Wert, so warfen einst die Lehrer im Thalmud die Frage auf, das Lernen, die Vertiefung in die geistige Erkenntnis, das Emporstreben zur reinen, geistigen Höhe, das Versenken in die Idee, in ihre Allgemeinheit, oder etwa die Tat, die unmittelbar ins Leben eingreift und an der Gestaltung mitarbeitet? Sie antworten, den höchsten Wert habe diejenige Erkenntnis, welche zur Tat führt, die geisterfüllte Tat, der Gedanke, der durch die Tat verwirklicht wird und also auch neu belebend wirkt, die Zustände fördert und veredelt. Das ist der Zweck und Zielpunkt des Strebens. Wohl ist nicht zu verkennen, daß die Tat, wenn sie den Gedanken ausprägt, ihn zugleich auch verengt; der Gedanke kann, wenn er in die zeitlichen und räumlichen Zustände eintritt, nicht in seiner ganzen Vollkraft erscheinen, er kann, indem er sich den Bedingungen des Lebens unterwirft, wie er es bei der Verwirklichung tun muß, nicht in seiner ganzen Herrlichkeit, in der ganzen Fülle seiner Ausstrahlungen, in seiner ganzen Reinheit Fleisch und Blut gewinnen, er muß sich anschmiegen, den bestehenden Zuständen anbequemen, muß manches Beengte und Bedingte, manches sogar ihn Entstellende und Unreine in sich aufnehmen und wiedergeben. Wie Bleigewichte hängen sich an ihn die alten, überwundenen Mächte, die ihren Besitz nicht aufgeben wollen und den Gedanken in seiner Entwickelung hemmen, ihn zur Halbheit beschränken, ja vielleicht sich seiner bedienen, um ihre Macht neu zu erfrischen. Dennoch wirkt die Tat endlich durchgreifend, die in ihr verschlossene Idee wird immer lebendiger und arbeitet sich durch zur vollen Verwirklichung. Dem begegnen wir bei allen großen geschichtlichen Ereignissen.

So darf es uns denn auch nicht befremden, wenn das befreiende Reformationswerk in seiner Heimatstätte sich sehr bald zur dogmatischen Formel verengt, daß wir fast glauben müssen, es sei hier keine Befreiung vor sich gegangen, sondern nur Fessel mit Fessel vertauscht worden, das Volksleben sei nicht erfrischt worden, vielmehr habe ein kleinlicher Geist dasselbe verunreinigt und zerfleischt. So scheint es sich beim ersten Auftreten zu verhalten, und dennoch manifestiert sich nach dem Verlaufe von allerdings fast zwei Jahrhunderten die Befreiung, wie sie aus dieser neuen Schöpfung hervorgeht.

Wenn nun dieses große Weltereignis zur damaligen Zeit auf die unmittelbar Beteiligten so wenig entfesselnd, erhebend, verjüngend einzuwirken vermochte, so konnte noch weit weniger das Judentum in Deutschland davon befruchtet werden, ihm reifte keine neue Geistesära aus dieser Zeit, um so weniger, als auch in der neuen Kirche die anfänglich günstige Stimmung gegen das Judentum und dessen Bekenner sehr bald in ihr Gegenteil umschlug. Luther selbst predigte in seiner ersten Zeit, wie er so manches freie Wort gesprochen, auch Milde und Freundlichkeit gegen die Juden, brandmarkte es als eine Schmach, daß das Volk die Bekenner des Judentums mit Hohn und Druck verfolge. Aber derselbe Luther war ein anderer geworden in der späteren Zeit, als er nicht mehr gegen die Übermacht zu kämpfen hatte, sondern selbst eine Macht geworden; er ward nun herbe, unduldsam, schroff und beengt. Nunmehr ändert sich auch seine Ansicht über das Benehmen gegen die Juden, auch er kennt nun nur Härte gegen die Juden, er schäumt über von Anklagen, Verdammungsurteilen und Drohungen namentlich in seinem Büchlein „Von den Juden und ihren Lügen."

Es darf uns daher nicht wundern, wenn der Schwerpunkt der damaligen Geschichte des Judentums nicht in Deutschland ruht, sondern nach dem Osten gerückt ist, nach den slavischen Ländern, zumal nach Polen und Böhmen und nach dem osmanischen Reiche. Mit den slavischen Landen hatte es damals seine ganz eigentümliche Bewandtnis. Sie waren weniger

staatlich geeint, und so war die Bewegung darin eine freiere, weil die mittelalterliche Härte in dem lockeren Verbande weniger beengend sich erweisen konnte. So fanden auch die Männer, welche in der neuen geistigen und religiösen Bewegung weiter gingen als die ursprünglichen Anreger, Stifter und Gründer es dulden wollten, dort eine Zufluchtsstätte. Von Luther wurden sie als Schwarmgeister verfolgt, von Calvin, wenn sein Arm sie erreichte, dem Scheiterhaufen übergeben; in Polen fanden sie die Freiheit, ihre religiösen Überzeugungen ungestört zu bekennen, das geistige Leben danach fortzubilden. Dort begegnen wir den Unitariern, welche mit dem Bekenntnisse des einen und einzigen Gottes Ernst machten, die Gottmenschheit Jesu bestritten, ihm höchstens die Würde eines großen, hervorragenden Menschen ließen. Die Socinianer oder Unitarier räumten der Vernunft größere Rechte ein, sie ebneten für die Erklärung der heiligen Schrift dem Rationalismus die Pfade, suchten vernunftgemäß zu deuten und Übernatürliches möglichst zu beseitigen. Diese Männer, in den alten Heimatslanden des reformatorischen Lebens umhergehetzt und vertrieben, fanden in Polen eine freie Stätte, in der sie nach ihren Überzeugungen lehrten, einen Anhang sammelten und eine Zeit lang bedeutendes Ansehen genossen.

Freilich, auf die Dauer konnte es sich auch dort nicht erhalten. Der Boden war nicht von Bildung geschwängert, die breiten, tiefen Grundlagen, auf denen das neue Gebäude errichtet werden konnte, waren nicht vorhanden, es fehlte am intelligenten Bürgertum, das mit zäher Ausdauer, wie es den äußeren Besitz ansammelt, so auch die geistigen Güter eines an das andere reiht und also einen dauernden Besitz auch an Erkenntnis sich erwirbt. Der slavische Geist ist mehr ein aufschäumender, sprunghafter, der rasch ergreift und bald auch wieder nachläßt. Bald war es auch den finsteren Mächten gelungen, die Volksleidenschaft und Volkseifersucht in Polen gegen die neue Bewegung zu erwecken. Der Jesuitismus wußte es schlau dahin zu bringen, daß die Polen in der griechischen Kirche das Russentum hassen und in dem Protestantismus das

Deutschtum verdammen und verachten lernten. So ward Polen bald wieder das Bollwerk des alten Glaubens, und all die schönen Blüten, die dort zerstreut umher lagen, wurden verweht und zertreten.

Dennoch weckte die zeitweilige Anregung den Geist innerhalb der Juden. Die zahlreichen Schaaren, die sich in Polen angesammelt hatten, waren zumeist aus Deutschland hingewandert, sie bedienten sich der deutschen Sprache, folgten deutschen Impulsen, und man hört vor dem sechszehnten Jahrhundert so gut wie nichts von den Juden Polens, sie sind wie ein gefügiger Anhang, der sich blos mit fortbewegen läßt. Mit einem Male treten sie im sechszehnten Jahrhundert, und zwar durch die Erregung, welche im ganzen Lande herrschte, mit in den Vordergrund, ja sie werden vorwiegend, nehmen eine hervorragende Stellung ein, legen uns gleichfalls ein Joch auf, das lange Zeit getragen werden mußte, und vielleicht zum Teil noch nicht ganz abgeschüttelt ist. Es sind bedeutende Geister dort aufgestanden, Thalmudisten ersten Ranges, auch Männer, die gerne, so weit die Mittel und Verbindungen reichten, andere Wissenschaften pflegten, allein es fehlen die ersten Elemente, es fehlt der gebildete Verkehr, und weiter als bis zu einer tiefen und umfassenden Erforschung des thalmudischen Gebietes konnten sie es nicht bringen.

Dennoch ging die Neubelebung so weit, daß wir dort mit einem Male wieder von den fast bis zur Erstarrung versunkenen Karäern hören, von jenen Überresten alter antipharisäischer Richtung, die in dem Alten verharrten, dabei aber auch vor mancher Entartung sich bewahrt hatten. Sie, bis dahin vertrocknet, in ihrer Bewegung höchstens von den rabbinischen Juden mit fortgetrieben, tauchen plötzlich auf in Luzk, in Troki und an anderen Orten Polens, und wir lernen unter ihnen Männer von schöner Gelehrsamkeit kennen.

Isaak ben Abraham aus Troki ist mit der polnischen Literatur sehr vertraut. Die Karäer nämlich waren nicht aus Deutschland eingewandert, wurzelten nicht in der deutschen Sprache, sie hatten sich vielmehr der Landessitte und der Landessprache

angeschlossen, waren daher auch in deren Literatur nicht fremd. Isaak nun schreibt ein Werk, „die Befestigung des Glaubens", zur Verteidigung des Judentums gegen die Angriffe des Christentums, denn auch die Vorgeschrittenen unter den freieren Geistern waren von Vorurteilen gegen das Judentum nicht frei und lassen es an Angriffen nicht fehlen. Das Werk Isaaks ben Abraham verteidigt nicht blos das Judentum, sondern es geht auch zur Kritik und zum Angriffe gegen das Christentum über, und dieses Werk, das mancherlei eigentümliche Schicksale erfahren hat, erschien Voltaire, dem es in lateinischer Übersetzung, wie sie von einem christlichen Gelehrten angefertigt und gedruckt worden, zugänglich war, von einer solchen Bedeutung, daß er es als ein höchst vortreffliches erwähnt und die Geschosse, welche er gegen das Christentum entsendet, diesem Arsenale entnimmt, nach seiner Weise fein und künstlich zugespitzt.

Auch in Böhmen begegnen wir bedeutenden thalmudischen und anderen Gelehrten. Unter den Männern, welche eine wissenschaftliche Bedeutung ansprechen können, sei besonders David Gans hervorgehoben. Er war ein Deutscher, 1541 in Westfalen geboren, er gedenkt seines Heimatlandes in seinen Werken, spricht von den Bädern Pyrmonts, von den Freischöffen (dem Vehmgericht), aber seine eigentlichen Studien machte er in Krakau und Prag und bleibt auch in letzterem Orte. Dort zeichnet er sich als Mathematiker und Geschichtsschreiber aus, er steht mit Johann Müller, dem Königsberger, mit Keppler in gelehrter brieflicher Verbindung und pflegt den Umgang mit Tycho de Brahe. Er steht als Astronom und Mathematiker auf der Höhe seiner Zeit und hat in diesen Wissenschaften auch hebräische Werke verfaßt. Noch mehr interessirt uns an ihm der Freund und Pfleger der Geschichte, und zwar nicht blos der jüdischen Geschichte, der er den ersten Teil seiner Chronik widmet, sondern auch der allgemeinen Weltgeschichte, welche in dem zweiten umfassender behandelt wird.

Die Ereignisse außerhalb des jüdischen Kreises fingen an bei den Juden Teilnahme zu erwecken. Diese Wahrnehmung machen wir nicht blos bei David Gans, dem Deutschen in

Prag, sondern sie wiederholt sich auch bei Joseph Kohen, einem vertriebenen Franzosen in Italien, der, gleichfalls ein Sohn des sechszehnten Jahrhunderts, eine Chronik anlegt über die Könige Frankreichs und die Herrscher des Osmanenreiches. Ein spanischer Flüchtling, Abraham Sakkuth, hatte eine wertvolle jüdische Gelehrten-Geschichte geschrieben, die noch heute mit Nutzen befragt wird; ein Konstantinopolitanischer Arzt, Samuel Sullam, ließ das Werk in Konstantinopel drucken und fügte ihm eine Geschichte der osmanischen Herrscher an, wie er auch als ferneren Anhang die Verteidigung des Josephus gegen die Angriffe des Alexandriners Apion, übersetzt in's Hebräische, beigab. Man erkennt daraus, daß der Sinn schon etwas für die allgemeinen Weltbegebenheiten geweckt ist; bleibt er auch noch lange zurück, so atmen wir doch mit ihm Frühlingsluft, vielleicht haben die Frühlingsboten ihre Köpfchen zu früh hinausgewagt und verdorren wieder, aber der von ihnen verkündete Lenz naht doch bald.

Eigentliche Wissenschaft konnte in den slavischen Landen nicht gedeihen, selbst das thalmudische Studium nahm eine verzerrende Richtung an. Gemäß dem dortigen sprunghaften, ungezügelten Geiste, begnügte sich auch das Thalmudstudium nicht an dem nüchternen Forschen, an dem Erkennen des Gegebenen, an dem Begründen nach den alten Autoritäten und den überkommenen Regeln, es suchte vielmehr schärfere Zuspitzung auf, es liebte willkürlich Verwickelungen sich selbst zu bilden, Knoten zu schürzen, um die Freude zu haben, sie dann wieder künstlich lösen zu können. Scharfsinn und Witz zu üben, galt als Zweck der Gelehrsamkeit, nicht zu erkennen, nicht zu Ergebnissen zu gelangen; so ward das polnische Thalmudstudium zum lebhaften Geistesspiele, und das blieb sein Gepräge bis heute. So entfremdete sich ihm eine jede wissenschaftliche systematische Gedankenbewegung, einfaches Wahrheitsstreben erschien ihm nüchtern.

Seien wir jedoch gerecht! Das hier hervortretende Symptom offenbart eine tiefer liegende Krankheit. Es waren rege Geister, reichbegabte Talente, die sich mit aller Lust, mit allem

Eifer in das neu eröffnete Gebiet versenkten. Betrachten wir den eminenten Scharfsinn, die hohe Geisteskraft, die in diesem thalmudischen Witzesspiele verwendet worden, so bedauern wir es tief, daß diese hellen Köpfe ihre Kräfte so vergeudet, ihre Anstrengung nicht fruchtbareren Gebieten zugewendet haben. Aber wir erkennen auch, daß solche geistige Frische kein Genüge finden konnte an dem trockenen Gerippe der thalmudischen Satzungen. Sie wollten einen lebendigeren Geist hineinbringen und bei dem Mangel aller wissenschaftlichen Vorbereitung, bei der Ungunst der Verhältnisse mußten sie in Verkehrtheit hineingeraten.

Wir begegnen ähnlichen Ausschreitungen nach anderer Seite hin an den andern Orten, wo das Judentum eine hervorragende Bedeutung gewann. Nach dem Orient waren, wie bereits erwähnt, zahlreiche Schaaren spanischer Flüchtlinge gewandert, Männer von Gelehrsamkeit, wie sie ernste Forschungen von sieben Jahrhunderten ihnen vererbt hatten, Männer von feinen gebildeten Sitten. Wir finden denn unter ihnen auch Gelehrte mannigfacher Art, namentlich auf thalmudischem Gebiete ebenbürtig denen zu allen Zeiten; wir begegnen auch Männer von welt- und staatsmännischer Gewandtheit, die bald eine hohe bürgerliche Stellung erringen. Don Josef Nasi wird Herzog von Naxos, fast ein souveräner Fürst, der, wenn auch der Schein einer gewissen Abenteuerlichkeit nicht ganz von ihm zu entfernen ist, sich hohen Ansehens erfreute, in enger Beziehung sowohl zur hohen Pforte als auch zu der damals noch sehr blühenden Republik Venedig stand, so daß er die friedlichen und feindlichen Beziehungen, in welchen diese beiden Mächte so häufig damals standen, vermittelte und seinen Einfluß nach fernen Richtungen hin geltend machte. Die Pressen arbeiteten im Orient rüstig wie sie auch in Polen sehr tätig waren. Wie wir von Polen und Böhmen, aus Krakau und aus Lublin, aus Prag und aus anderen Orten schöne Druckwerke aus der damaligen Zeit aufzuweisen haben, so kennen wir auch in der Türkei einen lebhaften Preßverkehr; in und bei Konstantinopel, in Saloniki und Smyrna und in anderen Orten werden schätz-

bare Werke aus der alten Zeit und auch manches Beachtenswerte aus der neueren veröffentlicht.

Allein die zahlreichen Einwanderer aus Spanien wie aus anderen Ländern kamen aus tiefem Drucke, brachten einen finsteren und gebeugten Geist mit, die natürliche Sehnsucht nach besseren Zuständen wuchs unter der freieren Bewegung, welche ihnen im osmanischen Reiche vergönnt war, und wurde gesteigert durch den Anblick des heiligen Landes, in dem sie weilten. Hier treten ihnen überall Trümmer alter Größe entgegen, blendete sie der Schimmer alter, wenn auch verblichener Herrlichkeit; wo ihr Fuß hintrat, wurden sie von heiligen Erinnerungen durchschauert. Da mußten schwärmerische Neigungen erweckt werden, das nüchterne, gesetzliche Studium konnte den Bedürfnissen ihres Herzens nicht genügen; die alte Mystik, wie sie vor zwei Jahrhunderten erstanden, ohne daß sie unmittelbar tief eingegriffen, gelangte nun zur vollen Herrschaft.

Die Mystik ist nicht die Krankheit, sie ist deren Symptom. Die Krankheit ist schon früher vorhanden. Die Geister sind ermattet und wollen Erfrischung, die Herzen schmachten nach Labung, die sie sich nicht verschaffen können; so versenken sie sich in die dunklen Urgründe, in denen sie Heil suchen. Wir begegnen daher im Orient einer überwuchernden Mystik, der Kabbalah, die nunmehr ihre Netze über dieses Land ausspannt, und die weithin mehr und mehr sich ausbreitet. Die Zeit weiß immer für ihre Bedürfnisse sich die Träger zu erwecken, und sie fand auch nun einen solchen. Wenn die Behauptung eine richtige wäre, daß nach dem Einflusse, den eine Richtung, eine Sekte später entfaltet, auch die Dignität des Stifters geschätzt, daß, je einwirkender, je weiter verbreitet eine Religion, eine religiöse Richtung wird, um so höher auch deren erster Anreger geachtet werden müßte, so daß ihm hohe, fast göttliche Ehre beizulegen sei: dann verdiente Isaak Luria die Verehrung, die seine Anhänger ihm erwiesen und erweisen.

Er war seiner Abstammung nach ein Deutscher, lebte aber in Jerusalem. Man nannte ihn den Göttlichen oder den Theosophen, und so lautete sein abgekürzter Name Ari (Elohi, Rabbi

Isaak, der Theosoph, der göttliche Isaak) anspielend: der Löwe, seine Schüler und Anhänger hießen dann die jungen Leuen. Isaak Luria's Einfluß verbreitete sich bald in wunderbarer Weise. Er war ein junger Mann, starb in jugendlichem Alter, er war 1532 geboren und starb bereits in den Sechzigen dieses Jahrhunderts, brachte es also nur zu einigen und dreißig. Aber auch dieses rasche Dahinschwinden einer merkwürdigen Erscheinung trägt zu ihrem Nimbus bei. Er hatte nichts geschrieben, man legt ihm die Worte in den Mund, die er auf die Frage, warum er nichts von seiner mystischen Weisheit niedergeschrieben, geantwortet habe: Mir eröffnen sich und ergießen sich die Ströme der Weisheit in Fülle, und ich könnte sie bloß durch eine kleine Spalte, somit ungenügend weiter verbreiten. Wenn er wirklich die Worte gesprochen, so hat er mit einer gewissen präzisen Klarheit das Wesen seines eigenen unklaren Geistes wie überhaupt der unklaren Geistesrichtung bezeichnet. Das bedingt eben die Unklarheit, daß die reichen Zuflüsse, welche von außen zugeführt und aufgenommen werden, nicht bewältigt werden, daß es daher an der Fähigkeit fehlt sie zu einen und zu gestalten, daher auch sie mitzuteilen. Sie bleibt eine unklare Verwirrung, die durch aufleuchtende und wieder rasch erlöschende Geistesblitze überrascht.

Isaak Luria schrieb nichts, aber er muß eine fesselnde Persönlichkeit gewesen sein, die Zeit bedurfte seiner, und sie machte ihn zu ihrem Heiligen und zum Ergründer aller tiefsten Geheimnisse. Seinen Andeutungen legten die verschiedenen Schüler ihre Anschauungen unter, ein jeder nach seiner Weise. Man schrieb ihm die wunderbarsten Handlungen zu, so daß der Mann, trotzdem er bloß drei Jahrhunderte von uns entfernt ist, in Nebel verschwimmt, sein ganzes Dasein ist in Verklärung emporgehoben, überall knüpft sich Heiliges, Wundertätiges, Fremdartiges an ihn. Er belebt Tote, vertreibt die unreinen Geister, schaut in die Herzen, kennt die Gesinnungen, verkündet die Zukunft, kurz er wäre der Messias gewesen, wenn seine Zeit reif dafür gewesen wäre.

Was seine Lehre eigentlich ist, ist schwer zu sagen; er hat

selbst nichts geschrieben, und seine Schüler weichen unter einander ab, jeder Einzelne verwickelt sich bei seinen phantastischen Darstellungen in die unlösbarsten Widersprüche. — Wir hören sie von vier Welten sprechen: der Welt des Ausflusses, der aus Gott unmittelbar sich ergießenden, der des Schaffens, in welcher diese Ausflüsse zu einem gewissen Stoffe sich verdichten, der Welt des Bildens, in welcher die Stoffe Formenbildungen annehmen, und endlich die Welt der Ausführung, des Tuns, in welcher die vorgebildeten Dinge ausgeprägt werden und in die sichtbare Erscheinung treten nach ihrer gegenwärtigen Gestalt. So stehen wir in weiter Entfernung von dem göttlichen Ursprunge, und unsere Aufgabe ist es nun, daß wir uns wieder emporringen zur Welt des Ergusses, und somit die bestehende Welt die stofflich schadhaft geworden, tief gesunken ist, läutern und erheben, sie zur unmittelbar in Gott ruhenden umschaffen. Das ist die Welt der Veredelung, der Ausbesserung. Mit diesen Gedanken wird ein willkürliches Spiel getrieben; die Hilfsmittel sind Zahlenzusammensetzungen, die Buchstabenvertauschungen, die Gottesnamen, die in die seltsamsten Verrenkungen gebracht werden. Seelenwanderung und Seelenschwängerung sind geläufige Annahmen.

Seit jener Zeit hat die Schwärmerei in jenen Ländern, im Orient, dann in Polen, eine solche Geltung erlangt, ist zu einer solchen Höhe gestiegen, daß die Geister vollends verkrüppelt und eines jeden geläuterten Gedankens unfähig geworden.

Auch hier aber war es das Bedürfnis des Herzens, das dahin führte. Man konnte sich in den trockenen, äußerlichen Satzungen nicht genügend Befriedigung verschaffen, der Geist verlangte einen Aufschwung, ein Versenken, das Herz eine Labung. In der Mystik fand es, wenn auch Blendwerk, doch eine Erhebung. Der Einfluß zeigt sich besonders in dem Gebetwesen. Eine große Anzahl neuer Gebete voll mystischen Inhalts wurde den bestehenden hinzugefügt, die weithin Anerkennung und Aufnahme fanden, als besonders geweiht betrachtet wurden. Von ihnen hat noch manches bei uns sein Bürgerrecht nicht verloren. Nicht ohne alle Berechtigung ist

z. B. die Einleitung zum Sabbath, die Kabbalath Schabbath, die lediglich eine Einrichtung der damaligen Mystik ist. Das Herz fühlte sich gedrängt, sich zur Begrüßung des Sabbath nicht am gewöhnlichen Abendgebete zu begnügen, wie es auch an den Abenden des Werktages zum großen Teile vorgetragen wird; man verlangte besondere Empfangsfeierlichkeit. Sie besteht größtenteils in Psalmen, die zu allen Zeiten ihr Recht behalten, aber auch ein neues Gedicht verfaßte jene Zeit zu diesem Zwecke, ein Gedicht, an dem unsere Ton- und Gesangskünstler besonders ihre Meisterschaft erproben: Lechah dodi. Sein Verfasser Salomo Alkabez Halevi war aus der Umgebung unseres Isaak Luria, und seinem dichterischen Aufschwunge, der dem Gedichte zwar keinen Gehalt zu geben wußte, aber doch eine gewisse Innigkeit ihm einhauchte, verdanken wir dieses Lied: „Laß uns ziehen, mein Freund, entgegen der Braut, das Antlitz des Sabbaths begrüßen wir traut" usw. Andere Gebete stehen schüchtern im Hintergrunde, sind in unseren Gebetbüchern meist mit kleinen Buchstaben gedruckt, aber sie sind eingedrungen und blicken uns gespenstisch an. Da sind Anrufungen von Engeln, Lobpreisungen Gottes, der nach den seltsamsten Namen genannt wird, und sie sind voll des barockesten Aberglaubens.

Auch Satzungen sind mystisch umkleidet worden und haben Gestalt gewonnen im Leben. Aus der großen Masse sei nur hervorgehoben eine solche, die wiederum dem Salomo Alkabez Halevi und einem anderen Gelehrten, der noch Erwähnung finden wird, Josef Karo, zugeschrieben wird; es ist die vorbereitende Empfangfeier des Wochenfestes und des Hoschanatages. Auch hier regte ein Gemütsbedürfnis an. Der Tag, an dem die Thorah erteilt worden, an dem die Offenbarung gefeiert wird, sollte weihevoll begrüßt werden, man sollte sich in der Nacht dazu vorbereiten, und zwar dadurch, daß man durch Bibel-, Mischnah- und Soharstellen seinen Geist in die rechte Verfassung versetzte, um den folgenden Tag dann würdig zu begehen. Das Hoschanafest war ursprünglich ein fröhliches Volksfest, an dem man mit Zweigen in öffentlicher Prozession umherzog und so die Lust des Festes beschloß. Als später mit

dem Volksleben und der Volksluft auch der innere Sinn dieses Volksbrauches geschwunden war, er aber doch sich erhielt, da mußte für das Hoschanafest irgend eine höhere Bedeutung gesucht werden. Es sollte ein Fest sein, an dem namentlich für gedeihliche Wasserspende im Winter gebetet werde; auch daß es ein Nachhall sei des Versöhnungstages, klingt schon leise aus früherer Zeit hervor. Zur höheren Weihe erhob den Tag erst die Mystik; sie krönte ihn und machte den Tag zu einem zweiten, einem kleinen Versöhnungstage, und sie bedachte ihr Geschöpf mit reicher Ausstattung. Wiederum nun sollte die vorangehende Nacht durch Vorbereitungen geweiht, das Gemüt gehoben werden.

So hat die Kabbalah die Herrschaft über die Geister gewonnen, sich weithin verbreitet, namentlich nach den slavischen Landen, wo sie bis zur Stunde herrscht, wo sie als Gegensatz zur Erstarrung ihre Berechtigung hat. Nur der Bildung, der Wissenschaft weicht die Krankheit selbst, die Erstarrung, mit ihr auch das falsche Heilmittel der Mystik. Wo jedoch, wie in jenen Gegenden, die Wissenschaft noch keinen Zutritt hat, wo das Licht die Geister noch nicht bestrahlt, breitet sich die Mystik auf eine unwiderstehliche Weise aus. Der Kampf des nüchternen Thalmudismus gegen dieselbe ist ein fruchtloser und vergeblicher.

Daß das Judentum damals in jenen Gegenden seinen Schwerpunkt gefunden, bekundet namentlich die Abfassung eines Werkes, das von sehr entscheidendem Einflusse bis zur Gegenwart geblieben ist. Um diese Zeit nämlich wurde ein neues Gesetzbuch, ein alle Satzungen des Judentums zusammenfassendes Werk nach einer ziemlich gegliederten Ordnung abgefaßt. In ihm ist für alle Lebensfälle die Entscheidung aufzufinden, es ist ein Kodex, der auf keine Frage eine Antwort schuldig bleibt, er belehrt, wie man gehen, wie man sich kleiden, sich bewegen, wie man essen, sich niederlegen, wie man den Tag zubringen, wie man Feste feiern, wie man die Speisegesetze beobachten solle, wie die ehelichen Gesetze zu regeln sind, wie das ganze Civilverfahren einzurichten sei, kurz nach allen Lebensbeziehungen hin, wie sie durch thalmudische Bestimmungen

geregelt waren. Es war nicht das erste Buch der Art; denn immer an der Grenzscheide eines Zeitabschnittes entsteht ein solches Werk. Wie die Mischnah uns das Ende der palästinischen Herrschaft im Judentume bezeichnet, und von da ab die geistige Entwickelung dort nicht mehr ihren Mittelpunkt hat, sondern nach Babylon übersiedelt, wie die Gemara abgeschlossen ist, sobald die vorwiegende babylonische Richtung ihren Endpunkt erreicht, so bildet auch Maimonides im zwölften Jahrhundert, vor 1180, den Höhepunkt des arabisch-spanischen Judentums, auch er verfaßt einen Kodex, der zumeist wohlgeordnet und kunstvoll angelegt ist, in welchem die ganze geistige Arbeit, wie sie bis dahin auf die Satzungen des Judentums verwendet worden, zusammengefaßt, in ihrem Resultate aneinander gereiht, dargelegt wird. Allein das spanisch-arabische Judentum trat in den Hintergrund, es mußte für die französisch-deutsche Richtung, die zumal im Westen mehr herrschend war, gleichfalls ein solches Werk ausgearbeitet werden, und ungefähr 160 Jahre nach Maimonides, gegen 1340, trat Jakob ben Ascher mit seinen vier Turim auf, in welchen er die deutsche Anschauung und namentlich die seines Vaters Ascher ben Jechiel, aber auch anderer Lehrer zur Geltung brachte. Dasselbe erfreute sich bald eines weit verbreiteten Ansehens. Nun war aber der Schwerpunkt aus Deutschland gewichen und nach dem Orient verlegt; dort mußte nun ein neues Werk der Art entstehen, und hier teilte sich ganz naturgemäß das osmanische Reich und Polen in der Arbeit.

Denn das Werk, wie es als ein einiges uns vorliegt, ist aus zwei Richtungen zusammengestellt. Joseph Karo, der schon genannt, war bereits 1481, wahrscheinlich in Spanien geboren; er kam als Flüchtling nach dem Orient, erreichte ein hohes Alter, ein Mann von bedeutender thalmudischer Gelehrsamkeit, von umfassender Belesenheit, von merkwürdiger Beherrschung des gewaltigen Stoffes. Er ist kabbalistisch angestreift und gestattet der Kabbalah dennoch auf seine thalmudischen Arbeiten wenig Einfluß. Ein großer Geist ist er freilich nicht, wir lernen, zwar nicht in seinen gelehrten thal-

mudischen Arbeiten, aber in seinen Persönliches berührenden Aufzeichnungen eine höchst kleinliche Selbstgefälligkeit an ihm kennen. Er hat den kindischen Glauben, er verkehre mit einem Dämonium, ein himmlischer Bote, ein Maggid besuche ihn allnächtlich, teile ihm Geheimnisse aus den höheren Sphären mit. Neue Wahrheiten werden ihm da nicht entdeckt, keine Zukunftsereignisse ihm enthüllt, aber umsomehr Nachrichten, die der Eitelkeit schmeicheln. Der Maggid erschöpft sich in wiederholten Ausrufungen: Wie haben sich heute Gott und die himmlischen Heerscharen gefreut, als sie dich studieren sahen, wie haben sie deinen ganzen Vortrag gelobt, wie ist dein Reden und Wirken ihnen so wohlgefällig u. dgl.

Sein Werk, gestützt auf Maimonides und auf Jakob ben Aschers vier Turim, die er beide kommentiert hat, trägt den Titel: Der anbereitete Tisch oder Schulchan Aruch. Sein ganzes Verfahren ist die Entscheidung nach Autoritäten. Drei Autoritäten stehen bei ihm in dem Vordergrunde: Isaak Alfasi, der alte Lehrer in Spanien, Maimonides und Ascher ben Jechiel, der zwar ein Deutscher, doch nach Spanien ausgewandert war. Wenn diese drei miteinander übereinstimmen, dann findet die entgegenstehende Ansicht anderer Gelehrter, wenn sie auch die besten Gründe vorbringen, keine Beachtung. Sind diese drei unter sich nicht vollkommen einig, dann entscheidet die Majorität, die Übereinstimmung von zweien. Das ist für ihn maßgebend. Darin liegt aber die gedankenloseste Starrheit und Äußerlichkeit.

Während jedoch Joseph Karo im Oriente arbeitete, war in Krakau ein anderer Lehrer mit einem ähnlichen Werke beschäftigt, und da Karo's Werk früher erschien, fügte er seine hie und da abweichenden Ansichten als Glossen und Zusätze bei. Wir sprechen von Moses Isserles oder Israels aus Krakau, der eine bessere Beurteilung verdient, als er gemeinhin gefunden. Moses Isserles oder wie er gewöhnlich genannt wird Remo, gilt als der Repräsentant des Aberglaubens, der alle seltsamen Gebräuche in Schutz nimmt. Es ist wahr, daß er mancher aufgeklärten Anschauung, die Joseph Karo seinen alten Autoritäten nachschreibt, zuweilen entgegentritt. Wenn

z. B. Joseph Karo ein Kapitel überschreibt: Der törichte Brauch des Kapparah-Schlagens, des Versöhnungshahnes und der Versöhnungshenne, dann einfach sagt: es sei ein alberner törichter Brauch, der nicht zu befolgen sei, wenn Karo sich darin wie immer den spanischen Vorgängern anschließt, so ist Moses Isserles damit nicht einverstanden und nimmt den Brauch in Schutz. Allein warum? Etwa aus Lust am Aberglauben? Der Mann stellt sich uns sonst nicht so dar, er liebt philosophische Untersuchungen, wir haben ein Werk von ihm, das, wenn auch nicht von großer Klarheit, so doch die symbolische Richtung, wie sie die vorangehenden Philosophen gepflegt hatten, recht gewandt mit vieler Liebe vertritt. Aber für ihn hat ein anderes hohe Geltung: das Leben; Brauch und Sitte, wie sie sich gestaltet und wie sie herrschend sind, sind für ihn der Autorität gegenüber maßgebend und entscheidend. Daher tritt er nicht selten auch erleichternd auf, aber nach herrschend gewordener Gewohnheit. Die damalige Zeit war freilich eine finstere, der Lebensbrauch kein freier und reiner, vielmehr getrübt und von vielfachen abergläubischen Ingredienzien durchzogen, und so hat Moses Isserles denn auch diese Lebensbewegungen, wie sie damals ihm sich abspiegelten, wiedergegeben und festgehalten. Aber seine Anschauung müssen wir als eine berechtigte anerkennen.

Mit diesem Werke ist das Judentum des Mittelalters, das Judentum der Satzungen abgeschlossen; ein neues Werk der Art ist nicht erschienen in den langen drei Jahrhunderten, und es wird nimmer eines wieder kommen. Das Mittelalter in seiner Starrheit ist nun an sein Ende gelangt; wenn die Menschheit auch noch die Hälfte der folgenden drei Jahrhunderte unter dem Drucke der vorangegangenen Zeit zu seufzen hatte, ganz besonders aber das Judentum, und erst die folgende kleinere Hälfte allmählich sich demselben zu entringen sucht, so ist doch Leben, Geist, Wissenschaft, Forschung aus den Satzungen gewichen und haben andere Heimatstätten aufgesucht. Unsere Aufgabe ist nun eine andere als diejenige, welche wir noch in dieser letzten Erscheinung wahrgenommen haben. Wir wollen

auch auf das Leben hören, aber nicht auf den Lebensbrauch, wie er vor 300 Jahren zu Krakau gewesen. Wir wollen nicht mehr, so sehr wir ihn ehren mögen, auf die Stimme des Moses Isserles lauschen, wir sollen selbständige Moses- und Israelssöhne werden und diesen Geist in Leben und Wissenschaft ausprägen.

Wir sind an das Ende des Mittelalters gelangt, es wird nie wieder in das Leben eingeführt werden. Wir begreifen es, erkennen es, wie es notwendig eintrat, wie es sich entwickelte und darstellte, aber wir wollen und können seine verblichene Herrlichkeit nicht wieder herstellen, wollen und können nicht in seinen Trümmern umherwandeln, um ängstlich die eine oder die andere zu wahren, während wir andere notwendig entfernen müssen. Wie in dem Staatenleben nicht in einem Vertreter des alten mittelalterlichen Gedankens die Herrschaft des geeinten Vaterlandes heute gewonnen worden, vielmehr ein jugendlicher Staat sich zu dieser Aufgabe erhoben, der weniger an alten Erinnerungen zehrt, weniger im alten Glanze sich sonnt, aber ein rüstiges Streben in sich trägt, die alten geistigen Kräfte auffaugt, sie frisch belebt und darnach umgestaltet: so darf auch der Geist sich nicht an die mittelalterlichen Formen anlehnen, sondern muß die Lebenskräfte aus denselben in sich aufnehmen, sie selbständig verarbeiten und zu neuen Gestaltungen verwirklichen. Ob es in anderen Geisteseinrichtungen, in anderen Religionen möglich ist, mit dem Mittelalter zu brechen, und dennoch dieselbe Richtung, dieselbe Religion zu bleiben, das mag ihre Aufgabe sein zu erwägen. Das Judentum aber wird und muß mit dem Mittelalter seinen ernsten Kampf unternehmen, um so mehr, weil es nicht seine Wurzeln in dieser Zeit der Mitte hat, sondern sie hoch hinauf trägt in das graue Altertum, weil ihm das ganze Mittelalter eine Zeit des Leidens und des Druckes war, von der es die Wundenmale noch an sich trägt, nicht blos am Leibe, sondern auch am Geiste.

Das Judentum war immer eine Religion der Tat und des Lebens, es begnügte sich nicht mit müßigem Grübeln, es wollte sich ausprägen in Gestaltungen, in Handlungen. Auch

wir müssen das Leben in uns aufnehmen, mit den unmittelbaren Tatsachen in die engste Beziehung treten, von dem Leben uns erfrischen und tragen lassen und auf das Leben wiederum einwirken. Das Judentum hat immer Gelehrsamkeit geachtet, Wissen, nicht blos dunkeles, finsteres Glauben: Wissen und Erkenntnis galt ihm als hoher Schatz. So ist es auch unsere zweite Aufgabe die Wissenschaft zu pflegen, in sie tiefer einzudringen, sie nach den reicheren Mitteln unserer Zeit uns anzueignen, mit ihrer Hilfe unsern eigenen Schatz zu verwerten, aus jenen geisterfüllten Vorrats-Kammern, die des Erlösers warten, den Geist zu befreien, in sie einzudringen, nicht um den Buchstaben abzuschreiben, sondern um die innere Triebkraft in uns aufzunehmen.

Vor allem aber haben wir ein teures Erbe unserer Vorfahren zu bewahren, einen reichen Schatz, den wir nicht verscherzen dürfen; das ist der hohe, sittliche Ernst, der sie schmückt, der sie im Verkehr im Hause und in der Außenwelt begleitete, der sie im Frohsinn und im Leiden hob. Die nachdrückliche Mahnung ergeht an uns, daß wir diesen sittlichen Ernst uns erhalten, ihn nicht aufgeben bei der Erweiterung unserer Lebensstellung, das Knie nicht beugen der Sinnenlust und dem Genusse, nicht der Flachheit und der Aeußerlichkeit verfallen, die in Kunst und Wissenschaft und Religion blos einen Gegenstand leichter und gefälliger Unterhaltung findet, der ein prickelnder Witz der Vollgehalt des Gedankens ist, weil sie eine jede ernste Arbeit scheut, die in der anmutigen Form das höchste Ziel findet, während bei unseren Alten die Schönheit blos dann Geltung hatte, wenn sie die Wahrheit voll durchstrahlte.

In Erfüllung dieser Aufgabe haben wir das Judentum auf seinem dritten Lebensgange zu begleiten. Es war zuerst das Judentum des Volkslebens und hat als solches sich bewährt. Es war dann das Judentum innerhalb der Menschheit, aber abgesondert, gedrückt, und hat als solches seine Schätze bewahrt. Nun wird das freie Judentum innerhalb der Menschheit zu wirken berufen, es soll mit ihr im innigsten Kontakte wahrhaft seinen Geist entfalten, empfangend wie spendend sich nun bewähren.

Bis dahin haben wir die Geschichte des Judentums in den vorangegangenen Betrachtungen noch nicht begleitet; wir sind an der Pforte des Mittelalters stehen geblieben, an der sich uns jedoch durch eine helle Fernsicht die neue Zeit abzeichnet. Mit diesem verheißungsvollen Ausblicke aber in die lebendig angeregte Gegenwart und in eine noch reicher sich entfaltende, dabei aber geeinigte und gefestete Zukunft möge ein vorläufiger Abschluß vergönnt sein. Ist es mir im kommenden Winter gestattet, den Faden wieder aufzunehmen, durch die verschlungenen Gänge von noch drei Jahrhunderten zu unserer hell erleuchteten Gegenwart zu führen, so möge das unter noch veredelteren Zuständen geschehen, die die bürgerliche Gleichberechtigung und die Anerkennung der geistigen Ebenbürtigkeit dem Judentume als eine volle Wahrheit verbürgt und besiegelt haben.

Druck von A. Favorke, Breslau
Flurstraße 5

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BM
155
G45
1910

Geiger, Abraham
Das Judentum und seine
Geschichte